3 1761 08140409 7

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

LG
G599

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Zwanzigster Theil.

Dichtung und Wahrheit.

Mit Einleitung und Anmerkungen von

H. von Loeper.

Erster Theil.

Berlin.
Gustav Hempel.

13580

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

Seite

Einleitung des Herausgebers . . . . . VII—XLVIII

Erster Theil.

Titel und Vorwort . . . . . 1 —5
Zur Revision des Textes 205
Anmerkungen 1—3 . . . . . 229—230
Nachträge 1. IV. Theil, Seite 233.

Erstes Buch . . . . . 7 —39
Zur Revision des Textes . . . . . 205—211
Nachträge 3—4. IV. S. 233.
Anmerkungen 4—45 . . . . . 230—270
Nachträge 6—15. IV. S. 234, 235.

Zweites Buch . . . . . 41 —75
Zur Revision des Textes . . . . . 211—214
Anmerkungen 46—67 . . . . . 270—296
Nachträge 16—19. IV. S. 235.

Drittes Buch . . . . . 77—105
Zur Revision des Textes . . . . . 214—216
Anmerkungen 68—94 . . . . . 296—317
Nachträge 20—26. IV. S. 235, 236.

Viertes Buch . . . . . 107—151
Zur Revision des Textes . . . . . 216—221
Nachträge 5. IV. S. 233.
Anmerkungen 95—129 . . . . . 317—346
Nachträge 2, 27—30. IV. S. 233, 236, 237.

Fünftes Buch . . . . . 153—200
Zur Revision des Textes . . . . . 221—225
Anmerkungen 130—164 . . . . . 346—368
Nachträge 31—33. IV. S. 237.

Verzeichniß der verglichenen Drucke . . . . . 202—203
Titel der angeführten Schriften . . . . . 203—204

Zweiter Theil.

Titel 3
Zur Revision des Textes 221
Anmerkungen 165, 166 . . . . . 235—236
Nachträge 36. IV. S. 238.

Sechstes Buch . . . . . 5—42
Zur Revision des Textes . . . . . 221—223
Anmerkungen 167—207 . . . . . 236—268
Nachträge 34, 37—39. IV. S. 238.

Siebentes Buch . . . . . 43—88
Zur Revision des Textes . . . . . 223—226
Anmerkungen 208—256 . . . . . 269—312
Nachträge 40—45. IV. S. 238, 239.

Achtes Buch . . . . . 89—128
Zur Revision des Textes . . . . . 226—228
Anmerkungen 257—317 . . . . . 313—361
Nachträge 46, 47. IV. S. 239.

Neuntes Buch . . . . . 129—168
Zur Revision des Textes . . . . . 229—231
Anmerkungen 318—346 . . . . . 362—380
Nachträge 48—56. IV. S. 239, 240.

Zehntes Buch . . . . . 169—215
Zur Revision des Textes . . . . . 231—232
Anmerkungen 347—385 . . . . . 380—412
Nachträge 35, 57—61. IV. S. 238, 240, 241.

Verzeichniß der verglichenen Drucke . . . . . 218—219
Titel der angeführten Schriften . . . . . 219—220

Dritter Theil.

Titel 3
Zur Revision des Textes 211
Anmerkungen 386, 387 . . . . . 233—234

Elftes Buch . . . . . 5—53
Zur Revision des Textes . . . . . 211—216
Anmerkungen 388—426 . . . . . 234—287
Nachträge 62—64. IV. S. 241.

Zwölftes Buch . . . . . 55—102
Zur Revision des Textes . . . . . 216—220
Anmerkungen 427—480 . . . . . 287—352
Nachträge 65—71. IV. S. 241, 242.

Dreizehntes Buch . . . . . 103—141
Zur Revision des Textes . . . . . 221—224
Anmerkungen 481—519 . . . . . 353—389
Nachträge 72. IV. S. 242.

Vierzehntes Buch . . . . . 143—173
Zur Revision des Textes . . . . . 225—228
Anmerkungen 520—566 . . . . . 389—433
Nachträge 73—78. IV. S. 242, 243.

Funfzehntes Buch . . . . . 175—204
Zur Revision des Textes . . . . . 228—230
Anmerkungen 567—602 . . . . . 433—468
Nachträge 78. IV. S. 243.

Verzeichniß der verglichenen Drucke . . . . . 207—208
Titel der angeführten Schriften . . . . . 208—210

Vierter Theil.

Einleitung . . . . . VII—XLVIII

Titel und Vorwort . . . . . 1—3
Zur Revision des Textes 118
Anmerkungen 603—605 . . . . . 131—133

Sechzehntes Buch . . . . . 5 —21
Zur Revision des Textes . . . . . 118—120
Anmerkungen 606—634 . . . . . 133—154
Nachträge 79 243

Siebzehntes Buch . . . . . 23 —48
Zur Revision des Textes . . . . . 120—123
Anmerkungen 635—663 . . . . . 154—170
Nachträge 80, 81 243

Achtzehntes Buch . . . . . 49 —74
Zur Revision des Textes . . . . . 123—125
Anmerkungen 664—710 . . . . . 170—198
Nachträge 82—86 244

Neunzehntes Buch . . . . . 75 —96
Zur Revision des Textes . . . . . 125—126
Anmerkungen 711—733 . . . . . 198—217

Zwanzigstes Buch . . . . . 97—112
Zur Revision des Textes . . . . . 126—127
Anmerkungen 734—752 . . . . . 218—232
Nachträge 87 244

Verzeichniß der verglichenen Drucke . . . . . 115—116
Titel der angeführten Schriften . . . . . 116—117
Nachträge und Berichtigungen . . . . . 233—244

Register.

I. Verzeichniß der in „Dichtung und Wahrheit" erwähnten Goethischen Schriften, Briefe ꝛc. . . . 247—256
II. Sachregister . . . . . 257—276
III. Geographisches Register . . . . . 277—287
IV. Personenregister . . . . . 288—359
V. Goethe's Genealogie 360

Einleitung.

Die zwanzig Bücher „Dichtung und Wahrheit" aus Goethe's Leben sind nach den vom Verfasser selbst in dem „Vorwort" zum Ersten Theile angegebenen Gesichtspunkten als literarische Denkwürdigkeiten zunächst zu betrachten.

Goethe hatte das sechzigste Jahr erreicht (1808), als er zuerst das Facit seines schriftstellerischen Lebens in den seit 1806 von Cotta herausgegebenen zwölf Bänden seiner Werke vor sich verkörpert sah. Er empfand das Fragmentarische und Unzusammenhängende derselben,*) zumal er stets der chronologischen Anordnung widerstrebt hatte. Um die Genesis der buntscheckigen Familie aufzuklären und die Lücken zu ergänzen, schien ihm Anfangs eine Chronologie der Schriften ausreichend; an diese sollte sich ein verbindender und erklärender Text anreihen, welcher sich dann von selbst zur Schilderung eines Schriftstellerlebens und zuletzt zur Entwicklungsgeschichte des ganzen Menschen erweiterte. Wurde der Verfasser von der Natur des Gegenstandes gedrängt, den Rahmen weiter und weiter zu spannen, seine Geschichte zu der einer ganzen, zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft schon verklungenen Epoche deutschen Lebens auszudehnen, so ist jener erste Anlaß doch als der ur-

*) An Zelter, 22. Juni 1808: „Die Fragmente eines ganzen Lebens nehmen sich freilich wunderlich und inkohärent genug neben einander aus."

sprüngliche Keim aller dieser Bildungen festzuhalten. Goethe benutzte das Werk als Vehikel, um den Zeitgenossen eine Reihe seiner frühern Schriften, den „Satyros", das Drama „Prometheus", „Hans Wurst's Hochzeit", den „Ewigen Juden", dem Inhalte nach bekannt zu machen. Das Siebzehnte Buch sollte Faust-Fragmente enthalten. Dies unterblieb, da das Werk die Anregung zur Vollendung der Tragödie gab. Goethe gewöhnte sich durch dasselbe, seine Schriften rein historisch anzusehn, von diesem Standpunkte die Scheu vor Veröffentlichung ihm nicht genügender älterer oder neuerer Gedichte zu überwinden und solche den nächsten Auflagen seiner Werke einzuverleiben.

So besteht zwischen den Schriften und der Biographie eine fruchtbare Wechselwirkung. Jacobs schrieb schon nach dem Erscheinen des Ersten Theils: „Es [das Buch] ist mir ein historischer Kommentar zu seinen [Goethe's] Werken, die sich aus diesem ersten Bande besser erklären, und gleichsam ein Portefeuille von Studien und Skizzen eines geliebten Meisters, dessen vollendeteren Bildungen man doch gern bis zu ihren ersten Elementen nachspüren mag." *)

Insbesondre gab diese Prosadarstellung den Schlüssel zu dem poetischen Tagebuche, welches die Welt damals gleichzeitig (1812) zuerst in einer selbständigen Ausgabe von Goethe's lyrischen Gedichten erhielt. Die Gestalten der Friedriken, Lotten, Lilli, welche das Publikum bisher nur schattenhaft kannte, erblickte es jetzt in ganzer Figur. Das historische Verständniß der Gedichte, worin wir allmählich fortgeschritten sind, ward erst durch „Dichtung und Wahrheit" möglich. Goethe lebt so sehr in allen seinen Werken, daß auch das Biographische aus seinen Dramen und Romanen herauszuschälen — wie uns scheint, bis zum Mißbrauch — seit dem Erscheinen seiner Lebensbeschreibung versucht worden ist.

*) An Jacobi den 25. April 1812; Zöpprit, Aus Jacobi's Nachlaß, II. 83.

Als Vorübung zu dem neuen Werke konnte seine bisherige und gleichzeitige Thätigkeit auf biographischem Felde gelten: die Uebersetzung des Benvenuto Cellini, der Lebensabriß Winckelmann's und die Redaktion der Lebensgeschichte Hackert's. Die bei einer neueren Biographie vorzüglich maßgebenden Gesichtspunkte hatte er schon 1806 in der Beurtheilung der „Bildnisse jetzt lebender Gelehrten"*) dargelegt. Die Rathschläge, die er hier anläßlich der Lebensskizze von Johannes von Müller, und zwar in Form von Ausstellungen ertheilt, findet man von ihm selbst später befolgt: eine schon um dreißig oder vierzig Jahre zurückliegende Epoche auch in ihren Einzelnheiten zu schildern, während der Chronist meist in den Fehler verfalle, diese als bekannt vorauszusetzen**): auch unbedeutende Menschen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Gespielen, namentlich vorzuführen: bekannte außerordentliche Naturen abermals zu schildern: die Einwirkung großer Weltbegebenheiten darzustellen — man denke an Goethe's Schilderung der Einflüsse des Siebenjährigen Krieges — und sich der Bescheidenheit zu entschlagen, welche den Selbstbiographen abhalten möchte, sich „als außerordentlichen auf das Publikum, auf die Welt wirkenden Menschen" zu zeichnen. Cellini's Rath, mit der eignen Lebensbeschreibung nach dem vierzigsten Jahre zu beginnen, billigte Goethe zwar,***) dehnte die Zeit aber schon in jener Recension bis zum funfzigsten Jahre und später für sich selbst noch um ein weitres Decennium aus.

Der Vierte Theil ist für sich zu betrachten; äußere und innere Gründe verspäteten die Abfassung bis in Goethe's letztes Lebensjahr und den Druck bis nach seinem Tode. Mit Chateaubriand ist er daher der älteste Autobiograph aller Zeiten. Nur hinsichtlich dieses Posthumus halten wir seine eigne Vorschrift nicht für genügend beobachtet: „Wir müssen eigentlich noch nah genug

*) Werke, Bd. XXIX. S. 117 flgde.
**) Werke, Bd. XIX. Nr. 451.
***) Werke, Bd. XXIX. S. 327.

an unsern Irrthümern und Fehlern stehn, um sie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben, jene Zustände wieder in uns hervorzurufen." Man kann jedoch deshalb mit ihm nicht rechten, da er keinen Versuch gemacht, uns über die Mängel des Alters zu täuschen, sie vielmehr liebenswürdig eingesteht.*)

Nach Riemer ward der erste Plan zu dem Werke am 28. August 1808 gefaßt. Zunächst traten die „Wahlverwandtschaften" (1809) und der Abschluß der Farbenlehre (1810) dazwischen, so daß die Abfassung der drei ersten Theile ganz in die nun folgenden Jahre 1810 bis 1813, in die Windstille vor dem Sturm, das Ende schon in diesen fällt.

Goedeke's Mittheilung**) verdanken wir die Kenntniß des, den Zeitraum von 1742 bis 1810 umfassenden biographischen Schema's, welches Goethe als erste Vorarbeit zu Ende des Jahrs 1809 entwarf. Die einschlägigen Daten sind daraus bis 1775 unsern „Anmerkungen" jedes Buchs voraufgeschickt.

Mit der Uebersiedlung nach Weimar sollte von Anfang an abgeschlossen werden, wobei der jetzt die drei letzten Theile enthaltende Stoff auf einen einzigen Band, das Ganze daher auf zwei Bände berechnet war. Pauline Gotter, die sich 1811 zu Drakendorf in Goethe's Nähe aufhielt, schreibt an Schelling am 7. September dieses Jahres: „Die Herausgabe des ‚Wilhelm Meister' [Wanderjahre] wird vor der Hand noch unterbleiben; dagegen erscheint Michaeli der erste Band seiner Biographie. Mit dem Titel hat er sich vorgesehn, und wie es hieß ‚Zur Farbenlehre', so heißt es diesmal: ‚Aus meinem Leben', ja vielleicht mit dem Zusatz: ‚Wahrheit und Dichtung'. Den zweiten bekommen wir Ostern und endigt mit dem Zeitpunkt, wo er nach Weimar kommt; dann schließt das Werk, bis auch er einmal nicht mehr sein wird. Daß uns die folgenden Theile

*) Dichtung und Wahrheit, Thl. IV. S. 55.

**) Grundriß, II. S. 874 bis 896 passim.

noch lange vorenthalten blieben! In die ersten zwanzig Bogen bin ich so glücklich gewesen zu blicken [bis S. 128 Thl. I unsrer Ausg.] und nun erst recht begierig auf das Nächste. Es ist eine Grazie in der Erzählung der unbedeutendsten Zufälle, die nur aus Goethe's Feder fließen kann und die Einen entzücken muß; oft hätte ich ihn in der Freude meines Herzens in die Arme schließen mögen, als die einzige Aeußerung, die uns Menschen herzliche Empfindungen, als wirklich aus dem Herzen kommende, nur einigermaßen zur Genüge ausdrückt. Mit den kleinsten Vorfällen seiner Kindheit wird man nach und nach vertraut, und es ereignet sich Alles, möcht' ich sagen, fast sichtbar vor unsern Augen, daß man eben sich zuletzt einbildet, man hätte es mit ihm erlebt."*)

Niebuhr, der schon im Oktober 1810 durch Zelter wußte, „daß Goethe an seiner Biographie schreibe", äußerte im folgenden Jahre nach dem Erscheinen des Ersten Theils, wenn ein großer Mann sein Leben beschreibe, so sei für ihn schon Abend geworden; „daß er erzählt, wie er lebte, zeigt, daß er nicht mehr ganz aus der Wurzel lebt", und später: „In ihm [Goethe] ist die Jugend bei der Beschauung seiner Jugend wieder erwacht, und wenn er nichts Aehnliches mehr schreiben möchte, so hat er freilich auch schon lange nichts Aehnliches geschrieben. Die Darstellung ist unerreichlich schön und liebenswürdig. — Der viele geringfügige Stoff wird Dich nicht stören, Du wirst ihn Dir auch erzählend denken, und das ist die Vortrefflichkeit des Stils, daß man sich vorstellen möchte, man höre ihn erzählen. Die Geschichte seiner ersten Liebe ist hinreißend schön: aber eine zweite wird auch in der Geschichte nicht wiederkommen, und ich könnte mich trösten, wenn sie unvollendet bliebe."**)

Der Ungunst der Zeit unerachtet hatte schon dieser erste

*) Schelling's Leben, II. S. 264 f.

**) Lebensnachrichten, 1838, I. S. 503, Brief vom 7sten, und S. 504 vom 16. November 1811.

Band einen großen Erfolg, und Cotta beeilte sich, das auf 1500 Thaler festgesetzte Honorar auf 2000 Thaler für den Band zu erhöhen.*) Daß dagegen der ganz deutsche Stoff im Auslande weniger Interesse erregte, darf nicht befremden. Frau von Stael selbst fand sich nicht in die Behandlung: „Voulez-vous me renvoyer le livre de Goethe? Il y a une personne ici qui voudrait le traduire. Je ne le trouve meilleur que vous, mais il est un grand succès en Allemagne, et le succès inspire toujours le désir d'en connaître la cause" (an Camille Jordan, den 26. April 1812). Pariser Journale brachten sogar (1812) satirische Anzeigen des ersten Bandes (Morgenblatt 1812, Nr. 259).

Als Frucht des Goethischen Fleißes während der beiden folgenden Jahre trat im Herbste 1812 der Zweite und, aufgehalten durch die Kriegsereignisse, im Frühjahr 1814 der Dritte Theil ans Licht.

Niebuhr, der den Zweiten schon im November 1812 gelesen nahm mit Nicolovius Anstoß an der Besprechung der Sakramente in demselben, er wünschte Goethe lieber „rein heidnisch poetisch als in diesem Priesterkleide", und dann an dem Verlauf der Sessenheimer Liebesgeschichte. Er ist der Stammvater der Vielen, die diese dem Dichter nicht verzeihen können, so daß Savigny ihn (Niebuhr) einen „Abtrünnigen" nannte.**) Uebrigens wußte schon Niebuhr, daß Friedrike die Base des diplomatischen Schriftstellers Schöll gewesen war.

Im Herbste 1812 fand Weber den Dichter bei dem Dritten Theile beschäftigt: „Goethe'n habe ich einmal recht angenehm genossen. Heute ist er nach Jena gereist, um den Dritten Theil seiner Biographie zu schreiben. Hier kommt er nicht dazu",***)

*) W. Vollmer, Briefw. zwischen Schiller und Cotta. 1876. S. 691 f.

**) Lebensnachrichten, II. 101, 293 u. 466.

***) An Lichtenstein, Weimar den 1. November 1812. K. M. v. Weber. Ein Lebensbild. 854, I. S. 385.

und Goethe selbst erklärte sich zu Ende jenes Jahres, als Pfaff ihm sein Buch über die Farben geschickt hatte, „mit andern Gegenständen beschäftigt, die mit meinen innern und äußern Verhältnissen mehr Verwandtschaft haben".*) Von Goethe's Briefen an Riemer beziehen sich die Nummern sechs bis zehn fast ausschließlich auf den Dritten Theil. Danach war das Elfte Buch zwar schon am 10. November 1812 zu Jena beendigt, aber von Teplitz, wo Goethe den größten Theil des Sommers 1813 dieser Arbeit zuwandte, empfing Riemer im Juni wiederum dies mit dem folgenden Buche zur Durchsicht; es fehlte damals nur noch die erste Hälfte des Funfzehnten, die zuletzt geschrieben worden ist. Unsre Briefauszüge (Theil III. S. 224 bis 226) zeigen Beide noch im Dezember 1813 mit der Korrektur des Dreizehnten und Vierzehnten Buchs beschäftigt.

So fiel das Erscheinen des, abgesehn vom Vierten Theile, vollständigen Werks mit dem Frieden und der wiedererlangten deutschen Unabhängigkeit zusammen.

Wer nur auf höhere Bildung Anspruch machte, suchte beim ersten Aufathmen nach dem Kriege geistigen Genuß in diesem sogleich weitverbreiteten Buche. Der fromme und patriotische Perthes schrieb damals (Winter 1814): „Wie die Bibel das Buch des Lebens in Gott ist, so möchte ich Goethe's ‚Wahrheit und Dichtung' das Buch des Lebens in der Welt nennen."**) Der preußische Kommandant von Mainz, General von Krauseneck, vertiefte sich mit dem spätern General von Luck im Herbst desselben Jahres in diese Lektüre, und einer der dortigen hohen österreichischen Offiziere erfuhr dadurch zuerst von der Existenz Goethe's.***) Iffland, von dem wir auch eine Autobiographie besitzen, erfreute sich an dem Buche nicht lange vor

*) Am 29. Dezember 1812. Westermann's Monatshefte, Juni 1876, mitgetheilt von Dr. H. Uhde.

**) Fr. Perthes' Leben, herausgegeben von Perthes, 1848, I. S. 344.

***) General W. J. v. Krauseneck, Berlin 1851, S. 116.

seinem Ende, im Mai 1814: „Ich war in der Mitte von Goethe's Leben Dritter Theil. Ich habe, mit Ausnahme des Straßburger Zirkels, alle Menschen persönlich gekannt, von denen hier die Rede ist. Es war mir zu Muthe, als hätte ich lange in Herr von Goethe's Zimmer gelesen und trete er selbst ein. Die Milde, Bestimmtheit und Kraft, womit die ewige Jugend des großen Mannes dies hohe Werk umfaßt, hatte mich so beglückt, daß mir mehrere Mal so zu Sinne war, als müßte ich seine Hand ergreifen. Es ist ein großes Wohlgefühl, mir sagen zu können, daß ich fähig bin, mit ihm zu fühlen."*)

Selbstverständlich las Goethe's ganzer Freundeskreis das Buch. Wir wissen es von Frau von Grothuis aus dem Mai**) und von Prinzessin Karoline von Weimar vom Sommer 1814.***) Der Aktuar Salzmann konnte sich zwar an der Darstellung der Straßburger Erlebnisse seines Freundes nicht mehr ergetzen, wol aber Griesbach noch an den Frankfurter Vorfällen im Zweiten Theile.†) Von den eigentlichen Jugendfreunden, deren noch manche lebten, wie Jung, Riese und Passavant, äußerten sich eingehend, so viel wir wissen, nur Jacobi und Klinger.

Die ersten drei Theile sind aus einem Gusse und gewissermaßen mit derselben Feder geschrieben. Dagegen hat der posthume Vierte Theil, lange nach dem ersten Entwurf ruckweise ausgeführt, etwas Fragmentarisches und Musivisches erhalten. Striche deuten die einzelnen Stücke innerhalb der Bücher auch äußerlich an. Die Entstehungszeit der meisten Abschnitte läßt sich jedoch bestimmen. Die Fragmente über Lavater im Neunzehnten Buch sind (S. 82) als ältern Ursprungs bezeichnet; Aehnliches findet man, soweit es zur Lebensgeschichte nicht verwandt worden, unter den „Biographischen Einzelnheiten" des Siebenundzwan-

*) Aus den Akten des Berliner Theaters.

**) Brief an Goethe, Dresden, 25. Mai 1814. Europa 1850, Nr. 27.

***) Charl. v. Schiller u. ihre Freunde, I.

†) Goethe an Körner sen., den 16. November 1812.

zigsten Bandes vereinigt. In solcher Art ist auch der Abschnitt über Jung-Stilling am Schlusse des Sechzehnten Buchs für sich entstanden, und zwar, wie wir glauben (Anm. 634), als das früheste Stück des Vierten Theils, wenn auch Eckermann diese Partie noch 1824 in dem Entwurfe „nur mit wenigen Worten angedeutet" fand. Auch der Anfang desselben Buchs gehört im Wesentlichen zu den ältern Bestandtheilen und wird, wie der ganze Schluß von Seite 100 an, im Jahre 1816 schon geschrieben gewesen sein; zu Ende desselben bezeichnet Goethe „die letzten Bogen schon in Ordnung. Dieser Band endigt mit dem Entschlusse, von Heidelberg aufzubrechen und nach Weimar zu gehen". Dies ergiebt auch das strategische Bild Seite 108 und die Art, wie die Delph hier eingeführt wird, als wäre sie nicht schon aus dem Siebzehnten Buche bekannt.

Wie sehr die Gegenstände dieses und des Sechzehnten Buchs Goethe damals unmittelbar gegenwärtig waren, zeigen die von S. Boisserée notirten Aeußerungen:

Vom 3. August 1815: „Zu den Menschen habe ich immer eine wahre Wuth gehabt; im Dritten Band findet sich davon schon der Anfang; aber im Vierten wird es sich erst recht zeigen" — und

„Ich führe die Ethik von Spinoza immer bei mir" [Anfang des Sechzehnten Buchs].

Vom 9. August: „Er macht mir die Konfession, daß ihm die Gedichte auf einmal und ganz in den Sinn kämen, wenn sie recht wären; dann müßte er sie aber gleich aufschreiben, sonst finde er sie nicht wieder; darum hüte er sich, auf den Spaziergängen etwas auszudenken. Es sei ein Unglück, wenn er es nicht ganz im Gedächtniß behalte; sobald er sich besinnen müßte, würde es nicht wieder gut, auch ändere er selten etwas; ebenso sei es ein Unglück, wenn er Gedichte träume, das sei meist ein verlornes. Ein italiänischer Poet habe sich aus diesem Grunde ein ledernes Wamms machen lassen, worauf er im Bett [Goethe

sagte wahrscheinlich: „im Dunkeln"] habe schreiben können" [was im Sechzehnten Buch von der Vergangenheit erzählt wird, galt also damals noch von der Gegenwart].

Vom 3. Oktober 1815 über Lilli:

„Alte Erinnerungen: wie oft Goethe den Pfad durch die Gerbermühle gegangen nach Offenbach zur Schönemann. Liebesgeschichte. Seine Lieder an Lilli. Braut und Bräutigam. Wie sie allmählich von einander entfernt worden durch einen Dritten, ohne es selbst zu wissen, wie die Kinder, die ein Leid haben und es sich wechselseitig klagen und nicht wissen warum. D'Orville, ein Pfarrer [Ewald] ist im Spiel. Sie hat ihm den größten Theil ihrer Bildung zu danken [was Lilli auch eingestand; Anm. 729]. — Er spricht von seiner Verlegenheit, wegen dieser Geliebten die Lebensbeschreibung fortzusetzen; ich suchte sie ihm auszureden. Vor vierzig Jahren reiste er auch nach Karlsruhe; er werde da Jung-Stilling wiedersehen, dem er seitdem nicht begegnete. Die Schönemann müßte auch da sein" [Goethe vermuthete das, weil ihr Gatte, von Türckheim, eine Zeit lang vorher badischer Finanzminister gewesen].

Die Schilderung der Geburtstagsfeier Lilli's im Siebzehnten Buche fällt nach der „Chronologie Goethe'scher Schriften" erst ins Jahr 1821. Dann brach Goethe wieder ab: „Die Fortsetzung oder Vollendung von Wahrheit und Dichtung wollte nicht gelingen."*) Der zweite Abschnitt dieses Buchs von S. 40 an ist erst zehn Jahre später diktirt, ebenso der Anfang des Achtzehnten (bis Seite 53). Das Weitere desselben, das Neunzehnte und der Anfang des Zwanzigsten waren 1824 nur schematisirt, aber im März 1831 ausgearbeitet, wonach die Beschreibung der Schweizerreise den Jahren 1825, 1830 und 1831 zuzuweisen ist. Ebendahin gehört auch die erst später verfaßte Stelle über die erste Bekanntschaft mit Lilli im Sechzehnten

*) An Staatsrath Schultz, den 12. Juni 1822.

Buche (S. 14 und 15). Selbst der Satz S. 12 von dem „gelegentlichen Handeln ohne Bedenken" scheint aus Eckermann's Worten vom „Gemüth, das auch handelnd sich nicht lange fragt und besinnt", hervorgegangen.*)

Goethe mußte zur Abfassung seiner Denkwürdigkeiten ein weitläuftiges Material sowol nach der lokal- und allgemeingeschichtlichen als nach der biographischen Seite um sich versammeln. Diesem nachzugehn und das Werk auf seine Quellen zu prüfen, haben wir in unsern Anmerkungen unternommen. Nur so läßt sich ein kritischer Einblick in Goethe's Verfahren, nur so Klarheit über die Kunst gewinnen, womit das Heterogenste, seiner Eigenart beraubt, in das Ganze der Darstellung aufgenommen ist.

Daß wir, um mit dem „Vorwort" (Theil I) zu beginnen, den darin enthaltenen Brief eines Freundes für fingirt erachten, ist schon in Anmerkung 3 gesagt. Uns unterstützen darin Pauline Gotter und Varnhagen. Erstere schreibt an Schelling: „Goethe's Leben ist nun wol endlich in Ihren Händen? — Meine Mutter und Schwestern sind jetzt darüber und behaupten steif und fest, der Brief des Freundes in der Vorrede sei aus Goethe's Feder geflossen und die einzige Dichtung im ganzen Buch, was ich aber nicht zugebe, nicht einsehend, wozu es dieser Einleitung als bloßer Erfindung bedürfe",**) und Varnhagen bezeichnete diesen Brief sogleich in seiner Recension von Goethe's Erstem Theile als den „doch wol nur vorgeblichen Brief eines Freundes, der wie Goethe schreibt".***)

Einer Hauptquelle, auf die bei dem Unternehmen vorzüglich gerechnet war, der Erinnerungen der Mutter, wurde der Verfasser durch deren Tod im Herbste 1808 beraubt. Es fügte sich

*) Gespräche, II. S. 310, 311, 250; Riemer's Mittheilungen, II. S. 610, und Chronologie der Goethe'schen Schriften.

**) Vom 5. Dezember 1811, Schelling's Leben, II. S. 275 f.

***) Die Musen, Heft 3. S. 202. Berlin 1834.

aber glücklich, daß Bettina von diesen Erinnerungen viel in sich aufgenommen. Ihre Mittheilungen, wenn auch aus zweiter Hand, sind von Goethe mehrfach, jedoch sehr bescheiden und mäßig für seine Jugendgeschichte verwandt (Anmerkungen 5, 36 und 618).

Ob Bettina's Briefe als in dieser Art verwerthet und, mit Lewes, für ferner verwerthbar anzunehmen, wird zwar von mehreren Seiten bezweifelt;*) insofern Bettina nur nacherzählt, nicht aber Selbsterlebtes berichtet, ist sie freilich eine problematische Quelle, nicht aber, als habe sie nicht in gutem Glauben erzählt, oder gar als habe sie, wo dieselben Geschichten in „Dichtung und Wahrheit" vorkommen, solche erst Goethe's Darstellung nachgebildet. Ein Argwohn der letzten Art muß ganz abgelehnt werden. Sichere äußere Kennzeichen, wenn man inneren Gründen nicht trauen will, ergeben die Priorität der Bettina'schen Erzählung. Man nehme Folgendes: Goethe spricht anläßlich des Lissaboner Erdbebens ganz allgemein von Strafpredigten der Geistlichen, Bettina dagegen bestimmter von einer außerordentlichen Bußpredigt zur Vertheidigung der Weisheit des Schöpfers, welche der kleine Wolfgang besucht. Diese Angaben konnte sie nicht aus Goethe's Erzählung, sondern nur aus der eines ältern Zeitgenossen schöpfen; denn aus dem literarischen Anhange der Griesbach'schen Gedächtnißrede auf Fresenius, den Beichtvater der Goethischen Familie, ergiebt sich, daß Dieser eine solche Bußpredigt am 16. Januar 1756 wirklich gehalten hat.**)

Von mehreren Jugendfreunden erhielt der Dichter Auskunft über gemeinsam erlebte Vorfälle. Jacobi erinnerte an die Er-

*) Düntzer, Neue Jahrb. f. Philol. und Pädag., Bd. 37 u. 38. II. Abth. S. 295 flgde, und G. H[auff] im Morgenblatt 1858, Nr. 9 u. 10.

**) Die Griesbach'sche Rede erschien Frankfurt 1761. Groß-Folio. 60 und 44 S. — Fresenius' Predigt war unter folgendem Titel erschienen: „Bus-Gedancken bey den grosen Erschütterungen, die Gott im Reich der Natur entstehen lässet, an dem auserordentlichen Bus- und Bet-Tage wegen des grosen Erdbebens den 16. Jan. 1756 vorgetragen." Frankf. 1756. 8.

eigniſſe der Rheinreiſe 1774, Knebel an die der erſten Begegnung mit dem Herzoge von Weimar im Herbſt deſſelben Jahres, wenn nicht dieſer ſelbſt, welcher Anfangs ſeine ſorgfältig geſammelten Nachrichten aus der Zeit ihres früheren Zuſammenlebens vorenthielt, nachträglich dazu beigeſteuert hat.*) Von Klinger waren ſolche Nachrichten nicht zu erlangen. Bei Ueberſendung des Dritten Theils hatte Goethe ihn gebeten, ihm „einige Beiträge zu gönnen, wie ſchon mehrere Freunde auf mein Anſuchen gethan — da es mir an Dokumenten aus jener Zeit gar ſehr fehlt und das Gedächtniß zu den Thatſachen wol allenfalls hinreicht, aber nicht immer uns die Eindrücke, die wir damals empfingen, wieder hervorrufen kann.“**) Klinger antwortete hierauf ſehr eingehend. Sein Schreiben, Paulowski den 26. Mai 1814, nimmt gedruckt vier Quartſeiten ein. Er bewundert Goethe, daß er ihn ſo vollſtändig, wie es im Dritten Theil geſchehen, erkannt habe, er nennt das Buch ein „einziges Werk ſeiner Art, welches das Streben und den Geiſt unſrer verlebten Zeit ſo darſtellt, daß unſre ſpäten Nachkommen, beim Leſen allein, ſie mit uns als Zeitgenoſſen leben werden“, erörtert auch Einzelnes, namentlich die ihm vorzüglich aufgefallene Verbindung des „Mahomet“ mit Lavater und Baſedow; ſtatt aber ſeinem Freunde biographiſche Notizen aus ihrer Jugendzeit und über ſeine Jugendſchriften zu geben, macht er den Verſuch, die Schilderung ſeines Weſens im Vierzehnten Buche in einer für die Beurtheilung Klinger's unſchätzbaren, für Goethe's Zwecke aber unbrauchbaren Darſtellung ſeiner Entwicklung vom Jahre 1781 ab ausführlicher zu begründen. Der Rückblick auf ſein früheres Leben mochte ihm peinlich ſein. So kommt es, daß Klinger in Goethe's Erzählung nur ſehr beiläufig behandelt iſt.***)

*) Schelling's Leben, II. S. 276.

**) Frankf. Muſ., III. 1. 1857; Brief vom 8. Mai 1814; ſ. hier Anm. 531.

***) Der Brief iſt durch K. Morgenſtern in den Verhandlungen der 8. Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Darmſtadt, Oktober 1846, daſ. 1846, S. 43 bis 48, abgedruckt.

Eine zweite Quelle bilden die aus dem Strome der Zeit geretteten Briefschaften und Tagebücher. Deren besaß Goethe noch mehrere, obschon er nur das schweizer Tagebuch v. J. 1775, aus welchem auch die „Briefe aus der Schweiz, Erste Abtheilung" hervorgegangen sein werden, ausdrücklich erwähnt. Leider hatte er aus übergroßer Scheu vor indiskreter Bekanntmachung vor Antritt seiner Reise 1797 einen großen Theil älterer Briefe dem Feuertode geweiht;*) Einiges mag aber gerettet und Anderes später aus dem Nachlasse der Mutter hinzugetreten sein. Die Art, wie seine eignen Briefe aus der Leipziger Zeit im Achten Buche (Thl. II. S. 121) erwähnt werden, läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß er sie 1812 vor sich hatte. Ebenso liegen der Beschreibung der Reisen im Elsaß v. J. 1771 ältere Aufzeichnungen zu Grunde (Anm. 416); auch einzelne der von Schöll veröffentlichten Konzepte theils aus dieser Reisezeit, theils aus dem Leipziger Triennium sind hieher zu ziehn; es waren Papiere, welche er der Frau von Stein überlassen, von ihr aber zur Benutzung bei der Biographie vorübergehend zurückerhalten hatte (Anm. 203 u. 372).

Dazu kamen nun gedruckte Quellen der verschiedensten Art, von biographischen Werken vorzüglich Jung's Lebensgeschichte, welche Goethe vielfach herangezogen hat (Anm. 337 und 621 bis 633), obwol ihr nach Jacobi's Zeugniß volle Zuverlässigkeit mangelt. Dieser schreibt: „Seine Erzählungen sind nicht überall ganz lauter, sondern zusammengesetzt aus Wahrheit und Dichtung, mehr und noch ganz anders als die Goethe'schen, denen ich das Zeugniß geben muß (ich erlebte ja so Vieles mit!), daß sie oft wahrhafter sind als die Wahrheit selbst."**) Dies besonders zu Anm. 555.

Aus einigen, wenn auch nicht als Quellen, so doch als

*) Gwinner, Kunst und Künstler, S. 537 f.

**) An Dohm, 20. Juni 1818; Aus Jacobi's Nachlaß, II. S. 149.

Hilfsmittel benutzten lokalgeschichtlichen Schriften ist Vieles bis auf einzelne Ausdrücke in Goethe's Darstellung nachweisbar übergegangen. Am Deutlichsten tritt dies bei der Erzählung im Ersten Buche vom Pfeifergericht hervor, die ganz auf dem im Quellenverzeichniß des Ersten Theils (S. 203) angeführten Fries'schen Buche beruht (vergl. Textrev. daf. zu S. 21 und Anm. 30). Auch zur Schilderung der Königswahl und der Geschichte des Kammergerichts sind allgemein zugängliche Werke benutzt worden. Wir freuen uns, gerade diese drei Darstellungen aus der Reichszeit neuerdings bei Wegele sowol wegen ihrer Anschaulichkeit als Korrektheit gewürdigt zu finden. Auch Jacobs rühmte schon 1811 die Schilderung der ehrenvesten Reichsbürgerlichkeit, „vor Allem den herrlichen Abschnitt von der Kaiserwahl und -Krönung, wo die anziehende Liebschaft des Dichters sich durch die großen prunkvollen Scenen mit einer ganz eignen Anmuth und Lieblichkeit durchschleicht".*)

Umfassender war des Dichters Vorbeschäftigung mit der allgemeinen Literaturgeschichte, oder was man damals so nannte. Die von ihm hauptsächlich benutzten encyklopädischen Werke finden wir in seiner gleichzeitigen Rede auf Wieland angegeben: Küttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn. Andre werden aus der Jenaer Bibliothek hinzugetreten sein. Kleine Irrthümer auf diesem Gebiete, z. B. über Liscov's Todeszeit und den Verfasser der „Geschichte des Grafen P**" (Thl. II. S. 44 und 52, Anm. 210 u. 217c) sind durch den Stand der damaligen Forschung erklärlich. Außerdem sind die hauptsächlichsten Zeitschriften, die Allgemeine Deutsche Bibliothek, der Merkur, die beiden ersten Jahrgänge der Frankfurter gelehrten Anzeigen fleißig durchgesehn (Anm. 463, 465 u. 475 zu Thl. III. S. 98). Der nebenhergehenden Erörterung der gleichzeitigen französischen Literatur (besonders im Elften Buche) kamen des Dichters Kenntnisse

*) Wegele, Goethe als Historiker. 1876, S. 3, und Jacobi's Nachl., II. S. 83.

auf diesem Felde, wovon die Noten zu Rameau's Neffen (Bd. XXXI) Zeugniß geben, trefflich zu Statten. Die Briefe Voltaire's, welche den Geist der Epoche am Deutlichsten zeigen, hatte der Dichter vor seiner Arbeit von Neuem gelesen und exzerpirt.

Hieraus ergiebt sich, daß derselben die umfangreichsten Studien vorhergegangen sind und daß Goethe im höchsten Maße bestrebt gewesen, ihr eine sichre thatsächliche Unterlage zu verschaffen. Dies ist ihm im Großen und Ganzen vollständig gelungen. „Dichtung und Wahrheit" erhebt sich hiedurch über den Charakter persönlicher Denkwürdigkeiten, welchen Wegele dem Buche beilegt, zu einem Geschichtswerke, zu einer historischen Erfordernissen genügenden Biographie. Die „Dichtung" des Titels ist, auf Thatsachen bezogen, nur Nothbehelf. Streng genommen eignet der Doppeltitel nur dem Ersten Theile mit dem Knabenmärchen, der Gretchen-Episode und ähnlichen Erfindungen, die aus dem Thatsächlichen hervorgehen und sich darin wieder verlieren; je mehr der Tag sich hellt, desto mehr verschwindet alles Unwirkliche. Auch in der Sessenheimer Geschichte waltet weniger poetische Erfindung als poetische Wiedergabe des thatsächlich und wirklich Geschehenen. Der Brief an Frau von Stein über Sessenheim v. J. 1779 ist nicht wirklicher als die Erzählung in der Lebensgeschichte. Seit der Rückkehr des Dichters nach Frankfurt zumal wird der Faden der Erzählung unter dem strengen Gebot der Thatsachen fortgesponnen. Für diese Theile ist jener trügerische Titel nur traditionell beibehalten, immerhin als Ausdruck eines allgemeinen Gedankens, daß keine geschichtliche Darstellung ohne Mitthätigkeit der Phantasie denkbar sei, und als Bitte um Nachsicht mit Gedächtnißfehlern und sonst entschlüpften Irrthümern. An solchen fehlt es natürlich nicht; durch die reichhaltigen, für Goethe noch verschlossenen, seitdem zumeist seinetwegen veröffentlichten Briefwechsel und andere literarische Erinnerungen ist uns eine genaue Kontrole seiner

Erzählung auf Tag und Stunde möglich geworden, wonach wir in des Biographen eigensten Angelegenheiten vielfach klarer sehen als er selbst. Dies betrifft jedoch nur äußerliche Dinge, an ihrem Orte zu berichtigen, allein unvermögend, den Werth des Buchs zu beeinträchtigen. Daß nicht Lips, sondern Schmoll der Begleiter Lavater's auf der Rheinreise 1774 gewesen, daß auf dieser die Vorfälle der Herreise in die Hinreise verlegt worden, daß die Ereignisse zu Frankfurt und Offenbach im Sommer 1775 starke Rückungen erfahren, diese und ähnliche in unsern Anmerkungen erwähnte Fehlgriffe waren der Preis, um den die Biographie überhaupt zu haben war. Die Gleichzeitigen leiden immer an der Nähe der Zeit; was sie an Unmittelbarkeit der Eindrücke voraushaben, gewinnen die Nachkommen ihnen ab an durchdringender Kenntniß und richtigerm Ueberblick. Erst jetzt wird es möglich, die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs zu schreiben, kaum die der Freiheitskriege. Der ganze Geschichtsverlauf nach ihnen liegt im tiefsten Dunkel. Und doch ist jedes Memoirenwerk aus der Zeit selbst unschätzbar, unschätzbar als Quelle. So ist es auch mit Goethe. Literaturgeschichten von vollendeter Durcharbeitung und klassischer Darstellung, wie wir deren besitzen, Biographien des Dichters und erklärende Werke, seien es der Scholien und Anmerkungen noch so viele, sind abgeleitete Ströme, und nur der es selbst erlebte, konnte seinem Buche die Vorzüge eines Quellenwerks verleihen.

Die reicheren literarischen Hilfsmittel befähigen uns, die Richtigkeit der thatsächlichen Grundlagen des Werks und der darin gefällten Urtheile in ganz andrer Weise zu erkennen als die Früheren. Manches, was von diesen als Spiel der Phantasie genommen wurde, zeigt sich in reiner Thatsächlichkeit; Anderes gestattet eine Verschiedenheit der Auffassung und bewegt sich in noch ungeschlichtetem Streite.

Dahin gehört die Schilderung des Lenz'schen Charakters im Vierzehnten Buche, deren Trefflichkeit, vielfach angefochten, sich

auf diesem Felde, wovon die Noten zu Rameau's Neffen (Bd. XXXI) Zeugniß geben, trefflich zu Statten. Die Briefe Voltaire's, welche den Geist der Epoche am Deutlichsten zeigen, hatte der Dichter vor seiner Arbeit von Neuem gelesen und exzerpirt.

Hieraus ergiebt sich, daß derselben die umfangreichsten Studien vorhergegangen sind und daß Goethe im höchsten Maße bestrebt gewesen, ihr eine sichre thatsächliche Unterlage zu verschaffen. Dies ist ihm im Großen und Ganzen vollständig gelungen. „Dichtung und Wahrheit" erhebt sich hiedurch über den Charakter persönlicher Denkwürdigkeiten, welchen Wegele dem Buche beilegt, zu einem Geschichtswerke, zu einer historischen Erfordernissen genügenden Biographie. Die „Dichtung" des Titels ist, auf Thatsachen bezogen, nur Nothbehelf. Streng genommen eignet der Doppeltitel nur dem Ersten Theile mit dem Knabenmärchen, der Gretchen-Episode und ähnlichen Erfindungen, die aus dem Thatsächlichen hervorgehen und sich darin wieder verlieren; je mehr der Tag sich hellt, desto mehr verschwindet alles Unwirkliche. Auch in der Sessenheimer Geschichte waltet weniger poetische Erfindung als poetische Wiedergabe des thatsächlich und wirklich Geschehenen. Der Brief an Frau von Stein über Sessenheim v. J. 1779 ist nicht wirklicher als die Erzählung in der Lebensgeschichte. Seit der Rückkehr des Dichters nach Frankfurt zumal wird der Faden der Erzählung unter dem strengen Gebot der Thatsachen fortgesponnen. Für diese Theile ist jener trügerische Titel nur traditionell beibehalten, immerhin als Ausdruck eines allgemeinen Gedankens, daß keine geschichtliche Darstellung ohne Mitthätigkeit der Phantasie denkbar sei, und als Bitte um Nachsicht mit Gedächtnißfehlern und sonst entschlüpften Irrthümern. An solchen fehlt es natürlich nicht; durch die reichhaltigen, für Goethe noch verschlossenen, seitdem zumeist seinetwegen veröffentlichten Briefwechsel und andere literarische Erinnerungen ist uns eine genaue Kontrole seiner

Erzählung auf Tag und Stunde möglich geworden, wonach wir
n des Biographen eigensten Angelegenheiten vielfach klarer
ehen als er selbst. Dies betrifft jedoch nur äußerliche Dinge,
an ihrem Orte zu berichtigen, allein unvermögend, den Werth
des Buchs zu beeinträchtigen. Daß nicht Lips, sondern Schmoll
der Begleiter Lavater's auf der Rheinreise 1774 gewesen, daß
auf dieser die Vorfälle der Herreise in die Hinreise verlegt
worden, daß die Ereignisse zu Frankfurt und Offenbach im
Sommer 1775 starke Rückungen erfahren, diese und ähnliche in
unsern Anmerkungen erwähnte Fehlgriffe waren der Preis, um
den die Biographie überhaupt zu haben war. Die Gleichzeitigen
leiden immer an der Nähe der Zeit; was sie an Unmittelbarkeit
der Eindrücke voraushaben, gewinnen die Nachkommen ihnen ab
an durchdringender Kenntniß und richtigerm Ueberblick. Erst
jetzt wird es möglich, die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs
zu schreiben, kaum die der Freiheitskriege. Der ganze Geschichts-
verlauf nach ihnen liegt im tiefsten Dunkel. Und doch ist jedes
Memoirenwerk aus der Zeit selbst unschätzbar, unschätzbar als
Quelle. So ist es auch mit Goethe. Literaturgeschichten von
vollendeter Durcharbeitung und klassischer Darstellung, wie wir
deren besitzen, Biographien des Dichters und erklärende Werke,
seien es der Scholien und Anmerkungen noch so viele, sind ab-
geleitete Ströme, und nur der es selbst erlebte, konnte seinem
Buche die Vorzüge eines Quellenwerks verleihen.

Die reicheren literarischen Hilfsmittel befähigen uns, die
Richtigkeit der thatsächlichen Grundlagen des Werks und der
darin gefällten Urtheile in ganz andrer Weise zu erkennen als
die Früheren. Manches, was von diesen als Spiel der Phantasie
genommen wurde, zeigt sich in reiner Thatsächlichkeit; Anderes
gestattet eine Verschiedenheit der Auffassung und bewegt sich in
noch ungeschlichtetem Streite.

Dahin gehört die Schilderung des Lenz'schen Charakters im
Vierzehnten Buche, deren Trefflichkeit, vielfach angefochten, sich

leuchtet nach der Erzählung in demselben Buche gleichfalls nicht recht ein, nicht, wie sich das Falsche, das Gemachte in der poetischen Richtung der Stolberge geäußert, nicht, was Merck berechtigt, zwischen dieser und der seines Frankfurter Freundes einen so prinzipiellen Unterschied zu machen. Hier scheint der Phantasie des Lesers zu viel überlassen zu sein. Aber ein einziger realer Zug, den die Briefe der Stolberge enthalten, erklärt Merck's Aeußerung aufs Vollständigste: der, daß die vier jungen Genies, Goethe mit einbegriffen, vor Merck in Werther's Kostüme, alle überein gekleidet, hintraten (Anm. 677). Eine solche Komödie treffen seine Worte schlagend.

Das Dichterische unsrer Biographie liegt weniger in Erfindungen als in der Kunst der Erzählung, weniger im Inhalte als in der Form. Vischer hat in einer von Keller's „Grünen Heinrich" ausgehenden Studie*) der entgegengesetzten Meinung Ausdruck gegeben, daß darin Poesie und Geschichte in Zwietracht lägen. Es sei gefährlich, wenn ein Dichter sein Leben beschreibe. Art lasse nicht von Art; er werde schwer dem Reize widerstehn, zu erfinden, hinzuzudichten, während der Leser von dem Geschichtschreiber faktische Wahrheit verlange. Wir halten diesen Standpunkt dem Goethischen Werke gegenüber für einen unberechtigten. Jedenfalls müßte zuvor nachgewiesen werden, daß Goethe jenem Reize nicht widerstanden, daß er mit der Wirklichkeit frei umgesprungen und im Thatsächlichen kein Vertrauen verdiene. Unsre Anmerkungen, das Buch von A bis O begleitend, jedes erzählte Ereigniß nach seiner historischen Wirklichkeit, nach Ort und Zeit, jede Person nach ihrem Taufschein prüfend, enthalten den vollständigsten Gegenbeweis. Wir wünschen, daß sie dazu beitragen mögen, den Werth des Werks auch nach dieser Seite, nach der Seite der historischen Zuverlässigkeit, noch mehr zu erschließen. Abgesehn von einzelnen, durchaus kennt-

*) Beilage zur Augsb. Allg. Zeitung 1874, Nr. 203.

lichen und mehr ornamentalen Erfindungen des mythischen Ersten Theils und von den nach Art der griechischen und römischen Geschichtschreiber fingirten Reden (Anm. 675), ist Goethe stets bemüht, wirkliche Vorfälle seines Lebens zu überliefern. Es wäre seinem Wahrheits- und Realitätssinne unmöglich gewesen, auf die Tafel seines eignen Lebens falsche Ziffern zu schreiben. Die Literarhistoriker haben daher auch sein Buch nicht nur als ein Geschichtswerk stets benutzt, sondern die ganze neuere Literaturgeschichte seit Gervinus nimmt von ihm unmittelbar ihren Ausgang.

Etwas Anderes ist die Darstellung. Rein äußerlich genommen, hat der vorliegende biographische Stoff außerordentliche Vortheile durch seine Begrenzung. Goethe giebt nur seine Jugend, eine klar übersehbare, zu einem bestimmten Ziele hin fortschreitende Entwicklungsgeschichte, in sich zugleich Schicksalsdarstellung: wie aus einem Keime ein Baum aufwächst, so weit, bis er den ersten Schatten giebt, und nicht weiter. Der strengen Einheit dieser Entwicklung entspricht als weiterer Vorzug die Einheit des Orts; wir verlassen die Mauern Frankfurt's nur, um stets dahin zurückzukehren, sie sind der das Ganze von Anfang bis zu Ende umschließende Ring. Dazu kommt in der Person des Erzählenden die alle Gegensätze ausgleichende, Alles verbindende Erinnerung, die in der retrospektiven Betrachtung liegende Einheit der Auffassung, die Einheit des Gedankens, zu dessen Ausdruck der Verfasser, sei er Dichter oder Geschichtschreiber, das Werk erhoben hat. Sobald die annalistische Erzählungsweise aufgegeben ist, muß der Biograph seinen Stoff nach künstlerischen Gesichtspunkten formen, er muß Getrenntes verbinden, Verbundenes trennen, um Gruppen zu schaffen, Dies in Schatten, Jenes in volles Licht stellen, an einem Punkt verweilen, an andern schnell vorübergehn und so, unbeschadet der Natur des Gegenstandes, mit diesem, als dem Gliede eines höhern Ganzen, frei schalten. Die Thätigkeit der Einbildungs-

kraft, welche die entschwundenen Zustände ganzer Epochen wiederherstellen, welche die Abgeschiedenen auferwecken und wieder handeln und sprechen lassen soll, ist eine eminent dichterische; wie der Dichter wird auch der Geschichtschreiber Wichtiges und Unwichtiges abwägen, um die spröderen Stoffe ganz auszuscheiden und die Ereignisse von ihrem Erdgeruche zu befreien. Solcher Künste hat sich Goethe in „Dichtung und Wahrheit", wo nur der Gegenstand dazu einlud, im Interesse des Lebens und der Anschaulichkeit mit der ganzen Erfahrung des lange geübten Metiers beflissen, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern im Dienste der geschichtlichen Wahrheit. In H. Grimm's Vorlesungen über Goethe wird die Virtuosität aufgezeigt, womit Friedrike in Sessenheim gleichsam in Scene gesetzt ist; die ganze Erzählung könnte zwar, nach Scherr's Ausdrucke,*) „im dichterischen Sinne eine wahrhafte", gleichwol reine Erfindung sein; aber jeder Leser fühlt, daß die dichterischen Schönheiten ihn nur in das Herz der Personen und Dinge tiefer hineinführen sollen, und er gäbe lieber die ersteren preis als die Ueberzeugung, daß das wirkliche Elsaß, die wirkliche Friedrike und der wirkliche Goethe nicht einst den Bildern thatsächlich geglichen hätten. Anders als in dem Gedichte erwartet er hier die Wahrheit aus der Hand der Dichtung. Nur sind die Bilder *Gemälde*, nicht Photographien.

Die thatsächliche Wirklichkeit allein genügt nicht. Die Thatsachen sollen durch die Art ihrer Verknüpfung und Entgegenstellung den Gedanken des Schreibenden enthüllen, sie sollen nicht nur für sich etwas sein, sondern auch etwas Allgemeines ausdrücken. Die einzelne Biographie wird von selbst zum Beispiel, wenn nicht zum Vorbilde. Goethe sagt: „Alle Menschen, die neben einander leben, erfahren ähnliche Schicksale, und was dem Einzelnen begegnet, kann als *Symbol* für Tausende gelten."**)

*) In der Skizze von Goethe's Leben, Gartenlaube 1873.

**) Werke, Bd. XXIX. S. 203; dazu Sprüche in Prosa Nr. 174.

Und speziell von dem vorliegenden Buche: „Es sind lauter Resultate meines Lebens, und die erzählten einzelnen Fakta dienen blos, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen.“*) Abeken**) und Andre nehmen deshalb auch die symbolische Methode für Goethe's Lebensgeschichte an. In Wahrheit ist es jedoch nicht diese, sondern die objektive. Das Schöne und das Bedeutungsvolle, die sinnliche und die geistige Welt werden hier so glücklich gemischt oder vielmehr so in jedem Punkte verbunden, daß man, zumal in den drei ersten Theilen, nie sagen kann, wo das Faktum aufhört und das Symbol anfängt. Der Verfasser erzählt nie ohne Hintergedanken, selbst nicht die lustigen Fahrten mit Lavater und Basedow und ähnliche Abenteuer, immer aber mit den Farben des Lebens und mit einem gesunden Realismus. Es wird jedoch jede streng realistische Darstellung, welche dem Gegenstande nach *seiner* Natur ganz gerecht wird, von selbst zur symbolischen, weil alle ihrem Wesen völlig adäquat dargestellten Dinge eben dadurch einen vor- und sinnbildlichen Charakter erhalten.

Im Verhältniß zur Wirklichkeit schied sich Goethe ebenso sehr von den die objektive Welt mißachtenden Romantikern, denen auch „Dichtung und Wahrheit“ nach seinem ganzen Geiste wehe that, als von der ideenlosen Empirie des Tages. Im Geiste der freien deutschen Kunst und Wissenschaft erhob er sich zur Zeit der politischen Unfreiheit mit diesem Werke über die Stimmungen des Augenblicks. Ganz hingegeben der Schilderung des sinkenden deutschen Reichs und der Frankfurter reichsstädtischen Zustände, lehnt er jede Beziehung auf die Gegenwart ab; daß inzwischen andre Bildungen an die Stelle getreten sind, bleibt unausgesprochen; der untergegangnen Reichsherrlichkeit wird weder ein elegischer Nachruf im Sinne der Romantiker

*) Eckermann, Bd. II. S. 334, vom Jahre 1831.

**) A. a. O. S. 103.

geweiht, noch die Hohlheit der Krönungszeremonien im Sinne des Ritters Lang verspottet. Nur indem er über die Empfindungsweise seiner Generation hinaus zu einer objektiven Auffassung gelangte, hat er auch für die kommenden Geschlechter geschrieben. Der aus der Sache selbst fließenden Satire wird dabei nie aus dem Wege gegangen; ein Ton feiner Ironie wirkt vielmehr mäßigend gleich einer Nemesis durch das ganze Buch. Auch bei der Schilderung der Krönungszeremonien fließen ganz Lang'sche Wendungen mit ein. Man vergleiche Theil I. S. 187 Symbole ihrer Macht; S. 170 das beinah verschüttete deutsche Reich; S. 171 das unbefriedigende Wesen; S. 184 der sehr einfache Eindruck; S. 188 der Unfug; S. 192 ein gespensterhaftes Ansehn. Die Absichtslosigkeit in der Beschreibung des Elsaßes hat um so stärker dazu beigetragen, das Verlangen, ein so schönes Land wiederzugewinnen, in der deutschen Brust nicht erlöschen zu lassen.*)

Diese historische Methode oder Kunst ist das Ergebniß der Goethischen Weltauffassung. Nicht umsonst hatte er Spinoza studirt und gelernt, die Welt als einen göttlichen Kosmos, als ein vernünftig zusammenhängendes Ganzes und das handelnde Individuum in seiner durch das Ganze bedingten Abhängigkeit zu erkennen.**) Er erklärt es für den Hauptzweck der Darstellung seines Lebens: „die Entwicklung schriftstellerischer und künstlerischer Fähigkeiten aus natürlichen und menschlichen Anlagen faßlich zu machen".***) Im engsten Zusammenhange mit den rein künstlerischen Zielpunkten beherrscht die ganze Entwicklung als eine allgemeine geistige Form die Kausalität, die

*) In Jensen's Roman „Nach hundert Jahren", 1873, wird Goethe deshalb als der wahre Erobrer des Elsaßes am Schlusse gepriesen: „Er ist es, der uns dies Land unverloren erhalten, zu einem Heiligthum gestaltet hat. — Nicht Waffen und Gewalt, sein Gedächtniß hat Deutschland das Elsaß wieder erobert."

**) Vergl. Jul. Schmidt, Beil. der Augsb. Allg. Zeit. 1874, Nr. 125, über H. Heine.

***) Werke, Bd. XXIX. S. 320.

Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen, auch der höchsten und geistigsten, also insbesondere, da das geniale Subjekt den Mittelpunkt der Erzählung bildet, der Genialität selber. Das Buch ist deswegen nicht, wie man wol angenommen, gegen den Titanismus gerichtet, sondern nur gegen den mißverstandnen der Sturm- und Drang-Periode; der Begriff des Genies, von dem es ausgeht, ist der im Neunzehnten Buche angegebne, Kantische. Die wahre Kunst macht, was Goethe von der Shakespearischen aussagt, das Nothwendige sittlich;*) was sie verschönt, erhebt sie zugleich zum Reich der Freiheit. Sinnliche und geistige Schönheit fallen in den höchsten Leistungen zusammen.

„Dichtung und Wahrheit" ist ein Erzeugniß der Goethe-Schiller'schen Epoche. Auf die Höhe dieser Zeit finden wir uns von Anfang an gestellt. Daß nun in diesem klassischen Geiste ein rein deutscher Stoff, eine ganze Periode deutschen Lebens in ihren konkretesten Daseinsbedingungen geschildert und so das nationale Dasein idealisirt worden ist, darin scheint uns das eigentlich Werthvolle des Buchs zu liegen. Die Frühlingszeit unsrer neuern vaterländischen Literatur hat darin ihren Epiker gefunden. Von kulturhistorischen Gesichtspunkten ist die Literatur als Ausfluß des gesammten geistigen Lebens, der Zeit und des Volksgeistes behandelt. Es umfaßt alle Lebensrichtungen, nicht blos die schönwissenschaftlichen, und zeigt fast auf jeder Seite die Konjunktion, in welche Philosophie und Poesie seit Kant getreten waren. Man hat vielfach bemerkt, daß das Werk weniger das Jugendleben eines Dichters als das eines Gelehrten, selbst eines Theologen schildern zu wollen scheine. „Goethe erkannte in den Jahren der zuströmenden Kraftfülle, daß die dichterische Muse nicht länger gesondert stehen dürfe von der strengen Muse der Wissenschaft, wenn sie das Gemüth der Menschen mehr als anregen, wenn sie es beherrschen will" (Dahlmann, 1833). In

*) Werke, Bd. XXVIII. S. 736.

der Zeit der politischen Gesunkenheit, als man an Deutschland verzweifeln konnte, malte Goethe mit liebevollem Pinsel das deutsche Kleinleben des vorigen Jahrhunderts, nicht um wohlfeilen Spott zu üben, sondern zur eignen Genugthuung und zur Bewährung gerechten historischen Sinnes. Die Negation, in welcher er dem Geiste der französischen Revolution, als eines uns fremden wälschen Prozesses, gegenübergestanden, und welche schon in „Herrmann und Dorothea" positive Gestalt angenommen, zeigt auch in „Dichtung und Wahrheit" den entgegengesetzten Pol durch die Darstellung des werthvollen Deutschen, durch Achtung des volksthümlichen Daseins, der nationalen Einrichtungen und durch den stolzen Sinn, welcher zur eignen Selbstachtung jene Achtung von sich und Andern fordert. Es ist darin der Bruch mit dem Geiste der Aufklärungsperiode vollzogen. Stuart Mill behandelt in seiner Autobiographie Goethe'n überhaupt als Repräsentanten der Reaktion gegen das Achtzehnte Jahrhundert. Als solcher zeigt sich Derselbe in dieser Lebensgeschichte durch die Anwendung des auf Hamann zurückzuführenden, im Urgrund menschlicher Empfindung wurzelnden Poesiebegriffs,*) durch das Uebergewicht, welches die Intuition vor dem Raisonnement erhält, und durch die geschichtliche Betrachtung der Dinge. Diese Reaktion kennzeichnet sein religiöses Verhalten. Die Stelle im Vierten Buch (S. 131) vom Flüchten „nach jenen morgenländischen Gegenden" gilt weniger von dem Knaben als von dem Manne des Jahres 1811, welcher der Knabenzeit gedachte. An Stelle des Spotts in der Hexenküche des „Faust" über Eins und Drei tritt hier im Achten Buche der Versuch einer spekulativen Konstruktion der Dreifaltigkeit. Noch eigenthümlicher für die Stellung des Verfassers ist die Deutung der Sakramente im Siebenten Buch, so daß man versucht werden könnte, seine Charakteristik an diesen Punkt anzuknüpfen. Mit welcher Heftigkeit hatte er in den Venetia-

*) H. Hettner, Literaturgesch., III. S. 311.

nischen Epigrammen katholischen Brauch angegriffen, wie bestimmt noch eben gegen Jacobi's „Von den göttlichen Dingen" in dem Gedichte von der Diana der Epheser Stellung genommen, um gleich darauf den Feldzug gegen die neupoetischen Katholiken zu eröffnen, und hier glaubten die Zeitgenossen einen Konvertiten zu hören. Wem indessen ernstlich daran lag, daß die ethischen, die wahrhaft „heilsamen" Kräfte des Christenthums in Bewegung gesetzt würden, konnte sehr wohl das eine Mal negativ, das andre Mal positiv sprechen. Dorothea Schlegel, erst kürzlich übergetreten, meinte, „daß diese Gegenstände ihm allezeit fremd geblieben, seiner Seele nie einheimisch gewesen seien".*) Daß Niebuhr daran Anstoß nahm, erwähnten wir bereits (S. XIV); nach ihm hätte Goethe den Begriff des Sakraments gar nicht gefaßt, aber bei Klaudius, dem Wandsbecker Boten, da hätte Barthel den Most holen sollen.

Goethe mußte wie jeder Epoche machende Schriftsteller sich sein Publikum erst durch seine Werke heranbilden. Zu diesen bildenden Werken gehört vorzugsweise seine von Anfang an eine gewisse Popularität genießende Lebensgeschichte. Nach der Natur des Gegenstandes konnte seine Persönlichkeit sich darin voll ausprägen, und solche Werke halten die Probe und dauern, auch wenn der Gegenstand selbst veralten sollte. Den gleichen Vorzug besitzen, bei allen sonstigen Unterschieden, Rousseau's Konfessionen, ohne welche die Goethischen schwerlich geschrieben sein würden, und zwei ganz originale deutsche Lebensbeschreibungen des vorigen Jahrhunderts, die von Jung-Stilling und der Anton Reiser von Moritz. Diese Werke muß man vergleichen, um des höhern Maßstabs bewußt zu werden, welchen das Goethische für die Schätzung von Welt und Menschen an die Hand giebt. Jene Biographien, besonders die Augustin's Konfessionen an Gott parodirende Rousseau'sche, sind unvergängliche Denkmale

*) An Boisserée den 24. Aug. 1813; Boisserée, I. 188.

der Zeit; sie haben aber, verglichen mit „Dichtung und Wahrheit", einen mehr pathologischen Charakter, als wären es interessante Krankheitsgeschichten. Nur die Goethische zieht ganz die objektiven geschichtlichen Mächte in ihren Bereich, während sie bei Rousseau, der ganzen Richtung seiner Zeit entsprechend, gegen das individuelle Leben ungebührlich zurücktreten. Goethe hat stets „sich selbst, die Welt und was über Beiden ist" als gleichzeitiges Ziel der Betrachtung im Auge.*) Anfangs stellte man seine Lebensbeschreibung tiefer als die Rousseau's und Alfieri's. Aber Woltmann, der dies konstatirt, war selbst ganz andrer Meinung. Er sagt: „Weder der Eine noch der Andre hatte einen Begriff von der Welt, in welcher er lebte. Goethe dagegen faßte mit bewundernswürdiger Klarheit und Unbefangenheit Alles auf, was um ihn her vorging, in der Natur und politischen Welt, in Wissenschaft und Kunst. Er *will* wahr sein wie Rousseau und Alfieri, aber er *kann* mehr wahr sein als sie."**) Vorzüglich hebt auch Strauß den Unterschied zwischen Rousseau und Goethe im Verhältniß zur Wahrheit hervor: „In Goethe lebte grade das Gegentheil von dem koketten Cynismus des Verfassers der „Confessions", sich von unten zu entblößen und nach oben zu drapiren; er verhüllte, was nicht gesehen sein will, um die ganze Aufmerksamkeit auf das menschlich Bedeutende festzuhalten."***)

Der Unterschied beider Lebensgeschichten prägt sich im Stil und in der Sprache aus. Jede ist in ihrer Art ein Musterwerk, die eine aber sentimental und rhetorisch, die andre naiv und von antiker Einfachheit. Beiden gemein ist die lebendige Naturempfindung und der Gegensatz gegen alles Konventionelle. Die größere künstlerische Beherrschung des Stoffs läßt auf der Seite des Deutschen jedoch die lauten Töne des wirklichen Lebens

*) An Johannes Müller den 23. Februar 1826; Naturwiss. Korresp., I. S. 389, mit einiger Veränderung.

**) Memoiren des Freiherrn v. S—a, I. S. 86.

***) Der alte und der neue Glaube. 1872, S. 320.

gedämpfter erscheinen, während der Franzose naturalistisch mit der Natur selbst wetteifert. Die Sturm- und Drang-, die Tasso-Stimmung, welche die „Confessions" eingegeben, ist für den reifern und einer reifern Zeit angehörigen Deutschen ein überwundner Standpunkt und nur Objekt. Für ihn scheinen die Feldzüge beendigt, die Wunden vernarbt, die des Genfer Bürgers dagegen noch zu bluten und zu schmerzen.

Rein und geläutert ist Goethe's Sprache. Die reiche, so genau konkret gekannte Wirklichkeit belebte von selbst den Stil; er ist flüssiger und natürlicher als in des Autors gleichzeitigen Romanen. Man kann die Sprache sehr klassisch und sehr unklassisch finden. Klassisch wegen der völligen Kongruenz von Ausdruck und Sache, wegen der zur Natur gewordnen Kultur, wegen der Einfachheit bei der großen Reichhaltigkeit der Wendungen und Ausdrücke, endlich wegen der gelungnen Verschmelzung des ältern deutschen Chronikenstils mit den auserlesensten Darstellungsmitteln eines modernen Roman- und Geschichtschreibers. Jener Chronikenstil ist besonders im Ersten Theile glücklich getroffen. Er erregte unverhohlnes Erstaunen. Jacobs in Gotha konnte seinen Herzog von der Neuheit und Vortrefflichkeit dieser Sprachbehandlung nicht überzeugen; dieser blieb dabei, das Buch sei schlecht geschrieben wie sonst keines weiter, seit er zur Regierung gelangt sei.*) Der russische Staatsrath von Merian dagegen verglich Goethe, ganz im Sinne der neuern Sprachansicht, mit Luther. Er fand Goethe „auf dem Wege der wahren, nicht gezierten Deutschheit. Wer Anno 2000 will gelesen werden, muß schreiben, wie man 1500 schrieb. Und wie ist das? Sehet Martin Luther und seinen Knecht Goethe."**) Goethe's Sprache hat sich in unserm Werke verjüngt durch frische Quellen, sei es aus ältern Schriften, sei es aus dem wirk-

*) Jacobi's Nachlaß, II. S. 83.

**) v. Merian im März 1817, S. 249 u. 277, in Karl von Nostiz's Leben u. Briefw., 1848.

lichen Leben. Goethe hat thatsächlich die Opposition Bodmer's gegen Gottsched, d. h. der landschaftlichen Dialekte gegen die einseitige Herrschaft des meißnischen, oder was dafür gehalten wurde, sein ganzes Leben hindurch fortgesetzt.*) Möser und Wezel heben in ihren Streitschriften gegen Friedrich den Großen (1781) den Gesichtspunkt hervor, daß unsre schöne Literatur künstlich auf den Universitäten entstanden sei, und daß man Männern wie Goethe und Bürger zu danken habe, „daß wir nicht zuletzt lauter Buchsprache reden möchten". In Goethe hat eine so große, harmonisch allseitige Bildung es erreicht, den Naturton festzuhalten, und dies giebt seiner Sprache die ganz ungewöhnliche Vollendung; denn Vollkommenes entsteht nur durch maßvolle Ausgleichung großer einander feindlicher Vorzüge. Das ganze Werk hat sich in einem natürlichen Prozesse von seinem Innern abgelöst. Personen, die ihn kannten, fühlten beim Lesen des Buchs seine Nähe wie greiflich (oben S. XIII und XVI). Auf der einen Seite staunten Frauen wie die Kaiserin von Oesterreich darüber, daß ein Mann, der so schön schreibe, so unbefangen und klar auch für ihr Verständniß zu reden wisse,**) und andrerseits fiel es G. Schwab, als er Goethe im Jahre 1815 besuchte, umgekehrt auf, daß Dieser ganz im Stil von „Dichtung und Wahrheit" spreche. Sprechen ist aber nicht Anwenden eines Gegebnen, sondern Aeußerung einer schöpferischen Thätigkeit. Auch das Schreiben ist, wo es so ganz mit dieser Thätigkeit zusammenfällt, ein Neuschaffen. Daß dagegen die Schulmeister, die Glover und Konsorten sich erheben, liegt in der Natur der Sache (s. unsre Textrevision). „Es ist kein geringes Lob," sagte Lessing von Winckelmann, „nur solche Fehler begangen zu haben, die ein Jeder hätte vermeiden können."***) Wir nannten

*) Bodmer's Kritische Briefe 1746. Brief 12: Vortheile der Schwäbischen Sprache und Vorrede zu Breitinger's Dichtkunst, Bd. II.

**) Gentz' Tagebücher, Teplitz 1810, I. S. 210.

***) Lessing's Werke, Thl. VI. S. 293 f. und 168 (Hempel'sche Ausg.).

deshalb Goethe's Sprache zugleich sehr unklassisch vom Standpunkt einer strikten äußern Korrektheit, die, so wichtig sie ist, meist in umgekehrtem Verhältnisse zur Bedeutung eines Schriftstellers steht. Aliud est latine, aliud grammatice loqui. Was Vischer von G. Keller rühmt, läßt sich auch auf Goethe anwenden: „Es kommt auf ein paar Nachlässigkeiten und Härten, auf ein Wärzchen nicht an, wenn nur der Satz rothe Backen hat; — er schafft neue Wörter und Ausdrücke, wirkt sprachbildend wie jeder geborne Dichter."*) Goethe's Sprache in „Dichtung und Wahrheit" hat die Reinheit der Natur und der Antike wegen der Abwesenheit aller rhetorischen Reizmittel, aller Phrase und pathetischer Wendungen. Diese Vorzüge können sich aber bei einer andern schriftstellerischen Aufgabe in Mängel verwandeln. Was Phrase sei, hängt von der Auffassung und dem nationalen Temperament ab. Fremde Nationen finden Goethe's prosaischen Stil nicht schwungvoll, farbenreich und lebendig genug. Der weniger Gebildete will mehr erschüttert sein; nicht er will den Gegenstand ergreifen, dieser soll ihn packen. Und selbst Macaulay ahmte Schiller's historischen Stil, nicht den Rankischen nach. Die Goethische Einfachheit wird zum Fehler, wenn die Situation größer ist als ihr Ausdruck. „Dichtung und Wahrheit" trifft kein solcher Vorwurf. Der Rückblick von der Höhe des Lebens in einfachere, unschuldigere Zeiten und Zustände erforderte einen schlichten erzählenden Ton, nach Carlyle's Ausdruck: als wenn ein Patriarch zu seinen Kindern spricht.**) Man kann den Stil den entfaltenden nennen; er wird fehlerhaft, wenn die Entfaltung nicht ganz gelingt, sei es, daß der Falten zu viele werden und das Verlangen nach kürzern, schlagartigen Wendungen entsteht, sei es, daß der Gegenstand mehr ein- als ausgewickelt wird. Das Alter zeitigt solche Mängel, beides zu

*) Augsb. Allg. Zeitg., Juli 1874, Beilage.

**) A stery as of a Patriarch to his children. Miscell., I. p. 225.

große Umständlichkeit und wieder zu großen Lakonismus. Sie machen sich in unserm Vierten Theile, im Gegensatz zu dem ebenmäßigen Flusse des Dritten, als Zeichen der zerstückten und späten Abfassung bemerklich, wenn auch eine geheime innere Verwandtschaft der etwas veränderten Diktion mit den überdrängten und den Lebensgang hemmenden Ereignissen jenes Theils besteht. Der frühere volle Strom wird wie in künstlichen Gräben fortgeleitet, die Sprache erscheint in höherer Potenz, die Reflexion überwiegt und krystallisirt sich spruch- und gnomenartig. Es steckt aber Kern darin, fast zu viel, und deshalb steigern sich bei wiederholtem Lesen Verständniß und Genuß.

Die Kritik und die Literaturgeschichte würdigten das Werk von Anfang an richtig. Woltmann in der Jenaer Allgemeinen und Collin in der Wiener Literatur-Zeitung*) eröffneten mit Varnhagen, dessen Besprechungen in die Gesammelten Schriften aufgenommen sind, den Reigen. Ein gewisses Aufsehen machten des Frankfurter Mayer's Beurtheilungen in den Heidelberger Jahrbüchern durch die Mahnungen an Goethe vom neuen christlich-germanischen Standpunkte aus; er stellt das Buch zwar „den besten Erzeugnissen seiner Muse an die Seite", es laufen auch einzelne gute Urtheile mit unter, wie von den Jugendwerken die Aeußerung: „Seine ersten Impressa schoben sich fast wie Makulatur in die Welt, wirkten dann wie Pulver und wurden bald gesucht wie Kostbarkeiten", der Refrain lautet aber wie der Gretchens im „Faust":

„Steht aber doch immer schief darum;
Denn Du hast kein Christenthum."

Auch nach dieser Richtung hat Goethe später von Seiten Vilmar's und selbst Gelzer's eine gerechtere Würdigung erfahren.

*) Wiener Lit.-Zeitg. 1815. Nr. 1 u. 2; Jen. Allg. Lit.-Zeitg. 1815. Nr. 4 bis 6, 41 u. 42; Heidelberger Jahrbücher 1812. Nr. 15, 1813. Nr. 5 u. 6, und 1814. Nr. 41; s. wegen der letztern Jacobi's Nachl., II. S. 132.

Die Vilmar'sche gehört zum Besten, was über das Buch gesagt ist. Am Strengsten war von Anfang an die englische, speziell die schottische Kritik. Die „Edinburgh Review" ist sich darin seit dem tadelnden Artikel über „Dichtung und Wahrheit" vom Jahre 1816*) bis in die neueste Zeit treu geblieben. Noch 1857 fühlte sich die „Westminster Review" bewogen, auf den eine nur verschärfte Auffassung ihrer Kollegin zeigenden Artikel: The Character and moral influence of Goethe (1857. CCXV) zu antworten. Carlyle giebt als Grund dieser ungünstigen Aufnahme an, Goethe sei in England noch zu unbekannt gewesen, als daß die genauen Details seines Lebens hätten interessiren können. Er selbst hat durch seine Aufsätze über ihn 1828 in der „Foreign Review" für eine vorurtheilsfreiere Auffassung gewirkt. „Was würden wir geben", ruft er aus, „für solch eine Autobiographie von Shakespeare, von Milton, selbst von Pope und Swift!" Das Zutreffende jenes Grundes zeigen die Urtheile Robinson Crabb's, der Goethe und die deutschen Verhältnisse genau kannte, in seinem „Diary" (I. p. 393 u. 471); er empfand schon 1812 über den Ersten Theil wie ein Deutscher: „Ich kenne keinen Schriftsteller, der in gleichem Grade jugendliche Empfindung mit der Kenntniß und Ueberlegenheit des Alters verbände", und 1815 nach dem Empfange des Dritten Theils, den er auf einem Außensitze der Londoner Postkutsche durchlas: „Dies Buch könnte Einem den Wunsch einflößen, zu leben, hätte man das Leben nicht schon früher versucht. Solch eine Freude am Leben steckt in Goethe." Derartige Urtheile vertieften sich noch in Emerson. Auch mögen hier die Worte stehn, in welchen der uns seit unsrer Kindheit als „Johannes" in Campe's Robinson bekannte Böhl von Faber, welcher früh sein Vaterland mit Spanien vertauschte, den Eindruck des Dritten Theils von „Dichtung und Wahrheit" schildert: „Niemand heitert mich so auf als Goethe;

*) Mitgetheilt in Oken's „Isis" 1817. Nr. 42 f.

durch wenige schlichte Worte macht er mir die verwickeltsten innern und äußern Verhältnisse klar; ich fühle mich selbst doppelt, nachdem ich ihn gelesen; ich werde zufriedner mit mir selbst, weil ich mich besser kenne und meine Eigenthümlichkeit mehr ehren lerne."*)

Nur kurz berühren wir zwei Ausstellungen, eine ästhetische und eine sittliche, die letztere zuerst. Sie betrifft Goethe's Benehmen zu Friedrike Brion, dessen Erörterung in der Anmerkung 420 leider der „Einleitung" zugewiesen worden ist. Man hat viel darüber geschrieben, und wir glauben uns kurz fassen zu dürfen. In England, wo man gewohnt ist, für jeden Kuß den Trauschein zu fordern, ist Goethe's Verhalten am Unbedingtesten verurtheilt worden. Hat er sich auch in Deutschland, je reizender Friedrike in seiner Schilderung erscheint, um so schärfern Tadel zugezogen — ein Triumph seiner Kunst —, so geschieht dies doch mehr vom idealen als vom bürgerlichen Standpunkt. Hier würdigt man besser die große Unbefangenheit und Freiheit, welche die Jugend beiderlei Geschlechts im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in ihrem Verkehre genoß, als der Hauch eines neuen geistigen Lebens alle alten Bande zu sprengen schien. Hier kennt man die Art des Umgangs, den Komment gleichsam, welcher sich zwischen Studenten und den Pfarren der um die Universitätsstadt herumliegenden Dörfer zu entwickeln pflegt, man weiß, daß die hier sich regelmäßig bildenden Verhältnisse nach stillschweigender Uebereinkunft von beiden Seiten nicht als auf Felsen gegründet betrachtet werden, obschon es Ausnahmen giebt. Ein deutsches Mädchen sieht auch mit richtigem Takt einen Maler, Musiker, Dichter als ein exceptionelles Wesen an und beurtheilt ihn niemals nach dem Wortsinn seiner Erklärungen. Auch Goethe'n stand es für das Auge jedes Mädchens und

*) Dessen Versuch einer Lebensskizze. Nach seinen eignen Briefen. Als Handschrift gedr. 1858.

für das einer Mutter lesbar auf der Stirn geschrieben, daß, was ihn so sehr fesselte, nicht eigentlich die Wirklichkeit sei, geschweige der Wunsch, eine Frau zu wählen, sondern das poetische Bild der Wirklichkeit, daß er als Dichter sah, fühlte, liebte. So erlaubte man ihm Vieles, was Andern nicht gestattet war. In dieses Licht hat Goethe auch sein Verhältniß zu Friedrike in „Dichtung und Wahrheit" gestellt; er tritt in Verkleidung auf, und es ist, als lade er uns zu einer Fastnachtsbelustigung ein. Sie und ihre Umgebung bezaubern ihn von Anfang an hauptsächlich durch den Widerschein, der aus dem Goldsmith'schen Romane auf das Brion'sche Haus geworfen wird, also durch Poesie, nicht durch die Wirklichkeit selbst. Es war auch hier ungefähr so, wie Horn von Goethe und Käthchen in Leipzig schreibt: „Er liebt sie sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann." Wie mit einer solchen Unmöglichkeit die Redlichkeit der Absichten zu vereinigen, ist das Geheimniß des Dichters. Auch in Straßburg scheint Goethe's Sessenheimer Abenteuer nur von der lustigen Seite aufgefaßt worden zu sein; wenigstens ist von keinem der Eingeweihten ein ernstes Wort darüber bekannt, nicht von Herder, nicht von Salzmann, an den Goethe aus Frankfurt gelegentlich halb scherzhaft, jedenfalls mit der Sprache des guten Gewissens, über Friedrike schreibt. Am Deutlichsten zeigt eine Stelle in den Briefen Meyer's von Lindau an Salzmann aus dem Herbste 1771, wie man im Freundeskreise Goethe's Sessenheimer Passion ansah, indem Jener auf den „närrischen Goethe" den Virgil'schen Vers: O Corydon, Corydon, quae te dementia cepit, anwendet, gewiß, daß diese Auffassung auch bei Salzmann anklang. Alles dies soll nur zeigen, daß von der Anknüpfung eines ernsten Verhältnisses nicht die Rede gewesen ist. Auch Sophie Brion, nur wenige Jahre jünger als ihre Schwester, wußte nichts von einem Verlöbniß oder einem dahin zielenden Versprechen. Nie

hatte Goethe die Erwartung erregt, er werde demnächst als Freier auftreten.*) Selbst die erst durch Hirzel's „Jungen Goethe" (II. S. 266 f.) bekannt gewordne ursprüngliche Fassung des Gedichts „Kleine Blumen, kleine Blätter" ist viel weniger verfänglich als die Fassung in den Werken (Anm. 398). Aber auch die poetischste Liebe ist immer eine menschliche, auch sie verwundet Herzen, und wie Goethe nachher von seiner „poetischen" Reue spricht, so zeigt der Brief an Frau von Stein v. J. 1779 (Anm. 420), daß er noch nach acht Jahren das tiefe Bedürfniß nach Aussöhnung mit jenen verwundeten Herzen fühlte. Diese ward ihm in vollem Maße zu Theil, und so konnte er nach mehr als dreißig Jahren jene Seelenvorgänge mit völlig freiem Gewissen schildern. Ist es aber erlaubt, Jemand, der offen gebeichtet und von Denen, die es allein anging, Absolution erhalten, nur auf seine späte Selbstanklage hin noch zur Rechenschaft zu ziehn und die Sache aus dem poetischen und literarischen Gebiet, auf welchem allein wir von ihr erfahren, auf das persönliche hinüberzuspielen? Das Letztre wäre nur dann gestattet, wenn wir noch andre Dokumente über das Faktische oder Aeußerungen der Betheiligten besäßen. Da diese fehlen, so würde man auf induktivem Wege zu dem Resultate gelangen, daß Friedrike sich nicht anders über Goethe, sein Benehmen zu ihr, seinen Einfluß auf sie hätte aussprechen können als Lilli und die andern Freundinnen seiner Jünglingszeit. Ihre Apotheose von Seiten ihres ehemaligen Liebhabers blieb ihr unbekannt. Sie hat damit gleich Heloise, Laura, Beatrice ein rein poetisches Dasein erhalten. „Wenn", ruft ein neuerer italiänischer Schriftsteller, „Beatrice und Friedrike in den Gefilden der Seligen wie zwei Schwestern zusammen wandeln, welche Geständnisse werden sie sich machen!

*) Dies hatte F. v. H[ohenhausen], Magazin des Auslandes, 1858, Nr. 10, angenommen; Schüller, ein Verwandter Friedrikens, erklärt sich aber dagegen, ebenso der Recensent des Schüller'schen Liederspiels „Das Pfarrhaus von Sesenheim" in den Kritischen Monatsbl. 1858. I. 2. S. 88 (s. Anm. 420 zu Ende).

Wie kommt es, daß so vieler großer und stolzer Menschen Namen vergessen sind, aber Jeder diese anspruchslosen Geschöpfe kennt, Jeder ihr Andenken und ihren einstigen Wohnort aufsucht?"*)

Die andre Ausstellung ist gegen die zu maßvolle Behandlung des Lokalen und des Zeitkolorits gerichtet; Goethe hätte die Sturm- und Drang-Periode und seine eigne dämonische Natur in derselben naturtreuer wiedergeben sollen. Da er jedoch, wenn er wahr sein wollte, seine Erinnerungen nur so, wie sie in dem Augenblicke der Abfassung des Werks sich gestalteten, und im Geiste und in der Sprache dieser seiner reifern Zeit mittheilen konnte, so läuft das Verlangen auf das einer frühern Niederschrift derselben hinaus. Man hätte an jugendlicher Fülle und Naturwüchsigkeit gewonnen, aber an den höhern geistigen Vorzügen eingebüßt, und grade der Reiz, welchen Crabb Robinson nach der vorher angeführten Stelle empfand, wäre verloren gegangen, die Widerspiegelung der dargestellten Epoche in dem Geiste einer entwickeltern Zeit. Bedenkt man, daß Goethe erst unmittelbar vorher ein so dramatisch-leidenschaftliches Werk wie die „Wahlverwandtschaften" geschrieben hatte und die zum Theil nicht weniger leidenschaftlichen Gedichte des „Divan" seiner Lebensbeschreibung nachfolgten, so scheint der Zeitpunkt für letztere doch nicht zu spät gewählt zu sein. Die nachträglich veröffentlichten Schriftdenkmale der geschilderten Zeit, wie Lavater's Tagebuch von der Rheinreise und die Briefsammlungen, haben zwar größere Unmittelbarkeit und Frische, aber doch nur den Werth von Materialien, während Goethe einen nach dem Stande seiner spätern Bildung einheitlich gearbeiteten Text gegeben hat. Selbst was der Vierte Theil an solchen Materialien

*) D. Gnoli in der Florentiner Nuova Antologia, IX. 1874, p. 573: „Se nelle regioni degl' immortali Beatrice e Federica vanno insieme vagando, come due sorelle, quante confidenze si faranno tra loro! — Perchè è ignorato il nome di tanti ambiziosi e potenti, e quelle umili creature tutti le sanno, e se ne ricercano le memorie e le case?"

bringt, würden wir darangeben gegen eine Entstehungsgeschichte des „Faust", wie sie 1812 dem Dichter noch vorschwebte, die aber leider gänzlich fehlt. Wir werden uns dabei beruhigen können, daß hervorragende Zeitgenossen wie Klinger und Jacobi den Geist der Epoche in Goethe's Buch aufs Glücklichste dargestellt fanden.

„Faust" also, auch in der ersten fragmentarischen Gestalt das Haupterzeugniß der in „Dichtung und Wahrheit" dargestellten Periode, ist in dieser Lebensgeschichte, wie auch neuerdings in Hirzels „Jungem Goethe", merkwürdiger Weise ganz übergangen (s. oben S. X). Auch hat der unvermeidliche Umstand auf die Erzählung hemmend eingewirkt, daß mehrere derjenigen Personen, welchen in der hier aufgestellten Galerie ein bevorzugter Platz gebührte, noch lebten und wirkten. Um Frau Kestner, geborne Buff, die sich einst über ihr Konterfei im „Werther" so ungehalten mit ihrem Gatten bezeigt, nicht von Neuem zu verletzen, vermied der Verfasser, dieselben zu nennen und die Entstehung jenes Romans in voller Deutlichkeit zu schildern. Diesem Mangel ist seit dem Bekanntwerden der Briefe an Kestner glücklich abgeholfen. Dagegen werden unsre Nachrichten über Lilli wol immer in Folge der gleichfalls aus Rücksicht auf die noch lebende Frau von Türckheim verspäteten Abfassung der bezüglichen Abschnitte lückenhaft und unklar bleiben. Auch das ausgefallne Porträt des Herzogs Karl August aus seiner ersten Jugendzeit, dessen Stelle im Funfzehnten Buche gewesen wäre, ist nicht zu verschmerzen. Ebenso fehlt das der Herzogin Louise. Aber Goethe fürchtete, durch euphemistische Wendungen oder gar durch Phrasen gegen Ton und Geist seines Werks zu verstoßen.

Zu unserm Texte nun sind, außer einigen Goethischen Revisionsbemerkungen zum Dritten Theile, lediglich die bisherigen gedruckten Ausgaben benutzt. Die neuesten Cotta'schen lassen in der Reinheit des Textes gegen die früheren einen großen Fortschritt erkennen. Ob einige auffällige Abweichungen, namentlich

im letzten Theile, auf Konjektur oder auf eine erneute Durchsicht nach dem Manuskripte zurückzuführen, wagen wir nicht zu entscheiden, würden aber im letzteren Falle eine Erklärung darüber wünschen.

Für die begleitenden Anmerkungen war von den verschiedensten Seiten vorgearbeitet. In keiner deutschen Stadt herrscht eine so rege lokalgeschichtliche Thätigkeit als in Frankfurt am Main. Dieser historische Sinn fand bei Böhmer's Tode, des Verfassers der Frankfurter Annalen in den Fontes rerum germanicarum, eine öffentliche Anerkennung durch Döllinger.*) Vereine und Zeitschriften sind in großer Zahl der Pflege der Stadtgeschichte gewidmet. „Dichtung und Wahrheit" ist für Frankfurt eine städtische Chronik, und deshalb kommt jene Pflege diesem Werke selbstverständlich vorzüglich zu Statten. Mit welchem Interesse das Buch grade hier aufgenommen wurde, kann man aus Gerd Eilers' Lebenserinnerungen ersehn:**) „Es ist gewissermaßen zugleich Dichtung und Wahrheit aus dem Frankfurter Leben, und die Frankfurter dichten und leben es mit [Eilers' Frau war eine Frankfurterin]. Gedanken und Schilderungen lösen sich gleichsam von den ursprünglichen Originalpersonen und -Situationen ab und erfüllen die gemeinsame Frankfurter Luft." Auch Mendelssohn-Bartholdy, gleichfalls mit einer Frankfurterin verheirathet, verstand das Buch, das ihm früher nicht zugesagt hatte, erst auf diesem Boden: „Wie mir's aber jetzt gefällt und wie mich alle die Lokalitäten, die ich nun kenne, noch obendrein ergetzen, das kann ich gar nicht sagen. Es bringt mich eine Seite davon ganz über alle die jetzige Misere in Literatur und Kunst hinweg."***)

Wir haben uns die besondere Aufgabe gestellt, die Früchte jener lokalhistorischen Thätigkeit dem Goethischen Werke nutzbar

*) Am 18. November 1863; s. Frankf. Mittheilungen, II. S. 324.

**) Meine Wanderung durchs Leben, Thl. III. 1858. S. 345 f.

***) Vom 2. Juli 1836, Reisebriefe, II. S. 135.

zu machen, und sind darin von den gegenwärtigen Repräsentanten derselben reichlich, selbst durch Mittheilung der Original-Akten der Stadt, unterstützt worden. Ihnen und allen Andern, die unsre Arbeit in solcher Weise erleichtert, sei von Herzen dafür gedankt. Ferner haben die in den Anmerkungen angeführten Düntzer'schen Schriften, die Arbeiten von Kriegk, Stricker, Volger und Schöll uns die Wege erheblich gekürzt. Die Fülle der Quellen und Hilfsmittel hat den Apparat ungebührlich vergrößert; aus Anmerkungen sind vielfach Exkurse geworden; der Kommentator hat vielleicht seine Amtspflichten mißverstanden, wenn er sich oft für verbunden hielt, zu sagen, was der Verfasser als Meister des Stils weise verschwieg, und die Asche so Vieler, deren Dieser nur beiläufig gedacht, in der wohlverdienten Ruhe zu stören. Ihn ermuthigten die günstigen und beirathigen Stimmen der Kritik über die Bearbeitung der ersten Theile. Die Rathschläge, welche insbesondre Julian Schmidt*) für die Fortsetzung ertheilt, ist er nach Kräften bemüht gewesen zu befolgen. Ein Buch, welches wie das vorliegende zu den nicht zahlreichen, in einer durchweg klassischen Prosa geschriebenen deutschen Werken gehört, verdient und belohnt die fleißigste und sorgfältigste Behandlung.

Berlin, den 15. September 1876.

G. von Loeper

*) Preußische Jahrb., Februar 1875: Kritische Streifzüge, IV.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Erster Theil.

Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.

Vorwort.

Als Vorwort zu der gegenwärtigen Arbeit, welche desselben vielleicht mehr als eine andere bedürfen möchte, stehe hier der Brief eines Freundes, durch den ein solches immer bedenkliches Unternehmen veranlaßt worden.

„Wir haben, theurer Freund, nunmehr die zwölf Theile Ihrer dichterischen Werke beisammen und finden, indem wir sie durchlesen, manches Bekannte, manches Unbekannte; ja, manches Vergessene wird durch diese Sammlung wieder angefrischt. Man kann sich nicht enthalten, diese zwölf Bände, welche in einem Format vor uns stehen, als ein Ganzes zu betrachten, und man möchte sich daraus gern ein Bild des Autors und seines Talents entwerfen. Nun ist nicht zu leugnen, daß für die Lebhaftigkeit, womit derselbe seine schriftstellerische Laufbahn begonnen, für die lange Zeit, die seitdem verflossen, ein Dutzend Bändchen zu wenig scheinen müssen. Ebenso kann man sich bei den einzelnen Arbeiten nicht verhehlen, daß meistens besondere Veranlassungen dieselben hervorgebracht und sowol äußere bestimmte Gegenstände als innere entschiedene Bildungsstufen daraus hervorscheinen, nicht minder auch gewisse temporäre moralische und ästhetische Maximen und Ueberzeugungen darin obwalten. Im Ganzen aber bleiben diese Produktionen immer unzusammenhängend; ja, oft sollte man kaum glauben, daß sie von demselben Schriftsteller entsprungen seien.

„Ihre Freunde haben indessen die Nachforschung nicht aufgegeben und suchen, als näher bekannt mit Ihrer Lebens- und Denkweise, manches Räthsel zu errathen, manches Problem aufzulösen; ja, sie finden, da eine alte Neigung und ein verjährtes Verhältniß ihnen beisteht, selbst in den vorkommenden Schwierigkeiten einigen Reiz. Doch würde uns hie und da eine Nachhilfe nicht unangenehm sein, welche Sie unsern freundschaftlichen Gesinnungen nicht wohl versagen dürfen.

„Das Erste also, warum wir Sie ersuchen, ist, daß Sie uns Ihre bei der neuen Ausgabe nach gewissen innern Beziehungen geordneten Dichtwerke in einer chronologischen Folge aufführen und sowol die Lebens- und Gemüthszustände, die den Stoff dazu hergegeben, als auch die Beispiele, welche auf Sie gewirkt, nicht weniger die theoretischen Grundsätze, denen Sie gefolgt, in einem gewissen Zusammenhange vertrauen möchten. Widmen Sie diese Bemühung einem engern Kreise; vielleicht entspringt daraus etwas, was auch einem größern angenehm und nützlich werden kann. Der Schriftsteller soll bis in sein höchstes Alter den Vortheil nicht aufgeben, sich mit Denen, die eine Neigung zu ihm gefaßt, auch in die Ferne zu unterhalten; und wenn es nicht einem Jeden verliehen sein möchte, in gewissen Jahren mit unerwarteten, mächtig wirksamen Erzeugnissen von Neuem aufzutreten: so sollte doch gerade zu der Zeit, wo die Erkenntniß vollständiger, das Bewußtsein deutlicher wird, das Geschäft sehr unterhaltend und neubelebend sein, jenes Hervorgebrachte wieder als Stoff zu behandeln und zu einem Letzten zu bearbeiten, welches Denen abermals zur Bildung gereiche, die sich früher mit und an dem Künstler gebildet haben."

Dieses so freundlich geäußerte Verlangen erweckte bei mir unmittelbar die Lust, es zu befolgen. Denn wenn wir in früherer Zeit leidenschaftlich unsern eigenen Weg gehen und, um nicht irre zu werden, die Anforderungen Anderer ungeduldig ablehnen, so ist es uns in spätern Tagen höchst erwünscht, wenn irgend eine Theilnahme uns aufregen und zu einer neuen Thätigkeit liebevoll bestimmen mag. Ich unterzog mich daher sogleich der vorläufigen Arbeit, die größeren und kleineren Dichtwerke meiner zwölf Bände auszuzeichnen und den Jahren nach zu ordnen. Ich suchte mir Zeit und Umstände zu vergegenwärtigen, unter welchen ich sie hervorgebracht. Allein das Geschäft ward bald beschwerlicher, weil ausführliche Anzeigen und Erklärungen nöthig wurden, um die Lücken zwischen dem bereits Bekanntgemachten auszufüllen. Denn zuvörderst fehlt Alles, woran ich mich zuerst geübt, es fehlt manches Angefangene und nicht Vollendete; ja sogar ist die äußere Gestalt manches Vollendeten völlig verschwunden, indem es in der Folge gänzlich umgearbeitet und in eine andere Form gegossen worden. Außer diesem blieb mir auch noch zu gedenken, wie ich mich in Wissenschaften und andern

Künsten bemüht und was ich in solchen fremd scheinenden Fächern sowol einzeln als in Verbindung mit Freunden theils im Stillen geübt, theils öffentlich bekannt gemacht.

Alles dieses wünschte ich nach und nach zu Befriedigung meiner Wohlwollenden einzuschalten. Allein diese Bemühungen und Betrachtungen führten mich immer weiter. Denn indem ich jener sehr wohl überdachten Forderung zu entsprechen wünschte und mich bemühte, die innern Regungen, die äußern Einflüsse, die theoretisch und praktisch von mir betretenen Stufen der Reihe nach darzustellen, so ward ich aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt, die Gestalten von hundert bedeutenden Menschen, welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, traten hervor, ja die ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs, die auf mich wie auf die ganze Masse der Gleichzeitigen den größten Einfluß gehabt, mußten vorzüglich beachtet werden. Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, daß nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, inwiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowol den Willigen als Unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet, dergestalt, daß man wol sagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz Anderer geworden sein.

Auf diesem Wege, aus dergleichen Betrachtungen und Versuchen, aus solchen Erinnerungen und Ueberlegungen entsprang die gegenwärtige Schilderung, und aus diesem Gesichtspunkt ihres Entstehens wird sie am Besten genossen, genutzt und am Billigsten beurtheilt werden können. Was aber sonst noch, besonders über die halb poetische, halb historische Behandlung etwa zu sagen sein möchte, dazu findet sich wol im Laufe der Erzählung mehrmals Gelegenheit.

Erstes Buch.

Am achtundzwanzigsten August 1749, Mittags mit dem Glockenschlage Zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Konstellation war glücklich: die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminirte für den Tag, Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig, Saturn und Mars verhielten sich gleichgiltig; nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen.

Diese guten Aspekten, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wol Ursache an meiner Erhaltung gewesen sein; denn durch Ungeschicklichkeit der Hebamme kam ich für todt auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte. Dieser Umstand, welcher die Meinigen in große Noth versetzt hatte, gereichte jedoch meinen Mitbürgern zum Vortheil, indem mein Großvater, der Schultheiß Johann Wolfgang Textor, daher Anlaß nahm, daß ein Geburtshelfer angestellt und der Hebammen-Unterricht eingeführt oder erneuert wurde, welches denn Manchem der Nachgebornen mag zu Gute gekommen sein.

Wenn man sich erinnern will, was uns in der frühsten Zeit der Jugend begegnet ist, so kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von Andern gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigner anschauender Erfahrung besitzen. Ohne also hierüber eine genaue Untersuchung anzustellen, welche ohnehin zu nichts führen kann, bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hause wohnten, welches eigentlich aus zwei durchgebrochnen Häusern bestand. Eine thurm-

artige Treppe führte zu unzusammenhangenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schwester und mich, war die untere weitläuftige Hausflur der liebste Raum, welche neben der Thüre ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher mit einander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahrszeit ein südliches Ansehen. Man fühlte sich frei, indem man mit dem Oeffentlichen vertraut war. So kamen auch durch diese Gerämse die Kinder mit den Nachbarn in Verbindung, und mich gewannen drei gegenüber wohnende Brüder von Ochsenstein, hinterlassene Söhne des verstorbenen Schultheißen, gar lieb und beschäftigten und neckten sich mit mir auf mancherlei Weise.

Die Meinigen erzählten gern allerlei Eulenspiegeleien, zu denen mich jene sonst ernste und einsame Männer angereizt. Ich führe nur einen von diesen Streichen an. Es war eben Topfmarkt gewesen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächste Zeit mit solchen Waaren versorgt, sondern auch uns Kindern dergleichen Geschirr im Kleinen zu spielender Beschäftigung eingekauft. An einem schönen Nachmittag, da Alles ruhig im Hause war, trieb ich im Geräms mit meinen Schüsseln und Töpfen mein Wesen, und da weiter nichts dabei herauskommen wollte, warf ich ein Geschirr auf die Straße und freute mich, daß es so lustig zerbrach. Die von Ochsenstein, welche sahen, wie ich mich daran ergetzte, daß ich so gar fröhlich in die Händchen patschte, riefen: „Noch mehr!" Ich säumte nicht, sogleich einen Topf und auf immer fortwährendes Rufen: „Noch mehr!" nach und nach sämmtliche Schüsselchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaster zu schleudern. Meine Nachbarn fuhren fort, ihren Beifall zu bezeigen, und ich war höchlich froh, ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrath aber war aufgezehrt, und sie riefen immer: „Noch mehr!" Ich eilte daher stracks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrechen noch ein lustigeres Schauspiel gaben; und so lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich sie auf dem Topfbrett der Reihe nach

erreichen konnte, und weil sich Jene gar nicht zufrieden gaben, so stürzte ich Alles, was ich von Geschirr erschleppen konnte, in gleiches Verderben. Nur später erschien Jemand, zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geschehen, und man hatte für so viel zerbrochne Töpferwaare wenigstens eine lustige Geschichte, an der sich besonders die schaltischen Urheber bis an ihr Lebensende ergetzten.

Meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich im Hause wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unsere Spiele bis an ihren Sessel, ja, wenn sie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen. Ich erinnere mich ihrer gleichsam als eines Geistes, als einer schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend ist sie mir im Gedächtniß geblieben.

Wir hatten die Straße, in welcher unser Haus lag, den Hirschgraben nennen hören; da wir aber weder Graben noch Hirsche sahen, so wollten wir diesen Ausdruck erklärt wissen. Man erzählte sodann, unser Haus stehe auf einem Raum, der sonst außerhalb der Stadt gelegen, und da, wo jetzt die Straße sich befinde, sei ehmals ein Graben gewesen, in welchem eine Anzahl Hirsche unterhalten worden; man habe diese Thiere hier bewahrt und genährt, weil nach einem alten Herkommen der Senat alle Jahre einen Hirsch öffentlich verspeiset, den man denn für einen solchen Festtag hier im Graben immer zur Hand gehabt, wenn auch auswärts Fürsten und Ritter der Stadt ihre Jagdbefugniß verkümmerten und störten, oder wol gar Feinde die Stadt eingeschlossen oder belagert hielten. Dies gefiel uns sehr, und wir wünschten, eine solche zahme Wildbahn wäre auch noch bei unsern Zeiten zu sehen gewesen.

Die Hinterseite des Hauses hatte, besonders aus dem oberen Stock, eine sehr angenehme Aussicht über eine beinah unabsehbare Fläche von Nachbarsgärten, die sich bis an die Stadtmauern verbreiteten. Leider aber war bei Verwandlung der sonst hier befindlichen Gemeindeplätze in Hausgärten unser Haus und noch einige andere, die gegen die Straßenecke zu lagen, sehr verkürzt worden, indem die Häuser vom Roßmarkt her weitläuftige Hintergebäude und große Gärten sich zueigneten, wir aber uns durch eine ziemlich hohe Mauer unsers Hofes von diesen so nah gelegenen Paradiesen ausgeschlossen sahen.

Im zweiten Stock befand sich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man sich daselbst durch wenige Gewächse vor dem Fenster den Mangel eines Gartens zu ersetzen gesucht hatte. Dort war, wie ich heranwuchs, mein liebster, zwar nicht trauriger, aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt. Ueber jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle sah man in eine schöne fruchtbare Ebene; es ist die, welche sich nach Höchst hinzieht. Dort lernte ich Sommerszeit gewöhnlich meine Lektionen, wartete die Gewitter ab und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenster gerade gerichtet waren, nicht satt genug sehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergetzen sah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte: so erregte dies frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht, das, dem von der Natur in mich gelegten Ernsten und Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.

Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düstere Beschaffenheit des Hauses war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemüthern zu erwecken. Unglücklicherweise hatte man noch die Erziehungsmaxime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unsichtbaren zu benehmen und sie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder sollten daher allein schlafen, und wenn uns dieses unmöglich fiel, und wir uns sacht aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten, so stellte sich, in umgewandtem Schlafrock und also für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg und schreckte uns in unsere Ruhestätte zurück. Die daraus entspringende üble Wirkung denkt sich Jedermann. Wie soll Derjenige die Furcht los werden, den man zwischen ein doppeltes Furchtbare einklemmt? Meine Mutter, stets heiter und froh, und Andern das Gleiche gönnend, erfand eine bessere pädagogische Auskunft. Sie wußte ihren Zweck durch Belohnungen zu erreichen. Es war die Zeit der Pfirschen, deren reichlichen Genuß sie uns jeden Morgen versprach, wenn wir Nachts die Furcht überwunden hätten. Es gelang, und beide Theile waren zufrieden.

Innerhalb des Hauses zog meinen Blick am Meisten eine Reihe Römischer Prospekte auf sich, mit welchen der Vater einen

Vorsaal ausgeschmückt hatte, gestochen von einigen geschickten Vorgängern des Piranesi, die sich auf Architektur und Perspektive wohl verstanden, und deren Nadel sehr deutlich und schätzbar ist. Hier sah ich täglich die Piazza del Popolo, das Coliseo, den Petersplatz, die Peterskirche von außen und innen, die Engelsburg und so manches Andere. Diese Gestalten drückten sich tief bei mir ein, und der sonst sehr lakonische Vater hatte wol manchmal die Gefälligkeit, eine Beschreibung des Gegenstandes vernehmen zu lassen. Seine Vorliebe für die italienische Sprache und für Alles, was sich auf jenes Land bezieht, war sehr ausgesprochen. Eine kleine Marmor- und Naturaliensammlung, die er von dorther mitgebracht, zeigte er uns auch manchmal vor, und einen großen Theil seiner Zeit verwendete er auf seine italienisch verfaßte Reisebeschreibung, deren Abschrift und Redaktion er eigenhändig heftweise, langsam und genau ausfertigte. Ein alter heiterer italienischer Sprachmeister, Giovinazzi genannt, war ihm daran behilflich. Auch sang der Alte nicht übel, und meine Mutter mußte sich bequemen, ihn und sich selbst mit dem Klaviere täglich zu akkompagniren, da ich denn das Solitario bosco ombroso bald kennen lernte und auswendig wußte, ehe ich es verstand.

Mein Vater war überhaupt lehrhafter Natur, und bei seiner Entfernung von Geschäften wollte er gern dasjenige, was er wußte und vermochte, auf Andre übertragen. So hatte er meine Mutter in den ersten Jahren ihrer Verheirathung zum fleißigen Schreiben angehalten wie zum Klavierspielen und Singen, wobei sie sich genöthigt sah, auch in der italienischen Sprache einige Kenntniß und nothdürftige Fertigkeit zu erwerben.

Gewöhnlich hielten wir uns in allen unsern Freistunden zur Großmutter, in deren geräumigem Wohnzimmer wir hinlänglich Platz zu unsern Spielen fanden. Sie wußte uns mit allerlei Kleinigkeiten zu beschäftigen und mit allerlei guten Bissen zu erquicken. An einem Weihnachtsabende jedoch setzte sie allen ihren Wohlthaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel vorstellen ließ und so in dem alten Hause eine neue Welt erschuf. Dieses unerwartete Schauspiel zog die jungen Gemüther mit Gewalt an sich; besonders auf den Knaben machte es einen sehr starken Eindruck, der in eine große, langdauernde Wirkung nachklang.

Die kleine Bühne mit ihrem stummen Personal, die man

uns anfangs nur vorgezeigt hatte, nachher aber zu eigner Uebung und dramatischer Belebung übergab, mußte uns Kindern um so viel werther sein, als es das letzte Vermächtniß unserer guten Großmutter war, die bald darauf durch zunehmende Krankheit unsern Augen erst entzogen und dann für immer durch den Tod entrissen wurde. Ihr Abscheiden war für die Familie von desto größerer Bedeutung, als es eine völlige Veränderung in dem Zustande derselben nach sich zog.

So lange die Großmutter lebte, hatte mein Vater sich gehütet, nur das Mindeste im Hause zu verändern oder zu erneuern; aber man wußte wohl, daß er sich zu einem Hauptbau vorbereitete, der nunmehr auch sogleich vorgenommen wurde. In Frankfurt, wie in mehrern alten Städten, hatte man bei Aufführung hölzerner Gebäude, um Platz zu gewinnen, sich erlaubt, nicht allein mit dem ersten, sondern auch mit den folgenden Stocken überzubauen, wodurch denn freilich besonders enge Straßen etwas Düsteres und Aengstliches bekamen. Endlich ging ein Gesetz durch, daß, wer ein neues Haus von Grund auf baue, nur mit dem ersten Stock über das Fundament herausrücken dürfe, die übrigen aber senkrecht aufführen müsse. Mein Vater, um den vorspringenden Raum im zweiten Stock auch nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äußeres architektonisches Ansehen und nur um innere gute und bequeme Einrichtung besorgt, bediente sich, wie schon Mehrere vor ihm gethan, der Ausflucht, die oberen Theile des Hauses zu unterstützen und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen und das Neue gleichsam einzuschalten, so daß, wenn zuletzt gewissermaßen nichts von dem Alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. Da nun also das Einreißen und Aufrichten allmählig geschah, so hatte mein Vater sich vorgenommen, nicht aus dem Hause zu weichen, um desto besser die Aufsicht zu führen und die Anleitung geben zu können; denn aufs Technische des Baues verstand er sich ganz gut; dabei wollte er aber auch seine Familie nicht von sich lassen. Diese neue Epoche war den Kindern sehr überraschend und sonderbar. Die Zimmer, in denen man sie oft enge genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten geängstigt, die Gänge, auf denen sie gespielt, die Wände, für deren Reinlichkeit und Erhaltung man sonst so sehr gesorgt, Alles das vor der Hacke des Maurers, vor dem Beile des Zimmermanns fallen zu

sehen, und zwar von unten herauf, und indessen oben auf unterstützten Balken gleichsam in der Luft zu schweben und dabei immer noch zu einer gewissen Lektion, zu einer bestimmten Arbeit angehalten zu werden — dieses Alles brachte eine Verwirrung in den jungen Köpfen hervor, die sich so leicht nicht wieder ins Gleiche setzen ließ. Doch wurde die Unbequemlichkeit von der Jugend weniger empfunden, weil ihr etwas mehr Spielraum als bisher und manche Gelegenheit, sich auf Balken zu schaukeln und auf Brettern zu schwingen, gelassen ward.

Hartnäckig setzte der Vater die erste Zeit seinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach theilweise abgetragen wurde und ungeachtet alles übergespannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten der Regen bis zu unsern Betten gelangte, so entschloß er sich, obgleich ungern, die Kinder wohlwollenden Freunden, welche sich schon früher dazu erboten hatten, auf eine Zeit lang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken.

Dieser Uebergang hatte manches Unangenehme; denn indem man die bisher zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng gehaltenen Kinder unter eine rohe Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet Alles zu leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu schützen.

Um diese Zeit war es eigentlich, daß ich meine Vaterstadt zuerst gewahr wurde: wie ich denn nach und nach immer freier und ungehinderter, theils allein, theils mit muntern Gespielen darin auf und ab wandelte. Um den Eindruck, den diese ernsten und würdigen Umgebungen auf mich machten, einigermaßen mitzutheilen, muß ich hier mit der Schilderung meines Geburtsortes vorgreifen, wie er sich in seinen verschiedenen Theilen allmählig vor mir entwickelte. Am Liebsten spazierte ich auf der großen Mainbrücke. Ihre Länge, ihre Festigkeit, ihr gutes Ansehen machte sie zu einem bemerkenswerthen Bauwerk; auch ist es aus früherer Zeit beinahe das einzige Denkmal jener Vorsorge, welche die weltliche Obrigkeit ihren Bürgern schuldig ist. Der schöne Fluß auf- und abwärts zog meine Blicke nach sich, und wenn auf dem Brückenkreuz der goldene Hahn im Sonnenschein glänzte, so war es mir immer eine erfreuliche Empfindung. Gewöhnlich ward alsdann durch Sachsenhausen spaziert und die Ueberfahrt für einen Kreuzer

gar behaglich genossen. Da befand man sich nun wieder diesseits, da schlich man zum Weinmarkte, bewunderte den Mechanismus der Krahne, wenn Waaren ausgeladen wurden; besonders aber unterhielt uns die Ankunft der Marktschiffe, wo man so mancherlei und mitunter so seltsame Figuren aussteigen sah. Ging es nun in die Stadt herein, so ward jederzeit der Saalhof, der wenigstens an der Stelle stand, wo die Burg Kaiser Karl's des Großen und seiner Nachfolger gewesen sein sollte, ehrfurchtsvoll gegrüßt. Man verlor sich in die alte Gewerbstadt, und besonders Markttages gern in dem Gewühl, das sich um die Bartholomäuskirche herum versammelte. Hier hatte sich von den frühsten Zeiten an die Menge der Verkäufer und Krämer über einander gedrängt, und wegen einer solchen Besitznahme konnte nicht leicht in den neuern Zeiten eine geräumige und heitere Anstalt Platz finden. Die Buden des sogenannten Pfarreisen waren uns Kindern sehr bedeutend, und wir trugen manchen Batzen hin, um uns farbige, mit goldenen Thieren bedruckte Bogen anzuschaffen. Nur selten aber mochte man sich über den beschränkten, vollgepfropften und unreinlichen Marktplatz hindrängen. So erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entsetzen vor den daranstoßenden, engen und häßlichen Fleischbänken geflohen bin. Der Römerberg war ein desto angenehmerer Spazierplatz. Der Weg nach der neuen Stadt, durch die Neue Kräme, war immer aufheiternd und ergetzlich; nur verdroß es uns, daß nicht neben der Liebfrauenkirche eine Straße nach der Zeil zu ging und wir immer den großen Umweg durch die Hasengasse oder die Katharinenpforte machen mußten. Was aber die Aufmerksamkeit des Kindes am Meisten an sich zog, waren die vielen kleinen Städte in der Stadt, die Festungen in der Festung, die ummauerten Klosterbezirke nämlich und die aus frühern Jahrhunderten noch übrigen mehr oder minder burgartigen Räume: so der Nürnberger Hof, das Kompostell, das Braunfels, das Stammhaus Derer von Stallburg und mehrere in den spätern Zeiten zu Wohnungen und Gewerbsbenutzungen eingerichtete Festen. Nichts architektonisch Erhebendes war damals in Frankfurt zu sehen, Alles deutete auf eine längst vergangne, für Stadt und Gegend sehr unruhige Zeit. Pforten und Thürme, welche die Grenze der alten Stadt bezeichneten, dann weiterhin abermals Pforten, Thürme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben, womit die neue Stadt umschlossen war: Alles sprach

noch zu deutlich aus, daß die Nothwendigkeit, in unruhigen Zeiten dem Gemeinwesen Sicherheit zu verschaffen, diese Anstalten hervorgebracht, daß die Plätze, die Straßen, selbst die neuen, breiter und schöner angelegten, alle nur dem Zufall und der Willkür und keinem regelnden Geiste ihren Ursprung zu danken hatten. Eine gewisse Neigung zum Alterthümlichen setzte sich bei dem Knaben fest, welche besonders durch alte Chroniken, Holzschnitte, wie z. B. den Grav'schen von der Belagerung von Frankfurt, genährt und begünstigt wurde, wobei noch eine andre Lust, blos menschliche Zustände in ihrer Mannichfaltigkeit und Natürlichkeit ohne weitern Anspruch auf Interesse oder Schönheit zu erfassen, sich hervorthat. So war es eine von unsern liebsten Promenaden, die wir uns des Jahrs ein paarmal zu verschaffen suchten, inwendig auf dem Gange der Stadtmauer herumzuspazieren. Gärten, Höfe, Hintergebäude ziehen sich bis an den Zwinger heran; man sieht mehreren Tausend Menschen in ihre häuslichen, kleinen, abgeschlossenen, verborgenen Zustände. Von dem Putz- und Schaugarten des Reichen zu den Obstgärten des für seinen Nutzen besorgten Bürgers, von da zu Fabriken, Bleichplätzen und ähnlichen Anstalten, ja bis zum Gottesacker selbst — denn eine kleine Welt lag innerhalb des Bezirks der Stadt — ging man an dem mannichfaltigsten, wunderlichsten, mit jedem Schritt sich verändernden Schauspiel vorbei, an dem unsre kindische Neugier sich nicht genug ergetzen konnte. Denn fürwahr, der bekannte hinkende Teufel, als er für seinen Freund die Dächer von Madrid in der Nacht abhob, hat kaum mehr für diesen geleistet, als hier vor uns unter freiem Himmel, bei hellem Sonnenschein gethan war. Die Schlüssel, deren man sich auf diesem Wege bedienen mußte, um durch mancherlei Thürme, Treppen und Pförtchen durchzukommen, waren in den Händen der Zeugherren, und wir verfehlten nicht, ihren Subalternen aufs Beste zu schmeicheln.

Bedeutender noch und in einem andern Sinne fruchtbarer blieb für uns das Rathhaus, der Römer genannt. In seinen untern gewölbähnlichen Hallen verloren wir uns gar zu gerne. Wir verschafften uns Eintritt in das große, höchst einfache Sessionszimmer des Rathes. Bis auf eine gewisse Höhe getäfelt, waren übrigens die Wände sowie die Wölbung weiß und das Ganze ohne Spur von Malerei oder irgend einem Bildwerk.

Nur an der mittelsten Wand in der Höhe las man die kurze Inschrift:

Eines Manns Rede
Ist keines Manns Rede:
Man soll sie billig hören Beede.

Nach der alterthümlichsten Art waren für die Glieder dieser Versammlung Bänke ringsumher an der Vertäfelung angebracht und um eine Stufe von dem Boden erhöht. Da begriffen wir leicht, warum die Rangordnung unsers Senats nach Bänken eingetheilt sei. Von der Thüre linker Hand bis in die gegenüberstehende Ecke, als auf der ersten Bank, saßen die Schöffen, in der Ecke selbst der Schultheiß, der Einzige, der ein kleines Tischchen vor sich hatte; zu seiner Linken bis gegen die Fensterseite saßen nunmehr die Herren der zweiten Bank; an den Fenstern her zog sich die dritte Bank, welche die Handwerker einnahmen; in der Mitte des Saals stand ein Tisch für den Protokollführer.

Waren wir einmal im Römer, so mischten wir uns auch wol in das Gedränge vor den burgemeisterlichen Audienzen. Aber größeren Reiz hatte Alles, was sich auf Wahl und Krönung der Kaiser bezog. Wir wußten uns die Gunst der Schließer zu verschaffen, um die neue, heitre, in Fresko gemalte, sonst durch ein Gitter verschlossene Kaisertreppe hinaufsteigen zu dürfen. Das mit Purpurtapeten und wunderlich verschnörkelten Goldleisten verzierte Wahlzimmer flößte uns Ehrfurcht ein. Die Thürstücke, auf welchen kleine Kinder oder Genien, mit dem kaiserlichen Ornat bekleidet und belastet mit den Reichsinsignien, eine gar wunderliche Figur spielen, betrachteten wir mit großer Aufmerksamkeit und hofften wol auch noch einmal eine Krönung mit Augen zu erleben. Aus dem großen Kaisersaale konnte man uns nur mit sehr vieler Mühe wieder herausbringen, wenn es uns einmal geglückt war, hineinzuschlüpfen, und wir hielten Denjenigen für unsern wahrsten Freund, der uns bei den Brustbildern der sämmtlichen Kaiser, die in einer gewissen Höhe umher gemalt waren, etwas von ihren Thaten erzählen mochte.

Von Karl dem Großen vernahmen wir manches Märchenhafte; aber das historisch Interessante für uns fing erst mit Rudolph von Habsburg an, der durch seine Mannheit so großen Verwirrungen ein Ende gemacht. Auch Karl der Vierte zog unsre Aufmerksamkeit an sich. Wir hatten schon von der goldnen

Bulle und der peinlichen Halsgerichtsordnung gehört, auch daß er den Frankfurtern ihre Anhänglichkeit an seinen edlen Gegenkaiser Günther von Schwarzburg nicht entgelten ließ. Maximilianen hörten wir als einen Menschen- und Bürgerfreund loben und daß von ihm prophezeit worden, er werde der letzte Kaiser aus einem deutschen Hause sein; welches denn auch leider eingetroffen, indem nach seinem Tode die Wahl nur zwischen dem König von Spanien Karl dem Fünften und dem König von Frankreich Franz dem Ersten geschwankt habe. Bedenklich fügte man hinzu, daß nun abermals eine solche Weissagung oder vielmehr Vorbedeutung umgehe; denn es sei augenfällig, daß nur noch Platz für das Bild eines Kaisers übrig bleibe, ein Umstand, der, obgleich zufällig scheinend, die Patriotischgesinnten mit Besorgniß erfülle.

Wenn wir nun so einmal unsern Umgang hielten, verfehlten wir auch nicht, uns nach dem Dom zu begeben und daselbst das Grab jenes braven, von Freund- und Feinden geschätzten Günther zu besuchen. Der merkwürdige Stein, der es ehmals bedeckte, ist in dem Chor aufgerichtet. Die gleich daneben befindliche Thüre, welche ins Konklave führt, blieb uns lange verschlossen, bis wir endlich durch die obern Behörden auch den Eintritt in diesen so bedeutenden Ort zu erlangen wußten. Allein wir hätten besser gethan, ihn durch unsre Einbildungskraft wie bisher auszumalen; denn wir fanden diesen in der deutschen Geschichte so merkwürdigen Raum, wo die mächtigsten Fürsten sich zu einer Handlung von solcher Wichtigkeit zu versammeln pflegten, keineswegs würdig ausgeziert, sondern noch obenein mit Balken, Stangen, Gerüsten und anderem solchen Gesperr, das man bei Seite setzen wollte, verunstaltet. Desto mehr ward unsere Einbildungskraft angeregt und das Herz uns erhoben, als wir kurz nachher die Erlaubniß erhielten, beim Vorzeigen der goldnen Bulle an einige vornehme Fremden auf dem Rathhause gegenwärtig zu sein.

Mit vieler Begierde vernahm der Knabe sodann, was ihm die Seinigen sowie ältere Verwandte und Bekannte gern erzählten und wiederholten, die Geschichten der zuletzt kurz auf einander gefolgten Krönungen; denn es war kein Frankfurter von einem gewissen Alter, der nicht diese beiden Ereignisse und was sie begleitete, für den Gipfel seines Lebens gehalten hätte. So prächtig die Krönung Karl's des Siebenten gewesen war, bei welcher besonders der französische Gesandte mit Kosten und

Geschmack herrliche Feste gegeben, so war doch die Folge für den guten Kaiser desto trauriger, der seine Residenz München nicht behaupten konnte und gewissermaßen die Gastfreiheit seiner Reichsstädter anflehen mußte.

War die Krönung Franz des Ersten nicht so auffallend prächtig wie jene, so wurde sie doch durch die Gegenwart der Kaiserin Maria Theresia verherrlicht, deren Schönheit ebenso einen großen Eindruck auf die Männer scheint gemacht zu haben als die ernste würdige Gestalt und die blauen Augen Karl's des Siebenten auf die Frauen. Wenigstens wetteiferten beide Geschlechter, dem aufhorchenden Knaben einen höchst vortheilhaften Begriff von jenen beiden Personen beizubringen. Alle diese Beschreibungen und Erzählungen geschahen mit heiterm und beruhigtem Gemüth; denn der Aachner Friede hatte für den Augenblick aller Fehde ein Ende gemacht, und wie von jenen Feierlichkeiten, so sprach man mit Behaglichkeit von den vorübergegangenen Kriegszügen, von der Schlacht bei Dettingen und was die merkwürdigsten Begebenheiten der verflossenen Jahre mehr sein mochten; und alles Bedeutende und Gefährliche schien, wie es nach einem abgeschlossenen Frieden zu gehen pflegt, sich nur ereignet zu haben, um glücklichen und sorgenfreien Menschen zur Unterhaltung zu dienen.

Hatte man in einer solchen patriotischen Beschränkung kaum ein halbes Jahr hingebracht, so traten schon die Messen wieder ein, welche in den sämmtlichen Kinderköpfen jederzeit eine unglaubliche Gährung hervorbrachten. Eine durch Erbauung so vieler Buden innerhalb der Stadt in weniger Zeit entspringende neue Stadt, das Wogen und Treiben, das Abladen und Auspacken der Waaren erregte von den ersten Momenten des Bewußtseins an eine unbezwinglich thätige Neugierde und ein unbegrenztes Verlangen nach kindischem Besitz, das der Knabe mit wachsenden Jahren bald auf diese, bald auf jene Weise, wie es die Kräfte seines kleinen Beutels erlauben wollten, zu befriedigen suchte. Zugleich aber bildete sich die Vorstellung von dem, was die Welt Alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln.

Diese großen, im Frühjahr und Herbst eintretenden Epochen wurden durch seltsame Feierlichkeiten angekündigt, welche um desto würdiger schienen, als sie die alte Zeit und was von dorther noch auf uns gekommen, lebhaft vergegenwärtigten. Am

Geleitstag war das ganze Volk auf den Beinen, drängte sich nach der Fahrgasse, nach der Brücke, bis über Sachsenhausen hinaus; alle Fenster waren besetzt, ohne daß den Tag über was Besonderes vorging: die Menge schien nur da zu sein, um sich zu drängen, und die Zuschauer, um sich unter einander zu betrachten; denn das, worauf es eigentlich ankam, ereignete sich erst mit sinkender Nacht und wurde mehr geglaubt als mit Augen gesehen.

In jenen ältern unruhigen Zeiten nämlich, wo ein Jeder nach Belieben Unrecht that oder nach Lust das Rechte beförderte, wurden die auf die Messen ziehenden Handelsleute von Wegelagerern edlen und unedlen Geschlechts willkürlich geplagt und geplackt, so daß Fürsten und andre mächtige Stände die Ihrigen mit gewaffneter Hand bis nach Frankfurt geleiten ließen. Hier wollten nun aber die Reichsstädter sich selbst und ihrem Gebiet nichts vergeben; sie zogen den Ankömmlingen entgegen: da gab es denn manchmal Streitigkeiten, wie weit jene Geleitenden herankommen, oder ob sie wol gar ihren Einritt in die Stadt nehmen könnten. Weil nun dieses nicht allein bei Handels- und Meßgeschäften stattfand, sondern auch, wenn hohe Personen in Kriegs- und Friedenszeiten, vorzüglich aber zu Wahltagen sich heranbegaben, und es auch öfters zu Thätlichkeiten kam, sobald irgend ein Gefolge, das man in der Stadt nicht dulden wollte, sich mit seinem Herrn hereinzudrängen begehrte: so waren zeither darüber manche Verhandlungen gepflogen, es waren viele Rezesse deshalb, obgleich stets mit beiderseitigen Vorbehalten, geschlossen worden, und man gab die Hoffnung nicht auf, den seit Jahrhunderten dauernden Zwist endlich einmal beizulegen, als die ganze Anstalt, weshalb er so lange und oft sehr heftig geführt worden war, beinah für unnütz, wenigstens für überflüssig angesehen werden konnte.

Unterdessen ritt die bürgerliche Kavallerie in mehreren Abtheilungen mit den Oberhäuptern an ihrer Spitze an jenen Tagen zu verschiedenen Thoren hinaus, fand an einer gewissen Stelle einige Reiter oder Husaren der zum Geleit berechtigten Reichsstände, die nebst ihren Anführern wohl empfangen und bewirthet wurden; man zögerte bis gegen Abend und ritt alsdann, kaum von der wartenden Menge gesehen, zur Stadt herein, da denn mancher bürgerliche Reiter weder sein Pferd noch sich selbst auf dem Pferde zu erhalten vermochte. Zu dem Brückenthore kamen die bedeutendsten Züge herein, und des-

wegen war der Andrang dorthin am Stärksten. Ganz zuletzt und mit sinkender Nacht langte der auf gleiche Weise geleitete Nürnberger Postwagen an, und man trug sich mit der Rede, es müsse jederzeit dem Herkommen gemäß eine alte Frau darin sitzen, weshalb denn die Straßenjungen bei Ankunft des Wagens in ein gellendes Geschrei auszubrechen pflegten, ob man gleich die im Wagen sitzenden Passagiere keineswegs mehr unterscheiden konnte. Unglaublich und wirklich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in diesem Augenblick durch das Brückenthor herein dem Wagen nachstürzte, deswegen auch die nächsten Häuser von den Zuschauern am Meisten gesucht wurden.

Eine andere, noch viel seltsamere Feierlichkeit, welche am hellen Tage das Publikum aufregte, war das Pfeifergericht. Es erinnerte diese Zeremonie an jene ersten Zeiten, wo bedeutende Handelsstädte sich von den Zöllen, welche mit Handel und Gewerb in gleichem Maaße zunahmen, wo nicht zu befreien, doch wenigstens eine Milderung derselben zu erlangen suchten. Der Kaiser, der ihrer bedurfte, ertheilte eine solche Freiheit da, wo es von ihm abhing, gewöhnlich aber nur auf ein Jahr, und sie mußte daher jährlich erneuert werden. Dieses geschah durch symbolische Gaben, welche dem kaiserlichen Schultheißen, der auch wol gelegentlich Oberzöllner sein konnte, vor Eintritt der Bartholomäimesse gebracht wurden, und zwar des Anstands wegen, wenn er mit den Schöffen zu Gericht saß. Als der Schultheiß späterhin nicht mehr vom Kaiser gesetzt, sondern von der Stadt selbst gewählt wurde, behielt er doch diese Vorrechte, und sowol die Zollfreiheiten der Städte als die Zeremonien, womit die Abgeordneten von Worms, Nürnberg und Alt-Bamberg diese uralte Vergünstigung anerkannten, waren bis auf unsere Zeiten gekommen. Den Tag vor Mariä Geburt ward ein öffentlicher Gerichtstag angekündigt. In dem großen Kaisersaale, in einem umschränkten Raume, saßen erhöht die Schöffen und eine Stufe höher der Schultheiß in ihrer Mitte, die von den Parteien bevollmächtigten Prokuratoren unten zur rechten Seite. Der Aktuarius fängt an, die auf diesen Tag gesparten wichtigen Urtheile laut vorzulesen; die Prokuratoren bitten um Abschrift, appelliren oder was sie sonst zu thun nöthig finden.

Auf einmal meldet eine wunderliche Musik gleichsam die Ankunft voriger Jahrhunderte. Es sind drei Pfeifer, deren

einer eine alte Schalmei, der andere einen Baß, der dritte einen Pommer oder Hoboe bläst. Sie tragen blaue, mit Gold verbrämte Mäntel, auf den Aermeln die Noten befestigt, und haben das Haupt bedeckt. So waren sie aus ihrem Gasthause, die Gesandten und ihre Begleitung hinterdrein, Punkt Zehn ausgezogen, von Einheimischen und Fremden angestaunt, und so treten sie in den Saal. Die Gerichtsverhandlungen halten inne, Pfeifer und Begleitung bleiben vor den Schranken, der Abgesandte tritt hinein und stellt sich dem Schultheißen gegenüber. Die symbolischen Gaben, welche auf das Genauste nach dem alten Herkommen gefordert wurden, bestanden gewöhnlich in solchen Waaren, womit die darbringende Stadt vorzüglich zu handeln pflegte. Der Pfeffer galt gleichsam für alle Waaren, und so brachte auch hier der Abgesandte einen schön gedrechselten hölzernen Pokal mit Pfeffer angefüllt. Ueber demselben lagen ein Paar Handschuhe, wundersam geschlitzt, mit Seide besteppt und bequastet, als Zeichen einer gestatteten und angenommenen Vergünstigung, dessen sich auch wol der Kaiser selbst in gewissen Fällen bediente. Daneben sah man ein weißes Stäbchen, welches vormals bei gesetzlichen und gerichtlichen Handlungen nicht leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Silbermünzen hinzugefügt, und die Stadt Worms brachte einen alten Filzhut, den sie immer wieder einlöste, so daß derselbe viele Jahre ein Zeuge dieser Zeremonien gewesen.

Nachdem der Gesandte seine Anrede gehalten, das Geschenk abgegeben, von dem Schultheißen die Versicherung fortdauernder Begünstigung empfangen, so entfernte er sich aus dem geschlossenen Kreise, die Pfeifer bliesen, der Zug ging ab, wie er gekommen war, das Gericht verfolgte seine Geschäfte, bis der zweite und endlich der dritte Gesandte eingeführt wurden; denn sie kamen erst einige Zeit nach einander, theils damit das Vergnügen des Publikums länger daure, theils auch, weil es immer dieselben alterthümlichen Virtuosen waren, welche Nürnberg für sich und seine Mitstädte zu unterhalten und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte.

Wir Kinder waren bei diesem Feste besonders interessirt, weil es uns nicht wenig schmeichelte, unsern Großvater an einer so ehrenvollen Stelle zu sehen, und weil wir gewöhnlich noch selbigen Tag ihn ganz bescheiden zu besuchen pflegten, um, wenn die Großmutter den Pfeffer in ihre Gewürzladen geschüttet hätte, einen Becher und Stäbchen, ein Paar Handschuh oder einen

alten Räderalbus zu erhaschen. Man konnte sich diese symbolischen, das Alterthum gleichsam hervorzaubernden Zeremonien nicht erklären lassen, ohne in vergangene Jahrhunderte wieder zurückgeführt zu werden, ohne sich nach Sitten, Gebräuchen und Gesinnungen unserer Altvordern zu erkundigen, die sich durch wiederauferstandene Pfeifer und Abgeordnete, ja durch handgreifliche und für uns besitzbare Gaben auf eine so wunderliche Weise vergegenwärtigten.

Solchen altehrwürdigen Feierlichkeiten folgte in guter Jahrszeit manches für uns Kinder lustreichere Fest außerhalb der Stadt unter freiem Himmel. An dem rechten Ufer des Mains unterwärts, etwa eine halbe Stunde vom Thor, quillt ein Schwefelbrunnen, sauber eingefaßt und mit uralten Linden umgeben. Nicht weit davon steht der Hof zu den guten Leuten, ehmals ein um dieser Quelle willen erbautes Hospital. Auf den Gemeinweiden umher versammelte man zu einem gewissen Tage des Jahres die Rindviehheerden aus der Nachbarschaft, und die Hirten sammt ihren Mädchen feierten ein ländliches Fest mit Tanz und Gesang, mit mancherlei Lust und Ungezogenheit. Auf der andern Seite der Stadt lag ein ähnlicher nur größerer Gemeindeplatz, gleichfalls durch einen Brunnen und durch noch schönere Linden geziert. Dorthin trieb man zu Pfingsten die Schafheerden, und zu gleicher Zeit ließ man die armen verbleichten Waisenkinder aus ihren Mauern ins Freie; denn man sollte erst später auf den Gedanken gerathen, daß man solche verlassene Kreaturen, die sich einst durch die Welt durchzuhelfen genöthigt sind, früh mit der Welt in Verbindung bringen, anstatt sie auf eine traurige Weise zu hegen, sie lieber gleich zum Dienen und Dulden gewöhnen müsse und alle Ursach habe, sie von Kindesbeinen an sowol physisch als moralisch zu kräftigen. Die Ammen und Mägde, welche sich selbst immer gern einen Spaziergang bereiten, verfehlten nicht von den frühsten Zeiten, uns an dergleichen Orte zu tragen und zu führen, so daß diese ländlichen Feste wol mit zu den ersten Eindrücken gehören, deren ich mich erinnern kann.

Das Haus war indessen fertig geworden und zwar in ziemlich kurzer Zeit, weil Alles wohl überlegt, vorbereitet und für die nöthige Geldsumme gesorgt war. Wir fanden uns nun Alle wieder versammelt und fühlten uns behaglich; denn ein wohlausgedachter Plan, wenn er ausgeführt dasteht, läßt Alles vergessen, was die Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen,

Unbequemes mögen gehabt haben. Das Haus war für eine Privatwohnung geräumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppe frei, die Vorsäle luftig und jene Aussicht über die Gärten aus mehreren Fenstern bequem zu genießen. Der innere Ausbau, und was zur Vollendung und Zierde gehört, ward nach und nach vollbracht und diente zugleich zur Beschäftigung und zur Unterhaltung.

Das Erste, was man in Ordnung brachte, war die Bücherssammlung des Vaters, von welcher die besten, in Franz- oder Halb-Franzband gebundenen Bücher die Wände seines Arbeits- und Studirzimmers schmücken sollten. Er besaß die schönen holländischen Ausgaben der lateinischen Schriftsteller, welche er der äußern Uebereinstimmung wegen sämmtlich in Quart anzuschaffen suchte, sodann Vieles, was sich auf die römischen Antiquitäten und die elegantere Jurisprudenz bezieht. Die vorzüglichsten italienischen Dichter fehlten nicht, und für den Tasso bezeigte er eine große Vorliebe. Die besten neusten Reisebeschreibungen waren auch vorhanden, und er selbst machte sich ein Vergnügen daraus, den Keyßler und Nemeitz zu berichtigen und zu ergänzen. Nicht weniger hatte er sich mit den nöthigsten Hilfsmitteln umgeben, mit Wörterbüchern aus verschiedenen Sprachen, mit Reallexiken, daß man sich also nach Belieben Raths erholen konnte, sowie mit manchem Andern, was zum Nutzen und Vergnügen gereicht.

Die andere Hälfte dieser Bücherssammlung in saubern Pergamentbänden mit sehr schön geschriebenen Titeln ward in einem besondern Mansardzimmer aufgestellt. Das Nachschaffen der neuen Bücher sowie das Binden und Einreihen derselben betrieb er mit großer Gelassenheit und Ordnung. Dabei hatten die gelehrten Anzeigen, welche diesem oder jenem Werk besondere Vorzüge beilegten, auf ihn großen Einfluß. Seine Sammlung juristischer Dissertationen vermehrte sich jährlich um einige Bände.

Zunächst aber wurden die Gemälde, die sonst in dem alten Hause zerstreut herumgehangen, nunmehr zusammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers neben der Studirstube, alle in schwarzen, mit goldenen Stäbchen verzierten Rahmen, symmetrisch angebracht. Mein Vater hatte den Grundsatz, den er öfters und sogar leidenschaftlich aussprach, daß man die lebenden Meister beschäftigen und weniger auf die abgeschiedenen wenden solle, bei deren Schätzung sehr viel Vorurtheil mit unterlaufe. Er hatte die Vorstellung, daß es mit den Gemälden

völlig wie mit den Rheinweinen beschaffen sei, die, wenn ihnen gleich das Alter einen vorzüglichen Werth beilege, dennoch in jedem folgenden Jahre ebenso vortrefflich als in den vergangenen könnten hervorgebracht werden. Nach Verlauf einiger Zeit werde der neue Wein auch ein alter, ebenso kostbar und vielleicht noch schmackhafter. In dieser Meinung bestätigte er sich vorzüglich durch die Bemerkung, daß mehrere alte Bilder hauptsächlich dadurch für die Liebhaber einen großen Werth zu erhalten schienen, weil sie dunkler und bräuner geworden und der harmonische Ton eines solchen Bildes öfters gerühmt wurde. Mein Vater versicherte dagegen, es sei ihm gar nicht bange, daß die neuen Bilder künftig nicht auch schwarz werden sollten; daß sie aber gerade dadurch gewönnen, wollte er nicht zugestehen.

Nach diesen Grundsätzen beschäftigte er mehrere Jahre hindurch die sämmtlichen Frankfurter Künstler: den Maler Hirt, welcher Eichen- und Buchenwälder und andere sogenannte ländliche Gegenden sehr wohl mit Vieh zu staffiren wußte; desgleichen Trautmann, der sich den Rembrandt zum Muster genommen und es in eingeschlossenen Lichtern und Widerscheinen, nicht weniger in effektvollen Feuersbrünsten weit gebracht hatte, so daß er einstens aufgefordert wurde, einen Pendant zu einem Rembrandtischen Bilde zu malen; ferner Schütz, der auf dem Wege des Sachtleben die Rheingegenden fleißig bearbeitete; nicht weniger Junckern, der Blumen- und Fruchtstücke, Stilleben und ruhig beschäftigte Personen nach dem Vorgang der Niederländer sehr reinlich ausführte. Nun aber ward durch die neue Ordnung, durch einen bequemern Raum und noch mehr durch die Bekanntschaft eines geschickten Künstlers die Liebhaberei wieder angefrischt und belebt. Dieses war Seekatz, ein Schüler von Brinckmann, darmstädtischer Hofmaler, dessen Talent und Charakter sich in der Folge vor uns umständlicher entwickeln wird.

Man schritt auf diese Weise mit Vollendung der übrigen Zimmer nach ihren verschiedenen Bestimmungen weiter. Reinlichkeit und Ordnung herrschten im Ganzen; vorzüglich trugen große Spiegelscheiben das Ihrige zu einer vollkommenen Helligkeit bei, die in dem alten Hause aus mehreren Ursachen, zunächst aber auch wegen meist runder Fensterscheiben gefehlt hatte. Der Vater zeigte sich heiter, weil ihm Alles gut gelungen war, und wäre der gute Humor nicht manchmal dadurch unterbrochen worden, daß nicht immer der Fleiß und die

Genauigkeit der Handwerker seinen Forderungen entsprachen, so hätte man kein glücklicheres Leben denken können, zumal da manches Gute theils in der Familie selbst entsprang, theils ihr von außen zufloß.

Durch ein außerordentliches Weltereigniß wurde jedoch die Gemüthsruhe des Knaben zum ersten Mal im Tiefsten erschüttert. Am ersten November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon und verbreitete über die in Frieden und Ruhe schon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken. Eine große, prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird ungewarnt von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Thürme darüber her, der königliche Palast zum Theil wird vom Meere verschlungen, die geborstene Erde scheint Flammen zu speien — denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen —, sechzigtausend Menschen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde, und der Glücklichste darunter ist Der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Besinnung über das Unglück mehr gestattet ist. Die Flammen wüthen fort, und mit ihnen wüthet eine Schaar sonst verborgner oder durch dieses Ereigniß in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen Uebriggebliebenen sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt, und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür.

Schneller als die Nachrichten hatten schon Andeutungen von diesem Vorfall sich durch große Landstrecken verbreitet; an vielen Orten waren schwächere Erschütterungen zu verspüren, an manchen Quellen, besonders den heilsamen, ein ungewöhnliches Innehalten zu bemerken gewesen; um desto größer war die Wirkung der Nachrichten selbst, welche erst im Allgemeinen, dann aber mit schrecklichen Einzelheiten sich rasch verbreiteten. Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen. So Vieles zusammen richtete die Aufmerksamkeit der Welt eine Zeit lang auf diesen Punkt, und die durch fremdes Unglück aufgeregten Gemüther wurden durch Sorgen für sich selbst und die Ihrigen um so mehr geängstigt, als über die weitverbreitete Wirkung dieser Explosion von allen Orten und Enden immer mehrere und umständlichere Nachrichten einliefen. Ja, vielleicht hat der Dämon des Schreckens

zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet.

Der Knabe, der Alles dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüth sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten.

Der folgende Sommer gab eine nähere Gelegenheit, den zornigen Gott, von dem das Alte Testament so viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen. Unversehens brach ein Hagelwetter herein und schlug die neuen Spiegelscheiben der gegen Abend gelegenen Hinterseite des Hauses unter Donner und Blitzen auf das Gewaltsamste zusammen, beschädigte die neuen Möbeln, verderbte einige schätzbare Bücher und sonst werthe Dinge und war für die Kinder um so fürchterlicher, als das ganz außer sich gesetzte Hausgesinde sie in einen dunkeln Gang mit fortriß und dort auf den Knieen liegend durch schreckliches Geheul und Geschrei die erzürnte Gottheit zu versöhnen glaubte, indessen der Vater, ganz allein gefaßt, die Fensterflügel aufriß und aushob; wodurch er zwar manche Scheiben rettete, aber auch dem auf den Hagel folgenden Regenguß einen desto offnern Weg bereitete, so daß man sich nach endlicher Erholung auf den Vorsälen und Treppen von fluthendem und rinnendem Wasser umgeben sah.

Solche Vorfälle, wie störend sie auch im Ganzen waren, unterbrachen doch nur wenig den Gang und die Folge des Unterrichts, den der Vater selbst uns Kindern zu geben sich einmal vorgenommen. Er hatte seine Jugend auf dem Koburger Gymnasium zugebracht, welches unter den deutschen Lehranstalten eine der ersten Stellen einnahm. Er hatte daselbst einen guten Grund in den Sprachen, und was man sonst zu einer gelehrten Erziehung rechnete, gelegt, nachher in Leipzig sich der Rechtswissenschaft beflissen und zuletzt in Gießen promovirt. Seine mit Ernst und Fleiß verfaßte Dissertation: Electa de aditione hereditatis wird noch von den Rechtslehrern mit Lob angeführt.

Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das, was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisirt zu sehen, so ungefähr, als wenn man zum zweiten Mal lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nutzen wollte. Im Gefühl seiner Kenntnisse, in Gewißheit einer treuen Ausdauer und im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer nahm der Vater sich vor, seine Kinder selbst zu unterrichten und nur so viel, als es nöthig schien, einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeister zu besetzen. Ein pädagogischer Dilettantismus fing sich überhaupt schon zu zeigen an. Die Pedanterie und Trübsinnigkeit der an öffentlichen Schulen angestellten Lehrer mochte wol die erste Veranlassung dazu geben. Man suchte nach etwas Besserem und vergaß, wie mangelhaft aller Unterricht sein muß, der nicht durch Leute vom Metier ertheilt wird.

Meinem Vater war sein eigner Lebensgang bis dahin ziemlich nach Wunsch gelungen; ich sollte denselben Weg gehen, aber bequemer und weiter. Er schätzte meine angebornen Gaben um so mehr, als sie ihm mangelten; denn er hatte Alles nur durch unsäglichen Fleiß, Anhaltsamkeit und Wiederholung erworben. Er versicherte mir öfters, früher und später, im Ernst und Scherz, daß er mit meinen Anlagen sich ganz anders würde benommen und nicht so liederlich damit würde gewirthschaftet haben.

Durch schnelles Ergreifen, Verarbeiten und Festhalten entwuchs ich sehr bald dem Unterricht, den mir mein Vater und die übrigen Lehrmeister geben konnten, ohne daß ich doch in irgend etwas begründet gewesen wäre. Die Grammatik mißfiel mir, weil ich sie nur als ein willkürliches Gesetz ansah; die Regeln schienen mir lächerlich, weil sie durch so viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder besonders lernen sollte. Und wäre nicht der gereimte angehende Lateiner gewesen, so hätte es schlimm mit mir ausgesehen; doch diesen trommelte und sang ich mir gern vor. So hatten wir auch eine Geographie in solchen Gedächtnißversen, wo uns die abgeschmacktesten Reime das zu Behaltende am Besten einprägten, z. B.:

Ober-Yssel; viel Moraſt
Macht das gute Land verhaßt.

Die Sprachformen und -Wendungen faßte ich leicht; so auch entwickelte ich mir schnell, was in dem Begriff einer Sache lag. In rhetorischen Dingen, Chrien und dergleichen that es

mir Niemand zuvor, ob ich schon wegen Sprachfehler oft hintanstehen mußte. Solche Aufsätze waren es jedoch, die meinem Vater besondre Freude machten, und wegen deren er mich mit manchem für einen Knaben bedeutenden Geldgeschenk belohnte.

Mein Vater lehrte die Schwester in demselben Zimmer Italienisch, wo ich den Cellarius auswendig zu lernen hatte. Indem ich nun mit meinem Pensum bald fertig war und doch still sitzen sollte, horchte ich über das Buch weg und faßte das Italienische, das mir als eine lustige Abweichung des Lateinischen auffiel, sehr behende.

Andere Frühzeitigkeiten in Absicht auf Gedächtniß und Kombination hatte ich mit jenen Kindern gemein, die dadurch einen frühen Ruf erlangt haben. Deshalb konnte mein Vater kaum erwarten, bis ich auf Akademie gehen würde. Sehr bald erklärte er, daß ich in Leipzig, für welches er eine große Vorliebe behalten, gleichfalls Jura studiren, alsdann noch eine andre Universität besuchen und promoviren sollte. Was diese zweite betraf, war es ihm gleichgiltig, welche ich wählen würde; nur gegen Göttingen hatte er, ich weiß nicht warum, einige Abneigung zu meinem Leidwesen; denn ich hatte gerade auf diese viel Zutrauen und große Hoffnungen gesetzt.

Ferner erzählte er mir, daß ich nach Wetzlar und Regensburg, nicht weniger nach Wien und von da nach Italien gehen sollte, ob er gleich wiederholt behauptete, man müsse Paris voraus sehen, weil man aus Italien kommend sich an nichts mehr ergetze.

Dieses Märchen meines künftigen Jugendganges ließ ich mir gern wiederholen, besonders da es in eine Erzählung von Italien und zuletzt in eine Beschreibung von Neapel auslief. Sein sonstiger Ernst und Trockenheit schien sich jederzeit aufzulösen und zu beleben, und so erzeugte sich in uns Kindern der leidenschaftliche Wunsch, auch dieser Paradiese theilhaft zu werden.

Privatstunden, welche sich nach und nach vermehrten, theilte ich mit Nachbarskindern. Dieser gemeinsame Unterricht förderte mich nicht; die Lehrer gingen ihren Schlendrian, und die Unarten, ja manchmal die Bösartigkeiten meiner Gesellen brachten Unruh, Verdruß und Störung in die kärglichen Lehrstunden. Chrestomathien, wodurch die Belehrung heiter und mannichfaltig wird, waren noch nicht bis zu uns gekommen.

Der für junge Leute so starre Cornelius Nepos, das allzu leichte und durch Predigten und Religionsunterricht sogar trivial gewordene Neue Testament, Cellarius und Pasor konnten uns kein Interesse geben; dagegen hatte sich eine gewisse Reim- und Versewuth durch Lesung der damaligen deutschen Dichter unser bemächtigt. Mich hatte sie schon früher ergriffen, als ich es lustig fand, von der rhetorischen Behandlung der Aufgaben zu der poetischen überzugehen.

Wir Knaben hatten eine sonntägliche Zusammenkunft, wo Jeder von ihm selbst verfertigte Verse produziren sollte. Und hier begegnete mir etwas Wunderbares, was mich sehr lange in Unruh setzte. Meine Gedichte, wie sie auch sein mochten, mußte ich immer für die bessern halten. Allein ich bemerkte bald, daß meine Mitwerber, welche sehr lahme Dinge vorbrachten, in dem gleichen Falle waren und sich nicht weniger dünkten; ja, was mir noch bedenklicher schien, ein guter, obgleich zu solchen Arbeiten völlig unfähiger Knabe, dem ich übrigens gewogen war, der aber seine Reime sich vom Hofmeister machen ließ, hielt diese nicht allein für die allerbesten, sondern war völlig überzeugt, er habe sie selbst gemacht, wie er mir in dem vertrauteren Verhältniß, worin ich mit ihm stand, jederzeit aufrichtig behauptete. Da ich nun solchen Irrthum und Wahnsinn offenbar vor mir sah, fiel es mir eines Tages aufs Herz, ob ich mich vielleicht selbst in dem Falle befände, ob nicht jene Gedichte wirklich besser seien als die meinigen, und ob ich nicht mit Recht jenen Knaben ebenso toll, als sie mir, vorkommen möchte? Dieses beunruhigte mich sehr und lange Zeit; denn es war mir durchaus unmöglich, ein äußeres Kennzeichen der Wahrheit zu finden; ja ich stockte sogar in meinen Hervorbringungen, bis mich endlich Leichtsinn und Selbstgefühl und zuletzt eine Probearbeit beruhigten, die uns Lehrer und Eltern, welche auf unsere Scherze aufmerksam geworden, aus dem Stegreif aufgaben, wobei ich gut bestand und allgemeines Lob davontrug.

Man hatte zu der Zeit noch keine Bibliotheken für Kinder veranstaltet. Die Alten hatten selbst noch kindliche Gesinnungen und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzutheilen. Außer dem Orbis pictus des Amos Comenius kam uns kein Buch dieser Art in die Hände; aber die große Foliobibel mit Kupfern von Merian ward häufig von uns durchblättert; Gottfried's Chronik mit Kupfern dessel-

ben Meisters belehrte uns von den merkwürdigsten Fällen der Weltgeschichte; die Acerra philologica that noch allerlei Fabeln, Mythologien und Seltsamkeiten hinzu, und da ich gar bald die Ovidischen Verwandlungen gewahr wurde und besonders die ersten Bücher fleißig studirte, so war mein junges Gehirn schnell genug mit einer Masse von Bildern und Begebenheiten, von bedeutenden und wunderbaren Gestalten und Ereignissen angefüllt, und ich konnte niemals Langeweile haben, indem ich mich immerfort beschäftigte, diesen Erwerb zu verarbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen.

Einen frömmern, sittlichern Effekt als jene mitunter rohen und gefährlichen Alterthümlichkeiten machte Fenelon's Telemach, den ich erst nur in der Neukirchischen Uebersetzung kennen lernte, und der, auch so unvollkommen überliefert, eine gar süße und wohlthätige Wirkung auf mein Gemüth äußerte. Daß Robinson Crusoe sich zeitig angeschlossen, liegt wol in der Natur der Sache; daß die Insel Felsenburg nicht gefehlt habe, läßt sich denken. Lord Anson's Reise um die Welt verband das Würdige der Wahrheit mit dem Phantasiereichen des Märchens, und indem wir diesen trefflichen Seemann mit den Gedanken begleiteten, wurden wir weit in alle Welt hinausgeführt und versuchten, ihm mit unsern Fingern auf dem Globus zu folgen. Nun sollte mir auch noch eine reichlichere Ernte bevorstehn, indem ich an eine Masse Schriften gerieth, die zwar in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht vortrefflich genannt werden können, deren Inhalt jedoch uns manches Verdienst voriger Zeiten in einer unschuldigen Weise näher bringt.

Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit unter dem Titel: Volksschriften, Volksbücher, bekannt und sogar berühmt geworden, war in Frankfurt selbst, und sie wurden wegen des größen Abgangs mit stehenden Lettern auf das schrecklichste Löschpapier fast unleserlich gedruckt. Wir Kinder hatten also das Glück, diese schätzbaren Ueberreste der Mittelzeit auf einem Tischchen vor der Hausthüre eines Büchertrödlers täglich zu finden und sie uns für ein paar Kreuzer zuzueignen. Der Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, der Kaiser Oktavian, die schöne Magelone, Fortunatus mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden, Alles stand uns zu Diensten, sobald uns gelüstete, nach diesen Werken anstatt nach irgend einer Näscherei zu greifen. Der größte Vortheil dabei war, daß, wenn wir ein solches Heft

zerlesen oder sonst beschädigt hatten, es bald wieder angeschafft und aufs Neue verschlungen werden konnte.

Wie eine Familienspazierfahrt im Sommer durch ein plötzliches Gewitter auf eine höchst verdrießliche Weise gestört und ein froher Zustand in den widerwärtigsten verwandelt wird, so fallen auch die Kinderkrankheiten unerwartet in die schönste Jahrszeit des Frühlebens. Mir erging es auch nicht anders. Ich hatte mir eben den Fortunatus mit seinem Säckel und Wünschhütlein gekauft, als mich ein Mißbehagen und ein Fieber überfiel, wodurch die Pocken sich ankündigten. Die Einimpfung derselben ward bei uns noch immer für sehr problematisch angesehen, und ob sie gleich populare Schriftsteller schon faßlich und eindringlich empfohlen, so zauderten doch die deutschen Aerzte mit einer Operation, welche der Natur vorzugreifen schien. Spekulirende Engländer kamen daher aufs feste Land und impften gegen ein ansehnliches Honorar die Kinder solcher Personen, die sie wohlhabend und frei von Vorurtheil fanden. Die Mehrzahl jedoch war noch immer dem alten Unheil ausgesetzt; die Krankheit wüthete durch die Familien, tödtete und entstellte viele Kinder, und wenige Eltern wagten es, nach einem Mittel zu greifen, dessen wahrscheinliche Hilfe doch schon durch den Erfolg mannichfaltig bestätigt war. Das Uebel betraf nun auch unser Haus und überfiel mich mit ganz besonderer Heftigkeit. Der ganze Körper war mit Blattern übersäet, das Gesicht zugedeckt, und ich lag mehrere Tage blind und in großen Leiden. Man suchte die möglichste Linderung und versprach mir goldene Berge, wenn ich mich ruhig verhalten und das Uebel nicht durch Reiben und Kratzen vermehren wollte. Ich gewann es über mich; indessen hielt man uns nach herrschendem Vorurtheil so warm als möglich und schärfte dadurch nur das Uebel. Endlich nach traurig verflossener Zeit fiel es mir wie eine Maske vom Gesicht, ohne daß die Blattern eine sichtbare Spur auf der Haut zurückgelassen; aber die Bildung war merklich verändert. Ich selbst war zufrieden, nur wieder das Tageslicht zu sehen und nach und nach die fleckige Haut zu verlieren; aber Andere waren unbarmherzig genug, mich öfters an den vorigen Zustand zu erinnern; besonders eine sehr lebhafte Tante, die früher Abgötterei mit mir getrieben hatte, konnte mich selbst noch in spätern Jahren selten ansehen, ohne auszurufen: „Pfui Teufel, Vetter, wie garstig ist Er geworden!“ Dann erzählte sie mir umständlich, wie sie

sich sonst an mir ergetzt, welches Aufsehen sie erregt, wenn sie mich umhergetragen; und so erfuhr ich frühzeitig, daß uns die Menschen für das Vergnügen, das wir ihnen gewährt haben, sehr oft empfindlich büßen lassen.

Weder von Masern noch Windblattern, und wie die Quälgeister der Jugend heißen mögen, blieb ich verschont, und jedesmal versicherte man mir, es wäre ein Glück, daß dieses Uebel nun für immer vorüber sei; aber leider drohte schon wieder ein andres im Hintergrund und rückte heran. Alle diese Dinge vermehrten meinen Hang zum Nachdenken, und da ich, um das Peinliche der Ungeduld von mir zu entfernen, mich schon öfter im Ausdauern geübt hatte, so schienen mir die Tugenden, welche ich an den Stoikern hatte rühmen hören, höchst nachahmenswerth, um so mehr, als durch die christliche Duldungslehre ein Aehnliches empfohlen wurde.

Bei Gelegenheit dieses Familienleidens will ich auch noch eines Bruders gedenken, welcher um drei Jahre jünger als ich gleichfalls von jener Ansteckung ergriffen wurde und nicht wenig davon litt. Er war von zarter Natur, still und eigensinnig, und wir hatten niemals ein eigentliches Verhältniß zusammen. Auch überlebte er kaum die Kinderjahre. Unter mehrern nachgebornen Geschwistern, die gleichfalls nicht lange am Leben blieben, erinnere ich mich nur eines sehr schönen und angenehmen Mädchens, die aber auch bald verschwand, da wir denn nach Verlauf einiger Jahre, ich und meine Schwester, uns allein übrig sahen und nur um so inniger und liebevoller verbanden.

Jene Krankheiten und andere unangenehme Störungen wurden in ihren Folgen doppelt lästig; denn mein Vater, der sich einen gewissen Erziehungs- und Unterrichtskalender gemacht zu haben schien, wollte jedes Versäumniß unmittelbar wieder einbringen und belegte die Genesenden mit doppelten Lektionen, welche zu leisten mir zwar nicht schwer, aber insofern beschwerlich fiel, als es meine innere Entwicklung, die eine entschiedene Richtung genommen hatte, aufhielt und gewissermaßen zurückdrängte.

Vor diesen didaktischen und pädagogischen Bedrängnissen flüchteten wir gewöhnlich zu den Großeltern. Ihre Wohnung lag auf der Friedberger Gasse und schien ehmals eine Burg gewesen zu sein; denn wenn man herankam, sah man nichts als ein großes Thor mit Zinnen, welches zu beiden Seiten an zwei Nachbarhäuser stieß. Trat man hinein, so gelangte man

durch einen schmalen Gang endlich in einen ziemlich breiten Hof, umgeben von ungleichen Gebäuden, welche nunmehr alle zu einer Wohnung vereinigt waren. Gewöhnlich eilten wir sogleich in den Garten, der sich ansehnlich lang und breit hinter den Gebäuden hin erstreckte und sehr gut unterhalten war: die Gänge meistens mit Rebgeländer eingefaßt, ein Theil des Raums den Küchengewächsen, ein andrer den Blumen gewidmet, die vom Frühjahr bis in den Herbst in reichlicher Abwechslung die Rabatten sowie die Beete schmückten. Die lange, gegen Mittag gerichtete Mauer war zu wohlgezogenen Spalier-Pfirsichbäumen genützt, von denen uns die verbotenen Früchte den Sommer über gar appetitlich entgegenreiften. Doch vermieden wir lieber diese Seite, weil wir unsere Genäschigkeit hier nicht befriedigen durften, und wandten uns zu der entgegengesetzten, wo eine unabsehbare Reihe Johannis- und Stachelbeerbüsche unserer Gierigkeit eine Folge von Ernten bis in den Herbst eröffnete. Nicht weniger war uns ein alter, hoher, weitverbreiteter Maulbeerbaum bedeutend sowol wegen seiner Früchte als auch, weil man uns erzählte, daß von seinen Blättern die Seidenwürmer sich ernährten. In diesem friedlichen Revier fand man jeden Abend den Großvater mit behaglicher Geschäftigkeit eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzucht besorgend, indeß ein Gärtner die gröbere Arbeit verrichtete. Die vielfachen Bemühungen, welche nöthig sind, um einen schönen Nelkenflor zu erhalten und zu vermehren, ließ er sich niemals verdrießen. Er selbst band sorgfältig die Zweige der Pfirsichbäume fächerartig an die Spaliere, um einen reichlichen und bequemen Wachsthum der Früchte zu befördern. Das Sortiren der Zwiebeln von Tulpen, Hyazinthen und verwandter Gewächse, sowie die Sorge für Aufbewahrung derselben überließ er Niemandem, und noch erinnere ich mich gern, wie emsig er sich mit dem Okuliren der verschiedenen Rosenarten beschäftigte. Dabei zog er, um sich vor den Dornen zu schützen, jene alterthümlichen ledernen Handschuhe an, die ihm beim Pfeifergericht jährlich in Triplo überreicht wurden, woran es ihm deshalb niemals mangelte. So trug er auch immer einen talarähnlichen Schlafrock und auf dem Haupt eine faltige schwarze Sammtmütze, so daß er eine mittlere Person zwischen Alcinous und Laertes hätte vorstellen können.

Alle diese Gartenarbeiten betrieb er ebenso regelmäßig und genau als seine Amtsgeschäfte; denn eh er herunterkam, hatte

er immer die Registrande seiner Proponenden für den andern Tag in Ordnung gebracht und die Akten gelesen. Ebenso fuhr er Morgens aufs Rathhaus, speiste nach seiner Rückkehr, nickte hierauf in seinem Großstuhl, und so ging Alles einen Tag wie den andern. Er sprach wenig, zeigte keine Spur von Heftigkeit; ich erinnere mich nicht, ihn zornig gesehen zu haben. Alles, was ihn umgab, war alterthümlich. In seiner getäfelten Stube habe ich niemals irgend eine Neuerung wahrgenommen. Seine Bibliothek enthielt außer juristischen Werken nur die ersten Reisebeschreibungen, Seefahrten und Länderentdeckungen. Ueberhaupt erinnere ich mich keines Zustandes, der so wie dieser das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer ewigen Dauer gegeben hätte.

Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für diesen würdigen Greis empfanden, bis zum Höchsten steigerte, war die Ueberzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Zwar ließ er sich gegen Niemand als gegen die Großmutter entschieden und umständlich heraus; aber wir Alle wußten doch, daß er durch bedeutende Träume von dem, was sich ereignen sollte, unterrichtet werde. So versicherte er z. B. seiner Gattin zur Zeit, als er noch unter die jüngern Rathsherren gehörte, daß er bei der nächsten Vakanz auf der Schöffenbank zu der erledigten Stelle gelangen würde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen vom Schlage gerührt starb, verordnete er am Tage der Wahl und Kugelung, daß zu Hause im Stillen Alles zum Empfang der Gäste und Gratulanten solle eingerichtet werden, und die entscheidende goldne Kugel ward wirklich für ihn gezogen. Den einfachen Traum, der ihn hievon belehrt, vertraute er seiner Gattin folgendermaßen: er habe sich in voller gewöhnlicher Rathsversammlung gesehen, wo Alles nach hergebrachter Weise vorgegangen. Auf einmal habe sich der nun verstorbene Schöff von seinem Sitze erhoben, sei herabgestiegen und habe ihm auf eine verbindliche Weise das Kompliment gemacht: er möge den verlassenen Platz einnehmen, und sei darauf zur Thüre hinausgegangen.

Etwas Aehnliches begegnete, als der Schultheiß mit Tode abging. Man zaudert in solchem Falle nicht lange mit Besetzung dieser Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiser werde sein altes Recht, einen Schultheißen zu bestellen, irgend einmal wieder hervorrufen. Diesmal ward um Mitternacht

eine außerordentliche Sitzung auf den andern Morgen durch den Gerichtsboten angesagt. Weil diesem nun das Licht in der Laterne verlöschen wollte, so erbat er sich ein Stümpfchen, um seinen Weg weiter fortsetzen zu können. „Gebt ihm ein ganzes!" sagte der Großvater zu den Frauen; „er hat ja doch die Mühe um meinetwillen." Dieser Aeußerung entsprach auch der Erfolg: er wurde wirklich Schultheiß, wobei der Umstand noch besonders merkwürdig war, daß, obgleich sein Repräsentant bei der Kugelung an der dritten und letzten Stelle zu ziehen hatte, die zwei silbernen Kugeln zuerst herauskamen, und also die goldne für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb.

Völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem oder Wundersamem waren auch die übrigen der uns bekannt gewordnen Träume. Ferner erinnere ich mich, daß ich als Knabe unter seinen Büchern und Schreibkalendern gestört und darin unter andern auf Gärtnerei bezüglichen Anmerkungen aufgezeichnet gefunden: „Heute Nacht kam N. N. zu mir und sagte" . . . . . Name und Offenbarung waren in Chiffern geschrieben. Oder es stand auf gleiche Weise: „Heute Nacht sah ich" . . . . Das Uebrige war wieder in Chiffern bis auf die Verbindungs- und andre Worte, aus denen sich nichts abnehmen ließ.

Bemerkenswerth bleibt es hiebei, daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, in seiner Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß sie von gewissen gleichzeitigen, obwol in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten. Aber auf keines seiner Kinder und Enkel hat eine solche Gabe fortgeerbt; vielmehr waren sie meistentheils rüstige Personen, lebensfroh und nur aufs Wirkliche gestellt.

Bei dieser Gelegenheit gedenk' ich derselben mit Dankbarkeit für vieles Gute, das ich von ihnen in meiner Jugend empfangen. So waren wir z. B. auf gar mannichfaltige Weise beschäftigt und unterhalten, wenn wir die an einen Materialhändler Melber verheirathete zweite Tochter besuchten, deren Wohnung und Laden mitten im lebhaftesten, gedrängtesten Theile der Stadt an dem Markte lag. Hier sahen wir nun dem Gewühl und Gedränge, in welches wir uns scheuten zu verlieren, sehr vergnüglich aus den Fenstern zu; und wenn uns im Laden unter so vielerlei Waaren anfänglich nur das Süßholz und die

daraus bereiteten braunen gestempelten Zeltlein vorzüglich interessirten, so wurden wir doch allmählig mit der großen Menge von Gegenständen bekannt, welche bei einer solchen Handlung aus- und einfließen. Diese Tante war unter den Geschwistern die lebhafteste. Wenn meine Mutter in jüngern Jahren sich in reinlicher Kleidung bei einer zierlichen weiblichen Arbeit oder im Lesen eines Buches gefiel: so fuhr Jene in der Nachbarschaft umher, um sich dort versäumter Kinder anzunehmen, sie zu warten, zu kämmen und herumzutragen, wie sie es denn auch mit mir eine gute Weile so getrieben. Zur Zeit öffentlicher Feierlichkeiten, wie bei Krönungen, war sie nicht zu Hause zu halten. Als kleines Kind schon hatte sie nach dem bei solchen Gelegenheiten ausgeworfenen Gelde gehascht, und man erzählte sich: wie sie einmal eine gute Partie beisammen gehabt und solches vergnüglich in der flachen Hand beschaut, habe ihr Einer dagegengeschlagen, wodurch denn die wohlerworbene Beute auf einmal verloren gegangen. Nicht weniger wußte sie sich viel damit, daß sie dem vorbeifahrenden Kaiser Karl dem Siebenten während eines Augenblicks, da alles Volk schwieg, auf einem Prallsteine stehend ein heftiges Vivat in die Kutsche gerufen und ihn veranlaßt habe, den Hut vor ihr abzuziehen und für diese kecke Aufmerksamkeit gar gnädig zu danken.

Auch in ihrem Hause war um sie her Alles bewegt, lebenslustig und munter, und wir Kinder sind ihr manche frohe Stunde schuldig geworden.

In einem ruhigern, aber auch ihrer Natur angemessenen Zustande befand sich eine zweite Tante, welche mit dem bei der St. Katharinenkirche angestellten Pfarrer Starck verheirathet war. Er lebte seiner Gesinnung und seinem Stande gemäß sehr einsam und besaß eine schöne Bibliothek. Hier lernte ich zuerst den Homer kennen, und zwar in einer prosaischen Uebersetzung, wie sie im siebenten Theil der durch Herrn von Loen besorgten neuen Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten unter dem Titel: „Homer's Beschreibung der Eroberung des Trojanischen Reichs" zu finden ist, mit Kupfern im französischen Theatersinne geziert. Diese Bilder verdarben mir dermaßen die Einbildungskraft, daß ich lange Zeit die Homerischen Helden mir nur unter diesen Gestalten vergegenwärtigen konnte. Die Begebenheiten selbst gefielen mir unsäglich; nur hatte ich an dem Werke sehr auszusetzen, daß es uns von der Eroberung Troja's keine Nachricht gebe und so stumpf mit dem Tode Hektor's endige. Mein

Oheim, gegen den ich diesen Tadel äußerte, verwies mich auf den Virgil, welcher denn meiner Forderung vollkommen Genüge that.

Es versteht sich von selbst, daß wir Kinder neben den übrigen Lehrstunden auch eines fortwährenden und fortschreitenden Religionsunterrichts genossen. Doch war der kirchliche Protestantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockner Moral: an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen. Deswegen ergaben sich gar mancherlei Absonderungen von der gesetzlichen Kirche. Es entstanden die Separatisten, Pietisten, Herrnhuter, die Stillen im Lande und wie man sie sonst zu nennen und zu bezeichnen pflegte, die aber Alle blos die Absicht hatten, sich der Gottheit, besonders durch Christum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu sein schien.

Der Knabe hörte von diesen Meinungen und Gesinnungen unaufhörlich sprechen; denn die Geistlichkeit sowol als die Laien theilten sich in das Für und Wider. Die mehr oder weniger Abgesonderten waren immer die Minderzahl; aber ihre Sinnesweise zog an durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbstständigkeit. Man erzählte von diesen Tugenden und ihren Aeußerungen allerlei Geschichten. Besonders ward die Antwort eines frommen Klempnermeisters bekannt, den einer seiner Zunftgenossen durch die Frage zu beschämen gedachte: wer denn eigentlich sein Beichtvater sei. Mit Heiterkeit und Vertrauen auf seine gute Sache erwiderte Jener: „Ich habe einen sehr vornehmen; es ist Niemand geringeres als der Beichtvater des Königs David."

Dieses und Dergleichen mag wol Eindruck auf den Knaben gemacht und ihn zu ähnlichen Gesinnungen aufgefordert haben. Genug, er kam auf den Gedanken, sich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, dessen frühere Zornäußerungen schon lange über die Schönheit der Welt und das mannichfaltige Gute, das uns darin zu Theil wird, vergessen waren, unmittelbar zu nähern; der Weg dazu aber war sehr sonderbar.

Der Knabe hatte sich überhaupt an den ersten Glaubensartikel gehalten. Der Gott, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung stehe, sie als sein Werk anerkenne und liebe, dieser schien ihm der eigentliche Gott, der ja wol auch mit dem Men-

schen wie mit allem Uebrigen in ein genaueres Verhältniß treten könne und für denselben ebenso wie für die Bewegung der Sterne, für Tages- und Jahrszeiten, für Pflanzen und Thiere Sorge tragen werde. Einige Stellen des Evangeliums besagten dieses ausdrücklich. Eine Gestalt konnte der Knabe diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf und wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichten. Naturprodukte sollten die Welt im Gleichniß vorstellen, über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich aufsehnende Gemüth des Menschen bedeuten. Nun wurden aus der vorhandnen und zufällig vermehrten Naturaliensammlung die besten Stufen und Exemplare herausgesucht; allein, wie solche zu schichten und aufzubauen sein möchten, das war nun die Schwierigkeit. Der Vater hatte einen schönen rothlackirten, goldgeblümten Musikpult in Gestalt einer vierseitigen Pyramide mit verschiedenen Abstufungen, den man zu Quartetten sehr bequem fand, ob er gleich in der letzten Zeit nur wenig gebraucht wurde. Dessen bemächtigte sich der Knabe und baute nun stufenweise die Abgeordneten der Natur über einander, so daß es recht heiter und zugleich bedeutend genug aussah. Nun sollte bei einem frühen Sonnenaufgang die erste Gottesverehrung angestellt werden; nur war der junge Priester nicht mit sich einig, auf welche Weise er eine Flamme hervorbringen sollte, die doch auch zu gleicher Zeit einen guten Geruch von sich geben müsse. Endlich gelang ihm ein Einfall, Beides zu verbinden, indem er Räucherkerzchen besaß, welche, wo nicht flammend, doch glimmend den angenehmsten Geruch verbreiteten. Ja, dieses gelinde Verbrennen und Verdampfen schien noch mehr das, was im Gemüthe vorgeht, auszudrücken als eine offene Flamme. Die Sonne war schon längst aufgegangen, aber Nachbarhäuser verdeckten den Osten. Endlich erschien sie über den Dächern; sogleich ward ein Brennglas zur Hand genommen und die in einer schönen Porzellanschale auf dem Gipfel stehenden Räucherkerzen angezündet. Alles gelang nach Wunsch, und die Andacht war vollkommen. Der Altar blieb als eine besondre Zierde des Zimmers, das man ihm im neuen Hause eingeräumt hatte, stehen. Jedermann sah darin nur eine wohlaufgeputzte Naturaliensammlung; der Knabe hingegen wußte besser, was er verschwieg. Er sehnte sich nach der Wiederholung jener Feierlichkeit. Unglücklicherweise war eben, als die gelegenste Sonne hervorstieg, die Porzellantasse nicht bei

der Hand; er stellte die Räucherkerzchen unmittelbar auf die obere Fläche des Musikpultes; sie wurden angezündet, und die Andacht war so groß, daß der Priester nicht merkte, welchen Schaden sein Opfer anrichtete, als bis ihm nicht mehr abzuhelfen war. Die Kerzen hatten sich nämlich in den rothen Lack und in die schönen goldnen Blumen auf eine schmähliche Weise eingebrannt und gleich, als wäre ein böser Geist verschwunden, ihre schwarzen unauslöschlichen Fußstapfen zurückgelassen. Hierüber kam der junge Priester in die äußerste Verlegenheit. Zwar wußte er den Schaden durch die größesten Prachtstufen zu bedecken, allein der Muth zu neuen Opfern war ihm vergangen, und fast möchte man diesen Zufall als eine Andeutung und Warnung betrachten, wie gefährlich es überhaupt sei, sich Gott auf dergleichen Wegen nähern zu wollen.

Zweites Buch.

Alles bisher Vorgetragene deutet auf jenen glücklichen und gemächlichen Zustand, in welchem sich die Länder während eines langen Friedens befinden. Nirgends aber genießt man eine solche schöne Zeit wol mit größerem Behagen als in Städten, die nach ihren eigenen Gesetzen leben, die groß genug sind, eine ansehnliche Menge Bürger zu fassen, und wohl gelegen, um sie durch Handel und Wandel zu bereichern. Fremde finden ihren Gewinn, da aus- und einzuziehen, und sind genöthigt, Vortheil zu bringen, um Vortheil zu erlangen. Beherrschen solche Städte auch kein weites Gebiet, so können sie desto mehr im Innern Wohlhäbigkeit bewirken, weil ihre Verhältnisse nach außen sie nicht zu kostspieligen Unternehmungen oder Theilnahmen verpflichten.

Auf diese Weise verfloß den Frankfurtern während meiner Kindheit eine Reihe glücklicher Jahre. Aber kaum hatte ich am 28sten August 1756 mein siebentes Jahr zurückgelegt, als gleich darauf jener weltbekannte Krieg ausbrach, welcher auf die nächsten sieben Jahre meines Lebens auch großen Einfluß haben sollte. Friedrich der Zweite, König von Preußen, war mit 60,000 Mann in Sachsen eingefallen, und statt einer vorgängigen Kriegserklärung folgte ein Manifest, wie man sagte, von ihm selbst verfaßt, welches die Ursachen enthielt, die ihn zu einem solchen ungeheuren Schritt bewogen und berechtigt. Die Welt, die sich nicht nur als Zuschauer, sondern auch als Richter aufgefordert fand, spaltete sich sogleich in zwei Parteien, und unsere Familie war ein Bild des großen Ganzen.

Mein Großvater, der als Schöff von Frankfurt über Franz dem Ersten den Krönungshimmel getragen und von der Kaiserin eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, war mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern auf österreichischer

Seite. Mein Vater, von Karl dem Siebenten zum kaiserlichen Rath ernannt und an dem Schicksale dieses unglücklichen Monarchen gemüthlich theilnehmend, neigte sich mit der kleinern Familienhälfte gegen Preußen. Gar bald wurden unsere Zusammenkünfte, die man seit mehreren Jahren Sonntags ununterbrochen fortgesetzt hatte, gestört. Die unter Verschwägerten gewöhnlichen Mißhelligkeiten fanden nun erst eine Form, in der sie sich aussprechen konnten. Man stritt, man überwarf sich, man schwieg, man brach los. Der Großvater, sonst ein heitrer, ruhiger und bequemer Mann, ward ungeduldig. Die Frauen suchten vergebens das Feuer zu tüschen, und nach einigen unangenehmen Scenen blieb mein Vater zuerst aus der Gesellschaft. Nun freuten wir uns ungestört zu Hause der preußischen Siege, welche gewöhnlich durch jene leidenschaftliche Tante mit großem Jubel verkündigt wurden. Alles andere Interesse mußte diesem weichen, und wir brachten den Ueberrest des Jahres in beständiger Agitation zu. Die Besitznahme von Dresden, die anfängliche Mäßigung des Königs, die zwar langsamen, aber sichern Fortschritte, der Sieg bei Lowositz, die Gefangennehmung der Sachsen waren für unsere Partei ebenso viele Triumphe. Alles, was zum Vortheil der Gegner angeführt werden konnte, wurde geleugnet oder verkleinert, und, da die entgegengesetzten Familienglieder das Gleiche thaten, so konnten sie einander nicht auf der Straße begegnen, ohne daß es Händel setzte wie in Romeo und Julie.

Und so war ich denn auch preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten.

Als ältester Enkel und Pathe hatte ich seit meiner Kindheit jeden Sonntag bei den Großeltern gespeist: es waren meine vergnügtesten Stunden der ganzen Woche. Aber nun wollte mir kein Bissen mehr schmecken; denn ich mußte meinen Helden aufs Gräulichste verleumden hören. Hier wehte ein anderer Wind, hier klang ein anderer Ton als zu Hause. Die Neigung, ja die Verehrung für meine Großeltern nahm ab. Bei den Eltern durfte ich nichts davon erwähnen; ich unterließ es aus eigenem Gefühl und auch, weil die Mutter mich gewarnt hatte.

Dadurch war ich auf mich selbst zurückgewiesen, und wie mir in meinem sechsten Jahre nach dem Erdbeben von Lissabon die Güte Gottes einigermaßen verdächtig geworden war, so fing ich nun wegen Friedrich's des Zweiten die Gerechtigkeit des Publikums zu bezweifeln an. Mein Gemüth war von Natur zur Ehrerbietung geneigt, und es gehörte eine große Erschütterung dazu, um meinen Glauben an irgend ein Ehrwürdiges wanken zu machen. Leider hatte man uns die guten Sitten, ein anständiges Betragen nicht um ihrer selbst sondern um der Leute willen anempfohlen; was die Leute sagen würden, hieß es immer, und ich dachte, die Leute müßten auch rechte Leute sein, würden auch Alles und Jedes zu schätzen wissen. Nun aber erfuhr ich das Gegentheil. Die größten und augenfälligsten Verdienste wurden geschmäht und angefeindet, die höchsten Thaten, wo nicht geleugnet, doch wenigstens entstellt und verkleinert; und ein so schnödes Unrecht geschah dem einzigen, offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Manne, der täglich bewies und darthat, was er vermöge, und dies nicht etwa vom Pöbel, sondern von vorzüglichen Männern, wofür ich doch meinen Großvater und meine Oheime zu halten hatte. Daß es Parteien geben könne, ja daß er selbst zu einer Partei gehörte, davon hatte der Knabe keinen Begriff. Er glaubte um so viel mehr Recht zu haben und seine Gesinnung für die bessere erklären zu dürfen, da er und die Gleichgesinnten Marien Theresien, ihre Schönheit und übrigen guten Eigenschaften ja gelten ließen und dem Kaiser Franz seine Juwelen- und Geldliebhaberei weiter auch nicht verargten; daß Graf Daun manchmal eine Schlafmütze geheißen wurde, glaubten sie verantworten zu können.

Bedenke ich es aber jetzt genauer, so finde ich hier den Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publikums, die mir eine ganze Zeit meines Lebens anhing und nur spät durch Einsicht und Bildung ins Gleiche gebracht werden konnte. Genug, schon damals war das Gewahrwerden parteiischer Ungerechtigkeit dem Knaben sehr unangenehm, ja schädlich, indem es ihn gewöhnte, sich von geliebten und geschätzten Personen zu entfernen. Die immer auf einander folgenden Kriegsthaten und Begebenheiten ließen den Parteien weder Ruhe noch Rast. Wir fanden ein verdrießliches Behagen, jene eingebildeten Uebel und willkürlichen Händel immer von Frischem wieder zu erregen und zu schärfen, und so fuhren wir fort, uns unter einander

zu quälen, bis einige Jahre darauf die Franzosen Frankfurt besetzten und uns wahre Unbequemlichkeit in die Häuser brachten.

Ob nun gleich die Meisten sich dieser wichtigen, in der Ferne vorgehenden Ereignisse nur zu einer leidenschaftlichen Unterhaltung bedienten, so waren doch auch Andre, welche den Ernst dieser Zeiten wohl einsahen und befürchteten, daß bei einer Theilnahme Frankreichs der Kriegsschauplatz sich auch in unsern Gegenden aufthun könne. Man hielt uns Kinder mehr als bisher zu Hause und suchte uns auf mancherlei Weise zu beschäftigen und zu unterhalten. Zu solchem Ende hatte man das von der Großmutter hinterlassene Puppenspiel wieder aufgestellt und zwar dergestalt eingerichtet, daß die Zuschauer in meinem Giebelzimmer sitzen, die spielenden und dirigirenden Personen aber sowie das Theater selbst vom Proscenium an in einem Nebenzimmer Platz und Raum fanden. Durch die besondere Vergünstigung, bald diesen bald jenen Knaben als Zuschauer einzulassen, erwarb ich mir anfangs viele Freunde; allein die Unruhe, die in den Kindern steckt, ließ sie nicht lange geduldige Zuschauer bleiben. Sie störten das Spiel, und wir mußten uns ein jüngeres Publikum aussuchen, das noch allenfalls durch Ammen und Mägde in der Ordnung gehalten werden konnte. Wir hatten das ursprüngliche Hauptdrama, worauf die Puppengesellschaft eigentlich eingerichtet war, auswendig gelernt und führten es anfangs auch ausschließlich auf; allein dies ermüdete uns bald, wir veränderten die Garderobe, die Dekorationen und wagten uns an verschiedene Stücke, die freilich für einen so kleinen Schauplatz zu weitläuftig waren. Ob wir uns nun gleich durch diese Anmaßung Dasjenige, was wir wirklich hätten leisten können, verkümmerten und zuletzt gar zerstörten, so hat doch diese kindliche Unterhaltung und Beschäftigung auf sehr mannichfaltige Weise bei mir das Erfindungs- und Darstellungsvermögen, die Einbildungskraft und eine gewisse Technik geübt und befördert, wie es vielleicht auf keinem andern Wege in so kurzer Zeit, in einem so engen Raume, mit so wenigem Aufwand hätte geschehen können.

Ich hatte früh gelernt, mit Zirkel und Lineal umzugehen, indem ich den ganzen Unterricht, den man uns in der Geometrie ertheilte, sogleich in das Thätige verwandte, und Pappenarbeiten konnten mich höchlich beschäftigen. Doch blieb ich nicht bei geometrischen Körpern, bei Kästchen und solchen Dingen stehen, sondern ersann mir artige Lusthäuser, welche mit Pilastern,

Freitreppen und flachen Dächern ausgeschmückt wurden, wovon jedoch wenig zu Stande kam.

Weit beharrlicher hingegen war ich, mit Hilfe unsers Bedienten, eines Schneiders von Profession, eine Rüstkammer auszustatten, welche zu unsern Schau- und Trauerspielen dienen sollte, die wir, nachdem wir den Puppen über den Kopf gewachsen waren, selbst aufzuführen Lust hatten. Meine Gespielen verfertigten sich zwar auch solche Rüstungen und hielten sie für ebenso schön und gut als die meinigen; allein ich hatte es nicht bei den Bedürfnissen einer Person bewenden lassen, sondern konnte mehrere des kleinen Heeres mit allerlei Requisiten ausstatten und machte mich daher unserm kleinen Kreise immer nothwendiger. Daß solche Spiele auf Parteiungen, Gefechte und Schläge hinwiesen und gewöhnlich auch mit Händeln und Verdruß ein schreckliches Ende nahmen, läßt sich denken. In solchen Fällen hielten gewöhnlich gewisse bestimmte Gespielen an mir, andre auf der Gegenseite, ob es gleich öfter manchen Parteiwechsel gab. Ein einziger Knabe, den ich Pylades nennen will, verließ nur ein einzigmal, von den andern aufgehetzt, meine Partei, konnte es aber kaum eine Minute aushalten, mir feindselig gegenüberzustehen; wir versöhnten uns unter vielen Thränen und haben eine ganze Weile treulich zusammengehalten.

Diesen sowie andre Wohlwollende konnte ich sehr glücklich machen, wenn ich ihnen Märchen erzählte, und besonders liebten sie, wenn ich in eigner Person sprach, und hatten eine große Freude, daß mir als ihrem Gespielen so wunderliche Dinge könnten begegnet sein, und dabei gar kein Arges, wie ich Zeit und Raum zu solchen Abenteuern finden können, da sie doch ziemlich wußten, wie ich beschäftigt war und wo ich aus- und einging. Nicht weniger waren zu solchen Begebenheiten Lokalitäten, wo nicht aus einer andern Welt, doch gewiß aus einer andern Gegend nöthig, und Alles war doch erst heut oder gestern geschehen. Sie mußten sich daher mehr selbst betriegen, als ich sie zum Besten haben konnte. Und wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, diese Luftgestalten und Windbeuteleien zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche aufschneiderische Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben.

Betrachtet man diesen Trieb recht genau, so möchte man in ihm diejenige Anmaßung erkennen, womit der Dichter selbst

das Unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht und von einem Jeden fordert, er solle Dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgend eine Weise als wahr erscheinen konnte.

Was jedoch hier nur im Allgemeinen und betrachtungsweise vorgetragen worden, wird vielleicht durch ein Beispiel, durch ein Musterstück angenehmer und anschaulicher werden. Ich füge daher ein solches Märchen bei, welches mir, da ich es meinen Gespielen oft wiederholen mußte, noch ganz wohl vor der Einbildungskraft und im Gedächtniß schwebt.

Der neue Paris,

Knabenmärchen.

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingstsonntag, als stünde ich vor einem Spiegel und beschäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Eltern auf das Fest hatten machen lassen. Der Anzug bestand, wie Ihr wißt, in Schuhen von sauberem Leder mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollnen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche und einem Rock von grünem Berkan mit goldnen Balletten. Die Weste dazu von Goldstoff war aus meines Vaters Bräutigamsweste geschnitten. Ich war frisirt und gepudert, die Locken standen mir wie Flügelchen vom Kopfe; aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich immer die Kleidungsstücke verwechselte, und weil mir immer das Erste vom Leibe fiel, wenn ich das Zweite umzunehmen gedachte. In dieser großen Verlegenheit trat ein junger schöner Mann zu mir und begrüßte mich aufs Freundlichste. „Ei, seid mir willkommen!" sagte ich; „es ist mir ja gar lieb, daß ich Euch hier sehe." — „Kennt Ihr mich denn?" versetzte Jener lächelnd. — „Warum nicht?" war meine gleichfalls lächelnde Antwort. „Ihr seid Merkur, und ich habe Euch oft genug abgebildet gesehen." — „Das bin ich," sagte Jener, „und von den Göttern mit einem wichtigen Auftrag an Dich gesandt. Siehst Du diese drei Aepfel?" — Er reichte seine Hand her und zeigte mir drei Aepfel, die sie kaum fassen konnte, und die ebenso wundersam schön als groß waren, und zwar der eine von rother, der andere von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte sie für Edelsteine halten, denen man die Form von Früchten gegeben.

Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück und sagte: „Du mußt erst wissen, daß sie nicht für Dich sind. Du sollst sie den drei schönsten jungen Leuten von der Stadt geben, welche sodann, Jeder nach seinem Loose, Gattinnen finden sollen, wie sie solche nur wünschen können. Nimm und mach Deine Sachen gut!" sagte er scheidend und gab mir die Aepfel in meine offnen Hände; sie schienen mir noch größer geworden zu sein. Ich hielt sie darauf in die Höhe gegen das Licht und fand sie ganz durchsichtig; aber gar bald zogen sie sich aufwärts in die Länge und wurden zu drei schönen, schönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Aepfel waren. So gleiteten sie sacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haschen wollte, um wenigstens eine festzuhalten, schwebten sie schon weit in der Höhe und Ferne, daß ich nichts als das Nachsehen hatte. Ich stand ganz verwundert und versteinert da, hatte die Hände noch in der Höhe und beguckte meine Finger, als wäre daran etwas zu sehen gewesen. Aber mit einmal erblickte ich auf meinen Fingerspitzen ein allerliebstes Mädchen herumtanzen, kleiner als Jene, aber gar niedlich und munter; und weil sie nicht wie die Andern fortflog, sondern verweilte und bald auf diese bald auf jene Fingerspitze tanzend hin und her trat, so sah ich ihr eine Zeit lang verwundert zu. Da sie mir aber gar so wohl gefiel, glaubte ich sie endlich haschen zu können und dachte geschickt genug zuzugreifen; allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, so daß ich ganz betäubt niederfiel und aus dieser Betäubung nicht eher erwachte, als bis es Zeit war, mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienst wiederholte ich mir jene Bilder oft genug, auch am großelterlichen Tische, wo ich zu Mittag speiste. Nachmittags wollte ich einige Freunde besuchen, sowol um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, sehen zu lassen, als auch, weil ich ihnen Besuche schuldig war. Ich fand Niemanden zu Hause, und da ich hörte, daß sie in die Gärten gegangen, so gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen Schlimme Mauer führt; denn es ist dort niemals ganz geheuer. Ich ging nur langsam und dachte an meine drei Göttinnen, besonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe, in

Hoffnung, sie würde so artig sein, wieder darauf zu balanciren. In diesen Gedanken vorwärts gehend erblickte ich linker Hand in der Mauer ein Pförtchen, das ich mich nicht erinnerte je gesehen zu haben. Es schien niedrig, aber der Spitzbogen drüber hätte den größten Mann hindurchgelassen. Bogen und Gewände waren aufs Zierlichste vom Steinmetz und Bildhauer ausgemeißelt, die Thüre selbst aber zog erst recht meine Aufmerksamkeit an sich. Braunes uraltes Holz, nur wenig verziert, war mit breiten, sowol erhaben als vertieft gearbeiteten Bändern von Erz beschlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichsten Vögel saßen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch, was mir das Merkwürdigste schien, kein Schlüsselloch war zu sehen, keine Klinke, kein Klopfer, und ich vermuthete daraus, daß diese Thüre nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt; denn als ich ihr näher trat, um die Zierrathen zu befühlen, that sie sich hineinwärts auf, und es erschien ein Mann, dessen Kleidung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein ehrwürdiger Bart umwölkte sein Kinn, daher ich ihn für einen Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn er meine Gedanken errathen hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter katholischer Christ sei. — „Junger Herr, wie kommt Ihr hieher und was macht Ihr da?" sagte er mit freundlicher Stimme und Geberde. — „Ich bewundre", versetzte ich, „die Arbeit dieser Pforte; denn ich habe dergleichen noch niemals gesehen, es müßte denn sein auf kleinen Stücken in den Kunstsammlungen der Liebhaber." — „Es freut mich", versetzte er darauf, „daß Ihr solche Arbeit liebt. Inwendig ist die Pforte noch viel schöner: tretet herein, wenn es Euch gefällt!" Mir war bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe. Die wunderliche Kleidung des Pförtners, die Abgelegenheit und ein sonst ich weiß nicht was, das in der Luft zu liegen schien, beklemmte mich. Ich verweilte daher unter dem Vorwande, die Außenseite noch länger zu betrachten, und blickte dabei verstohlen in den Garten; denn ein Garten war es, der sich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte sah ich einen großen beschatteten Platz: alte Linden, regelmäßig von einander abstehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht in einander greifenden Aesten, so daß die zahlreichsten Gesellschaften in der größten Tageshitze sich darunter hätten erquicken können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wußte mich immer um einen Schritt

weiter zu locken. Ich widerstand auch eigentlich nicht; denn ich hatte jederzeit gehört, daß ein Prinz oder Sultan in solchem Falle niemals fragen müsse, ob Gefahr vorhanden sei. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und sollte ich mit dem Alten nicht fertig werden, wenn er sich feindlich erweisen wollte? Ich trat also ganz gesichert hinein; der Pförtner drückte die Thüre zu, die so leise einschnappte, daß ich es kaum spürte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunstreichere Arbeit, legte sie mir aus und bewies mir dabei ein besonderes Wohlwollen. Hiedurch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem belaubten Raume an der Mauer, die sich ins Runde zog, weiter führen und fand Manches an ihr zu bewundern. Nischen, mit Muscheln, Korallen und Metallstufen künstlich ausgeziert, gaben aus Tritonenmäulern reichliches Wasser in marmorne Becken; dazwischen waren Vogelhäuser angebracht und andre Vergitterungen, worin Eichhörnchen herumhüpften, Meerschweinchen hin und wieder liefen und was man nur sonst von artigen Geschöpfen wünschen kann. Die Vögel riefen und sangen uns an, wie wir vorschritten; die Staare besonders schwätzten das närrischste Zeug; der eine rief immer: „Paris, Paris", und der andre: „Narziß, Narziß" sc deutlich, als es ein Schulknabe nur aussprechen kann. Der Alte schien mich immer ernsthaft anzusehen, indem die Vögel dieses riefen; ich that aber nicht, als wenn ich's merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit, auf ihn Acht zu geben; denn ich konnte wohl gewahr werden, daß wir in die Runde gingen und daß dieser beschattete Raum eigentlich ein großer Kreis sei, der einen andern viel bedeutendern umschließe. Wir waren auch wirklich wieder bis ans Pförtchen gelangt, und es schien, als wenn der Alte mich hinauslassen wolle; allein meine Augen blieben auf ein goldnes Gitter gerichtet, welches die Mitte dieses wunderbaren Gartens zu umzäunen schien, und das ich auf unserm Gange hinlänglich zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer und also ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pförtchen los ging, sagte ich zu ihm mit einer Verbeugung: „Ihr seid so äußerst gefällig gegen mich gewesen, daß ich wol noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von Euch scheide. Dürfte ich nicht jenes goldne Gitter näher besehen, das in einem sehr weiten Kreise das Innere des Gartens einzuschließen scheint?" — „Recht gern", versetzte Jener; „aber sodann müßt Ihr Euch einigen Bedin-

gungen unterwerfen." — „Worin bestehen sie?" fragte ich hastig. — „Ihr müßt Euren Hut und Degen hier zurücklassen und dürft mir nicht von der Hand, indem ich Euch begleite." — „Herzlich gern!" erwiderte ich und legte Hut und Degen auf die erste beste steinerne Bank. Sogleich ergriff er mit seiner Rechten meine Linke, hielt sie fest und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir ans Gitter kamen, verwandelte sich meine Verwunderung in Erstaunen: so etwas hatte ich nie gesehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor standen unzählige Spieße und Partisanen neben einander gereiht, die durch ihre seltsam verzierten oberen Enden zusammenhingen und einen ganzen Kreis bildeten. Ich schaute durch die Zwischenräume und sah gleich dahinter ein sanft fließendes Wasser, auf beiden Seiten mit Marmor eingefaßt, das in seinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfischen sehen ließ, die sich bald sachte, bald geschwind, bald einzeln, bald zugweise hin und her bewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Kanal gesehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beschaffen sei; allein da fand ich zu meiner großen Betrübniß, daß an der Gegenseite das Wasser mit einem gleichen Gitter eingefaßt war und zwar so künstlicher Weise, daß auf einen Zwischenraum diesseits gerade ein Spieß oder eine Partisane jenseits paßte, und man also, die übrigen Zierrathen mitgerechnet, nicht hindurchsehen konnte, man mochte sich stellen, wie man wollte. Ueberdies hinderte mich der Alte, der mich noch immer festhielt, daß ich mich nicht frei bewegen konnte. Meine Neugier wuchs indeß nach Allem, was ich gesehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüberkommen könne. — „Warum nicht?" versetzte Jener; „aber auf neue Bedingungen." — Als ich nach diesen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müsse. Ich war es sehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer in einen kleinen reinlichen Saal, an dessen Wänden mancherlei Kleidungen hingen, die sich sämmtlich dem orientalischen Kostüm zu nähern schienen. Ich war geschwind umgekleidet; er streifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er sie zu meinem Entsetzen gewaltig ausgestäubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübsch und gefiel mir besser als in meinem steifen Sonntagskleide. Ich machte einige Geberden und Sprünge, wie ich sie von den Tänzern auf dem Meßtheater gesehen hatte. Unter

diesem sah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Nische. Auf ihrem weißen Grunde hingen drei grüne Strickchen, jedes in sich auf eine Weise verschlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas hastig um und fragte den Alten nach der Nische sowie nach den Strickchen. Er, ganz gefällig, holte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünseidene Schnur von mäßiger Stärke, deren beide Enden, durch ein zwiefach durchschnittenes grünes Leder geschlungen, ihr das Ansehn gaben, als sei es ein Werkzeug zu einem eben nicht sehr erwünschten Gebrauch. Die Sache schien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelassen und gütig: es sei dieses für Diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu schenken bereit sei. Er hing die Schnur wieder an ihre Stelle und verlangte sogleich, daß ich ihm folgen solle; denn diesmal faßte er mich nicht an, und so ging ich frei neben ihm her.

Meine größte Neugier war nunmehr, wo die Thüre, wo die Brücke sein möchte, um durch das Gitter, um über den Kanal zu kommen; denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäunung sehr genau, als wir darauf zueilten; allein augenblicklich verging mir das Gesicht; denn unerwartet begannen Spieße, Speere, Hellebarden, Partisanen sich zu rütteln und zu schütteln, und diese seltsame Bewegung endigte damit, daß die sämmtlichen Spitzen sich gegen einander senkten, eben als wenn zwei alterthümliche, mit Piken bewaffnete Heerhaufen gegen einander losgehen wollten. Die Verwirrung fürs Auge, das Geklirr für die Ohren war kaum zu ertragen, aber unendlich überraschend der Anblick, als sie völlig niedergelassen den Kreis des Kanals bedeckten und die herrlichste Brücke bildeten, die man sich denken kann; denn nun lag das bunteste Gartenparterre vor meinem Blick. Es war in verschlungene Beete getheilt, welche zusammen betrachtet ein Labyrinth von Zierrathen bildeten; alle mit grünen Einfassungen von einer niedrigen, wollig wachsenden Pflanze, die ich nie gesehen; alle mit Blumen, jede Abtheilung von verschiedener Farbe, die ebenfalls niedrig und am Boden den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieser köstliche Anblick, den ich in vollem Sonnenschein genoß, fesselte ganz meine Augen; aber ich wußte fast nicht, wo ich den Fuß hinsetzen sollte; denn die schlängeln-

den Wege waren aufs Reinlichste von blauem Sande gezogen, der einen dunklern Himmel oder einen Himmel im Wasser an der Erde zu bilden schien; und so ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeit lang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward, daß in der Mitte von diesem Beeten- und Blumenrund ein großer Kreis von Zypressen oder pappelartigen Bäumen stand, durch den man nicht hindurchsehen konnte, weil die untersten Zweige aus der Erde hervorzutreiben schienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nächsten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte, und wie war ich überrascht, als ich in den Kreis der hohen Bäume tretend die Säulenhalle eines köstlichen Gartengebäudes vor mir sah, das nach den übrigen Seiten hin ähnliche Ansichten und Eingänge zu haben schien! Noch mehr aber als dieses Muster der Baukunst entzückte mich eine himmlische Musik, die aus dem Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Zither zu hören und bald noch etwas Klimperndes, das keinem von diesen drei Instrumenten gemäß war. Die Pforte, auf die wir zugingen, eröffnete sich bald nach einer leisen Berührung des Alten; aber wie erstaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem niedlichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanzt hatte. Sie grüßte mich auch auf eine Weise, als wenn wir schon bekannt wären, und bat mich hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und schön verzierten kurzen Gang nach dem Mittelsaal, dessen herrliche domartige Höhe beim Eintritt meinen Blick auf sich zog und mich in Verwunderung setzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen; denn es ward durch ein reizenderes Schauspiel herabgelockt. Auf einem Teppich gerade unter der Mitte der Kuppel saßen drei Frauenzimmer im Dreieck, in drei verschiedene Farben gekleidet, die eine roth, die andre gelb, die dritte grün; die Sessel waren vergoldet und der Teppich ein vollkommenes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drei Instrumente, die ich draußen hatte unterscheiden können; denn durch meine Ankunft gestört, hatten sie mit Spielen inne gehalten. — „Seid uns willkommen!" sagte die mittlere, die nämlich, welche mit dem Gesicht nach der Thüre saß, im rothen Kleide und mit der Harfe. „Setzt Euch zu Alerten und hört zu, wenn Ihr Liebhaber von der Musik seid!" Nun sah ich erst, daß unten quer vor ein ziemlich langes Bänkchen stand, worauf

eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm sie auf, setzte sich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweite Dame zu meiner Rechten: sie hatte das gelbe Kleid an und eine Zither in der Hand, und wenn jene Harfenspielerin ansehnlich von Gestalt, groß von Gesichtszügen und in ihrem Betragen majestätisch war, so konnte man der Zitherspielerin ein leicht anmuthiges, heitres Wesen anmerken. Sie war eine schlanke Blondine, da Jene dunkelbraunes Haar schmückte. Die Mannichfaltigkeit und Uebereinstimmung ihrer Musik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenspiel etwas Rührendes und zugleich Auffallendes für mich hatte. Sie war Diejenige, die am Meisten auf mich Acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten schien; nur konnte ich aus ihr nicht klug werden; denn sie kam mir bald zärtlich, bald wunderlich, bald offen, bald eigensinnig vor, je nachdem sie die Mienen und ihr Spiel veränderte. Bald schien sie mich rühren, bald mich necken zu wollen. Doch mochte sie sich stellen, wie sie wollte, so gewann sie mir wenig ab; denn meine kleine Nachbarin, mit der ich Ellbogen an Ellbogen saß, hatte mich ganz für sich eingenommen, und wenn ich in jenen drei Damen ganz deutlich die Sylphiden meines Traums und die Farben der Aepfel erblickte, so begriff ich wohl, daß ich keine Ursache hätte sie festzuhalten. Die artige Kleine hätte ich lieber angepackt, wenn mir nur nicht der Schlag, den sie mir im Traume versetzt hatte, gar zu erinnerlich gewesen wäre. Sie hielt sich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig; als aber ihre Gebieterinnen aufgehört hatten, so befahlen sie ihr, einige lustige Stückchen zum Besten zu geben. Kaum hatte sie einige Tanzmelodien gar aufregend abgeklimpert, so sprang sie in die Höhe; ich that das Gleiche. Sie spielte und tanzte; ich ward hingerissen, ihre Schritte zu begleiten, und wir führten eine Art von kleinem Ballet auf, womit die Damen zufrieden zu sein schienen; denn sobald wir geendigt, befahlen sie der Kleinen, mich derweil mit etwas Gutem zu erquicken, bis das Nachtessen herankäme. Ich hatte freilich vergessen, daß außer diesem Paradiese noch etwas Anderes in der Welt wäre. Aliette führte mich sogleich in den Gang zurück, durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte sie zwei wohleingerichtete Zimmer; in dem einen, wo sie wohnte, setzte sie mir Orangen, Feigen, Pfirschen und Trauben vor, und ich genoß sowol die Früchte fremder Länder als auch

die der erst kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Ueberfluß; auch füllte sie einen Pokal von geschliffnem Krystall mit schäumendem Wein; doch zu trinken bedurfte ich nicht, denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — „Nun wollen wir spielen," sagte sie und führte mich in das andere Zimmer. Hier sah es nun aus wie auf einem Christmarkt; aber so kostbare und feine Sachen hat man niemals in einer Weihnachtsbude gesehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppengeräthschaften, Küchen, Wohnstuben und Läden und einzelne Spielsachen in Unzahl. Sie führte mich an allen Glasschränken herum; denn in solchen waren diese künstlichen Arbeiten aufbewahrt. Die ersten Schränke verschloß sie aber bald wieder und sagte: „Das ist nichts für Euch, ich weiß es wol. Hier aber", sagte sie, „könnten wir Baumaterialien finden, Mauern und Thürme, Häuser, Paläste, Kirchen, um eine große Stadt zusammenzustellen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas Anderem greifen, das für Euch und mich gleich vergnüglich ist." — Sie brachte darauf einige Kasten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk über einander geschichtet erblickte, von dem ich sogleich bekennen mußte, daß ich niemals so etwas Schönes gesehen hätte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, sondern nahm den einen Kasten unter den Arm, und ich packte den andern auf. „Wir wollen auf die goldne Brücke gehen", sagte sie; „dort spielt sich's am Besten mit Soldaten: die Spieße geben gleich die Richtung, wie man die Armeen gegen einander zu stellen hat." Nun waren wir auf dem goldnen schwankenden Boden angelangt; unter mir hörte ich das Wasser rieseln und die Fische plätschern, indem ich niederkniete, meine Linien aufzustellen. Es war Alles Reiterei, wie ich nunmehr sah. Sie rühmte sich, die Königin der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu besitzen; ich dagegen fand den Achill und eine sehr stattliche griechische Reiterei. Die Heere standen gegen einander, und man konnte nichts Schöneres sehen. Es waren nicht etwa flache bleierne Reiter wie die unsrigen, sondern Mann und Pferd rund und körperlich und auf das Feinste gearbeitet; auch konnte man kaum begreifen, wie sie sich im Gleichgewicht hielten; denn sie standen für sich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.

Wir hatten nun Jedes mit großer Selbstzufriedenheit unsere Heerhaufen beschaut, als sie mir den Angriff verkündigte.

Wir hatten auch Geschütz in unsern Kasten gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner wohlpolirter Achatkugeln. Mit diesen sollten wir aus einer gewissen Entfernung gegen einander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht stärker geworfen werde, als nöthig sei, die Figuren umzustürzen; denn beschädigt sollte keine werden. Wechselseitig ging nun die Kanonade los und im Anfang wirkte sie zu unser Beider Zufriedenheit. Allein als meine Gegnerin bemerkte, daß ich doch besser zielte als sie und zuletzt den Sieg, der von der Ueberzahl der stehn Gebliebenen abhing, gewinnen möchte, trat sie näher, und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünschten Erfolg. Sie streckte mir eine Menge meiner besten Truppen nieder, und je mehr ich protestirte, desto eifriger warf sie. Dies verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein Gleiches thun würde. Ich trat auch wirklich nicht allein näher heran, sondern warf im Unmuth viel heftiger, da es denn nicht lange währte, als ein paar ihrer kleinen Centaurinnen in Stücke sprangen. In ihrem Eifer bemerkte sie es nicht gleich; aber ich stand versteinert, als die zerbrochnen Figürchen sich von selbst wieder zusammenfügten, Amazone und Pferd wieder ein Ganzes auch zugleich völlig lebendig wurden, im Galopp von der goldnen Brücke unter die Linden setzten und in Carriere hin und wieder rennend sich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine schöne Gegnerin war das kaum gewahr worden, als sie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief: daß ich ihr einen unersetzlichen Verlust zugefügt, der weit größer sei, als es sich aussprechen lasse. Ich aber, der ich schon erbost war, freute mich, ihr etwas zu Leide zu thun, und warf noch ein paar mir übrig gebliebene Achatkugeln blindlings mit Gewalt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicherweise traf ich die Königin, die bisher bei unserm regelmäßigen Spiel ausgenommen gewesen. Sie sprang in Stücken, und ihre nächsten Adjutanten wurden auch zerschmettert; aber schnell stellten sie sich wieder her und nahmen Reißaus wie die ersten, galoppirten sehr lustig unter den Linden herum und verloren sich gegen die Mauer.

Meine Gegnerin schalt und schimpfte; ich aber, nun einmal im Gange, bückte mich, einige Achatkugeln aufzuheben, welche an den goldnen Spießen herumrollten. Mein ergrimmter Wunsch war, ihr ganzes Heer zu vernichten; sie dagegen nicht faul sprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir

der Kopf summte. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuß, faßte sie bei den Ohren und küßte sie zu wiederholten Malen. Sie aber that einen solchen durchdringenden Schrei, der mich selbst erschreckte; ich ließ sie fahren, und das war mein Glück; denn in dem Augenblick wußte ich nicht, wie mir geschah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu rasseln; ich merkte geschwind, daß sich die Gitter wieder in Bewegung setzten, allein ich hatte nicht Zeit zu überlegen, noch konnte ich Fuß fassen, um zu fliehen. Ich fürchtete jeden Augenblick gespießt zu werden; denn die Partisanen und Lanzen, die sich aufrichteten, zerschlitzten mir schon die Kleider; genug, ich weiß nicht, wie mir geschah: mir verging Hören und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Betäubung, von meinem Schrecken am Fuß einer Linde, wider den mich das aufschnellende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte auch meine Bosheit, die sich noch heftig vermehrte, als ich von drüben die Spottworte und das Gelächter meiner Gegnerin vernahm, die an der andern Seite etwas gelinder als ich mochte zur Erde gekommen sein. Daher sprang ich auf, und als ich rings um mich das kleine Heer nebst seinem Anführer Achill, welche das auffahrende Gitter mit mir herübergeschnellt hatte, zerstreut sah, ergriff ich den Helden zuerst und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherstellung und seine Flucht gefielen mir nun doppelt, weil sich die Schadenfreude zu dem artigsten Anblick von der Welt gesellte, und ich war im Begriff, die sämmtlichen Griechen ihm nachzuschicken, als auf einmal zischende Wasser von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Boden und Zweigen hervorsprühten und, wo ich mich hinwendete, kreuzweise auf mich lospeitschten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt; zerschlitzt war es schon, und ich säumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir und so eine Hülle nach der andern; ja, ich fand es endlich bei dem warmen Tage sehr angenehm, ein solches Strahlbad über mich ergehen zu lassen. Ganz nackt schritt ich nun gravitätisch zwischen diesen willkommnen Gewässern einher und dachte mich lange so wohl befinden zu können. Mein Zorn verkühlte sich, und ich wünschte nichts mehr als eine Versöhnung mit meiner kleinen Gegnerin. Doch in einem Nu schnappten die Wasser ab, und ich stand nun feucht auf einem durchnäßten Boden. Die Gegenwart des alten Mannes, der unvermuthet vor mich trat, war mir keines-

wegs willkommen: ich hätte gewünscht, mich, wo nicht verbergen, doch wenigstens verhüllen zu können. Die Beschämung, der Frostschauer, das Bestreben, mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchst erbärmliche Figur spielen; der Alte benutzte den Augenblick, um mir die größesten Vorwürfe zu machen. „Was hindert mich", rief er aus, „daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und sie, wo nicht Eurem Hals, doch Eurem Rücken anmesse!" Diese Drohung nahm ich höchst übel. „Hütet Euch", rief ich aus, „vor solchen Worten, ja nur vor solchen Gedanken; denn sonst seid Ihr und Eure Gebieterinnen verloren!" — „Wer bist denn Du", fragte er trutzig, „daß Du so reden darfst?" — „Ein Liebling der Götter", sagte ich, „von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer würdige Gatten finden und ein glückliches Leben führen sollen, oder ob er sie will in ihrem Zauberkloster verschmachten und veralten lassen." — Der Alte trat einige Schritte zurück. „Wer hat Dir das offenbart?" fragte er erstaunt und bedenklich. — „Drei Aepfel", sagte ich, „drei Juwelen." — „Und was verlangst Du zum Lohn?" rief er aus. — „Vor allen Dingen das kleine Geschöpf," versetzte ich, „die mich in diesen verwünschten Zustand gebracht hat." — Der Alte warf sich vor mir nieder, ohne sich vor der noch feuchten und schlammigen Erde zu scheuen; dann stand er auf, ohne benetzt zu sein, nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder sonntägig geputzt und frisirt wie vorher. Der Pförtner sprach kein Wort weiter; aber ehe er mich über die Schwelle ließ, hielt er mich an und deutete mir auf einige Gegenstände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verstand ihn wohl; er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenstände einprägen möchte, um das Pförtchen desto gewisser wiederzufinden, welches sich unversehens hinter mir zuschloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüber stand. Ueber eine hohe Mauer ragten die Aeste uralter Nußbäume herüber und bedeckten zum Theil das Gesims, womit sie endigte. Die Zweige reichten bis an eine steinerne Tafel, deren verzierte Einfassung ich wohl erkennen, deren Inschrift ich aber nicht lesen konnte. Sie ruhte auf dem Kragstein einer Nische, in welcher ein künstlich gearbeiteter Brunnen von Schale zu Schale Wasser in ein großes Becken goß, das wie einen kleinen Teich bildete und sich in die Erde verlor. Brunnen, Inschrift, Nußbäume,

Alles stand senkrecht über einander; ich wollte es malen, wie ich es gesehn habe.

Nun läßt sich wohl denken, wie ich diesen Abend und manchen folgenden Tag zubrachte und wie oft ich mir diese Geschichten, die ich kaum selbst glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur Schlimmen Mauer, um wenigstens jene Merkzeichen im Gedächtniß anzufrischen und das köstliche Pförtchen zu beschauen. Allein zu meinem größten Erstaunen fand ich Alles verändert. Nußbäume ragten wol über die Mauer, aber sie standen nicht unmittelbar neben einander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung und mit einer leserlichen Inschrift. Eine Nische mit einem Brunnen findet sich weit links, der aber jenem, den ich gesehen, durchaus nicht zu vergleichen ist, so daß ich beinahe glauben muß, das zweite Abenteuer sei so gut als das erste ein Traum gewesen; denn von dem Pförtchen findet sich überhaupt gar keine Spur. Das Einzige, was mich tröstet, ist die Bemerkung, daß jene drei Gegenstände stets den Ort zu verändern scheinen; denn bei wiederholtem Besuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zusammenrücken und daß Tafel und Brunnen sich ebenfalls zu nähern scheinen. Wahrscheinlich, wenn Alles wieder zusammentrifft, wird auch die Pforte von Neuem sichtbar sein, und ich werde mein Mögliches thun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich Euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu sagen.

Dieses Märchen, von dessen Wahrheit meine Gespielen sich leidenschaftlich zu überzeugen trachteten, erhielt großen Beifall. Sie besuchten, Jeder allein, ohne es mir oder den Andern zu vertrauen, den angedeuteten Ort, fanden die Nußbäume, die Tafel und den Brunnen, aber immer entfernt von einander: wie sie zuletzt bekannten, weil man in jenen Jahren nicht gern ein Geheimniß verschweigen mag. Hier ging aber der Streit erst an. Der Eine versicherte: die Gegenstände rückten nicht vom Flecke und blieben immer in gleicher Entfernung unter einander. Der Zweite behauptete: sie bewegten sich, aber sie entfernten sich von einander. Mit diesem war der Dritte über den ersten Punkt der Bewegung einstimmig, doch schienen ihm Nußbäume, Tafel und Brunnen sich vielmehr zu nähern. Der Vierte wollte noch was Merkwürdigeres gesehen haben: die Nußbäume nämlich in der Mitte, die Tafel aber und den Brunnen auf den entgegengesetzten Seiten, als ich angegeben. In Absicht auf die Spur des Pförtchens variirten sie auch. Und so gaben sie mir ein frühes Beispiel, wie die Menschen von einer ganz einfachen und leicht zu erörternden Sache die widersprechendsten Ansichten haben und behaupten können. Als ich die Fortsetzung meines Märchens hartnäckig verweigerte, ward dieser erste Theil öfters wieder begehrt. Ich hütete mich, an den Umständen viel zu verändern, und durch die Gleichförmigkeit meiner Erzählung verwandelte ich in den Gemüthern meiner Zuhörer die Fabel in Wahrheit.

Uebrigens war ich den Lügen und der Verstellung abgeneigt und überhaupt keineswegs leichtsinnig; vielmehr zeigte sich der innere Ernst, mit dem ich schon früh mich und die Welt betrachtete, auch in meinem Aeußern, und ich ward, oft freundlich, oft auch spöttisch über eine gewisse Würde berufen, die ich mir herausnahm. Denn ob es mir zwar an guten, ausgesuchten Freunden nicht fehlte, so waren wir doch immer die Minderzahl gegen Jene, die uns mit rohem Muthwillen anzufechten

ein Vergnügen fanden und uns freilich oft sehr unsanft aus jenen märchenhaften, selbstgefälligen Träumen aufweckten, in die wir uns, ich erfindend und meine Gespielen theilnehmend, nur allzugern verloren. Nun wurden wir abermals gewahr, daß man, anstatt sich der Weichlichkeit und phantastischen Vergnügungen hinzugeben, wol eher Ursache habe sich abzuhärten, um die unvermeidlichen Uebel entweder zu ertragen oder ihnen entgegenzuwirken.

Unter die Uebungen des Stoicismus, den ich deshalb so ernstlich, als es einem Knaben möglich ist, bei mir ausbildete, gehörten auch die Duldungen körperlicher Leiden. Unsere Lehrer behandelten uns oft sehr unfreundlich und ungeschickt mit Schlägen und Püffen, gegen die wir uns um so mehr verhärteten, als Widersetzlichkeit oder Gegenwirkung aufs Höchste verpönt war. Sehr viele Scherze der Jugend beruhen auf einem Wettstreit solcher Ertragungen: zum Beispiel, wenn man mit zwei Fingern oder der ganzen Hand sich wechselsweise bis zur Betäubung der Glieder schlägt oder die bei gewissen Spielen verschuldeten Schläge mit mehr oder weniger Gesetztheit aushält; wenn man sich beim Ringen und Balgen durch die Kniffe der Halbüberwundenen nicht irre machen läßt; wenn man einen aus Neckerei zugefügten Schmerz unterdrückt, ja selbst das Zwicken und Kitzeln, womit junge Leute so geschäftig gegen einander sind, als etwas Gleichgiltiges behandelt. Dadurch setzt man sich in einen großen Vortheil, der uns von Andern so geschwind nicht abgewonnen wird.

Da ich jedoch von einem solchen Leidenstrotz gleichsam Profession machte, so wuchsen die Zudringlichkeiten der Andern; und wie eine unartige Grausamkeit keine Grenzen kennt, so wußte sie mich doch aus meiner Grenze hinauszutreiben. Ich erzähle einen Fall statt vieler. Der Lehrer war eine Stunde nicht gekommen; so lange wir Kinder alle beisammen waren, unterhielten wir uns recht artig; als aber die mir Wohlwollenden, nachdem sie lange genug gewartet, hinweggingen, und ich mit drei Mißwollenden allein blieb, so dachten diese mich zu quälen, zu beschämen und zu vertreiben. Sie hatten mich einen Augenblick im Zimmer verlassen und kamen mit Ruthen zurück, die sie sich aus einem geschwind zerschnittenen Besen verschafft hatten. Ich merkte ihre Absicht, und weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, so setzte ich aus dem Stegreife bei mir fest, mich bis zum Glockenschlage nicht zu wehren. Sie fingen

darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das Grausamste zu peitschen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß ich mich verrechnet hatte und daß ein solcher Schmerz die Minuten sehr verlängert. Mit der Duldung wuchs meine Wuth, und mit dem ersten Stundenschlag fuhr ich dem Einen, der sich's am Wenigsten versah, mit der Hand in die Nackenhaare und stürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie seinen Rücken drückte; den Andern, einen Jüngeren und Schwächeren, der mich von hinten anfiel, zog ich bei dem Kopfe durch den Arm und erdrosselte ihn fast, indem ich ihn an mich preßte. Nun war der Letzte noch übrig und nicht der Schwächste, und mir blieb nur die linke Hand zu meiner Vertheidigung. Allein ich ergriff ihn beim Kleide und durch eine geschickte Wendung von meiner Seite, durch eine übereilte von seiner brachte ich ihn nieder und stieß ihn mit dem Gesicht gegen den Boden. Sie ließen es nicht an Beißen, Kratzen und Treten fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und in den Gliedern. In dem Vortheil, in dem ich mich befand, stieß ich sie wiederholt mit den Köpfen zusammen. Sie erhoben zuletzt ein entsetzliches Zetergeschrei, und wir sahen uns bald von allen Hausgenossen umgeben. Die umhergestreuten Ruthen und meine Beine, die ich von den Strümpfen entblößte, zeugten bald für mich. Man behielt sich die Strafe vor und ließ mich aus dem Hause; ich erklärte aber, daß ich künftig bei der geringsten Beleidigung Einem oder dem Andern die Augen auskratzen, die Ohren abreißen, wo nicht gar ihn erdrosseln würde.

Dieser Vorfall, ob man ihn gleich, wie es in kindischen Dingen zu geschehen pflegt, bald wieder vergaß und sogar belachte, war jedoch Ursache, daß diese gemeinsamen Unterrichtsstunden seltner wurden und zuletzt ganz aufhörten. Ich war also wieder wie vorher mehr ins Haus gebannt, wo ich an meiner Schwester Cornelia, die nur ein Jahr weniger zählte als ich, eine an Annehmlichkeit immer wachsende Gesellschafterin fand.

Ich will jedoch diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch einige Geschichten zu erzählen, wie mancherlei Unangenehmes mir von meinen Gespielen begegnet; denn das ist ja eben das Lehrreiche solcher sittlichen Mittheilungen, daß der Mensch erfahre, wie es Andern ergangen und was auch er vom Leben zu erwarten habe, und daß er, es mag sich ereignen, was will, bedenke, dieses widerfahre ihm als Menschen und nicht als

einem besonders Glücklichen oder Unglücklichen. Nützt ein solches Wissen nicht viel, um die Uebel zu vermeiden, so ist es doch sehr dienlich, daß wir uns in die Zustände finden, sie ertragen, ja sie überwinden lernen.

Noch eine allgemeine Bemerkung steht hier an der rechten Stelle, daß nämlich bei dem Emporwachsen der Kinder aus den gesitteten Ständen ein sehr großer Widerspruch zum Vorschein kommt, ich meine den, daß sie von Eltern und Lehrern angemahnt und angeleitet werden, sich mäßig, verständig, ja vernünftig zu betragen, Niemandem aus Muthwillen oder Uebermuth ein Leids zuzufügen und alle gehässigen Regungen, die sich an ihnen entwickeln möchten, zu unterdrücken; daß nun aber im Gegentheil, während die jungen Geschöpfe mit einer solchen Uebung beschäftigt sind, sie von Andern das zu leiden haben, was an ihnen gescholten wird und höchlich verpönt ist. Dadurch kommen die armen Wesen zwischen dem Naturzustande und dem der Civilisation gar erbärmlich in die Klemme und werden, je nachdem die Charakter sind, entweder tückisch oder gewaltsam aufbrausend, wenn sie eine Zeit lang an sich gehalten haben.

Gewalt ist eher mit Gewalt zu vertreiben; aber ein gutgesinntes, zur Liebe und Theilnahme geneigtes Kind weiß dem Hohn und dem bösen Willen wenig entgegenzusetzen. Wenn ich die Thätlichkeiten meiner Gesellen so ziemlich abzuhalten wußte, so war ich doch keineswegs ihren Sticheleien und Mißreden gewachsen, weil in solchen Fällen Derjenige, der sich vertheidigt, immer verlieren muß. Es wurden also auch Angriffe dieser Art, insofern sie zum Zorn reizten, mit physischen Kräften zurückgewiesen oder sie regten wundersame Betrachtungen in mir auf, die denn nicht ohne Folgen bleiben konnten. Unter andern Vorzügen mißgönnten mir die Uebelwollenden auch, daß ich mir in einem Verhältniß gefiel, welches aus dem Schultheißenamt meines Großvaters für die Familie entsprang; denn, indem er als der Erste unter Seinesgleichen dastand, hatte dieses doch auch auf die Seinigen nicht geringen Einfluß. Und als ich mir einmal nach gehaltenem Pfeifergerichte etwas darauf einzubilden schien, meinen Großvater in der Mitte des Schöffenraths eine Stufe höher als die Andern unter dem Bilde des Kaisers gleichsam thronend gesehen zu haben, so sagte Einer der Knaben höhnisch: ich sollte doch, wie der Pfau auf seine Füße, so auf meinen Großvater väterlicher

Seite hinsehen, welcher Gastgeber zum Weidenhof gewesen und wol an die Thronen und Kronen keinen Anspruch gemacht hätte. Ich erwiderte darauf, daß ich davon keineswegs beschämt sei, weil gerade darin das Herrliche und Erhebende unsrer Vaterstadt bestehe, daß alle Bürger sich einander gleich halten dürften, und daß einem Jeden seine Thätigkeit nach seiner Art förderlich und ehrenvoll sein könne. Es sei mir nur leid, daß der gute Mann schon so lange gestorben; denn ich habe mich auch ihn persönlich zu kennen öfters gesehnt, sein Bildniß vielmals betrachtet, ja sein Grab besucht und mich wenigstens bei der Inschrift an dem einfachen Denkmal seines vorübergegangenen Daseins gefreut, dem ich das meine schuldig geworden. Ein anderer Mißwollender, der Tückischste von Allen, nahm jenen Ersten bei Seite und flüsterte ihm etwas in die Ohren, wobei sie mich immer spöttisch ansahen. Schon fing die Galle mir an zu kochen, und ich forderte sie auf, laut zu reden. — „Nun was ist es denn weiter", sagte der Erste, „wenn Du es wissen willst: Dieser da meint, Du könntest lange herumgehen und suchen, bis Du Deinen Großvater fändest." — Ich drohte nun noch heftiger, wenn sie sich nicht deutlicher erklären würden. Sie brachten darauf ein Märchen vor, das sie ihren Eltern wollten abgelauscht haben: mein Vater sei der Sohn eines vornehmen Mannes, und jener gute Bürger habe sich willig finden lassen, äußerlich Vaterstelle zu vertreten. Sie hatten die Unverschämtheit, allerlei Argumente vorzubringen, z. B. daß unser Vermögen blos von der Großmutter herrühre, daß die übrigen Seitenverwandten, die sich in Friedberg und sonst aufhielten, gleichfalls ohne Vermögen seien, und was noch andre solche Gründe waren, die ihr Gewicht blos von der Bosheit hernehmen konnten. Ich hörte ihnen ruhiger zu, als sie erwarteten; denn sie standen schon auf dem Sprung zu entfliehen, wenn ich Miene machte, nach ihren Haaren zu greifen. Aber ich versetzte ganz gelassen: auch dieses könne mir recht sein; das Leben sei so hübsch, daß man völlig für gleichgiltig achten könne, wem man es zu verdanken habe; denn es schriebe sich doch zuletzt von Gott her, vor welchem wir Alle gleich wären. So ließen sie, da sie nichts ausrichten konnten, die Sache für diesmal gut sein; man spielte zusammen weiter fort, welches unter Kindern immer ein erprobtes Versöhnungsmittel bleibt.

Mir war jedoch durch diese hämischen Worte eine Art von sittlicher Krankheit eingeimpft, die im Stillen fortschlich. Es

wollte mir gar nicht mißfallen, der Enkel irgend eines vornehmen Herrn zu sein, wenn es auch nicht auf die gesetzlichste Weise gewesen wäre. Meine Spürkraft ging auf dieser Fährte, meine Einbildungskraft war angeregt und mein Scharfsinn aufgefordert. Ich fing nun an, die Aufgaben Jener zu untersuchen, fand und erfand neue Gründe der Wahrscheinlichkeit. Ich hatte von meinem Großvater wenig reden hören, außer daß sein Bildniß mit dem meiner Großmutter in einem Besuchzimmer des alten Hauses gehangen hatte, welche beide nach Erbauung des neuen in einer obern Kammer aufbewahrt wurden. Meine Großmutter mußte eine sehr schöne Frau gewesen sein und von gleichem Alter mit ihrem Manne. Auch erinnerte ich mich, in ihrem Zimmer das Miniaturbild eines schönen Herrn in Uniform mit Stern und Orden gesehen zu haben, welches nach ihrem Tode mit vielen andern kleinen Geräthschaften während des Alles umwälzenden Hausbaues verschwunden war. Solche, wie manche andre Dinge baute ich mir in meinem kindischen Kopfe zusammen und übte frühzeitig genug jenes moderne Dichtertalent, welches durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zustände des menschlichen Lebens sich die Theilnahme der ganzen kultivirten Welt zu verschaffen weiß.

Da ich nun aber einen solchen Fall Niemandem zu vertrauen oder auch nur von ferne nachzufragen mich unterstand, so ließ ich es an einer heimlichen Betriebsamkeit nicht fehlen, um wo möglich der Sache etwas näher zu kommen. Ich hatte nämlich ganz bestimmt behaupten hören, daß die Söhne den Vätern oder Großvätern oft entschieden ähnlich zu sein pflegten. Mehrere unserer Freunde, besonders auch Rath Schneider, unser Hausfreund, hatten Geschäftsverbindungen mit allen Fürsten und Herren der Nachbarschaft, deren, sowol regierender als nachgeborner, keine geringe Anzahl am Rhein und Main und in dem Raume zwischen beiden ihre Besitzungen hatten und die aus besonderer Gunst ihre treuen Geschäftsträger zuweilen wol mit ihren Bildnissen beehrten. Diese, die ich von Jugend auf vielmals an den Wänden gesehen, betrachtete ich nunmehr mit doppelter Aufmerksamkeit, forschend, ob ich nicht eine Aehnlichkeit mit meinem Vater oder gar mit mir entdecken könnte, welches aber zu oft gelang, als daß es mich zu einiger Gewißheit hätte führen können. Denn bald waren es die Augen von Diesem, bald die Nase von Jenem, die mir auf

einige Verwandtschaft zu deuten schienen. So führten mich diese Kennzeichen trüglich genug hin und wieder. Und ob ich gleich in der Folge diesen Vorwurf als ein durchaus leeres Märchen betrachten mußte, so blieb mir doch der Eindruck, und ich konnte nicht unterlassen, die sämmtlichen Herren, deren Bildnisse mir sehr deutlich in der Phantasie geblieben waren, von Zeit zu Zeit im Stillen bei mir zu mustern und zu prüfen. So wahr ist es, daß Alles, was den Menschen innerlich in seinem Dünkel bestärkt, seiner heimlichen Eitelkeit schmeichelt, ihm dergestalt höchlich erwünscht ist, daß er nicht weiter fragt, ob es ihm sonst auf irgend eine Weise zur Ehre oder zur Schmach gereichen könne.

Doch anstatt hier ernsthafte, ja rügende Betrachtungen einzumischen, wende ich lieber meinen Blick von jenen schönen Zeiten hinweg; denn wer wäre im Stande, von der Fülle der Kindheit würdig zu sprechen! Wir können die kleinen Geschöpfe, die vor uns herumwandeln, nicht anders als mit Vergnügen, ja mit Bewunderung ansehen; denn meist versprechen sie mehr, als sie halten, und es scheint, als wenn die Natur unter andern schelmischen Streichen, die sie uns spielt, auch hier sich ganz besonders vorgesetzt, uns zum Besten zu haben. Die ersten Organe, die sie Kindern mit auf die Welt giebt, sind dem nächsten unmittelbaren Zustande des Geschöpfs gemäß; es bedient sich derselben kunst- und anspruchslos, auf die geschickteste Weise zu den nächsten Zwecken. Das Kind, an und für sich betrachtet, mit Seinesgleichen und in Beziehungen, die seinen Kräften angemessen sind, scheint so verständig, so vernünftig, daß nichts drüber geht, und zugleich so bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitre Bildung für dasselbe wünschen möchte. Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, so hätten wir lauter Genies. Aber das Wachsthum ist nicht blos Entwicklung: die verschiednen organischen Systeme, die den einen Menschen ausmachen, entspringen aus einander, folgen einander, verwandeln sich in einander, verdrängen einander, ja zehren einander auf, so daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen nach einer gewissen Zeit kaum eine Spur mehr zu finden ist. Wenn auch die menschlichen Anlagen im Ganzen eine entschiedene Richtung haben, so wird es doch dem größten und erfahrensten Kenner schwer sein, sie mit Zuverlässigkeit voraus zu verkünden; doch

kann man hinterdrein wohl bemerken, was auf ein Künftiges hingedeutet hat.

Keineswegs gedenke ich daher in diesen ersten Büchern meine Jugendgeschichten völlig abzuschließen, sondern ich werde vielmehr noch späterhin manchen Faden aufnehmen und fortleiten, der sich unbemerkt durch die ersten Jahre schon hindurchzog. Hier muß ich aber bemerken, welchen stärkeren Einfluß nach und nach die Kriegsbegebenheiten auf unsre Gesinnungen und unsre Lebensweise ausübten.

Der ruhige Bürger steht zu den großen Weltereignissen in einem wunderbaren Verhältniß. Schon aus der Ferne regen sie ihn auf und beunruhigen ihn, und er kann sich, selbst wenn sie ihn nicht berühren, eines Urtheils, einer Theilnahme nicht enthalten. Schnell ergreift er eine Partei, nachdem ihn sein Charakter oder äußere Anlässe bestimmen. Rücken so große Schicksale, so bedeutende Veränderungen näher, dann bleibt ihm bei manchen äußern Unbequemlichkeiten noch immer jenes innre Mißbehagen, verdoppelt und schärft das Uebel meistentheils und zerstört das noch mögliche Gute. Dann hat er von Freunden und Feinden wirklich zu leiden, oft mehr von jenen als von diesen, und er weiß weder, wie er seine Neigung, noch wie er seinen Vortheil wahren und erhalten soll.

Das Jahr 1757, das wir noch in völlig bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde demungeachtet in großer Gemüthsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten als dieses war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten auf einander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrich's, sein Name, sein Ruhm in Kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer ward immer größer und belebter, der Haß seiner Feinde bitterer, und die Verschiedenheit der Ansichten, welche selbst Familien zerspaltete, trug nicht wenig dazu bei, die ohnehin schon auf mancherlei Weise von einander getrennten Bürger noch mehr zu isoliren. Denn in einer Stadt wie Frankfurt, wo drei Religionen die Einwohner in drei ungleiche Massen theilen, wo nur wenige Männer, selbst von der herrschenden, zum Regiment gelangen können, muß es gar manchen Wohlhabenden und Unterrichteten geben, der sich auf sich zurückzieht und durch Studien und Liebhabereien sich eine eigne und abgeschlossene Existenz bildet. Von solchen wird gegenwärtig und auch künftig die Rede sein müssen, wenn

man sich die Eigenheiten eines Frankfurter Bürgers aus jener Zeit vergegenwärtigen soll.

Mein Vater hatte, sobald er von Reisen zurückgekommen, nach seiner eigenen Sinnesart den Gedanken gefaßt, daß er, um sich zum Dienste der Stadt fähig zu machen, eins der subalternen Aemter übernehmen und solches ohne Emolumente führen wolle, wenn man es ihm ohne Ballotage übergäbe. Er glaubte nach seiner Sinnesart, nach dem Begriffe, den er von sich selbst hatte, im Gefühl seines guten Willens eine solche Auszeichnung zu verdienen, die freilich weder gesetzlich noch herkömmlich war. Daher, als ihm sein Gesuch abgeschlagen wurde, gerieth er in Aerger und Mißmuth, verschwur jemals irgend eine Stelle anzunehmen, und um es unmöglich zu machen, verschaffte er sich den Charakter eines kaiserlichen Rathes, den der Schultheiß und die ältesten Schöffen als einen besondern Ehrentitel tragen. Dadurch hatte er sich zum Gleichen der Obersten gemacht und konnte nicht mehr von unten anfangen. Derselbe Beweggrund führte ihn auch dazu, um die älteste Tochter des Schultheißen zu werben, wodurch er auch auf dieser Seite von dem Rathe ausgeschlossen ward. Er gehörte nun unter die Zurückgezogenen, welche niemals unter sich eine Sozietät machen. Sie stehen so isolirt gegen einander wie gegen das Ganze, und um so mehr, als sich in dieser Abgeschiedenheit das Eigenthümliche der Charakter immer schroffer ausbildet. Mein Vater mochte sich auf Reisen und in der freien Welt, die er gesehen, von einer elegantern und liberalern Lebensweise einen Begriff gemacht haben, als sie vielleicht unter seinen Mitbürgern gewöhnlich war. Zwar fand er darin Vorgänger und Gesellen.

Der Name von Uffenbach ist bekannt. Ein Schöff von Uffenbach lebte damals in gutem Ansehen. Er war in Italien gewesen, hatte sich besonders auf Musik gelegt, sang einen angenehmen Tenor, und da er eine schöne Sammlung von Musikalien mitgebracht hatte, wurden Konzerte und Oratorien bei ihm aufgeführt. Weil er nun dabei selbst sang und die Musiker begünstigte, so fand man es nicht ganz seiner Würde gemäß, und die eingeladenen Gäste sowol als die übrigen Landsleute erlaubten sich darüber manche lustige Anmerkung.

Ferner erinnere ich mich eines Barons von Häckel, eines reichen Edelmanns, der verheirathet aber kinderlos ein schönes Haus in der Antoniusgasse bewohnte, mit allem Zubehör eines anständigen Lebens ausgestattet. Auch besaß er gute Gemälde,

Kupferstiche, Antiken und manches Andre, wie es bei Sammlern und Liebhabern zusammenfließt. Von Zeit zu Zeit lud er die Honoratioren zum Mittagessen und war auf eine eigne, achtsame Weise wohlthätig, indem er in seinem Hause die Armen kleidete, ihre alten Lumpen aber zurückbehielt und ihnen nur unter der Bedingung ein wöchentliches Almosen reichte, daß sie in jenen geschenkten Kleidern sich ihm jedesmal sauber und ordentlich vorstellten. Ich erinnere mich seiner nur dunkel als eines freundlichen, wohlgebildeten Mannes, desto deutlicher aber seiner Auktion, der ich vom Anfang bis zum Ende beiwohnte und theils auf Befehl meines Vaters, theils aus eigenem Antrieb Manches erstand, was sich noch unter meinen Sammlungen befindet.

Früher und von mir kaum noch mit Augen gesehen, machte Johann Michael von Loen in der literarischen Welt sowie in Frankfurt ziemliches Aufsehen. Nicht von Frankfurt gebürtig, hatte er sich daselbst niedergelassen und war mit der Schwester meiner Großmutter Textor, einer gebornen Lindheimer, verheirathet. Bekannt mit der Hof- und Staatswelt und eines erneuten Adels sich erfreuend, erlangte er dadurch einen Namen, daß er in die verschiedenen Regungen, welche in Kirche und Staat zum Vorschein kamen, einzugreifen den Muth hatte. Er schrieb den „Grafen von Rivera", einen didaktischen Roman, dessen Inhalt aus dem zweiten Titel: „oder der ehrliche Mann am Hofe" ersichtlich ist. Dieses Werk wurde gut aufgenommen, weil es auch von den Höfen, wo sonst nur Klugheit zu Hause ist, Sittlichkeit verlangte; und so brachte ihm seine Arbeit Beifall und Ansehen. Ein zweites Werk sollte dagegen desto gefährlicher für ihn werden. Er schrieb: „Die einzige wahre Religion", ein Buch, das die Absicht hatte, Toleranz, besonders zwischen Lutheranern und Calvinisten, zu befördern. Hierüber kam er mit den Theologen in Streit; besonders schrieb Dr. Benner in Gießen gegen ihn. Von Loen erwiderte, der Streit wurde heftig und persönlich, und die daraus entspringenden Unannehmlichkeiten veranlaßten den Verfasser, die Stelle eines Präsidenten zu Lingen anzunehmen, die ihm Friedrich der Zweite anbot, der in ihm einen aufgeklärten und den Neuerungen, die in Frankreich schon viel weiter gediehen waren, nicht abgeneigten, vorurtheilsfreien Mann zu erkennen glaubte. Seine ehemaligen Landsleute, die er mit einigem Verdruß verlassen, behaupteten, daß er dort nicht zufrieden sei, ja nicht zufrieden sein könne, weil sich ein Ort wie Lingen mit Frankfurt keines-

wegs messen dürfe. Mein Vater zweifelte auch an dem Behagen des Präsidenten und versicherte, der gute Oheim hätte besser gethan, sich mit dem Könige nicht einzulassen, weil es überhaupt gefährlich sei, sich demselben zu nähern, so ein außerordentlicher Herr er auch übrigens sein möge. Denn man habe ja gesehen, wie schmählich der berühmte Voltaire auf Requisition des preußischen Residenten Freitag in Frankfurt sei verhaftet worden, da er doch vorher so hoch in Gunsten gestanden und als des Königs Lehrmeister in der französischen Poesie anzusehen gewesen. Es mangelte bei solchen Gelegenheiten nicht an Betrachtungen und Beispielen, um vor Höfen und Herrendienst zu warnen, wovon sich überhaupt ein geborner Frankfurter kaum einen Begriff machen konnte.

Eines vortrefflichen Mannes, Doktor Orth, will ich hier nur dem Namen nach gedenken, indem ich verdienten Frankfurtern hier nicht sowol ein Denkmal zu errichten habe, vielmehr derselben nur insofern erwähne, als ihr Ruf oder ihre Persönlichkeit auf mich in den frühsten Jahren einigen Einfluß gehabt. Doktor Orth war ein reicher Mann und gehörte auch unter Die, welche niemals Theil am Regimente genommen, ob ihn gleich seine Kenntnisse und Einsichten wohl dazu berechtigt hätten. Die deutschen und besonders die Frankfurtischen Alterthümer sind ihm sehr viel schuldig geworden: er gab die „Anmerkungen" zu der sogenannten „Frankfurter Reformation" heraus, ein Werk, in welchem die Statuten der Reichsstadt gesammelt sind. Die historischen Kapitel desselben habe ich in meinen Jünglingsjahren fleißig studirt.

Von Ochsenstein, der ältere jener drei Brüder, deren ich oben als unserer Nachbarn gedacht, war bei seiner eingezogenen Art zu sein während seines Lebens nicht merkwürdig geworden, desto merkwürdiger aber nach seinem Tode, indem er eine Verordnung hinterließ, daß er Morgens früh, ganz im Stillen und ohne Begleitung und Gefolg von Handwerksleuten zu Grabe gebracht sein wolle. Es geschah, und diese Handlung erregte in der Stadt, wo man an prunkhafte Leichenbegängnisse gewöhnt war, großes Aufsehn. Alle Diejenigen, die bei solchen Gelegenheiten einen herkömmlichen Verdienst hatten, erhoben sich gegen die Neuerung. Allein der wackre Patrizier fand Nachfolger in allen Ständen, und ob man schon dergleichen Begängnisse spottweise Ochsenleichen nannte, so nahmen sie doch zum Besten mancher wenig bemittelten Familien überhand, und

die Prunkbegängnisse verloren sich immer mehr. Ich führe diesen Umstand an, weil er eins der frühern Symptome jener Gesinnungen von Demuth und Gleichstellung darbietet, die sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von oben herein auf so manche Weise gezeigt haben und in so unerwartete Wirkungen ausgeschlagen sind.

Auch fehlte es nicht an Liebhabern des Alterthums. Es fanden sich Gemäldekabinette, Kupferstichsammlungen, besonders aber wurden vaterländische Merkwürdigkeiten mit Eifer gesucht und aufgehoben. Die älteren Verordnungen und Mandate der Reichsstadt, von denen keine Sammlung veranstaltet war, wurden in Druck und Schrift sorgfältig aufgesucht, nach der Zeitfolge geordnet und als ein Schatz vaterländischer Rechte und Herkommen mit Ehrfurcht verwahrt. Auch die Bildnisse von Frankfurtern, die in großer Anzahl existirten, wurden zusammengebracht und machten eine besondre Abtheilung der Kabinette.

Solche Männer scheint mein Vater sich überhaupt zum Muster genommen zu haben. Ihm fehlte keine der Eigenschaften, die zu einem rechtlichen und angesehnen Bürger gehören. Auch brachte er, nachdem er sein Haus erbaut, seine Besitzungen von jeder Art in Ordnung. Eine vortreffliche Landkartensammlung der Schenkischen und anderer damals vorzüglicher geographischen Blätter, jene oberwähnten Verordnungen und Mandate, jene Bildnisse, ein Schrank alter Gewehre, ein Schrank merkwürdiger Venetianischer Gläser, Becher und Pokale, Naturalien, Elfenbeinarbeiten, Bronzen und hundert andere Dinge wurden gesondert und aufgestellt, und ich verfehlte nicht, bei vorfallenden Auktionen mir jederzeit einige Aufträge zu Vermehrung des Vorhandenen zu erbitten.

Noch einer bedeutenden Familie muß ich gedenken, von der ich seit meiner frühsten Jugend viel Sonderbares vernahm und von einigen ihrer Glieder selbst noch manches Wunderbare erlebte: es war die Senckenbergische. Der Vater, von dem ich wenig zu sagen weiß, war ein wohlhabender Mann. Er hatte drei Söhne, die sich in ihrer Jugend schon durchgängig als Sonderlinge auszeichneten. Dergleichen wird in einer beschränkten Stadt, wo sich Niemand weder im Guten noch im Bösen hervorthun soll, nicht zum Besten aufgenommen. Spottnamen und seltsame, sich lang im Gedächtniß erhaltende Märchen sind meistens die Frucht einer solchen Sonderbarkeit. Der Vater wohnte an der Ecke der Hasengasse, die von dem Zeichen des

Hauses, das einen, wo nicht gar drei Hasen vorstellt, den Namen führte. Man nannte daher diese drei Brüder nur die drei Hasen, welchen Spitznamen sie lange Zeit nicht los wurden. Allein, wie große Vorzüge sich oft in der Jugend durch etwas Wunderliches und Unschickliches ankündigen, so geschah es auch hier. Der älteste war der nachher so rühmlich bekannte Reichshofrath von Senckenberg. Der zweite ward in den Magistrat aufgenommen und zeigte vorzügliche Talente, die er aber auf eine rabulistische, ja verruchte Weise, wo nicht zum Schaden seiner Vaterstadt, doch wenigstens seiner Kollegen in der Folge mißbrauchte. Der dritte Bruder, ein Arzt und ein Mann von großer Rechtschaffenheit, der aber wenig und nur in vornehmen Häusern praktizirte, behielt bis in sein höchstes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußere. Er war immer sehr nett gekleidet, und man sah ihn nie anders auf der Straße als in Schuh und Strümpfen und einer wohlgepuderten Lockenperücke, den Hut unterm Arm. Er ging schnell, doch mit einem seltsamen Schwanken vor sich hin, so daß er bald auf dieser, bald auf jener Seite der Straße sich befand und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel sagten, er suche durch diesen abweichenden Schritt den abgeschiedenen Seelen aus dem Wege zu gehen, die ihn in grader Linie wol verfolgen möchten, und ahme Diejenigen nach, die sich vor einem Krokodil fürchten. Doch aller dieser Scherz und manche lustige Nachrede verwandelte sich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn, als er seine ansehnliche Wohnung mit Hof, Garten und allem Zubehör auf der Eschenheimer Gasse zu einer medizinischen Stiftung widmete, wo neben der Anlage eines blos für Frankfurter Bürger bestimmten Hospitals ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium, eine ansehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Direktor eingerichtet ward, auf eine Weise, deren keine Akademie sich hätte schämen dürfen.

Ein andrer vorzüglicher Mann, dessen Persönlichkeit nicht sowol als seine Wirkung in der Nachbarschaft und seine Schriften einen sehr bedeutenden Einfluß auf mich gehabt haben, war Karl Friedrich von Moser, der seiner Geschäftsthätigkeit wegen in unserer Gegend immer genannt wurde. Auch er hatte einen gründlich-sittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menschlichen Natur ihm wol manchmal zu schaffen machten, ihn sogar zu den sogenannten Frommen hinzog; und so wollte er, wie von Loen das Hofleben, ebenso das Geschäftsleben

einer gewissenhafteren Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen deutschen Höfe stellte eine Menge von Herren und Dienern dar, wovon die ersten unbedingten Gehorsam verlangten und die andern meistentheils nur nach ihren Ueberzeugungen wirken und dienen wollten. Es entstand daher ein ewiger Konflikt und schnelle Veränderungen und Explosionen, weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im Kleinen viel geschwinder merklich und schädlich werden als im Großen. Viele Häuser waren verschuldet und kaiserliche Debit-Kommissionen ernannt; andre fanden sich langsamer oder geschwinder auf demselben Wege, wobei die Diener entweder gewissenlos Vortheil zogen oder gewissenhaft sich unangenehm und verhaßt machten. Moser wollte als Staats- und Geschäftsmann wirken, und hier gab sein ererbtes, bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entschiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Mensch und Bürger handeln und seiner sittlichen Würde so wenig als möglich vergeben. Sein „Herr und Diener", sein „Daniel in der Löwengrube", seine „Reliquien" schildern durchaus die Lage, in welcher er sich zwar nicht gefoltert, aber doch immer geklemmt fühlte. Sie deuten sämmtlich auf eine Ungeduld in einem Zustand, mit dessen Verhältnissen man sich nicht versöhnen und den man doch nicht los werden kann. Bei dieser Art zu denken und zu empfinden mußte er freilich mehrmals andere Dienste suchen, an welchen es ihm seine große Gewandtheit nicht fehlen ließ. Ich erinnere mich seiner als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes.

Aus der Ferne machte jedoch der Name Klopstock auch schon auf uns eine große Wirkung. Im Anfang wunderte man sich, wie ein so vortrefflicher Mann so wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man sich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieser Silben. In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die früheren, besonders die zu seiner Zeit nach und nach heraufgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Alle diese hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetische Werke unerläßlich. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz, Haller standen in schönen Franzbänden in einer Reihe. An diese schlossen sich Neukirch's „Telemach", Koppens „Befreites Jerusalem" und andre Uebersetzungen. Ich hatte diese sämmtlichen Bände von Kindheit auf fleißig durchgelesen und theilweise memorirt, weshalb ich denn zur Unterhaltung der Gesellschaft öfters aufgerufen wurde. Eine

verdrießliche Epoche im Gegentheil eröffnete sich für meinen Vater, als durch Klopstock's „Messias" Verse, die ihm keine Verse schienen, ein Gegenstand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er selbst hatte sich wohl gehütet, dieses Werk anzuschaffen; aber unser Hausfreund, Rath Schneider, schwärzte es ein und steckte es der Mutter und den Kindern zu.

Auf diesen geschäftsthätigen Mann, welcher wenig las, hatte der „Messias" gleich bei seiner Erscheinung einen mächtigen Eindruck gemacht. Diese so natürlich ausgedrückten und doch so schön veredelten frommen Gefühle, diese gefällige Sprache, wenn man sie auch nur für harmonische Prosa gelten ließ, hatten den übrigens trocknen Geschäftsmann so gewonnen, daß er die zehn ersten Gesänge — denn von diesen ist eigentlich die Rede — als das herrlichste Erbauungsbuch betrachtete und solches alle Jahre einmal in der Charwoche, in welcher er sich von allen Geschäften zu entbinden wußte, für sich im Stillen durchlas und sich daran fürs ganze Jahr erquickte. Anfangs dachte er seine Empfindungen seinem alten Freunde mitzutheilen; allein er fand sich sehr bestürzt, als er eine unheilbare Abneigung vor einem Werke von so köstlichem Gehalt wegen einer, wie es ihm schien, gleichgiltigen äußern Form gewahr werden mußte. Es fehlte, wie sich leicht denken läßt, nicht an Wiederholung des Gesprächs über diesen Gegenstand; aber beide Theile entfernten sich immer weiter von einander, es gab heftige Scenen, und der nachgiebige Mann ließ sich endlich gefallen, von seinem Lieblingswerke zu schweigen, damit er nicht zugleich einen Jugendfreund und eine gute Sonntagssuppe verlöre.

Proselyten zu machen, ist der natürlichste Wunsch eines jeden Menschen, und wie sehr fand sich unser Freund im Stillen belohnt, als er in der übrigen Familie für seinen Heiligen so offen gesinnte Gemüther entdeckte. Das Exemplar, das er jährlich nur eine Woche brauchte, war uns für die übrige Zeit gewidmet. Die Mutter hielt es heimlich, und wir Geschwister bemächtigten uns desselben, wann wir konnten, um in Freistunden, in irgend einem Winkel verborgen, die auffallendsten Stellen auswendig zu lernen und besonders die zartesten und heftigsten so geschwind als möglich ins Gedächtniß zu fassen.

Portia's Traum rezitirten wir um die Wette, und in das wilde verzweifelnde Gespräch zwischen Satan und Adramelech, welche ins Todte Meer gestürzt worden, hatten wir uns getheilt. Die erste Rolle, als die gewaltsamste, war auf mein

Theil gekommen, die andere, um ein Wenig kläglicher, übernahm meine Schwester. Die wechselseitigen, zwar gräßlichen, aber doch wohlklingenden Verwünschungen flossen nur so vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit diesen höllischen Redensarten zu begrüßen.

Es war ein Samstagsabend im Winter — der Vater ließ sich immer bei Licht rasiren, um Sonntags früh sich zur Kirche bequemlich anziehen zu können —, wir saßen auf einem Schemel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einseifte, unsere herkömmlichen Flüche ziemlich leise. Nun hatte aber Adramelech den Satan mit eisernen Händen zu fassen; meine Schwester packte mich gewaltig an und rezitirte zwar leise genug, aber doch mit steigender Leidenschaft:

Hilf mir! Ich flehe Dich an, ich bete, wenn Du es forderst,
Ungeheuer, Dich an! . . . Verworfner, schwarzer Verbrecher,
Hilf mir! Ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes!
Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Hasse Dich hassen;
Itzt vermag ich's nicht mehr! Auch dies ist stechender Jammer!

Bisher war Alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme rief sie die folgenden Worte:

O wie bin ich zermalmt! . . .

Der gute Chirurgus erschrak und goß dem Vater das Seifenbecken in die Brust. Da gab es einen großen Aufstand, und eine strenge Untersuchung ward gehalten, besonders in Betracht des Unglücks, das hätte entstehen können, wenn man schon im Rasiren begriffen gewesen wäre. Um allen Verdacht des Muthwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu unsern teuflischen Rollen, und das Unglück, das die Hexameter angerichtet hatten, war zu offenbar, als daß man sie nicht aufs Neue hätte verrufen und verbannen sollen.

So pflegen Kinder und Volk das Große, das Erhabene in ein Spiel, ja in eine Posse zu verwandeln; und wie sollten sie auch sonst im Stande sein, es auszuhalten und zu ertragen!

Drittes Buch.

Der Neujahrstag ward zu jener Zeit durch den allgemeinen Umlauf von persönlichen Glückwünschungen für die Stadt sehr belebend. Wer sonst nicht leicht aus dem Hause kam, warf sich in seine besten Kleider, um Gönnern und Freunden einen Augenblick freundlich und höflich zu sein. Für uns Kinder war besonders die Festlichkeit in dem Hause des Großvaters an diesem Tage ein höchst erwünschter Genuß. Mit dem frühsten Morgen waren die Enkel schon daselbst versammelt, um die Trommeln, die Hoboen und Klarinetten, die Posaunen und Zinken, wie sie das Militär, die Stadtmusici und wer sonst Alles ertönen ließ, zu vernehmen. Die versiegelten und überschriebenen Neujahrsgeschenke wurden von den Kindern unter die geringern Gratulanten ausgetheilt, und wie der Tag wuchs, so vermehrte sich die Anzahl der Honoratioren. Erst erschienen die Vertrauten und Verwandten, dann die untern Staatsbeamten; die Herren vom Rathe selbst verfehlten nicht, ihren Schultheiß zu begrüßen, und eine auserwählte Anzahl wurde Abends in Zimmern bewirthet, welche das ganze Jahr über kaum sich öffneten. Die Torten, Biscuitkuchen, Marzipane, der süße Wein übte den größten Reiz auf die Kinder aus, wozu noch kam, daß der Schultheiß sowie die beiden Burgemeister aus einigen Stiftungen jährlich etwas Silberzeug erhielten, welches denn den Enkeln und Pathen nach einer gewissen Abstufung verehrt ward; genug, es fehlte diesem Feste im Kleinen an nichts, was die größten zu verherrlichen pflegt.

Der Neujahrstag 1759 kam heran, für uns Kinder erwünscht und vergnüglich wie die vorigen, aber den ältern Personen bedenklich und ahnungsvoll. Die Durchmärsche der

Franzosen war man zwar gewohnt, und sie ereigneten sich öfters und häufig, aber doch am Häufigsten in den letzten Tagen des vergangenen Jahres. Nach alter reichsstädtischer Sitte posaunte der Thürmer des Hauptthurms, so oft Truppen heranrückten, und an diesem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehreren Seiten in Bewegung seien. Wirklich zogen sie auch in größeren Massen an diesem Tage durch die Stadt; man lief, sie vorbeipassiren zu sehen. Sonst war man gewohnt, daß sie nur in kleinen Partien durchmarschirten; diese aber vergrößerten sich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug, am zweiten Januar, nachdem eine Kolonne durch Sachsenhausen über die Brücke durch die Fahrgasse bis an die Konstablerwache gelangt war, machte sie Halt, überwältigte das kleine, sie durchführende Kommando, nahm Besitz von gedachter Wache, zog die Zeil hinunter, und nach einem geringen Widerstand mußte sich auch die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsschauplatz verwandelt. Dort verharrten und bivouakirten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartierung für ihr Unterkommen gesorgt wäre.

Diese unerwartete, seit vielen Jahren unerhörte Last drückte die behaglichen Bürger gewaltig, und Niemandem konnte sie beschwerlicher sein als dem Vater, der in sein kaum vollendetes Haus fremde militärische Bewohner aufnehmen, ihnen seine wohlaufgeputzten und meist verschlossenen Staatszimmer einräumen und das, was er so genau zu ordnen und zu regieren pflegte, fremder Willkür preisgeben sollte; er, ohnehin preußisch gesinnt, sollte sich nun von Franzosen in seinen Zimmern belagert sehen: es war das Traurigste, was ihm nach seiner Denkweise begegnen konnte. Wäre es ihm jedoch möglich gewesen, die Sache leichter zu nehmen, da er gut Französisch sprach und im Leben sich wohl mit Würde und Anmuth betragen konnte, so hätte er sich und uns manche trübe Stunde ersparen mögen; denn man quartierte bei uns den Königslieutenant, der, obgleich Militärperson, doch nur die Civilvorfälle, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldensachen und Händel zu schlichten hatte. Es war Graf Thorane, von Grasse in der Provence unweit Antibes gebürtig, eine lange, hagre, ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, mit schwarzen feurigen Augen und von einem würdigen, zusammen-

genommenen Betragen. Gleich sein Eintritt war für den Hausbewohner günstig. Man sprach von den verschiedenen Zimmern, welche theils abgegeben werden, theils der Familie verbleiben sollten, und als der Graf ein Gemäldezimmer erwähnen hörte, so erbat er sich gleich, ob es schon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen. Er hatte an diesen Dingen eine übergroße Freude, bezeigte sich gegen den ihn begleitenden Vater auf das Verbindlichste, und als er vernahm, daß die meisten Künstler noch lebten, sich in Frankfurt und in der Nachbarschaft aufhielten, so versicherte er, daß er nichts mehr wünsche, als sie baldigst kennen zu lernen und sie zu beschäftigen.

Aber auch diese Annäherung von Seiten der Kunst vermochte nicht, die Gesinnung meines Vaters zu ändern, noch seinen Charakter zu beugen. Er ließ geschehen, was er nicht verhindern konnte, hielt sich aber in unwirksamer Entfernung, und das Außerordentliche, was nun um ihn vorging, war ihm bis auf die geringste Kleinigkeit unerträglich.

Graf Thorane indessen betrug sich musterhaft. Nicht einmal seine Landkarten wollte er an die Wände genagelt haben, um die neuen Tapeten nicht zu verderben. Seine Leute waren gewandt, still und ordentlich; aber freilich, da den ganzen Tag und einen Theil der Nacht nicht Ruhe bei ihm ward, da ein Klagender dem andern folgte, Arrestanten gebracht und fortgeführt, alle Offiziere und Adjutanten vorgelassen wurden, da der Graf noch überdies täglich offne Tafel hielt: so gab es in dem mäßig großen, nur für eine Familie eingerichteten Hause, das nur eine durch alle Stockwerke unverschlossen durchgehende Treppe hatte, eine Bewegung und ein Gesumme wie in einem Bienenkorbe, obgleich Alles sehr gemäßigt, ernsthaft und streng zuging.

Zum Vermittler zwischen einem verdrießlichen, täglich mehr sich hypochondrisch quälenden Hausherrn und einem zwar wohlwollenden, aber sehr ernsten und genauen Militärgast fand sich glücklicherweise ein behaglicher Dolmetscher, ein schöner, wohlbeleibter, heitrer Mann, der Bürger von Frankfurt war und gut Französisch sprach, sich in Alles zu schicken wußte und mit mancherlei kleinen Unannehmlichkeiten nur seinen Spaß trieb. Durch diesen hatte meine Mutter dem Grafen ihre Lage bei dem Gemüthszustande ihres Gatten vorstellen lassen; er hatte die Sache so klüglich ausgemalt, das neue, noch nicht einmal

ganz eingerichtete Haus, die natürliche Zurückgezogenheit des Besitzers, die Beschäftigung mit der Erziehung seiner Familie, und was sich Alles sonst noch sagen ließ, zu bedenken gegeben, so daß der Graf, der an seiner Stelle auf die höchste Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit und ehrenvollen Wandel den größten Stolz setzte, auch hier sich als Einquartierter musterhaft zu betragen vornahm und es wirklich die einigen Jahre seines Dableibens unter mancherlei Umständen unverbrüchlich gehalten hat.

Meine Mutter besaß einige Kenntniß des Italienischen, welche Sprache überhaupt Niemandem von der Familie fremd war; sie entschloß sich daher, sogleich Französisch zu lernen, zu welchem Zweck der Dolmetscher, dem sie unter diesen stürmischen Ereignissen ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, und der nun auch als Gevatter zu dem Hause eine doppelte Neigung spürte, seiner Gevatterin jeden abgemüssigten Augenblick schenkte (denn er wohnte gerade gegenüber) und ihr vor allen Dingen diejenigen Phrasen einlernte, welche sie persönlich dem Grafen vorzutragen habe, welches denn zum Besten gerieth. Der Graf war geschmeichelt von der Mühe, welche die Hausfrau sich in ihren Jahren gab, und weil er einen heitern, geistreichen Zug in seinem Charakter hatte, auch eine gewisse trockne Galanterie gern ausübte, so entstand daraus das beste Verhältniß, und die verbündeten Gevattern konnten erlangen, was sie wollten.

Wäre es, wie schon gesagt, möglich gewesen, den Vater zu erheitern, so hätte dieser veränderte Zustand wenig Drückendes gehabt. Der Graf übte die strengste Uneigennützigkeit; selbst Gaben, die seiner Stelle gebührten, lehnte er ab; das Geringste, was einer Bestechung hätte ähnlich sehen können, wurde mit Zorn, ja mit Strafe weggewiesen; seinen Leuten war aufs Strengste befohlen, dem Hausbesitzer nicht die mindesten Unkosten zu machen. Dagegen wurde uns Kindern reichlich vom Nachtische mitgetheilt. Bei dieser Gelegenheit muß ich, um von der Unschuld jener Zeiten einen Begriff zu geben, anführen, daß die Mutter uns eines Tages höchlich betrübte, indem sie das Gefrorene, das man uns von der Tafel sendete, weggoß, weil es ihr unmöglich vorkam, daß der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch so durchzuckert sei, vertragen könne.

Außer diesen Leckereien, die wir denn doch allmählig ganz gut genießen und vertragen lernten, däuchte es uns Kindern auch noch gar behaglich, von genauen Lehrstunden und strenger Zucht einigermaßen entbunden zu sein. Des Vaters üble Laune

nahm zu, er konnte sich nicht in das Unvermeidliche ergeben. Wie sehr quälte er sich, die Mutter und den Gevatter, die Rathsherren, alle seine Freunde, nur um den Grafen los zu werden! Vergebens stellte man ihm vor, daß die Gegenwart eines solchen Mannes im Hause unter den gegebenen Umständen eine wahre Wohlthat sei, daß ein ewiger Wechsel, es sei nun von Offizieren oder Gemeinen, auf die Umquartierung des Grafen folgen würde. Keins von diesen Argumenten wollte bei ihm greifen. Das Gegenwärtige schien ihm so unerträglich, daß ihn sein Unmuth ein Schlimmeres, das folgen könnte, nicht gewahr werden ließ.

Auf diese Weise ward seine Thätigkeit gelähmt, die er sonst hauptsächlich auf uns zu wenden gewohnt war. Das, was er uns aufgab, forderte er nicht mehr mit der sonstigen Genauigkeit, und wir suchten, wie es nur möglich schien, unsere Neugierde an militärischen und andern öffentlichen Dingen zu befriedigen, nicht allein im Hause, sondern auch auf den Straßen, welches um so leichter anging, da die Tag und Nacht unverschlossene Hausthüre von Schildwachen besetzt war, die sich um das Hin- und Wiederlaufen unruhiger Kinder nicht bekümmerten.

Die mancherlei Angelegenheiten, die vor dem Richterstuhle des Königslieutenants geschlichtet wurden, hatten dadurch noch einen ganz besondern Reiz, daß er einen eigenen Werth darauf legte, seine Entscheidungen zugleich mit einer witzigen, geistreichen, heitern Wendung zu begleiten. Was er befahl, war streng gerecht; die Art, wie er es ausdrückte, war launig und pikant. Er schien sich den Herzog von Ossunna zum Vorbilde genommen zu haben. Es verging kaum ein Tag, daß der Dolmetscher nicht eine oder die andere solche Anekdote uns und der Mutter zur Aufheiterung erzählte. Es hatte dieser muntere Mann eine kleine Sammlung solcher Salomonischen Entscheidungen gemacht; ich erinnere mich aber nur des Eindrucks im Allgemeinen, ohne im Gedächtniß ein Besonderes wiederzufinden.

Den wunderbaren Charakter des Grafen lernte man nach und nach immer mehr kennen. Dieser Mann war sich selbst seiner Eigenheiten aufs Deutlichste bewußt, und weil er gewisse Zeiten haben mochte, wo ihn eine Art von Unmuth, Hypochondrie oder wie man den bösen Dämon nennen soll, überfiel, so zog er sich in solchen Stunden, die sich manchmal zu Tagen ver-

längerten, in sein Zimmer zurück, sah Niemanden als seinen Kammerdiener und war selbst in dringenden Fällen nicht zu bewegen, daß er Audienz gegeben hätte. Sobald aber der böse Geist von ihm gewichen war, erschien er nach wie vor mild, heiter und thätig. Aus den Reden seines Kammerdieners Saint Jean, eines kleinen, hagern Mannes von muntrer Gutmüthigkeit, konnte man schließen, daß er in frühern Jahren, von solcher Stimmung überwältigt, großes Unglück angerichtet und sich nun vor ähnlichen Abwegen bei einer so wichtigen, den Blicken aller Welt ausgesetzten Stelle zu hüten ernstlich vornehme.

Gleich in den ersten Tagen der Anwesenheit des Grafen wurden die sämmtlichen Frankfurter Maler, als Hirt, Schütz, Trautmann, Nothnagel, Juncker, zu ihm berufen. Sie zeigten ihre fertigen Gemälde vor, und der Graf eignete sich das Verkäufliche zu. Ihm wurde mein hübsches, helles Giebelzimmer in der Mansarde eingeräumt und sogleich in ein Kabinet und Atelier umgewandelt; denn er war Willens, die sämmtlichen Künstler, vor allen aber Seekatz in Darmstadt, dessen Pinsel ihm besonders bei natürlichen und unschuldigen Vorstellungen höchlich gefiel, für eine ganze Zeit in Arbeit zu setzen. Er ließ daher von Grasse, wo sein älterer Bruder ein schönes Gebäude besitzen mochte, die sämmtlichen Maaße aller Zimmer und Kabinette herbeikommen, überlegte sodann mit den Künstlern die Wandabtheilungen und bestimmte die Größe der hiernach zu verfertigenden ansehnlichen Oelbilder, welche nicht in Rahmen eingefaßt, sondern als Tapetentheile auf die Wand befestigt werden sollten. Hier ging nun die Arbeit eifrig an. Seekatz übernahm ländliche Scenen, worin die Greise und Kinder, unmittelbar nach der Natur gemalt, ganz herrlich glückten; die Jünglinge wollten ihm nicht ebenso gerathen, sie waren meist zu hager, und die Frauen mißfielen aus der entgegengesetzten Ursache. Denn da er eine kleine, dicke, gute, aber unangenehme Person zur Frau hatte, die ihm außer sich selbst nicht wol ein Modell zuließ, so wollte nichts Gefälliges zu Stande kommen. Zudem war er genöthigt gewesen, über das Maaß seiner Figuren hinauszugehen. Seine Bäume hatten Wahrheit, aber ein kleinliches Blätterwerk. Er war ein Schüler von Brinckmann, dessen Pinsel in Staffeleigemälden nicht zu schelten ist.

Schütz, der Landschaftmaler, fand sich vielleicht am Besten in die Sache. Die Rheingegenden hatte er ganz in seiner Gewalt, sowie den sonnigen Ton, der sie in der schönen Jahreszeit

belebt. Er war nicht ganz ungewohnt, in einem größern Maaßstabe zu arbeiten, und auch da ließ er es an Ausführung und Haltung nicht fehlen. Er lieferte sehr heitre Bilder.

Trautmann rembrandtisirte einige Auferweckungswunder des Neuen Testaments und zündete nebenher Dörfer und Mühlen an. Auch ihm war, wie ich aus den Aufrissen der Zimmer bemerken konnte, ein eigenes Kabinet zugetheilt worden. Hirt malte einige gute Eichen- und Buchenwälder. Seine Heerden waren lobenswerth. Juncker, an die Nachahmung der ausführlichsten Niederländer gewöhnt, konnte sich am Wenigsten in diesen Tapetenstil finden; jedoch bequemte er sich für gute Zahlung, mit Blumen und Früchten manche Abtheilung zu verzieren.

Da ich alle diese Männer von meiner frühsten Jugend an gekannt und sie oft in ihren Werkstätten besucht hatte, auch der Graf mich gern um sich leiden mochte, so war ich bei den Aufgaben, Berathschlagungen und Bestellungen, wie auch bei den Ablieferungen gegenwärtig und nahm mir, zumal wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, meine Meinung zu eröffnen gar wohl heraus. Ich hatte mir schon früher bei Gemäldeliebhabern, besonders aber auf Auktionen, denen ich fleißig beiwohnte, den Ruhm erworben, daß ich gleich zu sagen wisse, was irgend ein historisches Bild vorstelle, es sei nun aus der biblischen oder der Profan-Geschichte oder aus der Mythologie genommen, und wenn ich auch den Sinn der allegorischen Bilder nicht immer traf, so war doch selten Jemand gegenwärtig, der es besser verstand als ich. So hatte ich auch öfters die Künstler vermocht, diesen oder jenen Gegenstand vorzustellen, und solcher Vortheile bediente ich mich gegenwärtig mit Lust und Liebe. Ich erinnere mich noch, daß ich einen umständlichen Aufsatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Joseph's darstellen sollten; einige davon wurden ausgeführt.

Nach diesen für einen Knaben allerdings löblichen Verrichtungen will ich auch einer kleinen Beschämung, die mir innerhalb dieses Künstlerkreises begegnete, Erwähnung thun. Ich war nämlich mit allen Bildern wohl bekannt, welche man nach und nach in jenes Zimmer gebracht hatte. Meine jugendliche Neugierde ließ nichts ungesehen und ununtersucht. Einst fand ich hinter dem Ofen ein schwarzes Kästchen; ich ermangelte nicht, zu forschen, was darin verborgen sei, und ohne mich lange

zu besinnen, zog ich den Schieber weg. Das darin enthaltene Gemälde war freilich von der Art, die man den Augen nicht auszustellen pflegt, und ob ich es gleich alsobald wieder zuzuschieben Anstalt machte, so konnte ich doch nicht geschwind genug damit fertig werden. Der Graf trat herein und ertappte mich. — „Wer hat Euch erlaubt, dieses Kästchen zu eröffnen?" sagte er mit seiner Königslieutenantsmiene. Ich hatte nicht viel darauf zu antworten, und er sprach sogleich die Strafe sehr ernsthaft aus: „Ihr werdet in acht Tagen," sagte er, „dieses Zimmer nicht betreten!" — Ich machte eine Verbeugung und ging hinaus. Auch gehorchte ich diesem Gebot aufs Pünktlichste, so daß es dem guten Seekatz, der eben in dem Zimmer arbeitete, sehr verdrießlich war; denn er hatte mich gern um sich, und ich trieb aus einer kleinen Tücke den Gehorsam so weit, daß ich Seekatzen seinen Kaffee, den ich ihm gewöhnlich brachte, auf die Schwelle setzte, da er denn von seiner Arbeit aufstehen und ihn holen mußte, welches er so übel empfand, daß er mir fast gram geworden wäre.

Nun aber scheint es nöthig, umständlicher anzuzeigen und begreiflich zu machen, wie ich mir in solchen Fällen in der französischen Sprache, die ich doch nicht gelernt, mit mehr oder weniger Bequemlichkeit durchgeholfen. Auch hier kam mir die angeborne Gabe zu Statten, daß ich leicht den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent, den Ton und was sonst von äußern Eigenthümlichkeiten fassen konnte. Aus dem Lateinischen waren mir viele Worte bekannt, das Italienische vermittelte noch mehr, und so horchte ich in kurzer Zeit von Bedienten und Soldaten, Schildwachen und Besuchen so viel heraus, daß ich mich wo nicht ins Gespräch mischen, doch wenigstens einzelne Fragen und Antworten bestehen konnte. Aber dieses war Alles nur wenig gegen den Vortheil, den mir das Theater brachte. Von meinem Großvater hatte ich ein Freibillet erhalten, dessen ich mich mit Widerwillen meines Vaters, unter dem Beistand meiner Mutter täglich bediente. Hier saß ich nun im Parterre vor einer fremden Bühne und paßte um so mehr auf Bewegung, mimischen und Rede-Ausdruck, als ich wenig oder nichts von dem verstand, was da oben gesprochen wurde und also meine Unterhaltung nur vom Geberdenspiel und Sprachton nehmen konnte. Von der Komödie verstand ich am Wenigsten, weil sie geschwind gesprochen wurde und sich auf Dinge des gemeinen Lebens bezog, deren Ausdrücke mir

gar nicht bekannt waren. Die Tragödie kam seltner vor, und der gemessene Schritt, das Taktartige der Alexandriner, das Allgemeine des Ausdrucks machten sie mir in jedem Sinne faßlicher. Es dauerte nicht lange, so nahm ich den Racine, den ich in meines Vaters Bibliothek antraf, zur Hand und deklamirte mir die Stücke nach theatralischer Art und Weise, wie sie das Organ meines Ohrs und das ihm so genau verwandte Sprachorgan gefaßt hatte, mit großer Lebhaftigkeit, ohne daß ich noch eine ganze Rede im Zusammenhang hätte verstehen können. Ja, ich lernte ganze Stellen auswendig und rezitirte sie wie ein eingelernter Sprachvogel, welches mir um so leichter ward, als ich früher die für ein Kind meist unverständlichen biblischen Stellen auswendig gelernt und sie in dem Ton der protestantischen Prediger zu rezitiren mich gewöhnt hatte. Das versificirte französische Lustspiel war damals sehr beliebt; die Stücke von Destouches, Marivaux, La Chaussée kamen häufig vor, und ich erinnere mich noch deutlich mancher charakteristischen Figuren. Von den Molièrischen ist mir weniger im Sinn geblieben. Was am Meisten Eindruck auf mich machte, war die „Hypermnestra" von Lemierre, die als ein neues Stück mit Sorgfalt aufgeführt und wiederholt gegeben wurde. Höchst anmuthig war der Eindruck, den der Devin du Village, Rose et Colas, Annette et Lubin auf mich machten. Ich kann mir die bebänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückrufen. Es dauerte nicht lange, so regte sich der Wunsch bei mir, mich auf dem Theater selbst umzusehen, wozu sich mir so mancherlei Gelegenheit darbot. Denn da ich nicht immer die ganzen Stücke auszuhören Geduld hatte und manche Zeit in den Korridors, auch wol bei gelinderer Jahrszeit vor der Thür, mit andern Kindern meines Alters allerlei Spiele trieb, so gesellte sich ein schöner munterer Knabe zu uns, der zum Theater gehörte, und den ich in manchen kleinen Rollen, obwol nur beiläufig, gesehen hatte. Mit mir konnte er sich am Besten verständigen, indem ich mein Französisch bei ihm geltend zu machen wußte, und er knüpfte sich um so mehr an mich, als kein Knabe seines Alters und seiner Nation beim Theater oder sonst in der Nähe war. Wir gingen auch außer der Theaterzeit zusammen, und selbst während der Vorstellungen ließ er mich selten in Ruhe. Er war ein allerliebster kleiner Aufschneider, schwätzte scharmant und unaufhörlich und wußte so viel von seinen Abenteuern, Händeln und andern Sonderbar-

keiten zu erzählen, daß er mich außerordentlich unterhielt und ich von ihm, was Sprache und Mittheilung durch dieselbe betrifft, in vier Wochen mehr lernte, als man sich hätte vorstellen können, so daß Niemand wußte, wie ich auf einmal, gleichsam durch Inspiration, zu der fremden Sprache gelangt war.

Gleich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft zog er mich mit sich aufs Theater und führte mich besonders in die Foyers, wo die Schauspieler und Schauspielerinnen in der Zwischenzeit sich aufhielten und sich an- und auskleideten. Das Lokal war weder günstig noch bequem, indem man das Theater in einen Konzertsaal hineingezwängt hatte, so daß für die Schauspieler hinter der Bühne keine besonderen Abtheilungen stattfanden. In einem ziemlich großen Nebenzimmer, das ehedem zu Spielpartien gedient hatte, waren nun beide Geschlechter meist beisammen und schienen sich so wenig unter einander selbst als vor uns Kindern zu scheuen, wenn es beim Anlegen oder Verändern der Kleidungsstücke nicht immer zum Anständigsten herging. Mir war dergleichen niemals vorgekommen, und doch fand ich es bald durch Gewohnheit bei wiederholtem Besuch ganz natürlich.

Es währte nicht lange, so entspann sich aber für mich ein eignes und besondres Interesse. Der junge Derones, so will ich den Knaben nennen, mit dem ich mein Verhältniß immer fortsetzte, war außer seinen Aufschneidereien ein Knabe von guten Sitten und recht artigem Betragen. Er machte mich mit seiner Schwester bekannt, die ein paar Jahre älter als wir und ein gar angenehmes Mädchen war, gut gewachsen, von einer regelmäßigen Bildung, brauner Farbe, schwarzen Haaren und Augen; ihr ganzes Betragen hatte etwas Stilles, ja Trauriges. Ich suchte ihr auf alle Weise gefällig zu sein, allein ich konnte ihre Aufmerksamkeit nicht auf mich lenken. Junge Mädchen dünken sich gegen jüngere Knaben sehr weit vorgeschritten und nehmen, indem sie nach den Jünglingen hinschauen, ein tantenhaftes Betragen gegen den Knaben an, der ihnen seine erste Neigung zuwendet. Mit einem jüngern Bruder hatte ich kein Verhältniß.

Manchmal, wenn die Mutter auf den Proben oder in Gesellschaft war, fanden wir uns in ihrer Wohnung zusammen, um zu spielen oder uns zu unterhalten. Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen, welches sie zwar jederzeit mit sehr guter Art an-

nahm und auf das Höflichste dankte; allein ich sah ihren traurigen Blick sich niemals erheitern und fand keine Spur, daß sie sonst auf mich geachtet hätte. Endlich glaubte ich ihr Geheimniß zu entdecken. Der Knabe zeigte mir hinter dem Bette seiner Mutter, das mit eleganten seidnen Vorhängen aufgeputzt war, ein Pastellbild, das Porträt eines schönen Mannes, und bemerkte zugleich mit schlauer Miene: das sei eigentlich nicht der Papa, aber ebenso gut wie der Papa; und indem er diesen Mann rühmte und nach seiner Art umständlich und prahlerisch Manches erzählte, so glaubte ich herauszufinden, daß die Tochter wol dem Vater, die beiden andern Kinder aber dem Hausfreund angehören mochten. Ich erklärte mir nun ihr trauriges Ansehen und hatte sie nur um desto lieber.

Die Neigung zu diesem Mädchen half mir die Schwindeleien des Bruders übertragen, der nicht immer in seinen Grenzen blieb. Ich hatte oft die weitläuftigen Erzählungen seiner Großthaten auszuhalten, wie er sich schon öfter geschlagen, ohne jedoch dem Andern schaden zu wollen: es sei Alles blos der Ehre wegen geschehen. Stets habe er gewußt, seinen Widersacher zu entwaffnen, und ihm alsdann verziehen; ja, er verstehe sich aufs Legiren so gut, daß er einst selbst in große Verlegenheit gerathen, als er den Degen seines Gegners auf einen hohen Baum geschleudert, so daß man ihn nicht leicht wieder habhaft werden können.

Was mir meine Besuche auf dem Theater sehr erleichterte, war, daß mir mein Freibillet, als aus den Händen des Schultheißen, den Weg zu allen Plätzen eröffnete und also auch zu den Sitzen im Proscenium. Dieses war nach französischer Art sehr tief und an beiden Seiten mit Sitzen eingefaßt, die durch eine niedrige Barrière beschränkt, sich in mehreren Reihen hinter einander aufbauten und zwar dergestalt, daß die ersten Sitze nur wenig über die Bühne erhoben waren. Das Ganze galt für einen besondern Ehrenplatz; nur Offiziere bedienten sich gewöhnlich desselben, obgleich die Nähe der Schauspieler, ich will nicht sagen jede Illusion, sondern gewissermaßen jedes Gefallen aufhob. Sogar jenen Gebrauch oder Mißbrauch, über den sich Voltaire so sehr beschwert, habe ich noch erlebt und mit Augen gesehen. Wenn bei sehr vollem Hause und etwa zur Zeit von Durchmärschen angesehene Offiziere nach jenem Ehrenplatz strebten, der aber gewöhnlich schon besetzt war, so stellte man noch einige Reihen Bänke und Stühle ins Proscenium auf die Bühne selbst,

und es blieb den Helden und Heldinnen nichts übrig, als in einem sehr mäßigen Raume zwischen den Uniformen und Orden ihre Geheimnisse zu enthüllen. Ich habe die „Hypermnestra" selbst unter solchen Umständen aufführen sehen.

Der Vorhang fiel nicht zwischen den Akten, und ich erwähne noch eines seltsamen Gebrauchs, den ich sehr auffallend finden mußte, da mir als einem guten deutschen Knaben das Kunstwidrige daran ganz unerträglich war. Das Theater nämlich ward als das größte Heiligthum betrachtet, und eine vorfallende Störung auf demselben hätte als das größte Verbrechen gegen die Majestät des Publikums sogleich müssen gerügt werden. Zwei Grenadiere, das Gewehr beim Fuß, standen daher in allen Lustspielen ganz öffentlich zu beiden Seiten des hintersten Vorhangs und waren Zeugen von Allem, was im Innersten der Familie vorging. Da, wie gesagt, zwischen den Akten der Vorhang nicht niedergelassen wurde, so lösten bei einfallender Musik zwei andere dergestalt ab, daß sie aus den Coulissen ganz strack vor jene hintraten, welche sich dann ebenso gemessentlich zurückzogen. Wenn nun eine solche Anstalt recht dazu geeignet war, Alles, was man beim Theater Illusion nennt, aufzuheben, so fällt es um so mehr auf, daß dieses zu einer Zeit geschah, wo nach Diderot's Grundsätzen und Beispielen die natürlichste Natürlichkeit auf der Bühne gefordert und eine vollkommene Täuschung als das eigentliche Ziel der theatralischen Kunst angegeben wurde. Von einer solchen militärischen Polizeianstalt war jedoch die Tragödie entbunden, und die Helden des Alterthums hatten das Recht, sich selbst zu bewachen; die gedachten Grenadiere standen indeß nahe genug hinter den Coulissen.

So will ich denn auch noch anführen, daß ich Diderot's „Hausvater" und „Die Philosophen" von Palissot gesehen habe und mich im letztern Stück der Figur des Philosophen, der auf allen Vieren geht und in ein rohes Salathaupt beißt, noch wohl erinnre.

Alle diese theatralische Mannichfaltigkeit konnte jedoch uns Kinder nicht immer im Schauspielhause festhalten. Wir spielten bei schönem Wetter vor demselben und in der Nähe und begingen allerlei Thorheiten, welche besonders an Sonn- und Festtagen keineswegs zu unserm Aeußeren paßten; denn ich und Meinesgleichen erschienen alsdann angezogen, wie man mich in jenem Märchen gesehen, den Hut unterm Arm, mit einem kleinen Degen, dessen Bügel mit einer großen seidenen Bandschleife

geziert war. Einst, als wir eine ganze Zeit unser Wesen getrieben und Derones sich unter uns gemischt hatte, fiel es Diesem ein, mir zu betheuern, ich hätte ihn beleidigt und müsse ihm Satisfaktion geben. Ich begriff zwar nicht, was ihm Anlaß geben konnte, ließ mir aber seine Ausforderung gefallen und wollte ziehen. Er versicherte mir aber, es sei in solchen Fällen gebräuchlich, daß man an einsame Oerter gehe, um die Sache desto bequemer ausmachen zu können. Wir verfügten uns deshalb hinter einige Scheunen und stellten uns in gehörige Positur. Der Zweikampf erfolgte auf eine etwas theatralische Weise, die Klingen klirrten, und die Stöße gingen neben aus; doch im Feuer der Aktion blieb er mit der Spitze seines Degens an der Bandschleife meines Bügels hangen. Sie ward durchbohrt, und er versicherte mir, daß er nun die vollkommenste Satisfaktion habe, umarmte mich sodann, gleichfalls recht theatralisch, und wir gingen in das nächste Kaffeehaus, um uns mit einem Glase Mandelmilch von unserer Gemüthsbewegung zu erholen und den alten Freundschaftsbund nur desto fester zu schließen.

Ein andres Abenteuer, das mir auch im Schauspielhause, obgleich später, begegnet, will ich bei dieser Gelegenheit erzählen. Ich saß nämlich mit einem meiner Gespielen ganz ruhig im Parterre, und wir sahen mit Vergnügen einem Solotanze zu, den ein hübscher Knabe ungefähr von unserm Alter, der Sohn eines durchreisenden französischen Tanzmeisters, mit vieler Gewandtheit und Anmuth aufführte. Nach Art der Tänzer war er mit einem knappen Wämmschen von rother Seide bekleidet, welches, in einen kurzen Reifrock ausgehend, gleich den Lauferschürzen bis über die Kniee schwebte. Wir hatten diesem angebenden Künstler mit dem ganzen Publikum unsern Beifall gezollt, als mir, ich weiß nicht wie, einfiel, eine moralische Reflexion zu machen. Ich sagte zu meinem Begleiter: „Wie schön war dieser Knabe geputzt, und wie gut nahm er sich aus! Wer weiß, in was für einem zerrissenen Jäckchen er heute Nacht schlafen mag!“ — Alles war schon aufgestanden, nur ließ uns die Menge noch nicht vorwärts. Eine Frau, die neben mir gesessen hatte und nun hart an mir stand, war zufälligerweise die Mutter dieses jungen Künstlers, die sich durch meine Reflexion sehr beleidigt fühlte. Zu meinem Unglück konnte sie Deutsch genug, um mich verstanden zu haben, und sprach es gerade so viel, als nöthig war, um schelten zu können. Sie

machte mich gewaltig herunter: wer ich denn sei, meinte sie, daß ich Ursache hätte, an der Familie und an der Wohlhabenheit dieses jungen Menschen zu zweifeln. Auf alle Fälle dürfe sie ihn für so gut halten als mich, und seine Talente könnten ihm wol ein Glück bereiten, wovon ich mir nicht würde träumen lassen. Diese Strafpredigt hielt sie mir im Gedränge und machte die Umstehenden aufmerksam, welche Wunder dachten, was ich für eine Unart müßte begangen haben. Da ich mich weder entschuldigen, noch von ihr entfernen konnte, so war ich wirklich verlegen, und als sie einen Augenblick innehielt, sagte ich, ohne etwas dabei zu denken: „Nun, wozu der Lärm? Heute roth, morgen todt!“ — Auf diese Worte schien die Frau zu verstummen. Sie sah mich an und entfernte sich von mir, sobald es nur einigermaßen möglich war. Ich dachte nicht weiter an meine Worte. Nur einige Zeit hernach fielen sie mir auf, als der Knabe, anstatt sich nochmals sehen zu lassen, krank ward und zwar sehr gefährlich. Ob er gestorben ist, weiß ich nicht zu sagen.

Dergleichen Vordeutungen durch ein unzeitig, ja unschicklich ausgesprochenes Wort standen bei den Alten schon in Ansehen, und es bleibt höchst merkwürdig, daß die Formen des Glaubens und Aberglaubens bei allen Völkern und zu allen Zeiten immer dieselben geblieben sind.

Nun fehlte es von dem ersten Tage der Besitznehmung unserer Stadt, zumal Kindern und jungen Leuten, nicht an immerwährender Zerstreuung. Theater und Bälle, Paraden und Durchmärsche zogen unsere Aufmerksamkeit hin und her. Die letztern besonders nahmen immer zu, und das Soldatenleben schien uns ganz lustig und vergnüglich.

Der Aufenthalt des Königslieutenants in unserm Hause verschaffte uns den Vortheil, alle bedeutenden Personen der französischen Armee nach und nach zu sehen und besonders die Ersten, deren Name schon durch den Ruf zu uns gekommen war, in der Nähe zu betrachten. So sahen wir von Treppen und Podesten, gleichsam wie von Galerien, sehr bequem die Generalität bei uns vorübergehn. Vor Allen erinnere ich mich des Prinzen Soubise als eines schönen, leutseligen Herrn, am Deutlichsten aber des Marschalls von Broglio als eines jüngern, nicht großen, aber wohlgebauten, lebhaften, geistreich um sich blickenden, behenden Mannes.

Er kam mehrmals zum Königslieutenant, und man merkte

wohl, daß von wichtigen Dingen die Rede war. Wir hatten uns im ersten Vierteljahr der Einquartierung kaum in diesen neuen Zustand gefunden, als schon die Nachricht sich dunkel verbreitete: die Alliirten seien im Anmarsch, und Herzog Ferdinand von Braunschweig komme, die Franzosen vom Main zu vertreiben. Man hatte von diesen, die sich keines besondern Kriegsglückes rühmen konnten, nicht die größte Vorstellung, und seit der Schlacht von Roßbach glaubte man sie verachten zu dürfen; auf den Herzog Ferdinand setzte man das größte Vertrauen, und alle preußisch Gesinnten erwarteten mit Sehnsucht ihre Befreiung von der bisherigen Last. Mein Vater war etwas heiterer, meine Mutter in Sorgen. Sie war klug genug, einzusehen, daß ein gegenwärtiges geringes Uebel leicht mit einem großen Ungemach vertauscht werden könne; denn es zeigte sich nur allzu deutlich, daß man dem Herzog nicht entgegengehen, sondern einen Angriff in der Nähe der Stadt abwarten werde. Eine Niederlage der Franzosen, eine Flucht, eine Vertheidigung der Stadt, wäre es auch nur, um den Rückzug zu decken und um die Brücke zu behalten, ein Bombardement, eine Plünderung, Alles stellte sich der erregten Einbildungskraft dar und machte beiden Parteien Sorge. Meine Mutter, welche Alles, nur nicht die Sorge ertragen konnte, ließ durch den Dolmetscher ihre Furcht bei dem Grafen anbringen, worauf sie die in solchen Fällen gebräuchliche Antwort erhielt: sie solle ganz ruhig sein, es sei nichts zu befürchten, sich übrigens still halten und mit Niemand von der Sache sprechen.

Mehrere Truppen zogen durch die Stadt; man erfuhr, daß sie bei Bergen Halt machten. Das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte sich immer, und unser Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. In dieser Zeit habe ich den Marschall Broglio öfter gesehen, immer heiter, ein wie das andre Mal an Geberden und Betragen völlig gleich, und es hat mich auch nachher gefreut, den Mann, dessen Gestalt einen so guten und dauerhaften Eindruck gemacht hatte, in der Geschichte rühmlich erwähnt zu finden.

So kam denn endlich nach einer unruhigen Charwoche 1759 der Charfreitag heran. Eine große Stille verkündigte den nahen Sturm. Uns Kindern war verboten, aus dem Hause zu gehen; der Vater hatte keine Ruhe und ging aus. Die Schlacht begann; ich stieg auf den obersten Boden, wo ich zwar die Gegend zu sehen verhindert war, aber den Donner

der Kanonen und das Massenfeuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden sahen wir die ersten Zeichen der Schlacht an einer Reihe Wagen, auf welchen Verwundete in mancherlei traurigen Verstümmelungen und Geberden sachte bei uns vorbeigefahren wurden, um in das zum Lazareth umgewandelte Liebfrauenkloster gebracht zu werden. Sogleich regte sich die Barmherzigkeit der Bürger. Bier, Wein, Brod, Geld ward Denjenigen hingereicht, die noch etwas empfangen konnten. Als man aber einige Zeit darauf blessirte und gefangne Deutsche unter diesem Zug gewahr wurde, fand das Mitleid keine Grenze, und es schien, als wollte Jeder sich von Allem entblößen, was er nur Bewegliches besaß, um seinen bedrängten Landsleuten beizustehen.

Diese Gefangenen waren jedoch Anzeichen einer für die Alliirten unglücklichen Schlacht. Mein Vater, in seiner Parteilichkeit ganz sicher, daß diese gewinnen würden, hatte die leidenschaftliche Verwegenheit, den gehofften Siegern entgegenzugehen, ohne zu bedenken, daß die geschlagene Partei erst über ihn wegfliehen müßte. Erst begab er sich in seinen Garten vor dem Friedberger Thore, wo er Alles einsam und ruhig fand; dann wagte er sich auf die Bornheimer Heide, wo er aber bald verschiedene zerstreute Nachzügler und Troßknechte ansichtig ward, die sich den Spaß machten, nach den Grenzsteinen zu schießen, so daß dem neugierigen Wandrer das abprallende Blei um den Kopf sauste. Er hielt es deshalb doch für gerathner, zurückzugehen, und erfuhr bei einiger Nachfrage, was ihm schon der Schall des Feuerns hätte klar machen sollen, daß Alles für die Franzosen gut stehe und an kein Weichen zu denken sei. Nach Hause gekommen, voll Unmuth, gerieth er beim Erblicken der verwundeten und gefangenen Landsleute ganz aus der gewöhnlichen Fassung. Auch er ließ den Vorbeiziehenden mancherlei Spende reichen; aber nur die Deutschen sollten sie erhalten, welches nicht immer möglich war, weil das Schicksal Freunde und Feinde zusammen aufgepackt hatte.

Die Mutter und wir Kinder, die wir schon früher auf des Grafen Wort gebaut und deshalb einen ziemlich beruhigten Tag hingebracht hatten, waren höchlich erfreut und die Mutter doppelt getröstet, da sie des Morgens, als sie das Orakel ihres Schatzkästleins durch einen Nadelstich befragt, eine für die Gegenwart sowol als für die Zukunft sehr tröstliche Antwort erhalten hatte. Wir wünschten unserm Vater gleichen Glauben

und gleiche Gesinnung, wir schmeichelten ihm, was wir konnten, wir baten ihn, etwas Speise zu sich zu nehmen, die er den ganzen Tag entbehrt hatte; er verweigerte unsre Liebkosungen und jeden Genuß und begab sich auf sein Zimmer. Unsre Freude ward indessen nicht gestört; die Sache war entschieden; der Königslieutenant, der diesen Tag gegen seine Gewohnheit zu Pferde gewesen, kehrte endlich zurück; seine Gegenwart zu Hause war nöthiger als je. Wir sprangen ihm entgegen, küßten seine Hände und bezeigten ihm unsre Freude. Es schien ihm sehr zu gefallen. „Wohl!" sagte er freundlicher als sonst, „ich bin auch um Euretwillen vergnügt, liebe Kinder!" Er befahl sogleich, uns Zuckerwerk, süßen Wein, überhaupt das Beste zu reichen, und ging auf sein Zimmer, schon von einer großen Masse Dringender, Fordernder und Bittender umgeben.

Wir hielten nun eine köstliche Kollation, bedauerten den guten Vater, der nicht Theil daran nehmen mochte, und drangen in die Mutter, ihn herbeizurufen; sie aber, klüger als wir, wußte wohl, wie unerfreulich ihm solche Gaben sein würden. Indessen hatte sie etwas Abendbrod zurecht gemacht und hätte ihm gern eine Portion auf das Zimmer geschickt; aber eine solche Unordnung litt er nie, auch nicht in den äußersten Fällen; und nachdem man die süßen Gaben bei Seite geschafft, suchte man ihn zu bereden, herab in das gewöhnliche Speisezimmer zu kommen. Endlich ließ er sich bewegen, ungern, und wir ahneten nicht, welches Unheil wir ihm und uns bereiteten. Die Treppe lief frei durchs ganze Haus an allen Vorsälen vorbei. Der Vater mußte, indem er herabstieg, unmittelbar an des Grafen Zimmer vorübergehn. Sein Vorsaal stand so voller Leute, daß der Graf sich entschloß, um Mehreres auf einmal abzuthun, herauszutreten; und dies geschah leider in dem Augenblick, als der Vater herabkam. Der Graf ging ihm heiter entgegen, begrüßte ihn und sagte: „Ihr werdet uns und Euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist." — ‚Keineswegs!' versetzte mein Vater mit Ingrimm; ‚ich wollte, sie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen.' — Der Graf hielt einen Augenblick inne, dann aber fuhr er mit Wuth auf: „Dieses sollt Ihr büßen!" rief er, „Ihr sollt nicht umsonst der gerechten Sache und mir eine solche Beleidigung zugefügt haben!"

Der Vater war indeß gelassen heruntergestiegen, setzte sich zu uns, schien heitrer als bisher und fing an zu essen. Wir

freuten uns darüber und wußten nicht, auf welche bedenkliche Weise er sich den Stein vom Herzen gewälzt hatte. Kurz darauf wurde die Mutter herausgerufen, und wir hatten große Lust, dem Vater auszuplaudern, was uns der Graf für Süßigkeiten verehrt habe. Die Mutter kam nicht zurück. Endlich trat der Dolmetscher herein. Auf seinen Wink schickte man uns zu Bette; es war schon spät, und wir gehorchten gern. Nach einer ruhig durchschlafenen Nacht erfuhren wir die gewaltsame Bewegung, die gestern Abend das Haus erschüttert hatte. Der Königslieutenant hatte sogleich befohlen, den Vater auf die Wache zu führen. Die Subalternen wußten wohl, daß ihm niemals zu widersprechen war; doch hatten sie sich manchmal Dank verdient, wenn sie mit der Ausführung zauderten. Diese Gesinnung wußte der Gevatter Dolmetsch, den die Geistesgegenwart niemals verließ, aufs Lebhafteste bei ihnen rege zu machen. Der Tumult war ohnehin so groß, daß eine Zögerung sich von selbst versteckte und entschuldigte. Er hatte meine Mutter herausgerufen und ihr den Adjutanten gleichsam in die Hände gegeben, daß sie durch Bitten und Vorstellungen nur einigen Aufschub erlangen möchte. Er selbst eilte schnell hinauf zum Grafen, der sich bei der großen Beherrschung seiner selbst sogleich ins innre Zimmer zurückgezogen hatte und das dringendste Geschäft lieber einen Augenblick stocken ließ, als daß er den einmal in ihm erregten bösen Muth an einem Unschuldigen gekühlt und eine seiner Würde nachtheilige Entscheidung gegeben hätte.

Die Anrede des Dolmetschers an den Grafen, die Führung des ganzen Gesprächs hat uns der dicke Gevatter, der sich auf den glücklichen Erfolg nicht wenig zu Gute that, oft genug wiederholt, so daß ich sie aus dem Gedächtniß wol noch aufzeichnen kann.

Der Dolmetsch hatte gewagt, das Kabinet zu eröffnen und hineinzutreten, eine Handlung, die höchst verpönt war. „Was wollt Ihr?“ rief ihm der Graf zornig entgegen; „hinaus mit Euch! Hier hat Niemand das Recht hereinzutreten als Saint Jean.“

‚So haltet mich einen Augenblick für Saint Jean!‘ versetzte der Dolmetsch.

„Dazu gehört eine gute Einbildungskraft. Seiner Zwei machen noch nicht Einen, wie Ihr seid. Entfernt Euch!“

‚Herr Graf, Ihr habt eine große Gabe vom Himmel empfangen, und an die appellire ich!‘

„Ihr denkt mir zu schmeicheln! Glaubt nicht, daß es Euch gelingen werde.“

‚Ihr habt die große Gabe, Herr Graf, auch in Augenblicken der Leidenschaft, in Augenblicken des Zorns die Gesinnungen Anderer anzuhören.‘

„Wohl, wohl! Von Gesinnungen ist eben die Rede, die ich zu lange angehört habe. Ich weiß nur zu gut, daß man uns hier nicht liebt, daß uns diese Bürger scheel ansehn.“

‚Nicht alle!‘

„Sehr viele! Was! Diese Städter, Reichsstädter wollen sie sein? Ihren Kaiser haben sie wählen und krönen sehen, und wenn dieser, ungerecht angegriffen, seine Länder zu verlieren und einem Usurpator zu unterliegen Gefahr läuft, wenn er glücklicherweise getreue Alliirte findet, die ihr Geld, ihr Blut zu seinem Vortheil verwenden, so wollen sie die geringe Last nicht tragen, die zu ihrem Theil sie trifft, daß der Reichsfeind gedemüthigt werde.“

‚Freilich kennt Ihr diese Gesinnungen schon lange und habt sie als ein weiser Mann geduldet; auch ist es nur die geringere Zahl. Wenige, verblendet durch die glänzenden Eigenschaften des Feindes, den Ihr ja selbst als einen außerordentlichen Mann schätzt, Wenige nur, Ihr wißt es!‘

„Ja wohl! Zu lange habe ich es gewußt und geduldet, sonst hätte Dieser sich nicht unterstanden, mir in den bedeutendsten Augenblicken solche Beleidigungen ins Gesicht zu sagen. Es mögen sein, so viel ihrer wollen, sie sollen in diesem ihren kühnen Repräsentanten gestraft werden und sich merken, was sie zu erwarten haben.“

‚Nur Aufschub, Herr Graf!‘

„In gewissen Dingen kann man nicht zu geschwind verfahren.“

‚Nur einen kurzen Aufschub!‘

„Nachbar! Ihr denkt mich zu einem falschen Schritt zu verleiten; es soll Euch nicht gelingen.“

‚Weder verleiten will ich Euch zu einem falschen Schritt, noch von einem falschen zurückhalten; Euer Entschluß ist gerecht: er geziemt dem Franzosen, dem Königslieutenant; aber bedenkt, daß Ihr auch Graf Thorane seid!‘

„Der hat hier nicht mitzusprechen.“

‚Man sollte den braven Mann doch auch hören.‘

„Nun, was würde er denn sagen?“

‚Herr Königslieutenant, würde er sagen, Ihr habt so lange mit so viel dunklen, unwilligen, ungeschickten Menschen Geduld gehabt, wenn sie es Euch nur nicht gar zu arg machten. Dieser hat's freilich sehr arg gemacht; aber gewinnt es über Euch, Herr Königslieutenant, und Jedermann wird Euch deswegen loben und preisen!‘

„Ihr wißt, daß ich Eure Possen manchmal leiden kann; aber mißbraucht nicht mein Wohlwollen! Diese Menschen, sind sie denn ganz verblendet? Hätten wir die Schlacht verloren, in diesem Augenblick was würde ihr Schicksal sein? Wir schlagen uns bis vor die Thore, wir sperren die Stadt, wir halten, wir vertheidigen uns, um unsere Retirade über die Brücke zu decken. Glaubt Ihr, daß der Feind die Hände in den Schooß gelegt hätte? Er wirft Granaten und was er bei der Hand hat, und sie zünden, wo sie können. Dieser Hausbesitzer da, was will er? In diesen Zimmern hier platzte jetzt wol eine Feuerkugel, und eine andere folgte hinterdrein; in diesen Zimmern, deren vermaledeite Peking-Tapeten ich geschont, mich genirt habe, meine Landkarten nicht aufzunageln! Den ganzen Tag hätten sie auf den Knieen liegen sollen.“

‚Wie Viele haben das gethan!‘

„Sie hätten sollen den Segen für uns erflehen, den Generalen und Offizieren mit Ehren- und Freudenzeichen, den ermatteten Gemeinen mit Erquickung entgegengehen. Anstatt dessen verdirbt mir der Gift dieses Parteigeistes die schönsten, glücklichsten, durch so viel Sorgen und Anstrengungen erworbenen Augenblicke meines Lebens!“

‚Es ist ein Parteigeist; aber Ihr werdet ihn durch die Bestrafung dieses Mannes nur vermehren. Die mit ihm gleich Gesinnten werden Euch als einen Tyrannen, als einen Barbaren ausschreien; sie werden ihn als einen Märtyrer betrachten, der für die gute Sache gelitten hat, und selbst die anders Gesinnten, die jetzt seine Gegner sind, werden in ihm nur den Mitbürger sehen, werden ihn bedauern und, indem sie Euch Recht geben, dennoch finden, daß Ihr zu hart verfahren seid.‘

„Ich habe Euch schon zu lange angehört; macht, daß Ihr fortkommt!“

‚So hört nur noch dieses: bedenkt, daß es das Unerhörteste ist, was diesem Manne, was dieser Familie begegnen

könnte. Ihr hattet nicht Ursache, von dem guten Willen des Hausherrn erbaut zu sein; aber die Hausfrau ist allen Euren Wünschen zuvorgekommen, und die Kinder haben Euch als ihren Oheim betrachtet. Mit diesem einzigen Schlag werdet Ihr den Frieden und das Glück dieser Wohnung auf ewig zerstören. Ja, ich kann wol sagen, eine Bombe, die ins Haus gefallen wäre, würde nicht größere Verwüstungen darin angerichtet haben. Ich habe Euch so oft über Eure Fassung bewundert, Herr Graf; gebt mir diesmal Gelegenheit, Euch anzubeten! Ein Krieger ist ehrwürdig, der sich selbst in Feindes Haus als einen Gastfreund betrachtet; hier ist kein Feind, nur ein Verirrter. Gewinnt es über Euch, und es wird Euch zu ewigem Ruhme gereichen!'

„Das müßte wunderlich zugehen," versetzte der Graf mit einem Lächeln.

‚Nur ganz natürlich,' erwiderte der Dolmetscher. ‚Ich habe die Frau, die Kinder nicht zu Euren Füßen geschickt; denn ich weiß, daß Euch solche Scenen verdrießlich sind; aber ich will Euch die Frau, die Kinder schildern, wie sie Euch danken; ich will sie Euch schildern, wie sie sich zeitlebens von dem Tage der Schlacht bei Bergen und von Eurer Großmuth an diesem Tage unterhalten, wie sie es Kindern und Kindeskindern erzählen und auch Fremden ihr Interesse für Euch einzuflößen wissen; eine Handlung dieser Art kann nicht untergehen!'

„Ihr trefft meine schwache Seite nicht, Dolmetscher. An den Nachruhm pfleg' ich nicht zu denken; der ist für Andere, nicht für mich; aber im Augenblick recht zu thun, meine Pflicht nicht zu versäumen, meiner Ehre nichts zu vergeben, das ist meine Sorge. Wir haben schon zu viel Worte gemacht; jetzt geht hin — und laßt Euch von den Undankbaren danken, die ich verschone!"

Der Dolmetsch, durch diesen unerwartet glücklichen Ausgang überrascht und bewegt, konnte sich der Thränen nicht enthalten und wollte dem Grafen die Hände küssen; der Graf wies ihn ab und sagte streng und ernst: „Ihr wißt, daß ich dergleichen nicht leiden kann!" Und mit diesen Worten trat er auf den Vorsaal, um die andringenden Geschäfte zu besorgen und das Begehren so vieler wartenden Menschen zu vernehmen. So ward die Sache beigelegt, und wir feierten den andern Morgen bei den Ueberbleibseln der gestrigen Zuckergeschenke das

Vorübergehen eines Uebels, dessen Androhen wir glücklich verschlafen hatten.

Ob der Dolmetsch wirklich so weise gesprochen oder ob er sich die Scene nur so ausgemalt, wie man es wol nach einer guten und glücklichen Handlung zu thun pflegt, will ich nicht entscheiden; wenigstens hat er bei Wiedererzählung derselben niemals variirt. Genug, dieser Tag dünkte ihm, so wie der sorgenvollste, so auch der glorreichste seines Lebens.

Wie sehr übrigens der Graf alles falsche Zeremoniel abgelehnt, keinen Titel, der ihm nicht gebührte, jemals angenommen und wie er in seinen heitern Stunden immer geistreich gewesen, davon soll eine kleine Begebenheit ein Zeugniß ablegen.

Ein vornehmer Mann, der aber auch unter die abstrusen einsamen Frankfurter gehörte, glaubte sich über seine Einquartierung beklagen zu müssen. Er kam persönlich, und der Dolmetsch bot ihm seine Dienste an; Jener aber meinte derselben nicht zu bedürfen. Er trat vor den Grafen mit einer anständigen Verbeugung und sagte: ‚Excellenz!' Der Graf gab ihm die Verbeugung zurück, so wie die Excellenz. Betroffen von dieser Ehrenbezeigung, nicht anders glaubend, als der Titel sei zu gering, bückte er sich tiefer und sagte: ‚Monseigneur!' — „Mein Herr," sagte der Graf ganz ernsthaft, „wir wollen nicht weiter gehen, denn sonst könnten wir es leicht bis zur Majestät bringen." — Der Andere war äußerst verlegen und wußte kein Wort zu sagen. Der Dolmetsch, in einiger Entfernung stehend und von der ganzen Sache unterrichtet, war boshaft genug, sich nicht zu rühren; der Graf aber, mit großer Heiterkeit, fuhr fort: „Zum Beispiel, mein Herr, wie heißen Sie?" — ‚Spangenberg,' versetzte Jener. — „Und ich," sagte der Graf, „heiße Thorane. Spangenberg, was wollt Ihr von Thorane? Und nun setzen wir uns, die Sache soll gleich abgethan sein."

Und so wurde die Sache auch gleich zu großer Zufriedenheit Desjenigen abgethan, den ich hier Spangenberg genannt habe, und die Geschichte noch an selbigem Abend von dem schadenfrohen Dolmetsch in unserm Familienkreise nicht nur erzählt, sondern mit allen Umständen und Geberden aufgeführt.

Nach solchen Verwirrungen, Unruhen und Bedrängnissen fand sich gar bald die vorige Sicherheit und der Leichtsinn wieder, mit welchem besonders die Jugend von Tag zu Tage lebt, wenn es nur einigermaßen angehen will. Meine Leiden-

schaft zu dem französischen Theater wuchs mit jeder Vorstellung; ich versäumte keinen Abend, ob ich gleich jedesmal, wenn ich nach dem Schauspiel mich zur speisenden Familie an den Tisch setzte und mich gar oft nur mit einigen Resten begnügte, die steten Vorwürfe des Vaters zu dulden hatte: das Theater sei zu gar nichts nütze und könne zu gar nichts führen. Ich rief in solchem Falle gewöhnlich alle und jede Argumente hervor, welche den Vertheidigern des Schauspiels zur Hand sind, wenn sie in eine gleiche Noth wie die meinige gerathen. Das Laster im Glück, die Tugend im Unglück wurden zuletzt durch die poetische Gerechtigkeit wieder ins Gleichgewicht gebracht. Die schönen Beispiele von bestraften Vergehungen: „Miß Sara Sampson" und „Der Kaufmann von London", wurden sehr lebhaft von mir hervorgehoben; aber ich zog dagegen öfters den Kürzern, wenn die Schelmstreiche Scapin's und dergleichen auf dem Zettel standen und ich mir das Behagen mußte vorwerfen lassen, das man über die Betriegereien ränkevoller Knechte und über den guten Erfolg der Thorheiten ausgelassener Jünglinge im Publikum empfinde. Beide Parteien überzeugten einander nicht; doch wurde mein Vater sehr bald mit der Bühne ausgesöhnt, als er sah, daß ich mit unglaublicher Schnelligkeit in der französischen Sprache zunahm.

Die Menschen sind nun einmal so, daß Jeder, was er thun sieht, lieber selbst vornähme, er habe nun Geschick dazu oder nicht. Ich hatte nun bald den ganzen Kursus der französischen Bühne durchgemacht; mehrere Stücke kamen schon zum zweiten und dritten Mal; von der würdigsten Tragödie bis zum leichtfertigsten Nachspiel war mir Alles vor Augen und Geist vorbeigegangen; und wie ich als Kind den Terenz nachzuahmen wagte, so verfehlte ich nunmehr nicht als Knabe, bei einem viel lebhafter dringenden Anlaß auch die französischen Formen nach meinem Vermögen und Unvermögen zu wiederholen. Es wurden damals einige halb mythologische, halb allegorische Stücke im Geschmack des Piron gegeben; sie hatten etwas von der Parodie und gefielen sehr. Diese Vorstellungen zogen mich besonders an: die goldnen Flügelchen eines heitern Merkur, der Donnerkeil des verkappten Jupiter, eine galante Danae oder wie eine von Göttern besuchte Schöne heißen mochte, wenn es nicht gar eine Schäferin oder Jägerin war, zu der sie sich herunterließen. Und da mir dergleichen Elemente aus Ovid's Verwandlungen und Pomey's Pantheon Mythicum

sehr häufig im Kopfe herumsummten, so hatte ich bald ein solches Stückchen in meiner Phantasie zusammengestellt, wovon ich nur so viel zu sagen weiß, daß die Scene ländlich war, daß es aber doch darin weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte. Der Merkur besonders war mir dabei so lebhaft im Sinne, daß ich noch schwören wollte, ich hätte ihn mit Augen gesehen.

Eine von mir selbst sehr reinlich gefertigte Abschrift legte ich meinem Freunde Derones vor, welcher sie mit ganz besonderem Anstand und einer wahrhaften Gönnermiene aufnahm, das Manuskript flüchtig durchsah, mir einige Sprachfehler nachwies, einige Reden zu lang fand und zuletzt versprach, das Werk bei gehöriger Muße näher zu betrachten und zu beurtheilen. Auf meine bescheidene Frage, ob das Stück wol aufgeführt werden könne, versicherte er mir, daß es gar nicht unmöglich sei. Sehr Vieles komme beim Theater auf Gunst an, und er beschütze mich von ganzem Herzen; nur müsse man die Sache geheim halten; denn er habe selbst einmal mit einem von ihm verfertigten Stück die Direktion überrascht, und es wäre gewiß aufgeführt worden, wenn man nicht zu früh entdeckt hätte, daß er der Verfasser sei. Ich versprach ihm alles mögliche Stillschweigen und sah schon im Geist den Titel meiner Pièce an den Ecken der Straßen und Plätze mit großen Buchstaben angeschlagen.

So leichtsinnig übrigens der Freund war, so schien ihm doch die Gelegenheit, den Meister zu spielen, allzu erwünscht. Er las das Stück mit Aufmerksamkeit durch, und indem er sich mit mir hinsetzte, um einige Kleinigkeiten zu ändern, kehrte er im Laufe der Unterhaltung das ganze Stück um und um, so daß auch kein Stein auf dem andern blieb. Er strich aus, setzte zu, nahm eine Person weg, substituirte eine andere, genug, er verfuhr mit der tollsten Willkür von der Welt, daß mir die Haare zu Berge standen. Mein Vorurtheil, daß er es doch verstehen müsse, ließ ihn gewähren; denn er hatte mir schon öfters von den drei Einheiten des Aristoteles, von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne, von der Wahrscheinlichkeit, von der Harmonie der Verse und Allem, was daran hängt, so viel vorerzählt, daß ich ihn nicht nur für unterrichtet, sondern auch für begründet halten mußte. Er schalt auf die Engländer und verachtete die Deutschen; genug, er trug mir die ganze

dramaturgische Litanei vor, die ich in meinem Leben so oft mußte wiederholen hören.

Ich nahm wie der Knabe in der Fabel meine zerfetzte Geburt mit nach Hause und suchte sie wiederherzustellen, aber vergebens. Weil ich sie jedoch nicht ganz aufgeben wollte, so ließ ich aus meinem ersten Manuskript nach wenigen Veränderungen eine saubere Abschrift durch unsern Schreibenden anfertigen, die ich denn meinem Vater überreichte und dadurch soviel erlangte, daß er mich nach vollendetem Schauspiel meine Abendkost eine Zeit lang ruhig verzehren ließ.

Dieser mißlungene Versuch hatte mich nachdenklich gemacht, und ich wollte nunmehr diese Theorien, diese Gesetze, auf die sich Jedermann berief, und die mir besonders durch die Unart meines anmaßlichen Meisters verdächtig geworden waren, unmittelbar an den Quellen kennen lernen, welches mir zwar nicht schwer, doch mühsam wurde. Ich las zunächst Corneille's Abhandlung über die drei Einheiten und ersah wol daraus, wie man es haben wollte; warum man es aber so verlangte, ward mir keineswegs deutlich, und, was das Schlimmste war, ich gerieth sogleich in noch größere Verwirrung, indem ich mich mit den Händeln über den Cid bekannt machte und die Vorreden las, in welchen Corneille und Racine sich gegen Kritiker und Publikum zu vertheidigen genöthigt sind. Hier sah ich wenigstens auf das Deutlichste, daß kein Mensch wußte, was er wollte; daß ein Stück wie Cid, das die herrlichste Wirkung hervorgebracht, auf Befehl eines allmächtigen Kardinals absolut sollte für schlecht erklärt werden; daß Racine, der Abgott der zu meiner Zeit lebenden Franzosen, der nun auch mein Abgott geworden war (denn ich hatte ihn näher kennen lernen, als Schöff von Olenschlager durch uns Kinder den Britannicus aufführen ließ, worin mir die Rolle des Nero zu Theil ward), daß Racine, sage ich, auch zu seiner Zeit weder mit Liebhabern noch Kunstrichtern fertig werden können. Durch Alles dieses ward ich verworrner als jemals, und nachdem ich mich lange mit diesem Hin- und Herreden, mit dieser theoretischen Salbaderei des vorigen Jahrhunderts gequält hatte, schüttete ich das Kind mit dem Bade aus und warf den ganzen Plunder desto entschiedener von mir, je mehr ich zu bemerken glaubte, daß die Autoren selbst, welche vortreffliche Sachen hervorbrachten, wenn sie darüber zu reden anfingen, wenn sie den Grund ihres Handelns angaben, wenn sie sich vertheidigen, entschuldigen

beschönigen wollten, doch auch nicht immer den rechten Fleck zu treffen wußten. Ich eilte daher wieder zu dem lebendig Vorhandenen, besuchte das Schauspiel weit eifriger, las gewissenhafter und ununterbrochner, sodaß ich in dieser Zeit Racine und Molière ganz und von Corneille einen großen Theil durchzuarbeiten die Anhaltsamkeit hatte.

Der Königslieutenant wohnte noch immer in unserm Hause. Er hatte sein Betragen in nichts geändert, besonders gegen uns; allein es war merklich, und der Gevatter Dolmetsch wußte es uns noch deutlicher zu machen, daß er sein Amt nicht mehr mit der Heiterkeit, nicht mehr mit dem Eifer verwaltete wie anfangs, obgleich immer mit derselben Rechtschaffenheit und Treue. Sein Wesen und Betragen, das eher einen Spanier als einen Franzosen ankündigte, seine Launen, die doch mitunter Einfluß auf ein Geschäft hatten, seine Unbiegsamkeit gegen die Umstände, seine Reizbarkeit gegen Alles, was seine Person oder Charakter berührte, dieses zusammen mochte ihn doch zuweilen mit seinen Vorgesetzten in Konflikt bringen. Hiezu kam noch, daß er in einem Duell, welches sich im Schauspiel entsponnen hatte, verwundet wurde und man dem Königslieutenant übel nahm, daß er selbst eine verpönte Handlung als oberster Polizeimeister begangen. Alles dieses mochte, wie gesagt, dazu beitragen, daß er in sich gezogner lebte und hier und da vielleicht weniger energisch verfuhr.

Indessen war nun schon eine ansehnliche Partie der bestellten Gemälde abgeliefert. Graf Thorane brachte seine Freistunden mit der Betrachtung derselben zu, indem er sie in gedachtem Giebelzimmer Bane für Bane, breiter und schmäler, neben einander und, weil es an Platz mangelte, sogar über einander nageln, wieder abnehmen und aufrollen ließ. Immer wurden die Arbeiten aufs Neue untersucht, man erfreute sich wiederholt an den Stellen, die man für die gelungensten hielt; aber es fehlte auch nicht an Wünschen, dieses oder jenes anders geleistet zu sehen.

Hieraus entsprang eine neue und ganz wundersame Operation. Da nämlich der eine Maler Figuren, der andere die Mittelgründe und Fernen, der dritte die Bäume, der vierte die Blumen am Besten arbeitete, so kam der Graf auf den Gedanken, ob man nicht diese Talente in den Bildern vereinigen und auf diesem Wege vollkommene Werke hervorbringen könne. Der Anfang ward sogleich damit gemacht, daß man

z. B. in eine fertige Landschaft noch schöne Heerden hineinmalen ließ. Weil nun aber nicht immer der gehörige Platz dazu da war, es auch dem Thiermaler auf ein paar Schafe mehr oder weniger nicht ankam, so war endlich die weiteste Landschaft zu enge. Nun hatte der Menschenmaler auch noch die Hirten und einige Wandrer hineinzubringen; diese nahmen sich wiederum einander gleichsam die Luft, und man war verwundert, wie sie nicht sämmtlich in der freiesten Gegend erstickten. Man konnte niemals voraussehen, was aus der Sache werden würde, und wenn sie fertig war, befriedigte sie nicht. Die Maler wurden verdrießlich. Bei den ersten Bestellungen hatten sie gewonnen, bei diesen Nacharbeiten verloren sie, obgleich der Graf auch diese sehr großmüthig bezahlte. Und da die von Mehrern auf einem Bilde durch einander gearbeiteten Theile bei aller Mühe keinen guten Effekt hervorbrachten, so glaubte zuletzt ein Jeder, daß seine Arbeit durch die Arbeiten der Andern verdorben und vernichtet worden; daher wenig fehlte, die Künstler hätten sich hierüber entzweit und wären in unversöhnliche Feindschaft gerathen. Dergleichen Veränderungen oder vielmehr Zuthaten wurden in gedachtem Atelier, wo ich mit den Künstlern ganz allein blieb, ausgefertiget, und es unterhielt mich, aus den Studien, besonders der Thiere, dieses und jenes Einzelne, diese oder jene Gruppe auszusuchen und sie für die Nähe oder die Ferne in Vorschlag zu bringen, worin man mir denn manchmal aus Ueberzeugung oder Geneigtheit zu willfahren pflegte.

Die Theilnehmenden an diesem Geschäft wurden also höchst muthlos, besonders Seekatz, ein sehr hypochondrischer und in sich gezogner Mann, der zwar unter Freunden durch eine unvergleichlich heitre Laune sich als den besten Gesellschafter bewies, aber wenn er arbeitete, allein, in sich gekehrt und völlig frei wirken wollte. Dieser sollte nun, wenn er schwere Aufgaben gelöst, sie mit dem größten Fleiß und der wärmsten Liebe, deren er immer fähig war, vollendet hatte, zu wiederholten Malen von Darmstadt nach Frankfurt reisen, um entweder an seinen eigenen Bildern etwas zu verändern oder fremde zu staffiren oder gar unter seinem Beistand durch einen Dritten seine Bilder ins Buntscheckige arbeiten zu lassen. Sein Mißmuth nahm zu, sein Widerstand entschied sich, und es brauchte großer Bemühungen von unserer Seite, um diesen Gevatter — denn auch er war's geworden — nach des Grafen Wünschen zu lenken. Ich erinnere mich noch, daß, als schon die Kasten bereit standen,

um die sämmtlichen Bilder in der Ordnung einzupacken, in welcher sie an dem Ort ihrer Bestimmung der Tapezirer ohne Weiteres aufheften konnte, daß, sage ich, nur eine kleine, doch unumgängliche Nacharbeit erfordert wurde, Seekatz aber nicht zu bewegen war, herüberzukommen. Er hatte freilich noch zu guter Letzt das Beste gethan, was er vermochte, indem er die vier Elemente in Kindern und Knaben nach dem Leben in Thürstücken dargestellt und nicht allein auf die Figuren, sondern auch auf die Beiwerke den größten Fleiß gewendet hatte. Diese waren abgeliefert, bezahlt, und er glaubte auf immer aus der Sache geschieden zu sein; nun aber sollte er wieder herüber, um einige Bilder, deren Maaße etwas zu klein genommen worden, mit wenigen Pinselzügen zu erweitern. Ein Anderer, glaubte er, könne das auch thun; er hatte sich schon zu neuer Arbeit eingerichtet; kurz, er wollte nicht kommen. Die Absendung war vor der Thüre, trocknen sollte es auch noch, jeder Verzug war mißlich; der Graf, in Verzweiflung, wollte ihn militärisch abholen lassen. Wir Alle wünschten die Bilder endlich fort zu sehen und fanden zuletzt keine Auskunft, als daß der Gevatter Dolmetsch sich in einen Wagen setzte und den Widerspenstigen mit Frau und Kind herüberholte, der dann von dem Grafen freundlich empfangen, wohl gepflegt und zuletzt reichlich beschenkt entlassen wurde.

Nach den fortgeschafften Bildern zeigte sich ein großer Friede im Hause. Das Giebelzimmer im Mansard wurde gereinigt und mir übergeben, und mein Vater, wie er die Kasten fortschaffen sah, konnte sich des Wunsches nicht erwehren, den Grafen hinterdrein zu schicken. Denn wie sehr die Neigung des Grafen auch mit der seinigen übereinstimmte; wie sehr es den Vater freuen mußte, seinen Grundsatz, für lebende Meister zu sorgen, durch einen Reicheren so fruchtbar befolgt zu sehen; wie sehr es ihn schmeicheln konnte, daß seine Sammlung Anlaß gegeben, einer Anzahl braver Künstler in bedrängter Zeit einen so ansehnlichen Erwerb zu verschaffen: so fühlte er doch eine solche Abneigung gegen den Fremden, der in sein Haus eingedrungen, daß ihm an dessen Handlungen nichts recht dünken konnte. Man solle Künstler beschäftigen, aber nicht zu Tapetenmalern erniedrigen; man solle mit dem, was sie nach ihrer Ueberzeugung und Fähigkeit geleistet, wenn es Einem auch nicht durchgängig behage, zufrieden sein und nicht immer daran markten und mäkeln; genug, es gab ungeachtet des Grafen

eigner liberaler Bemühung ein- für allemal kein Verhältniß. Mein Vater besuchte jenes Zimmer blos, wenn sich der Graf bei Tafel befand, und ich erinnere mich nur ein einziges Mal, als Seekatz sich selbst übertroffen hatte und das Verlangen, diese Bilder zu sehen, das ganze Haus herbeitrieb, daß mein Vater und der Graf zusammentreffend an diesen Kunstwerken ein gemeinsames Gefallen bezeigten, das sie an einander selbst nicht finden konnten.

Kaum hatten also die Kisten und Kasten das Haus geräumt, als der früher eingeleitete, aber unterbrochne Betrieb, den Grafen zu entfernen, wieder angeknüpft wurde. Man suchte durch Vorstellungen die Gerechtigkeit, die Billigkeit durch Bitten, durch Einfluß die Neigung zu gewinnen und brachte es endlich dahin, daß die Quartierherren den Beschluß faßten: es solle der Graf umlogirt und unser Haus, in Betracht der seit einigen Jahren unausgesetzt Tag und Nacht getragnen Last, künftig mit Einquartierung verschont werden. Damit sich aber hierzu ein scheinbarer Vorwand finde, so solle man in eben den ersten Stock, den bisher der Königslieutenant besetzt gehabt, Miethleute einnehmen und dadurch eine neue Bequartierung gleichsam unmöglich machen. Der Graf, der nach der Trennung von seinen geliebten Gemälden kein besonderes Interesse mehr am Hause fand, auch ohnehin bald abgerufen und versetzt zu werden hoffte, ließ es sich ohne Widerrede gefallen, eine andere gute Wohnung zu beziehen, und schied von uns in Frieden und gutem Willen. Auch verließ er bald darauf die Stadt und erhielt stufenweise noch verschiedene Chargen, doch, wie man hörte, nicht zu seiner Zufriedenheit. Er hatte indeß das Vergnügen, jene so emsig von ihm besorgten Gemälde in dem Schlosse seines Bruders glücklich angebracht zu sehen, schrieb einige Male, sendete Maaße und ließ von den mehr genannten Künstlern Verschiedenes nacharbeiten. Endlich vernahmen wir nichts weiter von ihm, außer daß man uns nach mehreren Jahren versichern wollte, er sei in Westindien auf einer der französischen Kolonien als Gouverneur gestorben.

Viertes Buch.

So viel Unbequemlichkeit uns auch die französische Einquartierung mochte verursacht haben, so waren wir sie doch zu gewohnt geworden, als daß wir sie nicht hätten vermissen, daß uns Kindern das Haus nicht hätte todt scheinen sollen. Auch war es uns nicht bestimmt, wieder zur völligen Familieneinheit zu gelangen. Neue Miethleute waren schon besprochen, und nach einigem Kehren und Scheuern, Hobeln und Bohnen, Malen und Anstreichen war das Haus völlig wiederhergestellt. Der Kanzleidirektor Moritz mit den Seinigen, sehr werthe Freunde meiner Eltern, zogen ein. Dieser, kein geborner Frankfurter, aber ein tüchtiger Jurist und Geschäftsmann, besorgte die Rechtsangelegenheiten mehrerer kleinen Fürsten, Grafen und Herren. Ich habe ihn niemals anders als heiter und gefällig und über seinen Akten emsig gesehen. Frau und Kinder, sanft, still und wohlwollend, vermehrten zwar nicht die Geselligkeit in unserm Hause — denn sie blieben für sich — ; aber es war eine Stille, ein Friede zurückgekehrt, den wir lange Zeit nicht genossen hatten. Ich bewohnte nun wieder mein Mansardzimmer, in welchem die Gespenster der vielen Gemälde mir zuweilen vorschwebten, die ich denn durch Arbeiten und Studien zu verscheuchen suchte.

Der Legationsrath Moritz, ein Bruder des Kanzleidirektors, kam von jetzt an auch öfters in unser Haus. Er war schon mehr Weltmann, von einer ansehnlichen Gestalt und dabei von bequem gefälligem Betragen. Auch er besorgte die Angelegenheiten verschiedener Standespersonen und kam mit meinem Vater bei Anlaß von Konkursen und kaiserlichen Kommissionen mehrmals in Berührung. Beide hielten viel auf einander und standen gemeiniglich auf der Seite der Kreditoren, mußten aber zu ihrem

Verdruß gewöhnlich erfahren, daß die Mehrheit der bei solcher Gelegenheit Abgeordneten für die Seite der Debitoren gewonnen zu werden pflegt. Der Legationsrath theilte seine Kenntnisse gern mit, war ein Freund der Mathematik, und weil diese in seinem gegenwärtigen Lebensgange gar nicht vorkam, so machte er sich ein Vergnügen daraus, mir in diesen Kenntnissen weiter zu helfen. Dadurch ward ich in den Stand gesetzt, meine architektonischen Risse genauer als bisher auszuarbeiten und den Unterricht eines Zeichenmeisters, der uns jetzt auch täglich eine Stunde beschäftigte, besser zu nutzen.

Dieser gute alte Mann war freilich nur ein Halbkünstler. Wir mußten Striche machen und sie zusammensetzen, woraus denn Augen und Nasen, Lippen und Ohren, ja zuletzt ganze Gesichter und Köpfe entstehen sollten; allein es war dabei weder an natürliche noch künstliche Form gedacht. Wir wurden eine Zeit lang mit diesem Qui pro Quo der menschlichen Gestalt gequält, und man glaubte uns zuletzt sehr weit gebracht zu haben, als wir die sogenannten Affekten von Lebrun zur Nachzeichnung erhielten. Aber auch diese Zerrbilder förderten uns nicht. Nun schwankten wir zu den Landschaften, zum Baumschlag und zu allen den Dingen, die im gewöhnlichen Unterricht ohne Folge und ohne Methode geübt werden. Zuletzt fielen wir auf die genaue Nachahmung und auf die Sauberkeit der Striche, ohne uns weiter um den Werth des Originals oder dessen Geschmack zu bekümmern.

In diesem Bestreben ging uns der Vater auf eine musterhafte Weise vor. Er hatte nie gezeichnet, wollte nun aber, da seine Kinder diese Kunst trieben, nicht zurückbleiben, sondern ihnen selbst in seinem Alter ein Beispiel geben, wie sie in ihrer Jugend verfahren sollten. Er kopirte also einige Köpfe des Piazzetta, nach dessen bekannten Blättern in klein Oktav, mit englischem Bleistift auf das feinste holländische Papier. Er beobachtete dabei nicht allein die größte Reinlichkeit im Umriß, sondern ahmte auch die Schraffirung des Kupferstichs aufs Genauste nach, mit einer leichten Hand, nur allzu leise, da er denn, weil er die Härte vermeiden wollte, keine Haltung in seine Blätter brachte. Doch waren sie durchaus zart und gleichförmig. Sein anhaltender, unermüdlicher Fleiß ging so weit, daß er die ganze ansehnliche Sammlung nach allen ihren Nummern durchzeichnete, indessen wir Kinder von einem Kopf zum andern sprangen und uns nur die auswählten, die uns gefielen.

Um diese Zeit ward auch der schon längst in Berathung gezogne Vorsatz, uns in der Musik unterrichten zu lassen, ausgeführt; und zwar verdient der letzte Anstoß dazu wol einige Erwähnung. Daß wir das Klavier lernen sollten, war ausgemacht; allein über die Wahl des Meisters war man immer streitig gewesen. Endlich komme ich einmal zufälligerweise in das Zimmer eines meiner Gesellen, der eben Klavierstunde nimmt, und finde den Lehrer als einen ganz allerliebsten Mann. Für jeden Finger der rechten und linken Hand hat er einen Spitznamen, womit er ihn aufs Lustigste bezeichnet, wenn er gebraucht werden soll. Die schwarzen und weißen Tasten werden gleichfalls bildlich benannt, ja die Töne selbst erscheinen unter figürlichen Namen. Eine solche bunte Gesellschaft arbeitet nun ganz vergnüglich durch einander. Applikatur und Takt scheinen ganz leicht und anschaulich zu werden, und indem der Schüler zu dem besten Humor aufgeregt wird, geht auch Alles zum Schönsten von Statten.

Kaum war ich nach Hause gekommen, als ich den Eltern anlag, nunmehr Ernst zu machen und uns diesen unvergleichlichen Mann zum Klaviermeister zu geben. Man nahm noch einigen Anstand, man erkundigte sich; man hörte zwar nichts Uebles von dem Lehrer, aber auch nichts sonderlich Gutes. Ich hatte indessen meiner Schwester alle die lustigen Benennungen erzählt, wir konnten den Unterricht kaum erwarten und setzten es durch, daß der Mann angenommen wurde.

Das Notenlesen ging zuerst an, und als dabei kein Spaß vorkommen wollte, trösteten wir uns mit der Hoffnung, daß, wenn es erst ans Klavier gehen würde, wenn es an die Finger käme, das scherzhafte Wesen seinen Anfang nehmen würde. Allein weder Tastatur, noch Fingersetzung schien zu einigem Gleichniß Gelegenheit zu geben. So trocken wie die Noten mit ihren Strichen auf und zwischen den fünf Linien blieben auch die schwarzen und weißen Claves, und weder von einem Däumerling, noch Deuterling, noch Goldfinger war mehr eine Silbe zu hören; und das Gesicht verzog der Mann so wenig beim trocknen Unterricht, als er es vorher beim trocknen Spaß verzogen hatte. Meine Schwester machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich sie getäuscht habe, und glaubte wirklich, es sei nur Erfindung von mir gewesen. Ich war aber selbst betäubt und lernte wenig, ob der Mann gleich ordentlich genug zu Werke ging; denn ich wartete immer noch, die frühern Späße

sollten zum Vorschein kommen, und vertröstete meine Schwester von einem Tage zum andern. Aber sie blieben aus, und ich hätte mir dieses Räthsel niemals erklären können, wenn es mir nicht gleichfalls ein Zufall aufgelöst hätte.

Einer meiner Gespielen trat herein, mitten in der Stunde, und auf einmal eröffneten sich die sämmtlichen Röhren des humoristischen Springbrunnens; die Däumerlinge und Deuterlinge, die Krabbler und Zabbler, wie er die Finger zu bezeichnen pflegte, die Fakchen und Gakchen, wie er z. B. die Noten f und g, die Fiekchen und Giekchen, wie er fis und gis benannte, waren auf einmal wieder vorhanden und machten die wundersamsten Männerchen. Mein junger Freund kam nicht aus dem Lachen und freute sich, daß man auf eine so lustige Weise so viel lernen könne. Er schwur, daß er seinen Eltern keine Ruhe lassen würde, bis sie ihm einen solchen vortrefflichen Mann zum Lehrer gegeben.

Und so war mir nach den Grundsätzen einer neuern Erziehungslehre der Weg zu zwei Künsten früh genug eröffnet, blos auf gut Glück, ohne Ueberzeugung, daß ein angebornes Talent mich darin weiter fördern könne. Zeichnen müsse Jedermann lernen, behauptete mein Vater, und verehrte deshalb besonders Kaiser Maximilian, welcher dieses ausdrücklich solle befohlen haben. Auch hielt er mich ernstlicher dazu an als zur Musik, welche er dagegen meiner Schwester vorzüglich empfahl, ja dieselbe außer ihren Lehrstunden eine ziemliche Zeit des Tages am Klaviere festhielt.

Je mehr ich aber auf diese Weise zu treiben veranlaßt wurde, desto mehr wollte ich treiben, und selbst die Freistunden wurden zu allerlei wunderlichen Beschäftigungen verwendet. Schon seit meinen frühsten Zeiten fühlte ich einen Untersuchungstrieb gegen natürliche Dinge. Man legt es manchmal als eine Anlage zur Grausamkeit aus, daß Kinder solche Gegenstände, mit denen sie eine Zeit lang gespielt, die sie bald so, bald so gehandhabt, endlich zerstücken, zerreißen und zerfetzen. Doch pflegt sich auch die Neugierde, das Verlangen, zu erfahren, wie solche Dinge zusammenhängen, wie sie inwendig aussehen, auf diese Weise an den Tag zu legen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind Blumen zerpflückt, um zu sehen, wie die Blätter in den Kelch, oder auch Vögel berupft, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren. Ist doch Kindern dieses nicht zu verdenken, da ja selbst Naturforscher öfter durch

Trennen und Sondern als durch Vereinigen und Verknüpfen, mehr durch Tödten als durch Beleben sich zu unterrichten glauben.

Ein bewaffneter Magnetstein, sehr zierlich in Scharlachtuch eingenäht, mußte auch eines Tages die Wirkung einer solchen Forschungslust erfahren. Denn diese geheime Anziehungskraft, die er nicht allein gegen das ihm angepaßte Eisenstäbchen ausübte, sondern die noch überdies von der Art war, daß sie sich verstärken und täglich ein größres Gewicht tragen konnte, diese geheimnißvolle Tugend hatte mich dergestalt zur Bewunderung hingerissen, daß ich mir lange Zeit blos im Anstaunen ihrer Wirkung gefiel. Zuletzt aber glaubte ich doch einige nähere Aufschlüsse zu erlangen, wenn ich die äußere Hülle wegtrennte. Dies geschah, ohne daß ich dadurch klüger geworden wäre; denn die nackte Armatur belehrte mich nicht weiter. Auch diese nahm ich herab und behielt nun den bloßen Stein in Händen, mit dem ich durch Feilspäne und Nähnadeln mancherlei Versuche zu machen nicht ermüdete, aus denen jedoch mein jugendlicher Geist außer einer mannichfaltigen Erfahrung keinen weitern Vortheil zog. Ich wußte die ganze Vorrichtung nicht wieder zusammenzubringen, die Theile zerstreuten sich, und ich verlor das eminente Phänomen zugleich mit dem Apparat.

Nicht glücklicher ging es mir mit der Zusammensetzung einer Elektrisirmaschine. Ein Hausfreund, dessen Jugend in die Zeit gefallen war, in welcher die Elektrizität alle Geister beschäftigte, erzählte uns öfter, wie er als Knabe eine solche Maschine zu besitzen gewünscht, wie er sich die Hauptbedingungen abgesehen und mit Hilfe eines alten Spinnrades und einiger Arzneigläser ziemliche Wirkungen hervorgebracht. Da er dieses gern und oft wiederholte und uns dabei von der Elektrizität überhaupt unterrichtete, so fanden wir Kinder die Sache sehr plausibel und quälten uns mit einem alten Spinnrade und einigen Arzneigläsern lange Zeit herum, ohne auch nur die mindeste Wirkung hervorbringen zu können. Wir hielten demungeachtet am Glauben fest und waren sehr vergnügt, als zur Meßzeit unter andern Raritäten, Zauber- und Taschenspielerkünsten auch eine Elektrisirmaschine ihre Kunststücke machte, welche, sowie die magnetischen, für jene Zeit schon sehr vervielfältigt waren.

Das Mißtrauen gegen den öffentlichen Unterricht vermehrte sich von Tage zu Tage. Man sah sich nach Hauslehrern um, und weil einzelne Familien den Aufwand nicht bestreiten konnten, so traten mehrere zusammen, um eine solche Absicht zu erreichen.

Allein die Kinder vertrugen sich selten; der junge Mann hatte nicht Autorität genug, und nach oft wiederholtem Verdruß gab es nur gehässige Trennungen. Kein Wunder daher, daß man auf andere Anstalten dachte, welche sowol beständiger als vortheilhafter sein sollten.

Auf den Gedanken, Pensionen zu errichten, war man durch die Nothwendigkeit gekommen, welche Jedermann empfand, daß die französische Sprache lebendig gelehrt und überliefert werden müsse. Mein Vater hatte einen jungen Menschen erzogen, der bei ihm Bedienter, Kammerdiener, Sekretär, genug nach und nach Alles in Allem gewesen war. Dieser, Namens Pfeil, sprach gut Französisch und verstand es gründlich. Nachdem er sich verheirathet hatte und seine Gönner für ihn auf einen Zustand denken mußten, so fielen sie auf den Gedanken, ihn eine Pension errichten zu lassen, die sich nach und nach zu einer kleinen Schulanstalt erweiterte, in der man alles Nothwendige, ja zuletzt sogar Lateinisch und Griechisch lehrte. Die weitverbreiteten Konnexionen von Frankfurt gaben Gelegenheit, daß junge Franzosen und Engländer, um Deutsch zu lernen und sonst sich auszubilden, dieser Anstalt anvertraut wurden. Pfeil, der, ein Mann in seinen besten Jahren, von der wundersamsten Energie und Thätigkeit war, stand dem Ganzen sehr lobenswürdig vor, und weil er nie genug beschäftigt sein konnte, so warf er sich bei Gelegenheit, da er seinen Schülern Musikmeister halten mußte, selbst in die Musik und betrieb das Klavierspielen mit solchem Eifer, daß er, der niemals vorher eine Taste angerührt hatte, sehr bald recht fertig und brav spielte. Er schien die Maxime meines Vaters angenommen zu haben, daß junge Leute nichts mehr aufmuntern und anregen könne, als wenn man selbst schon in gewissen Jahren sich wieder zum Schüler erklärte und in einem Alter, worin man sehr schwer neue Fertigkeiten erlangt, dennoch durch Eifer und Anhaltsamkeit Jüngern, von der Natur mehr Begünstigten den Rang abzulaufen suche.

Durch diese Neigung zum Klavierspielen ward Pfeil auf die Instrumente selbst geführt, und indem er sich die besten zu verschaffen hoffte, kam er in Verhältnisse mit Friederici in Gera, dessen Instrumente weit und breit berühmt waren. Er nahm eine Anzahl davon in Kommission und hatte nun die Freude, nicht nur etwa einen Flügel, sondern mehrere in seiner Wohnung aufgestellt zu sehen, sich darauf zu üben und hören zu lassen.

Auch in unser Haus brachte die Lebendigkeit dieses Mannes einen größern Musikbetrieb. Mein Vater blieb mit ihm, bis auf die strittigen Punkte, in einem dauernden guten Verhältnisse. Auch für uns ward ein großer Friederici'scher Flügel angeschafft, den ich, bei meinem Klavier verweilend, wenig berührte, der aber meiner Schwester zu desto größerer Qual gedieh, weil sie, um das neue Instrument gehörig zu ehren, täglich noch einige Zeit mehr auf ihre Uebungen zu wenden hatte, wobei mein Vater als Aufseher, Pfeil aber als Musterbild und antreibender Hausfreund abwechselnd zur Seite standen.

Eine besondere Liebhaberei meines Vaters machte uns Kindern viel Unbequemlichkeit. Es war nämlich die Seidenzucht, von deren Vortheil, wenn sie allgemeiner verbreitet würde, er einen großen Begriff hatte. Einige Bekanntschaften in Hanau, wo man die Zucht der Würmer sehr sorgfältig betrieb, gaben ihm die nächste Veranlassung. Von dorther wurden ihm zu rechter Zeit die Eier gesendet, und sobald die Maulbeerbäume genugsames Laub zeigten, ließ man sie ausschlüpfen und wartete der kaum sichtbaren Geschöpfe mit großer Sorgfalt. In einem Mansardzimmer waren Tische und Gestelle mit Brettern aufgeschlagen, um ihnen mehr Raum und Unterhalt zu bereiten; denn sie wuchsen schnell und waren nach der letzten Häutung so heißhungrig, daß man kaum Blätter genug herbeischaffen konnte, sie zu nähren; ja, sie mußten Tag und Nacht gefüttert werden, weil eben Alles darauf ankommt, daß sie der Nahrung ja nicht zu einer Zeit ermangeln, wo die große und wundersame Veränderung in ihnen vorgehen soll. War die Witterung günstig, so konnte man freilich dieses Geschäft als eine lustige Unterhaltung ansehen; trat aber Kälte ein, daß die Maulbeerbäume litten, so machte es große Noth. Noch unangenehmer aber war es, wenn in der letzten Epoche Regen einfiel; denn diese Geschöpfe können die Feuchtigkeit gar nicht vertragen; und so mußten die benetzten Blätter sorgfältig abgewischt und getrocknet werden, welches denn doch nicht immer so genau geschehen konnte, und aus dieser oder vielleicht auch einer andern Ursache kamen mancherlei Krankheiten unter die Heerde, wodurch die armen Kreaturen zu Tausenden hingerafft wurden. Die daraus entstehende Fäulniß erregte einen wirklich pestartigen Geruch; und da man die todten und kranken wegschaffen und von den gesunden absondern mußte, um nur einige zu retten, so war es in der That ein äußerst beschwerliches und wider-

liches Geschäft, das uns Kindern manche böse Stunde verursachte.

Nachdem wir nun eines Jahrs die schönsten Frühlings- und Sommerwochen mit Wartung der Seidenwürmer hingebracht, mußten wir dem Vater in einem andern Geschäft beistehen, das, obgleich einfacher, uns dennoch nicht weniger beschwerlich ward. Die Römischen Prospekte nämlich, welche in dem alten Hause, in schwarze Stäbe oben und unten eingefaßt, an den Wänden mehrere Jahre gehangen hatten, waren durch Licht, Staub und Rauch sehr vergilbt und durch die Fliegen nicht wenig unscheinbar geworden. War nun eine solche Unreinlichkeit in dem neuen Hause nicht zulässig, so hatten diese Bilder für meinen Vater auch durch seine längere Entferntheit von den vorgestellten Gegenden an Werth gewonnen. Denn im Anfange dienen uns dergleichen Abbildungen, die erst kurz vorher empfangenen Eindrücke aufzufrischen und zu beleben. Sie scheinen uns gering gegen diese und meistens nur ein trauriges Surrogat. Verlischt hingegen das Andenken der Urgestalten immer mehr und mehr, so treten die Nachbildungen unvermerkt an ihre Stelle, sie werden uns so theuer, als es jene waren, und was wir anfangs mißgeachtet, erwirbt sich nunmehr unsre Schätzung und Neigung. So geht es mit allen Abbildungen, besonders auch mit Porträten. Nicht leicht ist Jemand mit dem Konterfei eines Gegenwärtigen zufrieden, und wie erwünscht ist uns jeder Schattenriß eines Abwesenden oder gar Abgeschiedenen!

Genug, in diesem Gefühl seiner bisherigen Verschwendung wollte mein Vater jene Kupferstiche soviel wie möglich wiederhergestellt wissen. Daß dieses durch Bleichen möglich sei, war bekannt, und diese bei großen Blättern immer bedenkliche Operation wurde unter ziemlich ungünstigen Lokalumständen vorgenommen. Denn die großen Bretter, worauf die angerauchten Kupfer befeuchtet und der Sonne ausgestellt wurden, standen vor Mansardfenstern in den Dachrinnen an das Dach gelehnt und waren daher manchen Unfällen ausgesetzt. Dabei war die Hauptsache, daß das Papier niemals austrocknen durfte, sondern immer feucht gehalten werden mußte. Diese Obliegenheit hatte ich und meine Schwester, wobei uns denn wegen der langen Weile und Ungeduld, wegen der Aufmerksamkeit, die uns keine Zerstreuung zuließ, ein sonst so sehr erwünschter Müssiggang zur höchsten Qual gereichte. Die Sache ward gleichwol durchgesetzt,

und der Buchbinder, der jedes Blatt auf starkes Papier aufzog, that sein Bestes, die hier und da durch unsre Fahrlässigkeit zerrissenen Ränder auszugleichen und herzustellen. Die sämmtlichen Blätter wurden in einen Band zusammengefaßt und waren für diesmal gerettet.

Damit es uns Kindern aber ja nicht an dem Allerlei des Lebens und Lernens fehlen möchte, so mußte sich gerade um diese Zeit ein englischer Sprachmeister melden, welcher sich anheischig machte, innerhalb vier Wochen einen Jeden, der nicht ganz roh in Sprachen sei, die englische zu lehren und ihn so weit zu bringen, daß er sich mit einigem Fleiß weiter helfen könne. Er nahm ein mäßiges Honorar; die Anzahl der Schüler in einer Stunde war ihm gleichgiltig. Mein Vater entschloß sich auf der Stelle, den Versuch zu machen, und nahm mit mir und meiner Schwester bei dem expediten Meister Lektion. Die Stunden wurden treulich gehalten, am Repetiren fehlte es auch nicht; man ließ die vier Wochen über eher einige andere Uebungen liegen; der Lehrer schied von uns und wir von ihm mit Zufriedenheit. Da er sich länger in der Stadt aufhielt und viele Kunden fand, so kam er von Zeit zu Zeit, nachzusehen und nachzuhelfen, dankbar, daß wir unter die Ersten gehörten, welche Zutrauen zu ihm gehabt, und stolz, uns den Uebrigen als Muster anführen zu können.

In Gefolg von diesem hegte mein Vater eine neue Sorgfalt, daß auch das Englische hübsch in der Reihe der übrigen Sprachbeschäftigungen bliebe. Nun bekenne ich, daß es mir immer lästiger wurde, bald aus dieser, bald aus jener Grammatik oder Beispielsammlung, bald aus diesem oder jenem Autor den Anlaß zu meinen Arbeiten zu nehmen und so meinen Antheil an den Gegenständen zugleich mit den Stunden zu verzetteln. Ich kam daher auf den Gedanken, Alles mit einmal abzuthun, und erfand einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die, von einander entfernt und in der Welt zerstreut, sich wechselseitig Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mittheilen. Der älteste Bruder giebt in gutem Deutsch Bericht von allerlei Gegenständen und Ereignissen seiner Reise. Die Schwester, in einem frauenzimmerlichen Stil, mit lauter Punkten und in kurzen Sätzen, ungefähr wie nachher Siegwart geschrieben wurde, erwidert bald ihm, bald den andern Geschwistern, was sie theils von häuslichen Verhältnissen, theils von Herzensangelegenheiten zu erzählen hat. Ein Bruder studirt

Theologie und schreibt ein sehr förmliches Latein, dem er manchmal ein griechisches Postskript hinzufügt. Einem folgenden, in Hamburg als Handlungsdiener angestellt, ward natürlich die englische Korrespondenz zu Theil, sowie einem jüngern, der sich in Marseille aufhielt, die französische. Zum Italienischen fand sich ein Musikus auf seinem ersten Ausflug in die Welt, und der jüngste, eine Art von naseweisem Nestquackelchen, hatte, da ihm die übrigen Sprachen abgeschnitten waren, sich aufs Judendeutsch gelegt und brachte durch seine schrecklichen Chiffern die übrigen in Verzweiflung und die Eltern über den guten Einfall zum Lachen.

Für diese wunderliche Form suchte ich mir einigen Gehalt, indem ich die Geographie der Gegenden, wo meine Geschöpfe sich aufhielten, studirte und zu jenen trockenen Lokalitäten allerlei Menschlichkeiten hinzu erfand, die mit dem Charakter der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft hatten. Auf diese Weise wurden meine Exercitienbücher viel voluminöser; der Vater war zufriedener, und ich ward eher gewahr, was mir an eigenem Vorrath und an Fertigkeiten abging.

Wie nun dergleichen Dinge, wenn sie einmal im Gang sind, kein Ende und keine Grenzen haben, so ging es auch hier; denn indem ich mir das barocke Judendeutsch zuzueignen und es ebenso gut zu schreiben suchte, als ich es lesen konnte, fand ich bald, daß mir die Kenntniß des Hebräischen fehlte, wovon sich das moderne verdorbene und verzerrte allein ableiten und mit einiger Sicherheit behandeln ließ. Ich eröffnete daher meinem Vater die Nothwendigkeit, Hebräisch zu lernen, und betrieb sehr lebhaft seine Einwilligung; denn ich hatte noch einen höhern Zweck. Ueberall hörte ich sagen, daß zum Verständniß des Alten Testaments sowie des Neuen die Grundsprachen nöthig wären. Das letzte las ich ganz bequem, weil die sogenannten Evangelien und Episteln, damit es ja auch Sonntags nicht an Uebung fehle, nach der Kirche rezitirt, übersetzt und einigermaßen erklärt werden mußten. Ebenso dachte ich es nun auch mit dem Alten Testamente zu halten, das mir wegen seiner Eigenthümlichkeit ganz besonders von jeher zugesagt hatte.

Mein Vater, der nicht gern etwas halb that, beschloß, den Rektor unseres Gymnasiums, Doktor Albrecht, um Privatstunden zu ersuchen, die er mir wöchentlich so lange geben sollte, bis ich von einer so einfachen Sprache das Nöthigste gefaßt hätte;

denn er hoffte, sie werde, wo nicht so schnell, doch wenigstens in doppelter Zeit als die englische sich abthun lassen.

Der Rektor Albrecht war eine der originalsten Figuren von der Welt, klein, nicht dick, aber breit, unförmlich, ohne verwachsen zu sein, kurz ein Aesop mit Chorrock und Perücke. Sein übersiebzigjähriges Gesicht war durchaus zu einem sarkastischen Lächeln verzogen, wobei seine Augen immer groß blieben und, obgleich roth, doch immer leuchtend und geistreich waren. Er wohnte in dem alten Kloster zu den Barfüßern, dem Sitz des Gymnasiums. Ich hatte schon als Kind, meine Eltern begleitend, ihn manchmal besucht und die langen dunklen Gänge, die in Visitenzimmer verwandelten Kapellen, das unterbrochne treppen- und winkelhafte Lokal mit schaurigem Behagen durchstrichen. Ohne mir unbequem zu sein, examinirte er mich, so oft er mich sah, und lobte und ermunterte mich. Eines Tages, bei der Translokation nach öffentlichem Examen, sah er mich als einen auswärtigen Zuschauer, während er die silbernen praemia virtutis et diligentiae austheilte, nicht weit von seinem Katheder stehen. Ich mochte gar sehnlich nach dem Beutelchen blicken, aus welchem er die Schaumünzen hervorzog; er winkte mir, trat eine Stufe herunter und reichte mir einen solchen Silberling. Meine Freude war groß, obgleich Andre diese einem Nicht-Schulknaben gewährte Gabe außer aller Ordnung fanden. Allein daran war dem guten Alten wenig gelegen, der überhaupt den Sonderling und zwar in einer auffallenden Weise spielte. Er hatte als Schulmann einen sehr guten Ruf und verstand sein Handwerk, ob ihm gleich das Alter solches auszuüben nicht mehr ganz gestattete. Aber beinahe noch mehr als durch eigene Gebrechlichkeit fühlte er sich durch äußere Umstände gehindert, und wie ich schon früher wußte, war er weder mit dem Konsistorium, noch den Scholarchen, noch den Geistlichen, noch auch den Lehrern zufrieden. Seinem Naturell, das sich zum Aufpassen auf Fehler und Mängel und zur Satire hinneigte, ließ er sowol in Programmen als in öffentlichen Reden freien Lauf, und wie Lucian fast der einzige Schriftsteller war, den er las und schätzte, so würzte er Alles, was er sagte und schrieb, mit beizenden Ingredienzien.

Glücklicherweise für Diejenigen, mit welchen er unzufrieden war, ging er niemals direkt zu Werke, sondern schraubte nur mit Bezügen, Anspielungen, klassischen Stellen und biblischen Sprüchen auf die Mängel hin, die er zu rügen gedachte. Da-

bei war sein mündlicher Vortrag (er las seine Reden jederzeit ab) unangenehm, unverständlich und über Alles dieses manchmal durch einen Husten, öfters aber durch ein hohles, bauchschütterndes Lachen unterbrochen, womit er die beißenden Stellen anzukündigen und zu begleiten pflegte. Diesen seltsamen Mann fand ich mild und willig, als ich anfing, meine Stunden bei ihm zu nehmen. Ich ging nun täglich Abends um sechs Uhr zu ihm und fühlte immer ein heimliches Behagen, wenn sich die Klingelthüre hinter mir schloß und ich nun den langen, düstern Klostergang durchzuwandeln hatte. Wir saßen in seiner Bibliothek an einem mit Wachstuch beschlagenen Tische; ein sehr durchlesener Lucian kam nie von seiner Seite.

Ungeachtet alles Wohlwollens gelangte ich doch nicht ohne Einstand zur Sache; denn mein Lehrer konnte gewisse spöttische Anmerkungen, und was es denn mit dem Hebräischen eigentlich solle, nicht unterdrücken. Ich verschwieg ihm die Absicht auf das Judendeutsch und sprach von besserem Verständniß des Grundtextes. Darauf lächelte er und meinte, ich solle schon zufrieden sein, wenn ich nur lesen lernte. Dies verdroß mich im Stillen, und ich nahm alle meine Aufmerksamkeit zusammen, als es an die Buchstaben kam. Ich fand ein Alphabet, das ungefähr dem griechischen zur Seite ging, dessen Gestalten faßlich, dessen Benennungen mir zum größten Theil nicht fremd waren. Ich hatte dies Alles sehr bald begriffen und behalten und dachte, es sollte nun ans Lesen gehen. Daß dieses von der rechten zur linken Seite geschehe, war mir wohl bewußt. Nun aber trat auf einmal ein neues Heer von kleinen Buchstäbchen und Zeichen hervor, von Punkten und Strichelchen aller Art, welche eigentlich die Vokale vorstellen sollten, worüber ich mich um so mehr verwunderte, als sich in dem größern Alphabete offenbar Vokale befanden und die übrigen nur unter fremden Benennungen verborgen zu sein schienen. Auch ward gelehrt, daß die jüdische Nation, so lange sie geblüht, wirklich sich mit jenen ersten Zeichen begnügt und keine andere Art, zu schreiben und zu lesen, gekannt habe. Ich wäre nun gar zu gern auf diesem alterthümlichen, wie mir schien, bequemeren Wege gegangen; allein mein Alter erklärte etwas streng: man müsse nach der Grammatik verfahren, wie sie einmal beliebt und verfaßt worden. Das Lesen ohne diese Punkte und Striche sei eine sehr schwere Aufgabe und könne nur von Gelehrten und den Geübtesten geleistet werden. Ich mußte mich also bequemen, auch diese kleinen

Merkzeichen kennen zu lernen; aber die Sache ward mir immer verworrner. Nun sollten einige der ersten größern Urzeichen an ihrer Stelle gar nichts gelten, damit ihre kleinen Nachgebornen doch ja nicht umsonst dastehen möchten. Dann sollten sie einmal wieder einen leisen Hauch, dann einen mehr oder weniger harten Kehllaut andeuten, bald gar nur als Stütze und Widerlage dienen. Zuletzt aber, wenn man sich Alles wohl gemerkt zu haben glaubte, wurden einige der großen sowol als der kleinen Personnagen in den Ruhestand versetzt, so daß das Auge immer sehr viel und die Lippe sehr wenig zu thun hatte.

Indem ich nun dasjenige, was mir dem Inhalt nach schon bekannt war, in einem fremden kauderwälschen Idiom herstottern sollte, wobei mir denn ein gewisses Näseln und Gurgeln als ein Unerreichbares nicht wenig empfohlen wurde, so kam ich gewissermaßen von der Sache ganz ab und amüsirte mich auf eine kindische Weise an den seltsamen Namen dieser gehäuften Zeichen. Da waren Kaiser, Könige und Herzoge, die, als Accente hie und da dominirend, mich nicht wenig unterhielten. Aber auch diese schalen Späße verloren bald ihren Reiz. Doch wurde ich dadurch schadlos gehalten, daß mir beim Lesen, Uebersetzen, Wiederholen, Auswendiglernen der Inhalt des Buchs um so lebhafter entgegentrat, und dieser war es eigentlich, über welchen ich von meinem alten Herrn Aufklärung verlangte. Denn schon vorher waren mir die Widersprüche der Ueberlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen sehr auffallend gewesen, und ich hatte meine Hauslehrer durch die Sonne, die zu Gibeon, und den Mond, der im Thal Ajalon still stand, in manche Noth versetzt, gewisser anderer Unwahrscheinlichkeiten und Inkongruenzen nicht zu gedenken. Alles dergleichen ward nun aufgeregt, indem ich mich, um von dem Hebräischen Meister zu werden, mit dem Alten Testament ausschließlich beschäftigte und solches nicht mehr in Luther's Uebersetzung, sondern in der wörtlichen beigedruckten Version des Sebastian Schmid, den mir mein Vater sogleich angeschafft hatte, durchstudirte. Hier fingen unsere Stunden leider an, was die Sprachübungen betrifft, lückenhaft zu werden. Lesen, Exponiren, Grammatik, Aufschreiben und Hersagen von Wörtern dauerte selten eine völlige halbe Stunde; denn ich fing sogleich an, auf den Sinn der Sache loszugehen und, ob wir gleich noch in dem ersten Buche Mosis befangen waren, mancherlei Dinge zur Sprache zu bringen, welche mir aus den spätern Büchern im Sinne lagen.

Anfangs suchte der gute Alte mich von solchen Abschweifungen zurückzuführen; zuletzt aber schien es ihn selbst zu unterhalten. Er kam nach seiner Art nicht aus dem Husten und Lachen, und wiewol er sich sehr hütete, mir eine Auskunft zu geben, die ihn hätte kompromittiren können, so ließ meine Zudringlichkeit doch nicht nach; ja, da mir mehr daran gelegen war, meine Zweifel vorzubringen, als die Auflösung derselben zu erfahren, so wurde ich immer lebhafter und kühner, wozu er mich durch sein Betragen zu berechtigen schien. Uebrigens konnte ich nichts aus ihm bringen, als daß er ein über das andre Mal mit seinem bauchschütternden Lachen ausrief: „Er närrischer Kerl! Er närrischer Junge!"

Indessen mochte ihm meine, die Bibel nach allen Seiten durchkreuzende kindische Lebhaftigkeit doch ziemlich ernsthaft und einiger Nachhilfe werth geschienen haben. Er verwies mich daher nach einiger Zeit auf das große englische Bibelwerk, welches in seiner Bibliothek bereit stand, und in welchem die Auslegung schwerer und bedenklicher Stellen auf eine verständige und kluge Weise unternommen war. Die Uebersetzung hatte durch die großen Bemühungen deutscher Gottesgelehrten Vorzüge vor dem Original erhalten. Die verschiedenen Meinungen waren angeführt und zuletzt eine Art von Vermittelung versucht, wobei die Würde des Buchs, der Grund der Religion und der Menschenverstand einigermaßen neben einander bestehen konnten. So oft ich nun gegen Ende der Stunde mit hergebrachten Fragen und Zweifeln auftrat, so oft deutete er auf das Repositorium; ich holte mir den Band, er ließ mich lesen, blätterte in seinem Lucian, und wenn ich über das Buch meine Anmerkungen machte, war sein gewöhnliches Lachen Alles, wodurch er meinen Scharfsinn erwiderte. In den langen Sommertagen ließ er mich sitzen, so lange ich lesen konnte, manchmal allein; nur dauerte es eine Weile, bis er mir erlaubte, einen Band nach dem andern mit nach Hause zu nehmen.

Der Mensch mag sich wenden, wohin er will, er mag unternehmen, was es auch sei, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat. So erging es auch mir im gegenwärtigen Falle. Die Bemühungen um die Sprache, um den Inhalt der heiligen Schriften selbst endigten zuletzt damit, daß von jenem schönen und vielgepriesenen Lande, seiner Umgebung und Nachbarschaft, sowie von den Völkern und Ereignissen, welche jenen Fleck der Erde durch

Jahrtausende hindurch verherrlichten, eine lebhaftere Vorstellung in meiner Einbildungskraft hervorging.

Dieser kleine Raum sollte den Ursprung und das Wachsthum des Menschengeschlechts sehen; von dorther sollten die ersten und einzigsten Nachrichten der Urgeschichte zu uns gelangen, und ein solches Lokal sollte zugleich so einfach und faßlich als mannichfaltig und zu den wundersamsten Wanderungen und Ansiedelungen geeignet vor unserer Einbildungskraft liegen. Hier, zwischen vier benannten Flüssen, war aus der ganzen zu bewohnenden Erde ein kleiner, höchst anmuthiger Raum dem jugendlichen Menschen ausgesondert. Hier sollte er seine ersten Fähigkeiten entwickeln, und hier sollte ihn zugleich das Loos treffen, das seiner ganzen Nachkommenschaft beschieden war, seine Ruhe zu verlieren, indem er nach Erkenntniß strebte. Das Paradies war verscherzt; die Menschen mehrten und verschlimmerten sich; die an die Unarten dieses Geschlechts noch nicht gewohnten Elohim wurden ungeduldig und vernichteten es von Grund aus. Nur Wenige wurden aus der allgemeinen Ueberschwemmung gerettet, und kaum hatte sich diese gräuliche Fluth verlaufen, als der bekannte vaterländische Boden schon wieder vor den Blicken der dankbaren Geretteten lag. Zwei Flüsse von vieren, Euphrat und Tigris, flossen noch in ihren Betten. Der Name des ersten blieb; den andern schien sein Lauf zu bezeichnen. Genauere Spuren des Paradieses wären nach einer so großen Umwälzung nicht zu fordern gewesen. Das erneute Menschengeschlecht ging von hier zum zweiten Mal aus; es fand Gelegenheit, sich auf alle Arten zu nähren und zu beschäftigen, am Meisten aber, große Heerden zahmer Geschöpfe um sich zu versammeln und mit ihnen nach allen Seiten hinzuziehen.

Diese Lebensweise, sowie die Vermehrung der Stämme nöthigte die Völker bald, sich von einander zu entfernen. Sie konnten sich sogleich nicht entschließen, ihre Verwandten und Freunde für immer fahren zu lassen; sie kamen auf den Gedanken, einen hohen Thurm zu bauen, der ihnen aus weiter Ferne den Weg wieder zurückweisen sollte. Aber dieser Versuch mißlang wie jenes erste Bestreben. Sie sollten nicht zugleich glücklich und klug, zahlreich und einig sein. Die Elohim verwirrten sie, der Bau unterblieb, die Menschen zerstreuten sich; die Welt war bevölkert, aber entzweit.

Unser Blick, unser Antheil bleibt aber noch immer an diese

Gegenden geheftet. Endlich geht abermals ein Stammvater von hier aus, der so glücklich ist, seinen Nachkommen einen entschiedenen Charakter aufzuprägen und sie dadurch für ewige Zeiten zu einer großen und bei allem Glücks- und Ortswechsel zusammenhaltenden Nation zu vereinigen.

Vom Euphrat aus, nicht ohne göttlichen Fingerzeig, wandert Abraham gegen Westen. Die Wüste setzt seinem Zug kein entschiedenes Hinderniß entgegen; er gelangt an den Jordan, zieht über den Fluß und verbreitet sich in den schönen mittägigen Gegenden von Palästina. Dieses Land war schon früher in Besitz genommen und ziemlich bewohnt. Berge, nicht allzu hoch, aber steinig und unfruchtbar, waren von vielen bewässerten, dem Anbau günstigen Thälern durchschnitten. Städte, Flecken, einzelne Ansiedelungen lagen zerstreut auf der Fläche, auf Abhängen des großen Thals, dessen Wasser sich im Jordan sammeln. So bewohnt, so bebaut war das Land, aber die Welt noch groß genug, und die Menschen nicht auf den Grad sorgfältig, bedürfnißvoll und thätig, um sich gleich aller ihrer Umgebungen zu bemächtigen. Zwischen jenen Besitzungen erstreckten sich große Räume, in welchen weidende Züge sich bequem hin und her bewegen konnten. In solchen Räumen hält sich Abraham auf, sein Bruder Lot ist bei ihm; aber sie können nicht lange an solchen Orten verbleiben. Eben jene Verfassung des Landes, dessen Bevölkerung bald zu-, bald abnimmt, und dessen Erzeugnisse sich niemals mit dem Bedürfniß im Gleichgewicht erhalten, bringt unversehens eine Hungersnoth hervor, und der Eingewanderte leidet mit dem Einheimischen, dem er durch seine zufällige Gegenwart die eigne Nahrung verkümmert hat. Die beiden chaldäischen Brüder ziehen nach Aegypten, und so ist uns der Schauplatz vorgezeichnet, auf dem einige tausend Jahre die bedeutendsten Begebenheiten der Welt vorgehen sollten. Vom Tigris zum Euphrat, vom Euphrat zum Nil sehen wir die Erde bevölkert und in diesem Raume einen bekannten, den Göttern geliebten, uns schon werth gewordnen Mann mit Heerden und Gütern hin und wieder ziehen und sie in kurzer Zeit aufs Reichlichste vermehren. Die Brüder kommen zurück; allein gewitzigt durch die ausgestandne Noth, fassen sie den Entschluß, sich von einander zu trennen. Beide verweilen zwar im mittägigen Kanaan; aber indem Abraham zu Hebron gegen dem Hain Mamre bleibt, zieht sich Lot nach dem Thale Siddim, das, wenn unsere Einbildungskraft kühn genug ist, dem Jordan einen unterirdischen

Ausfluß zu geben, um an der Stelle des gegenwärtigen Asphalt-Sees einen trocknen Boden zu gewinnen, uns als ein zweites Paradies erscheinen kann und muß, um so mehr, weil die Bewohner und Umwohner desselben, als Weichlinge und Frevler berüchtigt, uns dadurch auf ein bequemes und üppiges Leben schließen lassen. Lot wohnt unter ihnen, jedoch abgesondert.

Aber Hebron und der Hain Mamre erscheinen uns als die wichtige Stätte, wo der Herr mit Abraham spricht und ihm alles Land verheißt, so weit sein Blick nur in vier Weltgegenden reichen mag. Aus diesen stillen Bezirken, von diesen Hirtenvölkern, die mit den Himmlischen umgehen dürfen, sie als Gäste bewirthen und manche Zwiesprache mit ihnen halten, werden wir genöthigt, den Blick abermals gegen Osten zu wenden und an die Verfassung der Nebenwelt zu denken, die im Ganzen wol der einzelnen Verfassung von Kanaan gleichen mochte.

Familien halten zusammen, sie vereinigen sich, und die Lebensart der Stämme wird durch das Lokal bestimmt, das sie sich zugeeignet haben oder zueignen. Auf den Gebirgen, die ihr Wasser nach dem Tigris hinuntersenden, finden wir kriegerische Völker, die schon sehr früh auf jene Welteroberer und Weltbeherrscher hindeuten und in einem für jene Zeiten ungeheuren Feldzug uns ein Vorspiel künftiger Großthaten geben. Kedor Laomor, König von Elam, wirkt schon mächtig auf Verbündete. Er herrscht lange Zeit; denn schon zwölf Jahre vor Abraham's Ankunft in Kanaan hatte er bis an den Jordan die Völker zinsbar gemacht. Sie waren endlich abgefallen, und die Verbündeten rüsten sich zum Kriege. Wir finden sie unvermuthet auf einem Wege, auf dem wahrscheinlich auch Abraham nach Kanaan gelangte. Die Völker an der linken und untern Seite des Jordan werden bezwungen. Kedor Laomor richtet seinen Zug südwärts nach den Völkern der Wüste, sodann sich nordwärts wendend, schlägt er die Amalekiter, und als er auch die Amoriter überwunden, gelangt er nach Kanaan, überfällt die Könige des Thals Siddim, schlägt und zerstreut sie und zieht mit großer Beute den Jordan aufwärts, um seinen Siegerzug bis gegen den Libanon auszudehnen.

Unter den Gefangenen, Beraubten, mit ihrer Habe Fortgeschleppten befindet sich auch Lot, der das Schicksal des Landes

theilt, worin er als Gast sich befindet. Abraham vernimmt es, und hier sehen wir sogleich den Erzvater als Krieger und Helden. Er rafft seine Knechte zusammen, theilt sie in Haufen, fällt auf den beschwerlichen Beutetroß, verwirrt die Sieghaften, die im Rücken keinen Feind mehr vermuthen konnten, und bringt seinen Bruder und dessen Habe nebst Manchem von der Habe der überwundenen Könige zurück. Durch diesen kurzen Kriegszug nimmt Abraham gleichsam von dem Lande Besitz. Den Einwohnern erscheint er als Beschützer, als Retter und durch seine Uneigennützigkeit als König. Dankbar empfangen ihn die Könige des Thals, segnend Melchisedek, der König und Priester.

Nun werden die Weissagungen einer unendlichen Nachkommenschaft erneut, ja sie gehen immer mehr ins Weite. Vom Wasser des Euphrat bis zum Fluß Aegyptens werden ihm die sämmtlichen Landstrecken versprochen; aber noch sieht es mit seinen unmittelbaren Leibeserben mißlich aus. Er ist achtzig Jahr alt und hat keinen Sohn. Sara, weniger den Göttern vertrauend als er, wird ungeduldig; sie will nach orientalischer Sitte durch ihre Magd einen Nachkommen haben. Aber kaum ist Hagar dem Hausherrn vertraut, kaum ist Hoffnung zu einem Sohne, so zeigt sich der Zwiespalt im Hause. Die Frau begegnet ihrer eignen Beschützten übel genug, und Hagar flieht, um bei andern Horden einen bessern Zustand zu finden. Nicht ohne höheren Wink kehrt sie zurück, und Ismael wird geboren.

Abraham ist nun neunundneunzig Jahr alt, und die Verheißungen einer zahlreichen Nachkommenschaft werden noch immer wiederholt, so daß am Ende beide Gatten sie lächerlich finden. Und doch wird Sara zuletzt guter Hoffnung und bringt einen Sohn, dem der Name Isaak zu Theil wird.

Auf gesetzmäßiger Fortpflanzung des Menschengeschlechts ruht größtentheils die Geschichte. Die bedeutendsten Weltbegebenheiten ist man bis in die Geheimnisse der Familien zu verfolgen genöthigt; und so geben uns auch die Ehen der Erzväter zu eignen Betrachtungen Anlaß. Es ist, als ob die Gottheiten, welche das Schicksal der Menschen zu leiten beliebten, die ehelichen Ereignisse jeder Art hier gleichsam im Vorbilde hätten darstellen wollen. Abraham, so lange Jahre mit einer schönen, von Vielen umworbenen Frau in kinderloser Ehe, findet sich in seinem hundertsten als Gatte zweier Frauen, als Vater zweier Söhne, und in diesem Augenblick ist sein Hausfriede gestört. Zwei Frauen neben einander, sowie zwei Söhne von

zwei Müttern gegen einander über vertragen sich unmöglich. Derjenige Theil, der durch Gesetze, Herkommen und Meinung weniger begünstigt ist, muß weichen. Abraham muß die Neigung zu Hagar, zu Ismael aufopfern; Beide werden entlassen und Hagar genöthigt, den Weg, den sie auf einer freiwilligen Flucht eingeschlagen, nunmehr wider Willen anzutreten, anfangs, wie es scheint, zu des Kindes und ihrem Untergang; aber der Engel des Herrn, der sie früher zurückgewiesen, rettet sie auch diesmal, damit Ismael auch zu einem großen Volk werde und die unwahrscheinlichste aller Verheißungen selbst über ihre Grenzen hinaus in Erfüllung gehe.

Zwei Eltern in Jahren und ein einziger spätgeborner Sohn: hier sollte man doch endlich eine häusliche Ruhe, ein irdisches Glück erwarten! Keineswegs. Die Himmlischen bereiten dem Erzvater noch die schwerste Prüfung. Doch von dieser können wir nicht reden, ohne vorher noch mancherlei Betrachtungen anzustellen.

Sollte eine natürliche allgemeine Religion entspringen und sich eine besondere geoffenbarte daraus entwickeln, so waren die Länder, in denen bisher unsere Einbildungskraft verweilt, die Lebensweise, die Menschenart wol am Geschicktesten dazu; wenigstens finden wir nicht, daß in der ganzen Welt sich etwas ähnlich Günstiges und Heitres hervorgethan hätte. Schon zur natürlichen Religion, wenn wir annehmen, daß sie früher in dem menschlichen Gemüthe entsprungen, gehört viel Zartheit der Gesinnung; denn sie ruht auf der Ueberzeugung einer allgemeinen Vorsehung, welche die Weltordnung im Ganzen leite. Eine besondre Religion, eine von den Göttern diesem oder jenem Volk geoffenbarte, führt den Glauben an eine besondre Vorsehung mit sich, die das göttliche Wesen gewissen begünstigten Menschen, Familien, Stämmen und Völkern zusagt. Diese scheint sich schwer aus dem Innern des Menschen zu entwickeln. Sie verlangt Ueberlieferung, Herkommen, Bürgschaft aus uralter Zeit.

Schön ist es daher, daß die israelitische Ueberlieferung gleich die ersten Männer, welche dieser besondern Vorsehung vertrauen, als Glaubenshelden darstellt, welche von jenem hohen Wesen, dem sie sich abhängig erkennen, alle und jede Gebote ebenso blindlings befolgen, als sie, ohne zu zweifeln, die späten Erfüllungen seiner Verheißungen abzuwarten nicht ermüden.

So wie eine besondere geoffenbarte Religion den Begriff

zum Grunde legt, daß Einer mehr von den Göttern begünstigt sein könne als der Andre, so entspringt sie auch vorzüglich aus der Absonderung der Zustände. Nahe verwandt schienen sich die ersten Menschen; aber ihre Beschäftigungen trennten sie bald. Der Jäger war der freieste von Allen; aus ihm entwickelte sich der Krieger und der Herrscher. Der Theil, der den Acker baute, sich der Erde verschrieb, Wohnungen und Scheuern aufführte, um das Erworbene zu erhalten, konnte sich schon etwas dünken, weil sein Zustand Dauer und Sicherheit versprach. Dem Hirten an seiner Stelle schien der ungemessenste Zustand sowie ein grenzenloser Besitz zu Theil geworden. Die Vermehrung der Heerden ging ins Unendliche, und der Raum, der sie ernähren sollte, erweiterte sich nach allen Seiten. Diese drei Stände scheinen sich gleich anfangs mit Verdruß und Verachtung angesehn zu haben, und wie der Hirte dem Städter ein Gräuel war, so sonderte er auch sich wieder von diesem ab. Die Jäger verlieren sich aus unsern Augen in die Gebirge und kommen nur als Eroberer wieder zum Vorschein.

Zum Hirtenstande gehörten die Erzväter. Ihre Lebensweise auf dem Meere der Wüsten und Weiden gab ihren Gesinnungen Breite und Freiheit, das Gewölbe des Himmels, unter dem sie wohnten, mit allen seinen nächtlichen Sternen ihren Gefühlen Erhabenheit, und sie bedurften mehr als der thätige, gewandte Jäger, mehr als der sichre, sorgfältige hausbewohnende Ackersmann des unerschütterlichen Glaubens, daß ein Gott ihnen zur Seite ziehe, daß er sie besuche, an ihnen Antheil nehme, sie führe und rette.

Zu noch einer andern Betrachtung werden wir genöthigt, indem wir zur Geschichtsfolge übergehen. So menschlich, schön und heiter auch die Religion der Erzväter erscheint, so gehen doch Züge von Wildheit und Grausamkeit hindurch, aus welcher der Mensch herankommen oder worein er wieder versinken kann.

Daß der Haß sich durch das Blut, durch den Tod des überwundenen Feindes versöhne, ist natürlich; daß man auf dem Schlachtfelde zwischen den Reihen der Getödteten einen Frieden schloß, läßt sich wohl denken; daß man ebenso durch geschlachtete Thiere ein Bündniß zu befestigen glaubte, fließt aus dem Vorhergehenden; auch daß man die Götter, die man doch immer als Partei, als Widersacher oder als Beistand, ansah, durch Getödtetes herbeiziehen, sie versöhnen, sie gewinnen könne, über diese Vorstellung hat man sich gleichfalls nicht zu ver-

wundern. Bleiben wir aber bei den Opfern stehen und betrachten die Art, wie sie in jener Urzeit dargebracht wurden, so finden wir einen seltsamen, für uns ganz widerlichen Gebrauch, der wahrscheinlich auch aus dem Kriege hergenommen, diesen nämlich: die geopferten Thiere jeder Art, und wenn ihrer noch so viel gewidmet wurden, mußten in zwei Hälften zerhauen, an zwei Seiten gelegt werden, und in der Straße dazwischen befanden sich Diejenigen, die mit der Gottheit einen Bund schließen wollten.

Wunderbar und ahnungsvoll geht durch jene schöne Welt noch ein anderer schrecklicher Zug: daß Alles, was geweiht, was verlobt war, sterben mußte; wahrscheinlich auch ein auf den Frieden übertragener Kriegsgebrauch. Den Bewohnern einer Stadt, die sich gewaltsam wehrt, wird mit einem solchen Gelübde gedroht; sie geht über, durch Sturm oder sonst: man läßt nichts am Leben, Männer keineswegs, und manchmal theilen auch Frauen, Kinder, ja das Vieh ein gleiches Schicksal. Uebereilter und abergläubischer Weise werden, bestimmter oder unbestimmter, dergleichen Opfer den Göttern versprochen; und so kommen Die, welche man schonen möchte, ja sogar die Nächsten, die eigenen Kinder, in den Fall, als Sühnopfer eines solchen Wahnsinns zu bluten.

In dem sanften, wahrhaft urväterlichen Charakter Abraham's konnte eine so barbarische Anbetungsweise nicht entspringen; aber die Götter, welche manchmal, um uns zu versuchen, jene Eigenschaften hervorzukehren scheinen, die der Mensch ihnen anzudichten geneigt ist, befehlen ihm das Ungeheure. Er soll seinen Sohn opfern, als Pfand des neuen Bundes, und wenn es nach dem Hergebrachten geht, ihn nicht etwa nur schlachten und verbrennen, sondern ihn in zwei Stücke theilen und zwischen seinen rauchenden Eingeweiden sich von den gütigen Göttern eine neue Verheißung erwarten. Ohne Zaudern und blindlings schickt Abraham sich an, den Befehl zu vollziehen: den Göttern ist der Wille hinreichend. Nun sind Abraham's Prüfungen vorüber; denn weiter konnten sie nicht gesteigert werden. Aber Sara stirbt, und dies giebt Gelegenheit, daß Abraham von dem Lande Kanaan vorbildlich Besitz nimmt. Er bedarf eines Grabes, und dies ist das erste Mal, daß er sich nach einem Eigenthum auf dieser Erde umsieht. Eine zweifache Höhle gegen dem Hain Mamre mag er sich schon früher ausgesucht haben. Diese kauft er mit dem daranstoßenden Acker, und die Form Rechtens, die

er dabei beobachtet, zeigt, wie wichtig ihm dieser Besitz ist. Er war es auch, mehr als er sich vielleicht selbst denken konnte; denn er, seine Söhne und Enkel sollten daselbst ruhen und der nächste Anspruch auf das ganze Land, sowie die immerwährende Neigung seiner Nachkommenschaft, sich hier zu versammeln, dadurch am Eigentlichsten begründet werden.

Von nun an gehen die mannichfaltigen Familienscenen abwechselnd vor sich. Noch immer hält sich Abraham streng abgesondert von den Einwohnern, und wenn Ismael, der Sohn einer Aegyptierin, auch eine Tochter dieses Landes geheirathet hat, so soll nun Isaak sich mit einer Blutsfreundin, einer Ebenbürtigen vermählen.

Abraham sendet seinen Knecht nach Mesopotamien zu den Verwandten, die er dort zurückgelassen. Der kluge Eleasar kommt unerkannt an, und um die rechte Braut nach Hause zu bringen, prüft er die Dienstfertigkeit der Mädchen am Brunnen. Er verlangt zu trinken für sich, und ungebeten tränkt Rebekka auch seine Kameele. Er beschenkt sie, er freiet um sie, die ihm nicht versagt wird. So führt er sie in das Haus seines Herrn, und sie wird Isaak angetraut. Auch hier muß die Nachkommenschaft lange Zeit erwartet werden. Erst nach einigen Prüfungsjahren wird Rebekka gesegnet, und derselbe Zwiespalt, der in Abraham's Doppelehe von zwei Müttern entstand, entspringt hier von einer. Zwei Knaben von entgegengesetztem Sinne balgen sich schon unter dem Herzen der Mutter. Sie treten ans Licht: der ältere lebhaft und mächtig, der jüngere zart und klug; jener wird des Vaters, dieser der Mutter Liebling. Der Streit um den Vorrang, der schon bei der Geburt beginnt, setzt sich immer fort. Esau ist ruhig und gleichgiltig über die Erstgeburt, die ihm das Schicksal zugetheilt; Jakob vergißt nicht, daß ihn sein Bruder zurückgedrängt. Aufmerksam auf jede Gelegenheit, den erwünschten Vortheil zu gewinnen, handelt er seinem Bruder das Recht der Erstgeburt ab und bevortheilt ihn um des Vaters Segen. Esau ergrimmt und schwört dem Bruder den Tod, Jakob entflieht, um in dem Lande seiner Vorfahren sein Glück zu versuchen.

Nun, zum ersten Mal in einer so edlen Familie, erscheint ein Glied, das kein Bedenken trägt, durch Klugheit und List die Vortheile zu erlangen, welche Natur und Zustände ihm versagten. Es ist oft genug bemerkt und ausgesprochen worden, daß die heiligen Schriften uns jene Erzväter und andere von

Gott begünstigte Männer keineswegs als Tugendbilder aufstellen wollen. Auch sie sind Menschen von den verschiedensten Charaktern, mit mancherlei Mängeln und Gebrechen; aber eine Haupteigenschaft darf solchen Männern nach dem Herzen Gottes nicht fehlen: es ist der unerschütterliche Glaube, daß Gott sich ihrer und der Ihrigen besonders annehme.

Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens; denn die Ueberzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen, eine solche Ueberzeugung dringt sich einem Jeden auf; ja, wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können. Ganz anders verhält sich's mit der besondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Wesen sich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landschaft entschieden und vorzüglich annehme. Diese Religion ist auf den Glauben gegründet, der unerschütterlich sein muß, wenn er nicht sogleich von Grund aus zerstört werden soll. Jeder Zweifel gegen eine solche Religion ist ihr tödtlich. Zur Ueberzeugung kann man zurückkehren, aber nicht zum Glauben. Daher die unendlichen Prüfungen, das Zaudern der Erfüllung so wiederholter Verheißungen, wodurch die Glaubensfähigkeit jener Ahnherren ins hellste Licht gesetzt wird.

Auch in diesem Glauben tritt Jakob seinen Zug an, und wenn er durch List und Betrug unsere Neigung nicht erworben hat, so gewinnt er sie durch die dauernde und unverbrüchliche Liebe zu Rahel, um die er selbst aus dem Stegreife wirbt, wie Eleasar für seinen Vater um Rebecca geworben hatte. In ihm sollte sich die Verheißung eines unermeßlichen Volkes zuerst vollkommen entfalten; er sollte viele Söhne um sich sehen, aber auch durch sie und ihre Mütter manches Herzeleid erleben.

Sieben Jahre dient er um die Geliebte, ohne Ungeduld und ohne Wanken. Sein Schwiegervater, ihm gleich an List, gesinnt wie er, um jedes Mittel zum Zweck für rechtmäßig zu halten, betriegt ihn, vergilt ihm, was er an seinem Bruder gethan: Jakob findet eine Gattin, die er nicht liebt, in seinen Armen. Zwar, um ihn zu besänftigen, giebt Laban nach kurzer Zeit ihm die geliebte dazu, aber unter der Bedingung sieben neuer Dienstjahre, und so entspringt nun Verdruß aus Verdruß. Die nicht geliebte Gattin ist fruchtbar, die geliebte bringt

keine Kinder; diese will wie Sara durch eine Magd Mutter werden, jene mißgönnt ihr auch diesen Vortheil. Auch sie führt ihrem Gatten eine Magd zu, und nun ist der gute Erzvater der geplagteste Mann von der Welt: vier Frauen, Kinder von dreien, und keins von der geliebten! Endlich wird auch diese beglückt, und Joseph kommt zur Welt, ein Spätling der leidenschaftlichsten Liebe. Jakob's vierzehn Dienstjahre sind um; aber Laban will in ihm den ersten, treusten Knecht nicht entbehren. Sie schließen neue Bedingungen und theilen sich in die Heerden. Laban behält die von weißer Farbe, als die der Mehrzahl; die scheckigen, gleichsam nur den Ausschuß, läßt sich Jakob gefallen. Dieser weiß aber auch hier seinen Vortheil zu wahren, und wie er durch ein schlechtes Gericht die Erstgeburt und durch eine Vermummung den väterlichen Segen gewonnen, so versteht er nun durch Kunst und Sympathie den besten und größten Theil der Heerde sich zuzueignen und wird auch von dieser Seite der wahrhaft würdige Stammvater des Volkes Israel und ein Musterbild für seine Nachkommen. Laban und die Seinigen bemerken, wo nicht das Kunststück, doch den Erfolg. Es giebt Verdruß; Jakob flieht mit allen den Seinigen, mit aller Habe, und entkommt dem nachsetzenden Laban theils durch Glück, theils durch List. Nun soll ihm Rahel noch einen Sohn schenken; sie stirbt aber in der Geburt: der Schmerzenssohn Benjamin überlebt sie; aber noch größern Schmerz soll der Altvater bei dem anscheinenden Verlust seines Sohnes Joseph empfinden.

Vielleicht möchte Jemand fragen, warum ich diese allgemein bekannten, so oft wiederholten und ausgelegten Geschichten hier abermals umständlich vortrage. Diesem dürfte zur Antwort dienen, daß ich auf keine andere Weise darzustellen wüßte, wie ich bei meinem zerstreuten Leben, bei meinem zerstückelten Lernen dennoch meinen Geist, meine Gefühle auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung versammelte; weil ich auf keine andere Weise den Frieden zu schildern vermöchte, der mich umgab, wenn es auch draußen noch so wild und wunderlich herging. Wenn eine stets geschäftige Einbildungskraft, wovon jenes Märchen ein Zeugniß ablegen mag, mich bald da-, bald dorthin führte, wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mytho-

logie und Religion mich zu verwirren drohte: so flüchtete ich gern nach jenen morgenländischen Gegenden, ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft.

Diese Familienauftritte, ehe sie sich in eine Geschichte des israelitischen Volks verlieren sollten, lassen uns nun zum Schluß noch eine Gestalt sehen, an der sich besonders die Jugend mit Hoffnungen und Einbildungen gar artig schmeicheln kann: Joseph, das Kind der leidenschaftlichsten ehelichen Liebe. Ruhig erscheint er uns und klar und prophezeit sich selbst die Vorzüge, die ihn über seine Familie erheben sollten. Durch seine Geschwister ins Unglück gestoßen, bleibt er standhaft und rechtlich in der Sklaverei, widersteht den gefährlichsten Versuchungen, rettet sich durch Weissagung und wird zu hohen Ehren nach Verdienst erhoben. Erst zeigt er sich einem großen Königreiche, sodann den Seinigen hilfreich und nützlich. Er gleicht seinem Urvater Abraham an Ruhe und Großheit, seinem Großvater Isaak an Stille und Ergebenheit. Den von seinem Vater ihm angestammten Gewerbsinn übt er im Großen: es sind nicht mehr Heerden, die man einem Schwiegervater, die man für sich selbst gewinnt; es sind Völker mit allen ihren Besitzungen, die man für einen König einzuhandeln versteht. Höchst anmuthig ist diese natürliche Erzählung, nur erscheint sie zu kurz, und man fühlt sich berufen, sie ins Einzelne auszumalen.

Ein solches Ausmalen biblischer, nur im Umriß angegebener Charaktere und Begebenheiten war den Deutschen nicht mehr fremd. Die Personen des Alten und Neuen Testaments hatten durch Klopstock ein zartes und gefühlvolles Wesen gewonnen, das dem Knaben sowie vielen seiner Zeitgenossen höchlich zusagte. Von den Bodmerischen Arbeiten dieser Art kam wenig oder nichts zu ihm; aber „Daniel in der Löwengrube" von Moser machte große Wirkung auf das junge Gemüth. Hier gelangt ein wohldenkender Geschäfts- und Hofmann durch mancherlei Trübsale zu hohen Ehren, und seine Frömmigkeit, durch die man ihn zu verderben drohte, ward früher und später sein Schild und seine Waffe. Die Geschichte Joseph's zu bearbeiten, war mir lange schon wünschenswerth gewesen; allein ich konnte mit der Form nicht zurechtkommen, besonders da mir keine Versart geläufig war, die zu einer solchen Arbeit gepaßt hätte. Aber nun fand ich eine prosaische Behandlung sehr be-

quem und legte mich mit aller Gewalt auf die Bearbeitung. Nun suchte ich die Charaktere zu sondern und auszumalen und durch Einschaltung von Incidenzien und Episoden die alte einfache Geschichte zu einem neuen und selbstständigen Werke zu machen. Ich bedachte nicht, was freilich die Jugend nicht bedenken kann, daß hiezu ein Gehalt nöthig sei und daß dieser uns nur durch das Gewahrwerden der Erfahrung selbst entspringen könne. Genug, ich vergegenwärtigte mir alle Begebenheiten bis ins kleinste Detail und erzählte sie mir der Reihe nach auf das Genauste.

Was mir diese Arbeit sehr erleichterte, war ein Umstand, der dieses Werk und überhaupt meine Autorschaft höchst voluminos zu machen drohte. Ein junger Mann von vielen Fähigkeiten, der aber durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war, wohnte als Mündel in meines Vaters Hause, lebte ruhig mit der Familie und war sehr still und in sich gekehrt und, wenn man ihn auf seine gewohnte Weise verfahren ließ, zufrieden und gefällig. Dieser hatte seine akademischen Hefte mit großer Sorgfalt geschrieben und sich eine flüchtige leserliche Hand erworben. Er beschäftigte sich am Liebsten mit Schreiben und sah es gern, wenn man ihm etwas zu kopiren gab, noch lieber aber, wenn man ihm diktirte, weil er sich alsdann in seine glücklichen akademischen Jahre versetzt fühlte. Meinem Vater, der keine expedite Hand schrieb, und dessen deutsche Schrift klein und zittrig war, konnte nichts erwünschter sein, und er pflegte daher bei Besorgung eigner sowol als fremder Geschäfte diesem jungen Manne gewöhnlich einige Stunden des Tags zu diktiren. Ich fand es nicht minder bequem, in der Zwischenzeit Alles, was mir flüchtig durch den Kopf ging, von einer fremden Hand auf dem Papier fixirt zu sehen, und meine Erfindungs- und Nachahmungsgabe wuchs mit der Leichtigkeit des Auffassens und Aufbewahrens.

Ein so großes Werk als jenes biblische prosaisch-epische Gedicht hatte ich noch nicht unternommen. Es war eben eine ziemlich ruhige Zeit, und nichts rief meine Einbildungskraft aus Palästina und Aegypten zurück. So quoll mein Manuskript täglich um so mehr auf, als das Gedicht streckenweise, wie ich es mir selbst gleichsam in die Luft erzählte, auf dem Papier stand und nur wenige Blätter von Zeit zu Zeit umgeschrieben zu werden brauchten.

Als das Werk fertig war — denn es kam zu meiner

eignen Verwunderung wirklich zu Stande —, bedachte ich, daß von den vorigen Jahren mancherlei Gedichte vorhanden seien, die mir auch jetzt nicht verwerflich schienen, welche, in ein Format mit Joseph zusammengeschrieben, einen ganz artigen Quartband ausmachen würden, dem man den Titel „Vermischte Gedichte" geben könnte, welches mir sehr wohl gefiel, weil ich dadurch im Stillen bekannte und berühmte Autoren nachzuahmen Gelegenheit fand. Ich hatte eine gute Anzahl sogenannter Anakreontischer Gedichte verfertigt, die mir wegen der Bequemlichkeit des Silbenmaaßes und der Leichtigkeit des Inhalts sehr wohl von der Hand gingen. Allein diese durfte ich nicht wohl aufnehmen, weil sie keine Reime hatten und ich doch vor Allem meinem Vater etwas Angenehmes zu erzeigen wünschte. Desto mehr schienen mir geistliche Oden hier am Platz, dergleichen ich zur Nachahmung des „Jüngsten Gerichtes" von Elias Schlegel sehr eifrig versucht hatte. Eine zur Feier der Höllenfahrt Christi geschriebene erhielt von meinen Eltern und Freunden viel Beifall, und sie hatte das Glück, mir selbst noch einige Jahre zu gefallen. Die sogenannten Texte der sonntägigen Kirchenmusiken, welche jedesmal gedruckt zu haben waren, studirte ich fleißig. Sie waren freilich sehr schwach, und ich durfte wohl glauben, daß die meinigen, deren ich mehrere nach der vorgeschriebenen Art verfertigt hatte, ebenso gut verdienten, komponirt und zur Erbauung der Gemeinde vorgetragen zu werden. Diese und mehrere dergleichen hatte ich seit länger als einem Jahre mit eigener Hand abgeschrieben, weil ich durch diese Privatübung von den Vorschriften des Schreibemeisters entbunden wurde. Nunmehr aber ward Alles redigirt und in gute Ordnung gestellt, und es bedurfte keines großen Zuredens, um solche von jenem schreibelustigen jungen Manne reinlich abgeschrieben zu sehen. Ich eilte damit zum Buchbinder, und als ich gar bald den saubern Band meinem Vater überreichte, munterte er mich mit besonderm Wohlgefallen auf, alle Jahre einen solchen Quartanten zu liefern, welches er mit desto größerer Ueberzeugung that, als ich das Alles nur in sogenannten Nebenstunden geleistet hatte.

Noch ein anderer Umstand vermehrte den Hang zu diesen theologischen oder vielmehr biblischen Studien. Der Senior des Ministeriums, Johann Philipp Fresenius, ein sanfter Mann von schönem, gefälligen Ansehen, welcher von seiner Gemeinde, ja von der ganzen Stadt als ein exemplarischer Geist-

licher und guter Kanzelredner verehrt ward, der aber, weil er gegen die Herrnhuter aufgetreten, bei den abgesonderten Frommen nicht im besten Ruf stand, vor der Menge hingegen sich durch die Bekehrung eines bis zum Tode blessirten freigeistischen Generals berühmt und gleichsam heilig gemacht hatte, dieser starb, und sein Nachfolger Plitt, ein großer, schöner, würdiger Mann, der jedoch vom Katheder (er war Professor in Marburg gewesen) mehr die Gabe zu lehren als zu erbauen mitgebracht hatte, kündigte sogleich eine Art von Religions-Kursus an, dem er seine Predigten in einem gewissen methodischen Zusammenhang widmen wolle. Schon früher, da ich doch einmal in die Kirche gehen mußte, hatte ich mir die Eintheilung gemerkt und konnte dann und wann mit ziemlich vollständiger Rezitation einer Predigt großthun. Da nun über den neuen Senior Manches für und wider in der Gemeinde gesprochen wurde und Viele kein sonderliches Zutrauen in seine angekündigten didaktischen Predigten setzen wollten, so nahm ich mir vor, sorgfältiger nachzuschreiben, welches mir um so eher gelang, als ich auf einem zum Hören sehr bequemen, übrigens aber verborgenen Sitz schon geringere Versuche gemacht hatte. Ich war höchst aufmerksam und behend; in dem Augenblick, daß er Amen sagte, eilte ich aus der Kirche und wendete ein paar Stunden daran, das, was ich auf dem Papier und im Gedächtniß fixirt hatte, eilig zu diktiren, so daß ich die geschriebene Predigt noch vor Tische überreichen konnte. Mein Vater war sehr glorios über dieses Gelingen, und der gute Hausfreund, der eben zu Tische kam, mußte die Freude theilen. Dieser war mir ohnehin höchst günstig, weil ich mir seinen Messias so zu eigen gemacht hatte, daß ich ihm bei meinen öftern Besuchen, um Siegelabdrücke für meine Wappensammlung zu holen, große Stellen davon vortragen konnte, so daß ihm die Thränen in den Augen standen.

Den nächsten Sonntag setzte ich die Arbeit mit gleichem Eifer fort, und weil mich der Mechanismus derselben sogar unterhielt, so dachte ich nicht nach über das, was ich schrieb und aufbewahrte. Das erste Vierteljahr mochten sich diese Bemühungen ziemlich gleich bleiben; als ich aber zuletzt nach meinem Dünkel weder besondere Aufklärung über die Bibel selbst, noch eine freiere Ansicht des Dogmas zu finden glaubte, so schien mir die kleine Eitelkeit, die dabei befriedigt wurde, zu theuer erkauft, als daß ich mit gleichem Eifer das Geschäft

hätte fortsetzen sollen. Die erst so blätterreichen Kanzelreden wurden immer magerer, und ich hätte zuletzt diese Bemühung ganz abgebrochen, wenn nicht mein Vater, der ein Freund der Vollständigkeit war, mich durch gute Worte und Versprechungen dahin gebracht, daß ich bis auf den letzten Sonntag Trinitatis aushielt, obgleich am Schlusse kaum etwas mehr als der Text, die Proposition und die Eintheilung auf kleine Blätter verzeichnet wurden.

Was das Vollbringen betrifft, darin hatte mein Vater eine besondere Hartnäckigkeit. Was einmal unternommen ward, sollte ausgeführt werden, und wenn auch inzwischen das Unbequeme, Langweilige, Verdrießliche, ja Unnütze des Begonnenen sich deutlich offenbarte. Es schien, als wenn ihm das Vollbringen der einzige Zweck, das Beharren die einzige Tugend däuchte. Hatten wir in langen Winterabenden im Familienkreise ein Buch angefangen vorzulesen, so mußten wir es auch durchbringen, wenn wir gleich sämmtlich dabei verzweifelten und er mitunter selbst der Erste war, der zu gähnen anfing. Ich erinnere mich noch eines solchen Winters, wo wir Bower's Geschichte der Päpste so durchzuarbeiten hatten. Es war ein fürchterlicher Zustand, indem wenig oder nichts, was in jenen kirchlichen Verhältnissen vorkommt, Kinder und junge Leute ansprechen kann. Indessen ist mir bei aller Unachtsamkeit und allem Widerwillen doch von jener Vorlesung so viel geblieben, daß ich in späteren Zeiten Manches daran zu knüpfen im Stande war.

Bei allen diesen fremdartigen Beschäftigungen und Arbeiten, die so schnell auf einander folgten, daß man sich kaum besinnen konnte, ob sie zulässig und nützlich wären, verlor mein Vater seinen Hauptzweck nicht aus den Augen. Er suchte mein Gedächtniß, meine Gabe, etwas zu fassen und zu kombiniren, auf juristische Gegenstände zu lenken, und gab mir daher ein kleines Buch in Gestalt eines Katechismus, von Hoppe, nach Form und Inhalt der Institutionen gearbeitet, in die Hände. Ich lernte Fragen und Antworten bald auswendig und konnte so gut den Katecheten als den Katechumenen vorstellen; und wie bei dem damaligen Religionsunterricht eine der Hauptübungen war, daß man auf das Behendeste in der Bibel aufschlagen lernte, so wurde auch hier eine gleiche Bekanntschaft mit dem Corpus Juris für nöthig befunden, worin ich auch bald auf das Vollkommenste bewandert war. Mein Vater wollte weiter gehen,

und der kleine Struve ward vorgenommen; aber hier ging es nicht so rasch. Die Form des Buches war für den Anfänger nicht so günstig, daß er sich selbst hätte aushelfen können, und meines Vaters Art zu dociren nicht so liberal, daß sie mich angesprochen hätte.

Nicht allein durch die kriegerischen Zustände, in denen wir uns seit einigen Jahren befanden, sondern auch durch das bürgerliche Leben selbst, durch Lesen von Geschichten und Romanen war es uns nur allzu deutlich, daß es sehr viele Fälle gebe, in welchen die Gesetze schweigen und dem Einzelnen nicht zu Hilfe kommen, der dann sehen mag, wie er sich aus der Sache zieht. Wir waren nun herangewachsen, und dem Schlendriane nach sollten wir auch neben andern Dingen fechten und reiten lernen, um uns gelegentlich unserer Haut zu wehren und zu Pferde kein schülerhaftes Ansehn zu haben. Was den ersten Punkt betrifft, so war uns eine solche Uebung sehr angenehm; denn wir hatten uns schon längst Haurappiere von Haselstöcken, mit Körben von Weiden sauber geflochten, um die Hand zu schützen, zu verschaffen gewußt. Nun durften wir uns wirklich stählerne Klingen zulegen, und das Geraffel, was wir damit machten, war sehr lebhaft.

Zwei Fechtmeister befanden sich in der Stadt: ein älterer ernster Deutscher, der auf die strenge und tüchtige Weise zu Werke ging, und ein Franzose, der seinen Vortheil durch Avanciren und Retiriren, durch leichte, flüchtige Stöße, welche stets mit einigen Ausrufungen begleitet waren, zu erreichen suchte. Die Meinungen, welche Art die beste sei, waren getheilt. Der kleinen Gesellschaft, mit welcher ich Stunde nehmen sollte, gab man den Franzosen, und wir gewöhnten uns bald, vorwärts und rückwärts zu gehen, auszufallen und uns zurückzuziehen und dabei immer in die herkömmlichen Schreilaute auszubrechen. Mehrere von unsern Bekannten aber hatten sich zu dem deutschen Fechtmeister gewendet und übten gerade das Gegentheil. Diese verschiedenen Arten, eine so wichtige Uebung zu behandeln, die Ueberzeugung eines Jeden, daß sein Meister der bessere sei, brachte wirklich eine Spaltung unter die jungen Leute, die ungefähr von einem Alter waren, und es fehlte wenig, so hätten die Fechtschulen ganz ernstliche Gefechte veranlaßt. Denn fast ward ebenso sehr mit Worten gestritten, als mit der Klinge gefochten, und um zuletzt der Sache ein Ende zu machen, ward ein Wettkampf zwischen beiden Meistern

veranstaltet, dessen Erfolg ich nicht umständlich zu beschreiben brauche. Der Deutsche stand in seiner Positur wie eine Mauer, paßte auf seinen Vortheil und wußte mit Battiren und Legiren seinen Gegner ein über das andre Mal zu entwaffnen. Dieser behauptete, das sei nicht Raison, und fuhr mit seiner Beweglichkeit fort, den Andern in Athem zu setzen. Auch brachte er dem Deutschen wol einige Stöße bei, die ihn aber selbst, wenn es Ernst gewesen wäre, in die andre Welt geschickt hätten.

Im Ganzen ward nichts entschieden, noch gebessert; nur wendeten sich Einige zu dem Landsmann, worunter ich auch gehörte. Allein ich hatte schon zu viel von dem ersten Meister angenommen, daher eine ziemliche Zeit darüber hinging, bis der neue mir es wieder abgewöhnen konnte, der überhaupt mit uns Renegaten weniger als mit seinen Urschülern zufrieden war.

Mit dem Reiten ging es mir noch schlimmer. Zufälligerweise schickte man mich im Herbst auf die Bahn, so daß ich in der kühlen und feuchten Jahreszeit meinen Anfang machte. Die pedantische Behandlung dieser schönen Kunst war mir höchlich zuwider. Zum Ersten und Letzten war immer vom Schließen die Rede, und es konnte Einem doch Niemand sagen, worin denn eigentlich der Schluß bestehe, worauf doch Alles ankommen solle; denn man fuhr ohne Steigbügel auf dem Pferde hin und her. Uebrigens schien der Unterricht nur auf Prellerei und Beschämung der Scholaren angelegt. Vergaß man die Kinnkette ein- oder auszuhängen, ließ man die Gerte fallen oder wol gar den Hut, jedes Versäumniß, jedes Unglück mußte mit Geld gebüßt werden, und man ward noch obenein ausgelacht. Dies gab mir den allerschlimmsten Humor, besonders da ich den Uebungsort selbst ganz unerträglich fand. Der garstige, große, entweder feuchte oder staubige Raum, die Kälte, der Modergeruch, Alles zusammen war mir im höchsten Grade zuwider; und da der Stallmeister den Andern, weil sie ihn vielleicht durch Frühstücke und sonstige Gaben, vielleicht auch durch ihre Geschicklichkeit bestachen, immer die besten Pferde, mir aber die schlechtesten zu reiten gab, mich auch wol warten ließ und mich, wie es schien, hintansetzte, so brachte ich die allerverdrießlichsten Stunden über einem Geschäft hin, das eigentlich das lustigste von der Welt sein sollte. Ja, der Eindruck von jener Zeit, von jenen Zuständen ist mir so lebhaft geblieben, daß, ob ich gleich nachher leidenschaftlich und verwegen zu reiten gewohnt war, auch

Tage und Wochen lang kaum vom Pferde kam, daß ich bedeckte Reitbahnen sorgfältig vermied und höchstens nur wenig Augenblicke darin verweilte. Es kommt übrigens der Fall oft genug vor, daß wenn die Anfänge einer abgeschlossenen Kunst uns überliefert werden sollen, dieses auf eine peinliche und abschreckende Art geschieht. Die Ueberzeugung, wie lästig und schädlich dieses sei, hat in spätern Zeiten die Erziehungsmaxime aufgestellt, daß Alles der Jugend auf eine leichte, lustige und bequeme Art beigebracht werden müsse, woraus denn aber auch wieder andere Uebel und Nachtheile entsprungen sind.

Mit der Annäherung des Frühlings ward es bei uns auch wieder ruhiger, und wenn ich mir früher das Anschauen der Stadt, ihrer geistlichen und weltlichen, öffentlichen und Privat-Gebäude zu verschaffen suchte und besonders an dem damals noch vorherrschenden Alterthümlichen das größte Vergnügen fand, so war ich nachher bemüht, durch die Lersner'sche Chronik und durch andre unter meines Vaters Francofurtensien befindliche Bücher und Hefte die Personen vergangner Zeiten mir zu vergegenwärtigen, welches mir denn auch durch große Aufmerksamkeit auf das Besondere der Zeiten und Sitten und bedeutender Individualitäten ganz gut zu gelingen schien.

Unter den alterthümlichen Resten war mir von Kindheit an der auf dem Brückenthurm aufgesteckte Schädel eines Staatsverbrechers merkwürdig gewesen, der von dreien oder vieren, wie die leeren eisernen Spitzen auswiesen, seit 1616 sich durch alle Unbilden der Zeit und Witterung erhalten hatte. So oft man von Sachsenhausen nach Frankfurt zurückkehrte, hatte man den Thurm vor sich, und der Schädel fiel ins Auge. Ich ließ mir als Knabe schon gern die Geschichte dieser Aufrührer, des Fettmilch und seiner Genossen, erzählen, wie sie mit dem Stadtregiment unzufrieden gewesen, sich gegen dasselbe empört, Meuterei angesponnen, die Judenstadt geplündert und gräßliche Händel erregt, zuletzt aber gefangen und von kaiserlichen Abgeordneten zum Tode verurtheilt worden. Späterhin lag mir daran, die nähern Umstände zu erfahren, und was es denn für Leute gewesen, zu vernehmen. Als ich nun aus einem alten gleichzeitigen, mit Holzschnitten versehenen Buche erfuhr, daß zwar diese Menschen zum Tode verurtheilt, aber zugleich auch viele Rathsherren abgesetzt worden, weil mancherlei Unordnung und sehr viel Unverantwortliches im Schwange gewesen, da ich nun die nähern Umstände vernahm, wie Alles hergegangen, so

bedauerte ich die unglücklichen Menschen, welche man wol als Opfer, die einer künftigen bessern Verfassung gebracht worden, ansehen dürfe; denn von jener Zeit schrieb sich die Einrichtung her, nach welcher sowol das altadlige Haus Limpurg, das aus einem Klub entsprungene Haus Frauenstein, ferner Juristen, Kaufleute und Handwerker an einem Regimente Theil nehmen sollten, das durch eine auf Venetianische Weise verwickelte Ballotage ergänzt, von bürgerlichen Kollegien eingeschränkt, das Rechte zu thun berufen war, ohne zu dem Unrechten sonderliche Freiheit zu behalten.

Zu den ahnungsvollen Dingen, die den Knaben und auch wol den Jüngling bedrängten, gehörte besonders der Zustand der Judenstadt, eigentlich die Judengasse genannt, weil sie kaum aus etwas mehr als einer einzigen Straße besteht, welche in frühen Zeiten zwischen Stadtmauer und Graben wie in einen Zwinger mochte eingeklemmt worden sein. Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Accent einer unerfreulichen Sprache, Alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Thore vorbeigehend hineinsah. Es dauerte lange, bis ich allein mich hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zudringlichkeiten so vieler, etwas zu schachern unermüdet fordernder oder anbietender Menschen entgangen war. Dabei schwebten die alten Märchen von Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder, die wir in Gottfried's Chronik gräßlich abgebildet gesehen, düster vor dem jungen Gemüth. Und ob man gleich in der neuern Zeit besser von ihnen dachte, so zeugte doch das große Spott- und Schandgemälde, welches unter dem Brückenthurm an einer Bogenwand zu ihrem Unglimpf noch ziemlich zu sehen war, außerordentlich gegen sie; denn es war nicht etwa durch einen Privatmuthwillen, sondern aus öffentlicher Anstalt verfertigt worden.

Indessen blieben sie doch das auserwählte Volk Gottes und gingen, wie es nun mochte gekommen sein, zum Andenken der ältesten Zeiten umher. Außerdem waren sie ja auch Menschen, thätig, gefällig, und selbst dem Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man seine Achtung nicht versagen. Ueberdies waren die Mädchen hübsch und mochten es wohl leiden, wenn ein Christenknabe, ihnen am Sabbath auf dem Fischerfelde begegnend, sich freundlich und aufmerksam bewies. Aeußerst neugierig war ich daher, ihre Zeremonien

kennen zu lernen. Ich ließ nicht ab, bis ich ihre Schule öfters besucht, einer Beschneidung, einer Hochzeit beigewohnt und von dem Laubhüttenfest mir ein Bild gemacht hatte. Ueberall war ich wohl aufgenommen, gut bewirthet und zur Wiederkehr eingeladen; denn es waren Personen von Einfluß, die mich entweder hinführten oder empfahlen.

So wurde ich denn als ein junger Bewohner einer großen Stadt von einem Gegenstand zum andern hin und wieder geworfen, und es fehlte mitten in der bürgerlichen Ruhe und Sicherheit nicht an gräßlichen Auftritten. Bald weckte ein näherer oder entfernter Brand uns aus unserm häuslichen Frieden, bald setzte ein entdecktes großes Verbrechen, dessen Untersuchung und Bestrafung die Stadt auf viele Wochen in Unruhe. Wir mußten Zeugen von verschiedenen Exekutionen sein, und es ist wohl werth, zu gedenken, daß ich auch bei Verbrennung eines Buchs gegenwärtig gewesen bin. Es war der Verlag eines französischen komischen Romans, der zwar den Staat, aber nicht Religion und Sitten schonte. Es hatte wirklich etwas Fürchterliches, eine Strafe an einem leblosen Wesen ausgeübt zu sehen. Die Ballen platzten im Feuer und wurden durch Ofengabeln aus einander geschürt und mit den Flammen mehr in Berührung gebracht. Es dauerte nicht lange, so flogen die angebrannten Blätter in der Luft herum, und die Menge haschte begierig darnach. Auch ruhten wir nicht, bis wir ein Exemplar auftrieben, und es waren nicht Wenige, die sich das verbotne Vergnügen gleichfalls zu verschaffen wußten. Ja, wenn es dem Autor um Publizität zu thun war, so hätte er selbst nicht besser dafür sorgen können.

Jedoch auch friedlichere Anlässe führten mich in der Stadt hin und wieder. Mein Vater hatte mich früh gewöhnt, kleine Geschäfte für ihn zu besorgen. Besonders trug er mir auf, die Handwerker, die er in Arbeit setzte, zu mahnen, da sie ihn gewöhnlich länger als billig aufhielten, weil er Alles genau wollte gearbeitet haben und zuletzt bei prompter Bezahlung die Preise zu mäßigen pflegte. Ich gelangte dadurch fast in alle Werkstätten, und da es mir angeboren war, mich in die Zustände Anderer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseins zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, so brachte ich manche vergnügliche Stunde durch Anlaß solcher Aufträge zu, lernte eines Jeden Verfahrungsart kennen und was die unerläßlichen Bedingungen dieser und jener Lebens-

weise für Freude, für Leid, Beschwerliches und Günstiges mit sich führen. Ich näherte mich dadurch dieser thätigen, das Untere und Obere verbindenden Klasse. Denn wenn an der einen Seite Diejenigen stehen, die sich mit den einfachen und rohen Erzeugnissen beschäftigen, an der andern Solche, die schon etwas Verarbeitetes genießen wollen, so vermittelt der Gewerker durch Sinn und Hand, daß jene Beiden etwas von einander empfangen und Jeder nach seiner Art seiner Wünsche theilhaft werden kann. Das Familienwesen eines jeden Handwerks, das Gestalt und Farbe von der Beschäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenstand meiner stillen Aufmerksamkeit, und so entwickelte, so bestärkte sich in mir das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem mir das nackte Dasein als die Hauptbedingung, das Uebrige alles aber als gleichgiltig und zufällig erschien.

Da mein Vater sich nicht leicht eine Ausgabe erlaubte, die durch einen augenblicklichen Genuß sogleich wäre aufgezehrt worden — wie ich mich denn kaum erinnre, daß wir zusammen spazieren gefahren und auf einem Lustorte etwas verzehrt hätten —, so war er dagegen nicht karg mit Anschaffung solcher Dinge, die bei innerm Werth auch einen guten äußern Schein haben. Niemand konnte den Frieden mehr wünschen als er, ob er gleich in der letzten Zeit vom Kriege nicht die mindeste Beschwerlichkeit empfand. In diesen Gesinnungen hatte er meiner Mutter eine goldne, mit Diamanten besetzte Dose versprochen, welche sie erhalten sollte, sobald der Friede publizirt würde. In Hoffnung dieses glücklichen Ereignisses arbeitete man schon einige Jahre an diesem Geschenk. Die Dose selbst von ziemlicher Größe ward in Hanau verfertigt; denn mit den dortigen Goldarbeitern, sowie mit den Vorstehern der Seidenanstalt stand mein Vater in gutem Vernehmen. Mehrere Zeichnungen wurden dazu verfertigt; den Deckel zierte ein Blumenkorb, über welchem eine Taube mit dem Oelzweige schwebte. Der Raum für die Juwelen war gelassen, die theils an der Taube, theils an den Blumen, theils auch an der Stelle, wo man die Dose zu öffnen pflegt, angebracht werden sollten. Der Juwelier, dem die völlige Ausführung nebst den dazu nöthigen Steinen übergeben ward, hieß Lautensack und war ein geschickter, muntrer Mann, der, wie mehrere geistreiche Künstler, selten das Nothwendige, gewöhnlich aber das Willkürliche that, was ihm Vergnügen machte. Die Juwelen, in

der Figur, wie sie auf dem Dosendeckel angebracht werden sollten, waren zwar bald auf schwarzes Wachs gesetzt und nahmen sich ganz gut aus; allein sie wollten sich von da gar nicht ablösen, um aufs Gold zu gelangen. Im Anfange ließ mein Vater die Sache noch so anstehen; als aber die Hoffnung zum Frieden immer lebhafter wurde, als man zuletzt schon die Bedingungen, besonders die Erhebung des Erzherzogs Joseph zum römischen König, genauer wissen wollte, so ward mein Vater immer ungeduldiger, und ich mußte wöchentlich ein paar Mal, ja zuletzt fast täglich den saumseligen Künstler besuchen. Durch mein unabläßiges Quälen und Zureden rückte die Arbeit, wiewol langsam genug, vorwärts; denn weil sie von der Art war, daß man sie bald vornehmen, bald wieder aus den Händen legen konnte, so fand sich immer etwas, wodurch sie verdrängt und bei Seite geschoben wurde.

Die Haupturſache dieses Benehmens indeß war eine Arbeit, die der Künstler für eigene Rechnung unternommen hatte. Jedermann wußte, daß Kaiser Franz eine große Neigung zu Juwelen, besonders auch zu farbigen Steinen hege. Lautensack hatte eine ansehnliche Summe, und wie sich später fand, größer als sein Vermögen, auf dergleichen Edelsteine verwandt und daraus einen Blumenstrauß zu bilden angefangen, in welchem jeder Stein nach seiner Form und Farbe günstig hervortreten und das ganze ein Kunststück geben sollte, werth, in dem Schatzgewölbe eines Kaisers aufbewahrt zu stehen. Er hatte nach seiner zerstreuten Art mehrere Jahre daran gearbeitet und eilte nun, weil man nach dem bald zu hoffenden Frieden die Ankunft des Kaisers zur Krönung seines Sohns in Frankfurt erwartete, es vollständig zu machen und endlich zusammenzubringen. Meine Luſt, dergleichen Gegenstände kennen zu lernen, benutzte er sehr gewandt, um mich als einen Mahnboten zu zerstreuen und von meinem Vorsatz abzulenken. Er suchte mir die Kenntniß dieser Steine beizubringen, machte mich auf ihre Eigenschaften, ihren Werth aufmerksam, so daß ich sein ganzes Bouquet zuletzt auswendig wußte und es ebenso gut wie er einem Kunden hätte anpreisend vordemonstriren können. Es ist mir noch jetzt gegenwärtig, und ich habe wol kostbarere, aber nicht anmuthigere Schau- und Prachtstücke dieser Art gesehen. Außerdem besaß er noch eine hübsche Kupfersammlung und andere Kunstwerke, über die er sich gern unterhielt, und ich brachte viele Stunden nicht ohne Nutzen bei ihm zu. Endlich,

als wirklich der Kongreß zu Hubertsburg schon festgesetzt war, that er aus Liebe zu mir ein Uebriges, und die Taube zusammt den Blumen gelangte am Friedensfeste wirklich in die Hände meiner Mutter.

Manchen ähnlichen Auftrag erhielt ich denn auch, um bei den Malern bestellte Bilder zu betreiben. Mein Vater hatte bei sich den Begriff festgesetzt, und wenig Menschen waren davon frei, daß ein Bild auf Holz gemalt einen großen Vorzug vor einem andern habe, das nur auf Leinwand aufgetragen sei. Gute eichene Bretter von jeder Form zu besitzen, war deswegen meines Vaters große Sorgfalt, indem er wohl wußte, daß die leichtsinnigern Künstler sich gerade in dieser wichtigen Sache auf den Tischer verließen. Die ältesten Bohlen wurden aufgesucht, der Tischer mußte mit Leimen, Hobeln und Zurichten derselben aufs Genauste zu Werke gehen, und dann blieben sie Jahre lang in einem obern Zimmer verwahrt, wo sie genugsam austrocknen konnten. Ein solches köstliches Brett ward dem Maler Juncker anvertraut, der einen verzierten Blumentopf mit den bedeutendsten Blumen nach der Natur in seiner künstlichen und zierlichen Weise darauf darstellen sollte. Es war gerade im Frühling, und ich versäumte nicht, ihm wöchentlich einigemal die schönsten Blumen zu bringen, die mir unter die Hand kamen, welche er denn auch sogleich einschaltete und das Ganze nach und nach aus diesen Elementen auf das Treulichste und Fleißigste zusammenbildete. Gelegentlich hatte ich auch wol einmal eine Maus gefangen, die ich ihm brachte und die er als ein gar so zierliches Thier nachzubilden Lust hatte, auch sie wirklich aufs Genauste vorstellte, wie sie am Fuße des Blumentopfes eine Kornähre benascht. Mehr dergleichen unschuldige Naturgegenstände, als Schmetterlinge und Käfer, wurden herbeigeschafft und dargestellt, so daß zuletzt, was Nachahmung und Ausführung betraf, ein höchst schätzbares Bild beisammen war.

Ich wunderte mich daher nicht wenig, als der gute Mann mir eines Tages, da die Arbeit bald abgeliefert werden sollte, umständlich eröffnete, wie ihm das Bild nicht mehr gefalle, indem es wol im Einzelnen ganz gut gerathen, im Ganzen aber nicht gut komponirt sei, weil es so nach und nach entstanden und er im Anfange das Versehen begangen, sich nicht wenigstens einen allgemeinen Plan für Licht und Schatten sowie für Farben zu entwerfen, nach welchem man die einzelnen Blumen hätte einordnen können. Er ging mit mir das während eines halben

Jahrs vor meinen Augen entstandene und mir theilweise gefällige Bild umständlich durch und wußte mich zu meiner Betrübniß vollkommen zu überzeugen. Auch hielt er die nachgebildete Maus für einen Mißgriff; „denn," sagte er, „solche Thiere haben für viele Menschen etwas Schauderhaftes, und man sollte sie da nicht anbringen, wo man Gefallen erregen will." Ich hatte nun, wie es Demjenigen zu gehen pflegt, der sich von einem Vorurtheile geheilt sieht und sich viel klüger dünkt, als er vorher gewesen, eine wahre Verachtung gegen dies Kunstwerk und stimmte dem Künstler völlig bei, als er eine andere Tafel von gleicher Größe verfertigen ließ, worauf er nach dem Geschmack, den er besaß, ein besser geformtes Gefäß und einen kunstreicher geordneten Blumenstrauß anbrachte, auch die lebendigen kleinen Beiwesen zierlich und erfreulich sowol zu wählen als zu vertheilen wußte. Auch diese Tafel malte er mit der größten Sorgfalt, doch freilich nur nach jener schon abgebildeten oder aus dem Gedächtniß, das ihm aber bei einer sehr langen und emsigen Praxis gar wohl zu Hilfe kam. Beide Gemälde waren nun fertig, und wir hatten eine entschiedene Freude an dem letzten, das wirklich kunstreicher und mehr in die Augen fiel. Der Vater ward anstatt mit einem mit zwei Stücken überrascht und ihm die Wahl gelassen. Er billigte unsere Meinung und die Gründe derselben, besonders auch den guten Willen und die Thätigkeit, entschied sich aber, nachdem er beide Bilder einige Tage betrachtet, für das erste, ohne über diese Wahl weiter viele Worte zu machen. Der Künstler, ärgerlich, nahm sein zweites, wohlgemeintes Bild zurück und konnte sich gegen mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die gute eichne Tafel, worauf das erste gemalt stehe, zum Entschluß des Vaters gewiß das Ihrige beigetragen habe.

Da ich hier wieder der Malerei gedenke, so tritt in meiner Erinnerung eine große Anstalt hervor, in der ich viele Zeit zubrachte, weil sie und deren Vorsteher mich besonders an sich zog. Es war die große Wachstuchfabrik, welche der Maler Nothnagel errichtet hatte, ein geschickter Künstler, der aber sowol durch sein Talent als durch seine Denkweise mehr zum Fabrikwesen als zur Kunst hinneigte. In einem sehr großen Raume von Höfen und Gärten wurden alle Arten von Wachstuch gefertigt, von dem rohsten an, das mit der Spatel aufgetragen wird und das man zu Rüstwagen und ähnlichem Gebrauch benutzte, durch die Tapeten hindurch, welche mit Formen

abgedruckt wurden, bis zu den feineren und feinsten, auf welchen bald chinesische und phantastische, bald natürliche Blumen abgebildet, bald Figuren, bald Landschaften durch den Pinsel geschickter Arbeiter dargestellt wurden. Diese Mannichfaltigkeit, die ins Unendliche ging, ergetzte mich sehr. Die Beschäftigung so vieler Menschen von der gemeinsten Arbeit bis zu solchen, denen man einen gewissen Kunstwerth kaum versagen konnte, war für mich höchst anziehend. Ich machte Bekanntschaft mit dieser Menge in vielen Zimmern hinter einander arbeitenden jüngern und älteren Männern und legte auch wol selbst mitunter Hand an. Der Vertrieb dieser Waare ging außerordentlich stark. Wer damals baute oder ein Gebäude möblirte, wollte für seine Lebenszeit versorgt sein, und diese Wachstuchtapeten waren allerdings unverwüstlich. Nothnagel selbst hatte genug mit Leitung des Ganzen zu thun und saß in seinem Comptoir, umgeben von Faktoren und Handlungsdienern. Die Zeit, die ihm übrig blieb, beschäftigte er sich mit seiner Kunstsammlung, die vorzüglich aus Kupferstichen bestand, mit denen er, sowie mit Gemälden, die er besaß, auch wol gelegentlich Handel trieb. Zugleich hatte er das Radiren lieb gewonnen; er ätzte verschiedene Blätter und setzte diesen Kunstzweig bis in seine spätesten Jahre fort.

Da seine Wohnung nahe am Eschenheimer Thore lag, so führte mich, wenn ich ihn besucht hatte, mein Weg gewöhnlich zur Stadt hinaus und zu den Grundstücken, welche mein Vater vor den Thoren besaß. Das eine war ein großer Baumgarten, dessen Boden als Wiese benutzt wurde und worin mein Vater das Nachpflanzen der Bäume, und was sonst zur Erhaltung diente, sorgfältig beobachtete, obgleich das Grundstück verpachtet war. Noch mehr Beschäftigung gab ihm ein sehr gut unterhaltener Weinberg vor dem Friedberger Thore, woselbst zwischen den Reihen der Weinstöcke Spargelreihen mit großer Sorgfalt gepflanzt und gewartet wurden. Es verging in der guten Jahrszeit fast kein Tag, daß nicht mein Vater sich hinausbegab, da wir ihn denn meist begleiten durften und so von den ersten Erzeugnissen des Frühlings bis zu den letzten des Herbstes Genuß und Freude hatten. Wir lernten nun auch mit den Gartengeschäften umgehen, die, weil sie sich jährlich wiederholten, uns endlich ganz bekannt und geläufig wurden. Nach mancherlei Früchten des Sommers und Herbstes war aber doch zuletzt die Weinlese das Lustigste und am meisten Erwünschte; ja, es

ist keine Frage, daß, wie der Wein selbst den Orten und Gegenden, wo er wächst und getrunken wird, einen freiern Charakter giebt, so auch diese Tage der Weinlese, indem sie den Sommer schließen und zugleich den Winter eröffnen, eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten. Lust und Jubel erstreckt sich über eine ganze Gegend. Des Tages hört man von allen Ecken und Enden Jauchzen und Schießen, und des Nachts verkünden bald da, bald dort Raketen und Leuchtkugeln, daß man noch überall wach und munter diese Feier gern so lange als möglich ausdehnen möchte. Die nachherigen Bemühungen beim Keltern und während der Gährung im Keller gaben uns auch zu Hause eine heitere Beschäftigung, und so kamen wir gewöhnlich in den Winter hinein, ohne es recht gewahr zu werden.

Dieser ländlichen Besitzungen erfreuten wir uns im Frühling 1763 um so mehr, als uns der funfzehnte Februar dieses Jahrs durch den Abschluß des Hubertsburger Friedens zum festlichen Tage geworden, unter dessen glücklichen Folgen der größte Theil meines Lebens verfließen sollte. Ehe ich jedoch weiter schreite, halte ich es für meine Schuldigkeit, einiger Männer zu gedenken, welche einen bedeutenden Einfluß auf meine Jugend ausgeübt.

Von Olenschlager, Mitglied des Hauses Frauenstein, Schöff und Schwiegersohn des oben erwähnten Doktor Orth, ein schöner, behaglicher, sanguinischer Mann. Er hätte in seiner burgemeisterlichen Festtracht gar wohl den angesehensten französischen Prälaten vorstellen können. Nach seinen akademischen Studien hatte er sich in Hof- und Staatsgeschäften umgethan und seine Reisen auch zu diesen Zwecken eingeleitet. Er hielt mich besonders werth und sprach oft mit mir von den Dingen, die ihn vorzüglich interessirten. Ich war um ihn, als er eben seine „Erläuterung der Guldenen Bulle" schrieb, da er mir denn den Werth und die Würde dieses Dokuments sehr deutlich herauszusetzen wußte. Auch dadurch wurde meine Einbildungskraft in jene wilden und unruhigen Zeiten zurückgeführt, daß ich nicht unterlassen konnte, dasjenige, was er mir geschichtlich erzählte, gleichsam als gegenwärtig, mit Ausmalung der Charakter und Umstände und manchmal sogar mimisch darzustellen, woran er denn große Freude hatte und durch seinen Beifall mich zur Wiederholung aufregte.

Ich hatte von Kindheit auf die wunderliche Gewohnheit, immer die Anfänge der Bücher und Abtheilungen eines Werks auswendig zu lernen, zuerst der fünf Bücher Mosis, sodann der

Aeneide und der Metamorphosen. So machte ich es nun auch mit der goldenen Bulle und reizte meinen Gönner oft zum Lächeln, wenn ich ganz ernsthaft unversehens ausrief: „Omne Regnum in se divisum desolabitur. Nam Principes ejus facti sunt socii furum.“ Der kluge Mann schüttelte lächelnd den Kopf und sagte bedenklich: „Was müssen das für Zeiten gewesen sein, in welchen der Kaiser auf einer großen Reichsversammlung seinen Fürsten dergleichen Worte ins Gesicht publiziren ließ!“

Von Olenschlager hatte viel Anmuth im Umgang. Man sah wenig Gesellschaft bei ihm, aber zu einer geistreichen Unterhaltung war er sehr geneigt, und er veranlaßte uns junge Leute, von Zeit zu Zeit ein Schauspiel aufzuführen; denn man hielt dafür, daß eine solche Uebung der Jugend besonders nützlich sei. Wir gaben den „Canut“ von Schlegel, worin mir die Rolle des Königs, meiner Schwester die Esthrithe und Ulfo dem jüngern Sohn des Hauses zugetheilt wurde. Sodann wagten wir uns an den „Britannicus“; denn wir sollten nebst dem Schauspielertalent auch die Sprache zur Uebung bringen. Ich erhielt den Nero, meine Schwester die Agrippine und der jüngere Sohn den Britannicus. Wir wurden mehr gelobt, als wir verdienten, und glaubten es noch besser gemacht zu haben, als wie wir gelobt wurden. So stand ich mit dieser Familie in dem besten Verhältniß und bin ihr manches Vergnügen und eine schnellere Entwicklung schuldig geworden.

Von Reineck, aus einem altadligen Hause, tüchtig, rechtschaffen, aber starrsinnig, ein hagrer, schwarzbrauner Mann, den ich niemals lächeln gesehen. Ihm begegnete das Unglück, daß seine einzige Tochter durch einen Hausfreund entführt wurde. Er verfolgte seinen Schwiegersohn mit dem heftigsten Prozeß, und weil die Gerichte in ihrer Förmlichkeit seiner Rachsucht weder schnell noch stark genug willfahren wollten, überwarf er sich mit diesen, und es entstanden Händel aus Händeln, Prozesse aus Prozessen. Er zog sich ganz in sein Haus und einen daranstoßenden Garten zurück, lebte in einer weitläuftigen, aber traurigen Unterstube, in die seit vielen Jahren kein Pinsel eines Tünchers, vielleicht kaum der Kehrbesen einer Magd gekommen war. Mich konnte er gar gern leiden und hatte mir seinen jüngern Sohn besonders empfohlen. Seine ältesten Freunde, die sich nach ihm zu richten wußten, seine Geschäftsleute, seine Sachwalter sah er manchmal bei Tische und unterließ dann niemals, auch mich einzuladen. Man aß sehr gut bei ihm und

trank noch besser. Den Gästen erregte jedoch ein großer, aus vielen Ritzen rauchender Ofen die ärgste Pein. Einer der vertrautesten wagte einmal, dies zu bemerken, indem er den Hausherrn fragte, ob er denn so eine Unbequemlichkeit den ganzen Winter aushalten könne. Er antwortete darauf, als ein zweiter Timon und Heautontimorumenos: „Wollte Gott, dies wäre das größte Uebel von denen, die mich plagen!" Nur spät ließ er sich bereden, Tochter und Enkel wiederzusehen. Der Schwiegersohn durfte ihm nicht wieder vor Augen.

Auf diesen so braven als unglücklichen Mann wirkte meine Gegenwart sehr günstig; denn indem er sich gern mit mir unterhielt und mich besonders von Welt- und Staatsverhältnissen belehrte, schien er selbst sich erleichtert und erheitert zu fühlen. Die wenigen alten Freunde, die sich noch um ihn versammelten, gebrauchten mich daher oft, wenn sie seinen verdrießlichen Sinn zu mildern und ihn zu irgend einer Zerstreuung zu bereden wünschten. Wirklich fuhr er nunmehr manchmal mit uns aus und besah sich die Gegend wieder, auf die er so viele Jahre keinen Blick geworfen hatte. Er gedachte der alten Besitzer, erzählte von ihren Charaktern und Begebenheiten, wo er sich denn immer streng, aber doch öfters heiter und geistreich erwies. Wir suchten ihn nun auch wieder unter andere Menschen zu bringen, welches uns aber beinah übel gerathen wäre.

Von gleichem, wenn nicht noch von höherem Alter als er war ein Herr von Malapart, ein reicher Mann, der ein sehr schönes Haus am Roßmarkt besaß und gute Einkünfte von Salinen zog. Auch er lebte sehr abgesondert; doch war er Sommers viel in seinem Garten vor dem Bockenheimer Thore, wo er einen sehr schönen Nelkenflor wartete und pflegte.

Von Reineck war auch ein Nelkenfreund; die Zeit des Flors war da, und es geschahen einige Anregungen, ob man sich nicht wechselseitig besuchen wollte. Wir leiteten die Sache ein und trieben es so lange, bis endlich von Reineck sich entschloß, mit uns einen Sonntag Nachmittag hinauszufahren. Die Begrüßung der beiden alten Herren war sehr lakonisch, ja blos pantomimisch, und man ging mit wahrhaft diplomatischem Schritt an den langen Nelkengerüsten hin und her. Der Flor war wirklich außerordentlich schön, und die besondern Formen und Farben der verschiedenen Blumen, die Vorzüge der einen vor der andern und ihre Seltenheit machten denn doch zuletzt eine

Art von Gespräch aus, welches ganz freundlich zu werden schien, worüber wir Andern uns um so mehr freuten, als wir in einer benachbarten Laube den kostbarsten alten Rheinwein in geschliffenen Flaschen, schönes Obst und andre gute Dinge aufgetischt sahen. Leider aber sollten wir sie nicht genießen. Denn unglücklicherweise sah von Reineck eine sehr schöne Nelke vor sich, die aber den Kopf etwas niedersenkte; er griff daher sehr zierlich mit dem Zeige- und Mittelfinger vom Stengel herauf gegen den Kelch und hob die Blume von hinten in die Höhe, so daß er sie wohl betrachten konnte. Aber auch diese zarte Berührung verdroß den Besitzer. Von Malapart erinnerte zwar höflich, aber doch steif genug und eher etwas selbstgefällig an das Oculis non manibus. Von Reineck hatte die Blume schon losgelassen, fing aber auf jenes Wort gleich Feuer und sagte mit seiner gewöhnlichen Trockenheit und Ernst: es sei einem Kenner und Liebhaber wohl gemäß, eine Blume auf die Weise zu berühren und zu betrachten; worauf er denn jenen Gest wiederholte und sie noch einmal zwischen die Finger nahm. Die beiderseitigen Hausfreunde — denn auch von Malapart hatte einen bei sich — waren nun in der größten Verlegenheit. Sie ließen einen Hasen nach dem andern laufen (dies war unsre sprichwörtliche Redensart, wenn ein Gespräch sollte unterbrochen und auf einen andern Gegenstand gelenkt werden); allein es wollte nichts verfangen: die alten Herren waren ganz stumm geworden, und wir fürchteten jeden Augenblick, von Reineck möchte jenen Akt wiederholen; da wäre es denn um uns Alle geschehen gewesen. Die beiden Hausfreunde hielten ihre Herren aus einander, indem sie selbige bald da, bald dort beschäftigten, und das Klügste war, daß wir endlich aufzubrechen Anstalt machten; und so mußten wir leider den reizenden Kredenztisch ungenossen mit dem Rücken ansehen.

Hofrath Hüsgen, nicht von Frankfurt gebürtig, reformirter Religion und deswegen keiner öffentlichen Stelle noch auch der Advokatur fähig, die er jedoch, weil man ihm als vortrefflichen Juristen viel Vertrauen schenkte, unter fremder Signatur ganz gelassen sowol in Frankfurt als bei den Reichsgerichten zu führen wußte, war wol schon sechzig Jahr alt, als ich mit seinem Sohne Schreibstunde hatte und dadurch ins Haus kam. Seine Gestalt war groß, lang, ohne hager, breit, ohne beleibt zu sein. Sein Gesicht, nicht allein von den Blattern entstellt, sondern auch des einen Auges beraubt, sah man die

erste Zeit nur mit Apprehension. Er trug auf einem kahlen Haupte immer eine ganz weiße Glockenmütze, oben mit einem Bande gebunden. Seine Schlafröcke von Kalmank oder Damast waren durchaus sehr sauber. Er bewohnte eine gar heitre Zimmerflucht auf gleicher Erde an der Allee, und die Reinlichkeit seiner Umgebung entsprach dieser Heiterkeit. Die größte Ordnung seiner Papiere, Bücher, Landkarten machte einen angenehmen Eindruck. Sein Sohn, Henrich Sebastian, der sich durch verschiedene Schriften im Kunstfach bekannt gemacht, versprach in seiner Jugend wenig. Gutmüthig, aber täppisch, nicht roh, aber doch geradezu und ohne besondere Neigung, sich zu unterrichten, suchte er lieber die Gegenwart des Vaters zu vermeiden, indem er von der Mutter Alles, was er wünschte, erhalten konnte. Ich hingegen näherte mich dem Alten immer mehr, je mehr ich ihn kennen lernte. Da er sich nur bedeutender Rechtsfälle annahm, so hatte er Zeit genug, sich auf andere Weise zu beschäftigen und zu unterhalten. Ich hatte nicht lange um ihn gelebt und seine Lehren vernommen, als ich wohl merken konnte, daß er mit Gott und der Welt in Opposition stehe. Eins seiner Lieblingsbücher war Agrippa de vanitate Scientiarum, das er mir besonders empfahl und mein junges Gehirn dadurch eine Zeit lang in ziemliche Verwirrung setzte. Ich war im Behagen der Jugend zu einer Art von Optimismus geneigt und hatte mich mit Gott oder den Göttern ziemlich wieder ausgesöhnt; denn durch eine Reihe von Jahren war ich zu der Erfahrung gekommen, daß es gegen das Böse manches Gleichgewicht gebe, daß man sich von den Uebeln wol wiederherstelle und daß man sich aus Gefahren rette und nicht immer den Hals breche. Auch was die Menschen thaten und trieben, sah ich läßlich an und fand manches Lobenswürdige, womit mein alter Herr keineswegs zufrieden sein wollte. Ja, als er einmal mir die Welt ziemlich von ihrer fratzenhaften Seite geschildert hatte, merkte ich ihm an, daß er noch mit einem bedeutenden Trumpfe zu schließen gedenke. Er drückte, wie in solchen Fällen seine Art war, das blinde linke Auge stark zu, blickte mit dem andern scharf hervor und sagte mit einer näselnden Stimme: „Auch in Gott entdeck' ich Fehler"

Mein Timonischer Mentor war auch Mathematiker; aber seine praktische Natur trieb ihn zur Mechanik, ob er gleich nicht selbst arbeitete. Eine, für damalige Zeiten wenigstens, wundersame Uhr, welche neben den Stunden und Tagen auch die Be-

wegungen von Sonne und Mond anzeigte, ließ er nach seiner Angabe verfertigen. Sonntags früh um Zehn zog er sie jedesmal selbst auf, welches er um so gewisser thun konnte, als er niemals in die Kirche ging. Gesellschaft oder Gäste habe ich nie bei ihm gesehen. Angezogen und aus dem Hause gehend erinnere ich mir ihn in zehn Jahren kaum zweimal.

Die verschiedenen Unterhaltungen mit diesen Männern waren nicht unbedeutend, und jeder wirkte auf mich nach seiner Weise. Für einen jeden hatte ich so viel, oft noch mehr Aufmerksamkeit als die eigenen Kinder, und jeder suchte an mir, als an einem geliebten Sohne, sein Wohlgefallen zu vermehren, indem er an mir sein moralisches Ebenbild herzustellen trachtete. Olenschlager wollte mich zum Hofmann, Reineck zum diplomatischen Geschäftsmann bilden, Beide, besonders Letzterer, suchten mir Poesie und Schriftstellerei zu verleiden. Hüsgen wollte mich zum Timon seiner Art, dabei aber zum tüchtigen Rechtsgelehrten haben: ein nothwendiges Handwerk, wie er meinte, damit man sich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menschen regelmäßig vertheidigen, einem Unterdrückten beistehen und allenfalls einem Schelmen etwas am Zeuge flicken könne; letzteres jedoch sei weder besonders thulich noch rathsam.

Hielt ich mich gern an der Seite jener Männer, um ihren Rath, ihren Fingerzeig zu benutzen, so forderten jüngere, an Alter mir nur wenig vorausgeschrittene mich auf zum unmittelbaren Nacheifern. Ich nenne hier vor allen Andern die Gebrüder Schlosser, und Griesbach. Da ich jedoch mit diesen in der Folge in genauere Verbindung trat, welche viele Jahre ununterbrochen dauerte, so sage ich gegenwärtig nur so viel, daß sie uns damals als ausgezeichnet in Sprachen und andern, die akademische Laufbahn eröffnenden Studien gepriesen und zum Muster aufgestellt wurden, und daß Jedermann die gewisse Erwartung hegte, sie würden einst im Staat und in der Kirche etwas Ungemeines leisten.

Was mich betrifft, so hatte ich auch wol im Sinne, etwas Außerordentliches hervorzubringen; worin es aber bestehen könne, wollte mir nicht deutlich werden. Wie man jedoch eher an den Lohn denkt, den man erhalten möchte, als an das Verdienst, das man sich erwerben sollte, so leugne ich nicht, daß, wenn ich an ein wünschenswerthes Glück dachte, dieses mir am Reizendsten in der Gestalt des Lorbeerkranzes erschien, der den Dichter zu zieren geflochten ist.

Fünftes Buch.

Für alle Vögel giebt es Lockspeisen, und jeder Mensch wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet. Natur, Erziehung, Umgebung, Gewohnheit hielten mich von allem Rohen abgesondert, und ob ich gleich mit den untern Volksklassen, besonders den Handwerkern, öfters in Berührung kam, so entstand doch daraus kein näheres Verhältniß. Etwas Ungewöhnliches, vielleicht Gefährliches zu unternehmen, hatte ich zwar Verwegenheit genug und fühlte mich wol manchmal dazu aufgelegt; allein es mangelte mir die Handhabe, es anzugreifen und zu fassen.

Indessen wurde ich auf eine völlig unerwartete Weise in Verhältnisse verwickelt, die mich ganz nahe an große Gefahr und wenigstens für eine Zeit lang in Verlegenheit und Noth brachten. Mein früheres gutes Verhältniß zu jenem Knaben, den ich oben Pylades genannt, hatte sich bis ins Jünglingsalter fortgesetzt. Zwar sahen wir uns seltner, weil unsre Eltern nicht zum Besten mit einander standen; wo wir uns aber trafen, sprang immer sogleich der alte freundschaftliche Jubel hervor. Einst begegneten wir uns in den Alleen, die zwischen dem innern und äußern Sankt-Gallen-Thor einen sehr angenehmen Spaziergang darboten. Wir hatten uns kaum begrüßt, als er zu mir sagte: „Es geht mir mit Deinen Versen noch immer wie sonst. Diejenigen, die Du mir neulich mittheiltest, habe ich einigen lustigen Gesellen vorgelesen, und keiner will glauben, daß Du sie gemacht habest.“ — ‚Laß es gut sein,‘ versetzte ich; ‚wir wollen sie machen, uns daran ergetzen, und die Andern mögen davon denken und sagen, was sie wollen!‘

„Da kommt eben der Ungläubige!“ sagte mein Freund. — ‚Wir wollen nicht davon reden,‘ war meine Antwort; ‚was

hilft's, man bekehrt sie doch nicht.' — „Mit Nichten," sagte der Freund; „ich kann es ihm nicht so hingehen lassen."

Nach einer kurzen gleichgiltigen Unterhaltung konnte es der für mich nur allzu wohlgesinnte junge Gesell nicht lassen und sagte mit einiger Empfindlichkeit gegen Jenen: „Hier ist nun der Freund, der die hübschen Verse gemacht hat, und die Ihr ihm nicht zutrauen wollt." — ‚Er wird es gewiß nicht übel nehmen,' versetzte Jener; ‚denn es ist ja eine Ehre, die wir ihm erweisen, wenn wir glauben, daß weit mehr Gelehrsamkeit dazu gehöre, solche Verse zu machen, als er bei seiner Jugend besitzen kann.' — Ich erwiderte etwas Gleichgiltiges; mein Freund aber fuhr fort: „Es wird nicht viel Mühe kosten, Euch zu überzeugen. Gebt ihm irgend ein Thema auf, und er macht Euch ein Gedicht aus dem Stegreif." — Ich ließ es mir gefallen, wir wurden einig, und der Dritte fragte mich, ob ich mich wol getraue, einen recht artigen Liebesbrief in Versen aufzusetzen, den ein verschämtes junges Mädchen an einen Jüngling schriebe, um ihre Neigung zu offenbaren. — ‚Nichts ist leichter als das,' versetzte ich; ‚wenn wir nur ein Schreibzeug hätten!' — Jener brachte seinen Taschenkalender hervor, worin sich weiße Blätter in Menge befanden, und ich setzte mich auf eine Bank, zu schreiben. Sie gingen indeß auf und ab und ließen mich nicht aus den Augen. Sogleich faßte ich die Situation in den Sinn und dachte mir, wie artig es sein müßte, wenn irgend ein hübsches Kind mir wirklich gewogen wäre und es mir in Prosa oder in Versen entdecken wollte. Ich begann daher ohne Anstand meine Erklärung und führte sie in einem, zwischen dem Knüttelvers und Madrigal schwebenden Silbenmaaße mit möglichster Naivität in kurzer Zeit dergestalt aus, daß, als ich dies Gedichtchen den Beiden vorlas, der Zweifler in Verwunderung und mein Freund in Entzücken versetzt wurde. Jenem konnte ich auf sein Verlangen das Gedicht um so weniger verweigern, als es in seinen Kalender geschrieben war und ich das Dokument meiner Fähigkeiten gern in seinen Händen sah. Er schied unter vielen Versicherungen von Bewunderung und Neigung und wünschte nichts mehr, als uns öfter zu begegnen, und wir machten aus, bald zusammen aufs Land zu gehen.

Unsre Partie kam zu Stande, zu der sich noch mehrere junge Leute von jenem Schlage gesellten. Es waren Menschen aus dem mittlern, ja, wenn man will, aus dem niedern Stande, denen es an Kopf nicht fehlte, und die auch, weil sie durch die

Schule gelaufen, manche Kenntniß und eine gewisse Bildung hatten. In einer großen reichen Stadt giebt es vielerlei Erwerbszweige. Sie halfen sich durch, indem sie für die Advokaten schrieben, Kinder der geringern Klasse durch Hausunterricht etwas weiter brachten, als es in Trivialschulen zu geschehen pflegt. Mit erwachsenern Kindern, welche konfirmirt werden sollten, repetirten sie den Religionsunterricht, liefen dann wieder den Mäklern oder Kaufleuten einige Wege und thaten sich Abends, besonders aber an Sonn- und Feiertagen, auf eine frugale Weise etwas zu Gute.

Indem sie nun unterwegs meine Liebesepistel auf das Beste herausstrichen, gestanden sie mir, daß sie einen sehr lustigen Gebrauch davon gemacht hätten; sie sei nämlich mit verstellter Hand abgeschrieben und mit einigen nähern Beziehungen einem eingebildeten jungen Manne zugeschoben worden, der nun in der festen Ueberzeugung stehe, ein Frauenzimmer, dem er von fern den Hof gemacht, sei in ihn aufs Aeußerste verliebt und suche Gelegenheit, ihm näher bekannt zu werden. Sie vertrauten mir dabei, er wünsche nichts mehr, als ihr auch in Versen antworten zu können; aber weder bei ihm noch bei ihnen finde sich Geschick dazu, weshalb sie mich inständig bäten, die gewünschte Antwort selbst zu verfassen.

Mystifikationen sind und bleiben eine Unterhaltung für müssige, mehr oder weniger geistreiche Menschen. Eine lästliche Bosheit, eine selbstgefällige Schadenfreude sind ein Genuß für Diejenigen, die sich weder mit sich selbst beschäftigen, noch nach außen heilsam wirken können. Kein Alter ist ganz frei von einem solchen Kitzel. Wir hatten uns in unsern Knabenjahren einander oft angeführt; viele Spiele beruhen auf solchen Mystifikationen und Attrapen; der gegenwärtige Scherz schien mir nicht weiter zu gehen: ich willigte ein; sie theilten mir manches Besondere mit, was der Brief enthalten sollte, und wir brachten ihn schon fertig mit nach Hause.

Kurze Zeit darauf wurde ich durch meinen Freund dringend eingeladen, an einem Abendfeste jener Gesellschaft Theil zu nehmen. Der Liebhaber wolle es diesmal ausstatten und verlange dabei ausdrücklich, dem Freunde zu danken, der sich so vortrefflich als poetischer Sekretär erwiesen.

Wir kamen spät genug zusammen; die Mahlzeit war die frugalste, der Wein trinkbar, und was die Unterhaltung betraf, so drehte sie sich fast gänzlich um die Verhöhnung des gegen-

wärtigen, freilich nicht sehr aufgeweckten Menschen, der nach wiederholter Lesung des Briefes nicht weit davon war, zu glauben, er habe ihn selbst geschrieben.

Meine natürliche Gutmüthigkeit ließ mich an einer solchen boshaften Verstellung wenig Freude finden, und die Wiederholung desselben Themas ekelte mich bald an. Gewiß, ich brachte einen verdrießlichen Abend hin, wenn nicht eine unerwartete Erscheinung mich wieder belebt hätte. Bei unserer Ankunft stand bereits der Tisch reinlich und ordentlich gedeckt, hinreichender Wein aufgestellt; wir setzten uns und blieben allein, ohne Bedienung nöthig zu haben. Als es aber doch zuletzt an Wein gebrach, rief Einer nach der Magd; allein statt derselben trat ein Mädchen herein von ungemeiner, und wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit. — „Was verlangt Ihr?" sagte sie, nachdem sie auf eine freundliche Weise guten Abend geboten; „die Magd ist krank und zu Bette. Kann ich Euch dienen?" — ‚Es fehlt an Wein,' sagte der Eine. ‚Wenn Du uns ein paar Flaschen holtest, so wäre es sehr hübsch.' — ‚Thu es, Gretchen!' sagte der Andre; ‚es ist ja nur ein Katzensprung.' — „Warum nicht?" versetzte sie, nahm ein paar leere Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen, treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde. Ich machte den Gesellen Vorwürfe, daß sie das Kind in der Nacht allein ausschickten; sie lachten mich aus, und ich war bald getröstet, als sie schon wiederkam; denn der Schenkwirth wohnte nur über die Straße. — ‚Setze Dich dafür auch zu uns!' sagte der Eine. Sie that es; aber leider kam sie nicht neben mich. Sie trank ein Glas auf unsre Gesundheit und entfernte sich bald, indem sie uns rieth, nicht gar lange beisammen zu bleiben und überhaupt nicht so laut zu werden; denn die Mutter wolle sich eben zu Bette legen. Es war nicht ihre Mutter, sondern die unserer Wirthe.

Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte mich von dem Augenblick an auf allen Wegen und Stegen: es war der erste bleibende Eindruck, den ein weibliches Wesen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand, sie im Hause zu sehen, weder

finden konnte, noch suchen mochte, ging ich ihr zu Liebe in die Kirche und hatte bald ausgespürt, wo sie saß; und so konnte ich während des langen protestantischen Gottesdienstes mich wohl satt an ihr sehen. Beim Herausgehen getraute ich mich nicht, sie anzureden, noch weniger sie zu begleiten, und war schon selig, wenn sie mich bemerkt und gegen einen Gruß genickt zu haben schien. Doch ich sollte das Glück, mich ihr zu nähern, nicht lange entbehren. Man hatte jenen Liebenden, dessen poetischer Sekretär ich geworden war, glauben gemacht, der in seinem Namen geschriebene Brief sei wirklich an das Frauenzimmer abgegeben worden, und zugleich seine Erwartung aufs Aeußerste gespannt, daß nun bald eine Antwort darauf erfolgen müsse. Auch diese sollte ich schreiben, und die schalkische Gesellschaft ließ mich durch Pylades aufs Inständigste ersuchen, allen meinen Witz aufzubieten und alle meine Kunst zu verwenden, daß dieses Stück recht zierlich und vollkommen werde.

In Hoffnung, meine Schöne wiederzusehen, machte ich mich sogleich ans Werk und dachte mir nun Alles, was mir höchst wohlgefällig sein würde, wenn Gretchen es mir schriebe. Ich glaubte Alles so aus ihrer Gestalt, ihrem Wesen, ihrer Art, ihrem Sinn heraus geschrieben zu haben, daß ich mich des Wunsches nicht enthalten konnte, es möchte wirklich so sein, und mich in Entzücken verlor, nur zu denken, daß etwas Aehnliches von ihr an mich könnte gerichtet werden. So mystifizirte ich mich selbst, indem ich meinte, einen Andern zum Besten zu haben, und es sollte mir daraus noch manche Freude und manches Ungemach entspringen. Als ich abermals gemahnt wurde, war ich fertig, versprach zu kommen und fehlte nicht zur bestimmten Stunde. Es war nur einer von den jungen Leuten zu Hause; Gretchen saß am Fenster und spann; die Mutter ging ab und zu. Der junge Mensch verlangte, daß ich's ihm vorlesen sollte; ich that es und las nicht ohne Rührung, indem ich über das Blatt weg nach dem schönen Kinde hinschielte, und da ich eine gewisse Unruhe ihres Wesens, eine leichte Röthe ihrer Wangen zu bemerken glaubte, drückte ich nur besser und lebhafter aus, was ich von ihr zu vernehmen wünschte. Der Vetter, der mich oft durch Lobeserhebungen unterbrochen hatte, ersuchte mich zuletzt um einige Abänderungen. Sie betrafen einige Stellen, die freilich mehr auf Gretchen's Zustand als auf den jenes Frauenzimmers paßten, das von gutem Hause, wohlhabend, in der Stadt bekannt und angesehen war. Nachdem der junge Mann mir die

gewünschten Aenderungen artikulirt und ein Schreibzeug herbeigeholt hatte, sich aber wegen eines Geschäfts auf kurze Zeit beurlaubte, blieb ich auf der Wandbank hinter dem großen Tische sitzen und probirte die zu machenden Veränderungen auf der großen, fast den ganzen Tisch einnehmenden Schieferplatte mit einem Griffel, der stets im Fenster lag, weil man auf dieser Steinfläche oft rechnete, sich Mancherlei notirte, ja die Gehenden und Kommenden sich sogar Notizen dadurch mittheilten.

Ich hatte eine Zeit lang Verschiedenes geschrieben und wieder ausgelöscht, als ich ungeduldig ausrief: ‚Es will nicht gehen!‘ — „Desto besser!“ sagte das liebe Mädchen mit einem gesetzten Tone; „ich wünschte, es ginge gar nicht. Sie sollten Sich mit solchen Händeln nicht befassen!“ — Sie stand vom Spinnrocken auf, und zu mir an den Tisch tretend, hielt sie mir mit viel Verstand und Freundlichkeit eine Strafpredigt. „Die Sache scheint ein unschuldiger Scherz; es ist ein Scherz aber nicht unschuldig. Ich habe schon mehrere Fälle erlebt, wo unsere jungen Leute wegen eines solchen Frevels in große Verlegenheit kamen.“ — ‚Was soll ich aber thun?‘ versetzte ich; ‚der Brief ist geschrieben, und sie verlassen sich drauf, daß ich ihn umändern werde.‘ — „Glauben Sie mir,“ versetzte sie, „und ändern ihn nicht um; ja, nehmen Sie ihn zurück, stecken Sie ihn ein, gehen Sie fort und suchen die Sache durch Ihren Freund ins Gleiche zu bringen! Ich will auch ein Wörtchen mit dreinreden; denn, sehen Sie, so ein armes Mädchen, als ich bin, und abhängig von diesen Verwandten, die zwar nichts Böses thun, aber doch oft um der Lust und des Gewinns willen manches Wagehalsige vornehmen, ich habe widerstanden und den ersten Brief nicht abgeschrieben, wie man von mir verlangte; sie haben ihn mit verstellter Hand kopirt, und so mögen sie auch, wenn es nicht anders ist, mit diesem thun. Und Sie, ein junger Mann aus gutem Hause, wohlhabend, unabhängig, warum wollen Sie Sich zum Werkzeug in einer Sache gebrauchen lassen, aus der gewiß nichts Gutes und vielleicht manches Unangenehme für Sie entspringen kann?“ — Ich war glücklich, sie in einer Folge reden zu hören; denn sonst gab sie nur wenige Worte in das Gespräch. Meine Neigung wuchs unglaublich, ich war nicht Herr von mir selbst und erwiderte: ‚Ich bin so unabhängig nicht, als Sie glauben; und was hilft mir, wohlhabend zu sein, da mir das Köstlichste fehlt, was ich wünschen dürfte!‘

Sie hatte mein Konzept der poetischen Epistel vor sich hingezogen und las es halb laut, gar hold und anmuthig. „Das ist recht hübsch," sagte sie, indem sie bei einer Art naiver Pointe innehielt; „nur Schade, daß es nicht zu einem bessern, zu einem wahren Gebrauch bestimmt ist!" — ‚Das wäre freilich sehr wünschenswerth,' rief ich aus; ‚wie glücklich müßte Der sein, der von einem Mädchen, das er unendlich liebt, eine solche Versicherung ihrer Neigung erhielte!' — „Es gehört freilich viel dazu," versetzte sie, „und doch wird Manches möglich." — ‚Zum Beispiel,' fuhr ich fort, ‚wenn Jemand, der Sie kennt, schätzt, verehrt und anbetet, Ihnen ein solches Blatt vorlegte und Sie recht dringend, recht herzlich und freundlich bäte, was würden Sie thun?' — Ich schob ihr das Blatt näher hin, das sie schon wieder mir zugeschoben hatte. Sie lächelte, besann sich einen Augenblick, nahm die Feder und unterschrieb. Ich kannte mich nicht vor Entzücken, sprang auf und wollte sie umarmen. — „Nicht küssen!" sagte sie; „das ist so was Gemeines, aber lieben, wenn's möglich ist!" Ich hatte das Blatt zu mir genommen und eingesteckt. ‚Niemand soll es erhalten,' sagte ich, ‚und die Sache ist abgethan! Sie haben mich gerettet.' — „Nun vollenden Sie die Rettung," rief sie aus, „und eilen fort, ehe die Andern kommen und Sie in Pein und Verlegenheit gerathen!" Ich konnte mich nicht von ihr losreißen; sie aber bat mich so freundlich, indem sie mit beiden Händen meine Rechte nahm und liebevoll drückte. Die Thränen waren mir nicht weit: ich glaubte ihre Augen feucht zu sehen; ich drückte mein Gesicht auf ihre Hände und eilte fort. In meinem Leben hatte ich mich nicht in einer solchen Verwirrung befunden.

Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen. Ich las meine poetische Epistel hundertmal durch, beschaute die Unterschrift, küßte sie, drückte sie an mein Herz und freute mich dieses liebenswürdigen Bekenntnisses. Je mehr sich aber mein Entzücken steigerte, desto weher that es mir, sie nicht unmittelbar besuchen, sie nicht wiedersehen und sprechen zu können; denn ich fürchtete die Vorwürfe der Vettern und ihre Zudringlich-

keit. Den guten Pylades, der die Sache vermitteln konnte, wußte ich nicht anzutreffen. Ich machte mich daher den nächsten Sonntag auf nach Niederrad, wohin jene Gesellen gewöhnlich zu gehen pflegten, und fand sie auch wirklich. Sehr verwundert war ich jedoch, da sie mir, anstatt verdrießlich und fremd zu thun, mit frohem Gesicht entgegenkamen. Der Jüngste besonders war sehr freundlich, nahm mich bei der Hand und sagte: „Ihr habt uns neulich einen schelmischen Streich gespielt, und wir waren auf Euch recht böse; doch hat uns Euer Entweichen und das Entwenden der poetischen Epistel auf einen guten Gedanken gebracht, der uns vielleicht sonst niemals aufgegangen wäre. Zur Versöhnung möget Ihr uns heute bewirthen, und dabei sollt Ihr erfahren, was es denn ist, worauf wir uns etwas einbilden, und was Euch gewiß auch Freude machen wird." Diese Anrede setzte mich in nicht geringe Verlegenheit; denn ich hatte ungefähr so viel Geld bei mir, um mir selbst und einem Freunde etwas zu Gute zu thun; aber eine Gesellschaft und besonders eine solche, die nicht immer zur rechten Zeit ihre Grenzen fand, zu gastiren, war ich keineswegs eingerichtet; ja, dieser Antrag verwunderte mich um so mehr, als sie sonst durchaus sehr ehrenvoll darauf hielten, daß Jeder nur seine Zeche bezahlte. Sie lächelten über meine Verlegenheit, und der Jüngere fuhr fort: „Laßt uns erst in die Laube sitzen, und dann sollt Ihr das Weitre erfahren." Wir saßen, und er sagte: „Als Ihr die Liebesepistel neulich mitgenommen hattet, sprachen wir die ganze Sache noch einmal durch und machten die Betrachtung, daß wir so ganz umsonst, Andern zum Verdruß und uns zur Gefahr, aus bloßer leidiger Schadenfreude Euer Talent mißbrauchen, da wir es doch zu unser Aller Vortheil benutzen könnten. Seht, ich habe hier eine Bestellung auf ein Hochzeitgedicht, sowie auf ein Leichenkarmen. Das zweite muß gleich fertig sein, das erste hat noch acht Tage Zeit. Mögt Ihr sie machen, welches Euch ein Leichtes ist, so traktirt Ihr uns zweimal, und wir bleiben auf lange Zeit Eure Schuldner." — Dieser Vorschlag gefiel mir von allen Seiten; denn ich hatte schon von Jugend auf die Gelegenheitsgedichte, deren damals in jeder Woche mehrere zirkulirten, ja besonders bei ansehnlichen Verheirathungen dutzendweise zum Vorschein kamen, mit einem gewissen Neid betrachtet, weil ich solche Dinge ebenso gut, ja noch besser zu machen glaubte. Nun ward mir die Gelegenheit angeboten, mich zu zeigen, und besonders, mich

gedruckt zu sehen. Ich erwies mich nicht abgeneigt. Man machte mich mit den Personalien, mit den Verhältnissen der Familie bekannt; ich ging etwas abseits, machte meinen Entwurf und führte einige Strophen aus. Da ich mich jedoch wieder zur Gesellschaft begab und der Wein nicht geschont wurde, so fing das Gedicht an zu stocken, und ich konnte es diesen Abend nicht abliefern. „Es hat noch bis morgen Abend Zeit," sagten sie, „und wir wollen Euch nur gestehen: das Honorar, welches wir für das Leichenkarmen erhalten, reicht hin, uns morgen noch einen lustigen Abend zu verschaffen. Kommt zu uns; denn es ist billig, daß Gretchen auch mit genieße, die uns eigentlich auf diesen Einfall gebracht hat." — Meine Freude war unsäglich. Auf dem Heimwege hatte ich nur die noch fehlenden Strophen im Sinne, schrieb das Ganze noch vor Schlafengehn nieder und den andern Morgen sehr sauber ins Reine. Der Tag ward mir unendlich lang, und kaum war es dunkel geworden, so fand ich mich wieder in der kleinen engen Wohnung neben dem allerliebsten Mädchen.

Die jungen Leute, mit denen ich auf diese Weise immer in nähere Verbindung kam, waren nicht eigentlich gemeine, aber doch gewöhnliche Menschen. Ihre Thätigkeit war lobenswürdig, und ich hörte ihnen mit Vergnügen zu, wenn sie von den vielfachen Mitteln und Wegen sprachen, wie man sich etwas erwerben könne; auch erzählten sie am Liebsten von gegenwärtig sehr reichen Leuten, die mit nichts angefangen. Andere hätten als arme Handlungsdiener sich ihren Patronen nothwendig gemacht und wären endlich zu ihren Schwiegersöhnen erhoben worden; noch Andre hätten einen kleinen Kram mit Schwefelfaden und dergleichen so erweitert und veredelt, daß sie nun als reiche Kauf- und Handelsmänner erschienen. Besonders sollte jungen Leuten, die gut auf den Beinen wären, das Beiläufer- und Mäklerhandwerk und die Uebernahme von allerlei Aufträgen und Besorgungen für unbehilfliche Wohlhabende durchaus ernährend und einträglich sein. Wir Alle hörten das gern, und Jeder dünkte sich etwas, wenn er sich in dem Augenblick vorstellte, daß in ihm selbst so viel vorhanden sei, nicht nur, um in der Welt fortzukommen, sondern sogar ein außerordentliches Glück zu machen. Niemand jedoch schien dies Gespräch ernstlicher zu führen als Pylades, der zuletzt gestand, daß er ein Mädchen außerordentlich liebe und sich wirklich mit ihr versprochen habe. Die Vermögensumstände

seiner Eltern litten nicht, daß er auf Akademien gehe; er habe sich aber einer schönen Handschrift, des Rechnens und der neuern Sprachen befleißigt und wolle nun in Hoffnung auf jenes häusliche Glück sein Möglichstes versuchen. Die Vettern lobten ihn deshalb, ob sie gleich das frühzeitige Versprechen an ein Mädchen nicht billigen wollten, und setzten hinzu, sie müßten ihn zwar für einen braven und guten Jungen anerkennen, hielten ihn aber weder für thätig noch für unternehmend genug, etwas Außerordentliches zu leisten. Indem er nun zu seiner Rechtfertigung umständlich auseinandersetzte, was er sich zu leisten getraue und wie er es anzufangen gedenke, so wurden die Uebrigen auch angereizt, und Jeder fing nun an zu erzählen, was er schon vermöge, thue, treibe, welchen Weg er zurückgelegt und was er zunächst vor sich sehe. Die Reihe kam zuletzt an mich. Ich sollte nun auch meine Lebensweise und Aussichten darstellen, und indem ich mich besann, sagte Pylades: „Das Einzige halte ich mir aus, damit wir nicht gar zu kurz kommen, daß er die äußern Vortheile seiner Lage nicht mit in Anrechnung bringe. Er mag uns lieber ein Märchen erzählen, wie er es anfangen würde, wenn er in diesem Augenblick, so wie wir, ganz auf sich selbst gestellt wäre."

Gretchen, die bis diesen Augenblick fortgesponnen hatte, stand auf und setzte sich wie gewöhnlich ans Ende des Tisches. Wir hatten schon einige Flaschen geleert, und ich fing mit dem besten Humor meine hypothetische Lebensgeschichte zu erzählen an. „Zuvörderst also empfehle ich mich Euch," sagte ich, „daß Ihr mir die Kundschaft erhaltet, welche mir zuzuweisen Ihr den Anfang gemacht habt. Wenn Ihr mir nach und nach den Verdienst der sämmtlichen Gelegenheitsgedichte zuwendet und wir ihn nicht blos verschmausen, so will ich schon zu etwas kommen. Alsdann müßt Ihr mir nicht übel nehmen, wenn ich auch in Euer Handwerk pfusche." Worauf ich ihnen denn vorerzählte, was ich mir aus ihren Beschäftigungen gemerkt hatte und zu welchen ich mich allenfalls fähig hielt. Ein Jeder hatte vorher sein Verdienst zu Gelde angeschlagen, und ich ersuchte sie, mir auch zu Fertigung meines Etats behilflich zu sein. Gretchen hatte alles Bisherige sehr aufmerksam mitangehört, und zwar in der Stellung, die sie sehr gut kleidete, sie mochte nun zuhören oder sprechen. Sie faßte mit beiden Händen ihre übereinander geschlagenen Arme und legte sie auf den Rand des Tisches. So konnte sie lange sitzen, ohne etwas An-

ders als den Kopf zu bewegen, welches niemals ohne Anlaß oder Bedeutung geschah. Sie hatte manchmal ein Wörtchen mit eingesprochen und über dieses und jenes, wenn wie in unsern Einrichtungen stockten, nachgeholfen; dann war sie aber wieder still und ruhig wie gewöhnlich. Ich ließ sie nicht aus den Augen, und daß ich meinen Plan nicht ohne Bezug auf sie gedacht und ausgesprochen, kann man sich leicht denken, und die Neigung zu ihr gab dem, was ich sagte, einen Anschein von Wahrheit und Möglichkeit, daß ich mich selbst einen Augenblick täuschte, mich so abgesondert und hilflos dachte, wie mein Märchen mich voraussetzte, und mich dabei in der Aussicht, sie zu besitzen, höchst glücklich fühlte. Pylades hatte seine Konfession mit der Heirath geendigt, und bei uns Andern war nun auch die Frage, ob wir es in unsern Planen so weit gebracht hätten. „Ich zweifle ganz und gar nicht daran," sagte ich; „denn eigentlich ist einem Jeden von uns eine Frau nöthig, um das im Hause zu bewahren und uns im Ganzen genießen zu lassen, was wir von außen auf eine so wunderliche Weise zusammenstoppeln." Ich machte die Schilderung von einer Gattin, wie ich sie wünschte, und es müßte seltsam zugegangen sein, wenn sie nicht Gretchens vollkommnes Ebenbild gewesen wäre.

Das Leichenkarmen war verzehrt, das Hochzeitgedicht stand nun auch wohlthätig in der Nähe; ich überwand alle Furcht und Sorge und wußte, weil ich viel Bekannte hatte, meine eigentlichen Abendunterhaltungen vor den Meinigen zu verbergen. Das liebe Mädchen zu sehen und neben ihr zu sein, war nun bald eine unerläßliche Bedingung meines Wesens. Jene hatten sich ebenso an mich gewöhnt, und wir waren fast täglich zusammen, als wenn es nicht anders sein könnte. Pylades hatte indessen seine Schöne auch in das Haus gebracht, und dieses Paar verlebte manchen Abend mit uns. Sie als Brautleute, obgleich noch sehr im Keime, verbargen doch nicht ihre Zärtlichkeit; Gretchens Betragen gegen mich war nur geschickt, mich in Entfernung zu halten. Sie gab Niemandem die Hand, auch nicht mir; sie litt keine Berührung; nur setzte sie sich manchmal neben mich, besonders wenn ich schrieb oder vorlas, und dann legte sie mir vertraulich den Arm auf die Schulter, sah mir ins Buch oder aufs Blatt; wollte ich mir aber eine ähnliche Freiheit gegen sie herausnehmen, so wich sie und kam so bald nicht wieder. Doch wiederholte sie oft diese Stellung, sowie alle ihre Gesten und Bewegungen sehr ein-

förmig waren, aber immer gleich gehörig, schön und reizend. Allein jene Vertraulichkeit habe ich sie gegen Niemanden weiter ausüben sehen.

Eine der unschuldigsten und zugleich unterhaltendsten Lustpartien, die ich mit verschiedenen Gesellschaften junger Leute unternahm, war, daß wir uns in das Höchster Marktschiff setzten, die darin eingepackten seltsamen Passagiere beobachteten und uns bald mit diesem bald mit jenem, wie uns Lust oder Muthwille trieb, scherzhaft und neckend einließen. Zu Höchst stiegen wir aus, wo zu gleicher Zeit das Marktschiff von Mainz eintraf. In einem Gasthofe fand man eine gut besetzte Tafel, wo die Besseren der Auf- und Abfahrenden mit einander speisten und alsdann Jeder seine Fahrt weiter fortsetzte; denn beide Schiffe gingen wieder zurück. Wir fuhren dann jedesmal nach eingenommenem Mittagsessen hinauf nach Frankfurt und hatten in sehr großer Gesellschaft die wohlfeilste Wasserfahrt gemacht, die nur möglich war. Einmal hatte ich auch mit Gretchens Vettern diesen Zug unternommen, als am Tisch in Höchst sich ein junger Mann zu uns gesellte, der etwas älter als wir sein mochte. Jene kannten ihn, und er ließ sich mir vorstellen. Er hatte in seinem Wesen etwas sehr Gefälliges, ohne sonst ausgezeichnet zu sein. Von Mainz heraufgekommen, fuhr er nun mit uns nach Frankfurt zurück und unterhielt sich mit mir von allerlei Dingen, welche das innere Stadtwesen, die Aemter und Stellen betrafen, worin er mir ganz wohl unterrichtet schien. Als wir uns trennten, empfahl er sich mir und fügte hinzu: er wünsche, daß ich gut von ihm denken möge, weil er sich gelegentlich meiner Empfehlung zu erfreuen hoffe. Ich wußte nicht, was er damit sagen wollte; aber die Vettern klärten mich nach einigen Tagen auf; sie sprachen Gutes von ihm und ersuchten mich um ein Vorwort bei meinem Großvater, da jetzt eben eine mittlere Stelle offen sei, zu welcher dieser Freund gern gelangen möchte. Ich entschuldigte mich anfangs, weil ich mich niemals in dergleichen Dinge gemischt hatte; allein sie setzten mir so lange zu, bis ich mich es zu thun entschloß. Hatte ich doch schon manchmal bemerkt, daß bei solchen Aemtervergebungen, welche leider oft als Gnadensachen betrachtet werden, die Vorsprache der Großmutter oder einer Tante nicht ohne Wirkung gewesen. Ich war so weit herangewachsen, um mir auch einigen Einfluß anzumaßen. Deshalb überwand ich, meinen Freunden zu Lieb, welche sich auf alle Weise für eine

solche Gefälligkeit verbunden erklärten, die Schüchternheit eines Enkels und übernahm es, ein Bittschreiben, das mir eingehändigt wurde, zu überreichen.

Eines Sonntags nach Tische, als der Großvater in seinem Garten beschäftigt war, um so mehr, als der Herbst herannahte, und ich ihm allenthalben behilflich zu sein suchte, rückte ich nach einigem Zögern mit meinem Anliegen und dem Bittschreiben hervor. Er sah es an und fragte mich, ob ich den jungen Menschen kenne. Ich erzählte ihm im Allgemeinen, was zu sagen war, und er ließ es dabei bewenden. „Wenn er Verdienst und sonst ein gutes Zeugniß hat, so will ich ihm um seinet- und Deinetwillen günstig sein." Mehr sagte er nicht, und ich erfuhr lange nichts von der Sache.

Seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, daß Gretchen nicht mehr spann und sich dagegen mit Nähen beschäftigte und zwar mit sehr feiner Arbeit, welches mich um so mehr wunderte, da die Tage schon abgenommen hatten und der Winter herankam. Ich dachte darüber nicht weiter nach, nur beunruhigte es mich, daß ich sie einigemal des Morgens nicht wie sonst zu Hause fand und ohne Zudringlichkeit nicht erfahren konnte, wo sie hingegangen sei. Doch sollte ich eines Tages sehr wunderlich überrascht werden. Meine Schwester, die sich zu einem Balle vorbereitete, bat mich, ihr bei einer Galanterie-Händlerin sogenannte italienische Blumen zu holen. Sie wurden in Klöstern gemacht, waren klein und niedlich. Myrten besonders, Zwergröslein und dergleichen fielen gar schön und natürlich aus. Ich that ihr die Liebe und ging in den Laden, in welchem ich schon öfter mit ihr gewesen war. Kaum war ich hineingetreten und hatte die Eigenthümerin begrüßt, als ich im Fenster ein Frauenzimmer sitzen sah, das mir unter einem Spitzenhäubchen gar jung und hübsch und unter einer seidnen Mantille sehr wohl gebaut schien. Ich konnte leicht an ihr eine Gehilfin erkennen; denn sie war beschäftigt, Band und Federn auf ein Hütchen zu stecken. Die Putzhändlerin zeigte mir den langen Kasten mit einzelnen mannichfaltigen Blumen vor; ich besah sie und blickte, indem ich wählte, wieder nach dem Frauenzimmerchen im Fenster; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich eine unglaubliche Aehnlichkeit mit Gretchen gewahr wurde, ja zuletzt mich überzeugen mußte, es sei Gretchen selbst. Auch blieb mir kein Zweifel übrig, als sie mir mit den Augen winkte und ein Zeichen gab, daß ich unsre Bekanntschaft nicht

verrathen sollte. Nun brachte ich mit Wählen und Verwerfen die Putzhändlerin in Verzweiflung, mehr als ein Frauenzimmer selbst hätte thun können. Ich hatte wirklich keine Wahl; denn ich war aufs Aeußerste verwirrt, und zugleich liebte ich mein Zaudern, weil es mich in der Nähe des Kindes hielt, dessen Maske mich verdroß, und das mir doch in dieser Maske reizender vorkam als jemals. Endlich mochte die Putzhändlerin alle Geduld verlieren und suchte mir eigenhändig einen ganzen Pappenkasten voll Blumen aus, den ich meiner Schwester vorstellen und sie selbst sollte wählen lassen. So wurde ich zum Laden gleichsam hinausgetrieben, indem sie den Kasten durch ihr Mädchen vorausschickte.

Kaum war ich zu Hause angekommen, als mein Vater mich berufen ließ und mir die Eröffnung that, es sei nun ganz gewiß, daß der Erzherzog Joseph zum römischen König gewählt und gekrönt werden solle. Ein so höchst bedeutendes Ereigniß müsse man nicht unvorbereitet erwarten und etwa nur gaffend und staunend an sich vorbeigehen lassen. Er wolle daher die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen mit mir durchgehen, nicht weniger die letzten Wahlkapitulationen, um alsdann zu bemerken, was für neue Bedingungen man im gegenwärtigen Falle hinzufügen werde. Die Diarien wurden aufgeschlagen, und wir beschäftigten uns den ganzen Tag damit bis tief in die Nacht, indessen mir das hübsche Mädchen, bald in ihrem alten Hauskleide, bald in ihrem neuen Kostüm, immer zwischen den höchsten Gegenständen des heiligen römischen Reichs hin und wieder schwebte. Für diesen Abend war es unmöglich, sie zu sehen, und ich durchwachte eine sehr unruhige Nacht. Das gestrige Studium wurde den andern Tag eifrig fortgesetzt, und nur gegen Abend machte ich es möglich, meine Schöne zu besuchen, die ich wieder in ihrem gewöhnlichen Hauskleide fand. Sie lächelte, indem sie mich ansah; aber ich getraute mich nicht, vor den Andern etwas zu erwähnen. Als die ganze Gesellschaft wieder ruhig zusammensaß, fing sie an und sagte: „Es ist unbillig, daß Ihr unserm Freunde nicht vertrauet, was in diesen Tagen von uns beschlossen worden.“ Sie fuhr darauf fort zu erzählen, daß nach unsrer neulichen Unterhaltung, wo die Rede war, wie ein Jeder sich in der Welt wolle geltend machen, auch unter ihnen zur Sprache gekommen, auf welche Art ein weibliches Wesen seine Talente und Arbeiten steigern und seine Zeit vortheilhaft

anwenden könne. Darauf habe der Vetter vorgeschlagen, sie solle es bei einer Putzmacherin versuchen, die jetzt eben eine Gehilfin brauche. Man sei mit der Frau einig geworden, sie gehe täglich so viele Stunden hin, werde gut gelohnt; nur müsse sie dort um des Anstands willen sich zu einem gewissen Anputz bequemen, den sie aber jederzeit zurücklasse, weil er zu ihrem übrigen Leben und Wesen sich gar nicht schicken wolle. Durch diese Erklärung war ich zwar beruhigt, nur wollte es mir nicht recht gefallen, das hübsche Kind in einem öffentlichen Laden und an einem Orte zu wissen, wo die galante Welt gelegentlich ihren Sammelplatz hatte. Doch ließ ich mir nichts merken und suchte meine eifersüchtige Sorge im Stillen bei mir zu verarbeiten. Hierzu gönnte mir der jüngere Vetter nicht lange Zeit, der alsbald wieder mit dem Auftrag zu einem Gelegenheitsgedicht hervortrat, mir die Personalien erzählte und sogleich verlangte, daß ich mich zur Erfindung und Disposition des Gedichtes anschicken möchte. Er hatte schon einigemal über die Behandlung einer solchen Aufgabe mit mir gesprochen, und wie ich in solchen Fällen sehr redselig war, gar leicht von mir erlangt, daß ich ihm, was an diesen Dingen rhetorisch ist, umständlich auslegte, ihm einen Begriff von der Sache gab und meine eigenen und fremden Arbeiten dieser Art als Beispiele benutzte. Der junge Mensch war ein guter Kopf, obgleich ohne Spur von poetischer Ader, und nun ging er so sehr ins Einzelne und wollte von Allem Rechenschaft haben, daß ich mit der Bemerkung laut ward: „Sieht es doch aus, als wolltet Ihr mir ins Handwerk greifen und mir die Kundschaft entziehen." — ‚Ich will es nicht leugnen,' sagte Jener lächelnd; ‚denn ich thue Euch dadurch keinen Schaden. Wie lange wird's währen, so geht Ihr auf die Akademie, und bis dahin laßt mich noch immer etwas bei Euch profitiren!' — „Herzlich gern," versetzte ich und munterte ihn auf, selbst eine Disposition zu machen, ein Silbenmaaß nach dem Charakter des Gegenstandes zu wählen, und was etwa sonst noch nöthig scheinen mochte. Er ging mit Ernst an die Sache; aber es wollte nicht glücken. Ich mußte zuletzt immer daran so viel umschreiben, daß ich es leichter und besser von vorn herein selbst geleistet hätte. Dieses Lehren und Lernen jedoch, dieses Mittheilen, diese Wechselarbeit gab uns eine gute Unterhaltung; Gretchen nahm Theil daran und hatte manchen artigen Einfall, so daß wir Alle vergnügt, ja man darf sagen glücklich waren. Sie arbeitete des Tags

bei der Putzmacherin; Abends kamen wir gewöhnlich zusammen, und unsere Zufriedenheit ward selbst dadurch nicht gestört, daß es mit den Bestellungen zu Gelegenheitsgedichten endlich nicht recht mehr fort wollte. Schmerzlich jedoch empfanden wir es, daß uns eins einmal mit Protest zurückkam, weil es dem Besteller nicht gefiel. Indeß trösteten wir uns, weil wir es gerade für unsere beste Arbeit hielten und Jenen für einen schlechten Kenner erklären durften. Der Vetter, der ein- für allemal etwas lernen wollte, veranlaßte nunmehr fingirte Aufgaben, bei deren Auflösung wir uns zwar noch immer gut genug unterhielten, aber freilich, da sie nichts einbrachten, unsre kleinen Gelage viel mäßiger einrichten mußten.

Mit jenem großen staatsrechtlichen Gegenstande, der Wahl und Krönung eines römischen Königs, wollte es nun immer mehr Ernst werden. Der anfänglich auf Augsburg im Oktober 1763 ausgeschriebene kurfürstliche Kollegialtag ward nun nach Frankfurt verlegt, und sowol zu Ende dieses Jahrs als zu Anfang des folgenden regten sich die Vorbereitungen, welche dieses wichtige Geschäft einleiten sollten. Den Anfang machte ein von uns noch nie gesehener Aufzug. Eine unserer Kanzleipersonen zu Pferde, von vier gleichfalls berittenen Trompetern begleitet und von einer Fußwache umgeben, verlas mit lauter und vernehmlicher Stimme an allen Ecken der Stadt ein weitläuftiges Edikt, das uns von dem Bevorstehenden benachrichtigte und den Bürgern ein geziemendes und den Umständen angemessenes Betragen einschärfte. Bei Rath wurden große Ueberlegungen gepflogen, und es dauerte nicht lange, so zeigte sich der Reichsquartiermeister, vom Erbmarschall abgesendet, um die Wohnungen der Gesandten und ihres Gefolges nach altem Herkommen anzuordnen und zu bezeichnen. Unser Haus lag im kurpfälzischen Sprengel, und wir hatten uns einer neuen, obgleich erfreulichern Einquartierung zu versehen. Der mittlere Stock, welchen ehmals Graf Thorane innegehabt, wurde einem kurpfälzischen Kavalier eingeräumt, und da Baron von Königsthal, Nürnbergischer Geschäftsträger, den oberen Stock eingenommen hatte, so waren wir noch mehr als zur Zeit der Franzosen zusammengedrängt. Dieses diente mir zu einem neuen Vorwand, außer dem Hause zu sein und die meiste Zeit des Tages auf der Straße zuzubringen, um das, was öffentlich zu sehen war, ins Auge zu fassen.

Nachdem uns die vorhergegangene Veränderung und Ein-

richtung der Zimmer auf dem Rathhause sehenswerth geschienen, nachdem die Ankunft der Gesandten eines nach dem andern und ihre erste solenne Gesammtauffahrt den sechsten Februar stattgefunden, so bewunderten wir nachher die Ankunft der kaiserlichen Kommissarien und deren Auffahrt, ebenfalls auf den Römer, welche mit großem Pomp geschah. Die würdige Persönlichkeit des Fürsten von Liechtenstein machte einen guten Eindruck; doch wollten Kenner behaupten, die prächtigen Livreen seien schon einmal bei einer andern Gelegenheit gebraucht worden und auch diese Wahl und Krönung werde schwerlich an Glanz jener von Karl dem Siebenten gleichkommen. Wir Jüngern ließen uns das gefallen, was wir vor Augen hatten; uns däuchte Alles sehr gut, und Manches setzte uns in Erstaunen.

Der Wahlkonvent war endlich auf den dritten März anberaumt. Nun kam die Stadt durch neue Förmlichkeiten in Bewegung, und die wechselseitigen Zeremonielbesuche der Gesandten hielten uns immer auf den Beinen. Auch mußten wir genau aufpassen, weil wir nicht nur gaffen, sondern Alles wohl bemerken sollten, um zu Hause gehörig Rechenschaft zu geben, ja manchen kleinen Aufsatz auszufertigen, worüber sich mein Vater und Herr von Königsthal, theils zu unserer Uebung, theils zu eigner Notiz, beredet hatten. Und wirklich gereichte mir dies zu besondrem Vortheil, indem ich über das Aeußerliche so ziemlich ein lebendiges Wahl- und Krönungsdiarium vorstellen konnte.

Die Persönlichkeiten der Abgeordneten, welche auf mich einen bleibenden Eindruck gemacht haben, waren zunächst die des kurmainzischen ersten Botschafters, Barons von Erthal, nachmaligen Kurfürsten. Ohne irgend etwas Auffallendes in der Gestalt zu haben, wollte er mir in seinem schwarzen, mit Spitzen besetzten Talar immer gar wohl gefallen. Der zweite Botschafter, Baron von Groschlag, war ein wohlgebauter, im Aeußern bequem, aber höchst anständig sich betragender Weltmann. Er machte überhaupt einen sehr behaglichen Eindruck. Fürst Esterhazy, der böhmische Gesandte, war nicht groß, aber wohlgebaut, lebhaft und zugleich vornehm anständig, ohne Stolz und Kälte. Ich hatte eine besondre Neigung zu ihm, weil er mich an den Marschall von Broglio erinnerte. Doch verschwand gewissermaßen die Gestalt und Würde dieser trefflichen Personen über dem Vorurtheil, das man für den brandenburgischen Gesandten, Baron von Plotho, gefaßt hatte. Dieser Mann,

der durch eine gewisse Spärlichkeit sowol in eigner Kleidung als in Livreen und Equipagen sich auszeichnete, war vom siebenjährigen Kriege her als diplomatischer Held berühmt, hatte zu Regensburg den Notarius Aprill, der ihm die gegen seinen König ergangene Achtserklärung, von einigen Zeugen begleitet, zu insinuiren gedachte, mit der lakonischen Gegenrede: „Was! Er insinuiren?“ die Treppe hinuntergeworfen oder werfen lassen. Das Erste glaubten wir, weil es uns besser gefiel und wir es auch dem kleinen, gedrungnen, mit schwarzen Feueraugen hin und wieder blickenden Manne gar wohl zutrauten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, besonders wo er ausstieg. Es entstand jederzeit eine Art von frohem Zischeln, und wenig fehlte, daß man ihm applaudirt, Vivat oder Bravo zugerufen hätte. So hoch stand der König und Alles, was ihm mit Leib und Seele ergeben war, in der Gunst der Menge, unter der sich außer den Frankfurtern schon Deutsche aus allen Gegenden befanden.

Einerseits hatte ich an diesen Dingen manche Lust, weil Alles, was vorging, es mochte sein, von welcher Art es wollte, doch immer eine gewisse Deutung verbarg, irgend ein innres Verhältniß anzeigte und solche symbolische Zeremonien das durch so viele Pergamente, Papiere und Bücher beinah verschüttete deutsche Reich wieder für einen Augenblick lebendig darstellten; andrerseits aber konnte ich mir ein geheimes Mißfallen nicht verbergen, wenn ich nun zu Hause die innern Verhandlungen zum Behuf meines Vaters abschreiben und dabei bemerken mußte, daß hier mehrere Gewalten einander gegenüberstanden, die sich das Gleichgewicht hielten und nur insofern einig waren, als sie den neuen Regenten noch mehr als den alten zu beschränken gedachten; daß Jedermann sich nur insofern seines Einflusses freute, als er seine Privilegien zu erhalten und zu erweitern und seine Unabhängigkeit mehr zu sichern hoffte. Ja, man war diesmal noch aufmerksamer als sonst, weil man sich vor Joseph dem Zweiten, vor seiner Heftigkeit und seinen vermuthlichen Planen zu fürchten anfing.

Bei meinem Großvater und den übrigen Rathsverwandten, deren Häuser ich zu besuchen pflegte, war es auch keine gute Zeit; denn sie hatten so viel mit Einholen der vornehmen Gäste, mit Bekomplimentiren, mit Ueberreichung von Geschenken zu thun. Nicht weniger hatte der Magistrat im Ganzen wie im Einzelnen sich immer zu wehren, zu widerstehn und zu prote-

stiren, weil bei solchen Gelegenheiten ihm Jedermann etwas abzwacken oder aufbürden will und ihm Wenige von Denen, die er anspricht, beistehen oder zu Hilfe kommen. Genug, mir trat Alles nunmehr lebhaft vor Augen, was ich in der Lersner'schen Chronik von ähnlichen Vorfällen bei ähnlichen Gelegenheiten, mit Bewunderung der Geduld und Ausdauer jener guten Rathsmänner, gelesen hatte.

Mancher Verdruß entspringt auch daher, daß sich die Stadt nach und nach mit nöthigen und unnöthigen Personen anfüllt. Vergebens werden die Höfe von Seiten der Stadt an die Vorschriften der freilich veralteten goldnen Bulle erinnert. Nicht allein die zum Geschäft Verordneten und ihre Begleiter, sondern manche Standes- und andre Personen, die aus Neugier oder zu Privatzwecken herankommen, stehen unter Protektion, und die Frage, wer eigentlich einquartiert wird und wer selbst sich eine Wohnung miethen soll, ist nicht immer sogleich entschieden. Das Getümmel wächst, und selbst Diejenigen, die nichts dabei zu leisten oder zu verantworten haben, fangen an, sich unbehaglich zu fühlen.

Selbst wir jungen Leute, die wir das Alles wohl mit ansehen konnten, fanden doch immer nicht genug Befriedigung für unsre Augen, für unsre Einbildungskraft. Die spanischen Mantelkleider, die großen Federhüte der Gesandten und hie und da noch einiges Andere gaben wol ein ächt alterthümliches Ansehen; Manches dagegen war wieder so halb neu oder ganz modern, daß überall nur ein buntes, unbefriedigendes, öfter sogar geschmackloses Wesen hervortrat. Sehr glücklich machte es uns daher, zu vernehmen, daß wegen der Herreise des Kaisers und des künftigen Königs große Anstalten gemacht wurden, daß die kurfürstlichen Kollegialhandlungen, bei welchen die letzte Wahlkapitulation zum Grunde lag, eifrig vorwärts gingen und daß der Wahltag auf den siebenundzwanzigsten März festgesetzt sei. Nun ward an die Herbeischaffung der Reichsinsignien von Nürnberg und Aachen gedacht, und man erwartete zunächst den Einzug des Kurfürsten von Mainz, während mit seiner Gesandtschaft die Irrungen wegen der Quartiere immer fortdauerten.

Indessen betrieb ich meine Kanzellistenarbeit zu Hause sehr lebhaft und wurde dabei freilich mancherlei kleinliche Monita gewahr, die von vielen Seiten einliefen und bei der neuen Kapitulation berücksichtigt werden sollten. Jeder Stand

wollte in diesem Dokument seine Gerechtsame gewahrt und sein Ansehen vermehrt wissen. Gar viele solcher Bemerkungen und Wünsche wurden jedoch bei Seite geschoben; Vieles blieb, wie es gewesen war; gleichwol erhielten die Monenten die bündigsten Versicherungen, daß ihnen jene Uebergehung keineswegs zum Präjudiz gereichen solle.

Sehr vielen und beschwerlichen Geschäften mußte sich indessen das Reichsmarschallamt unterziehen: die Masse der Fremden wuchs, es wurde immer schwieriger, sie unterzubringen. Ueber die Grenzen der verschiedenen kurfürstlichen Bezirke war man nicht einig. Der Magistrat wollte von den Bürgern die Lasten abhalten, zu denen sie nicht verpflichtet schienen, und so gab es bei Tag und bei Nacht stündlich Beschwerden, Rekurse, Streit und Mißhelligkeiten.

Der Einzug des Kurfürsten von Mainz erfolgte den einundzwanzigsten März. Hier fing nun das Kanoniren an, mit dem wir auf lange Zeit mehrmals betäubt werden sollten. Wichtig in der Reihe der Zeremonien war diese Festlichkeit; denn alle die Männer, die wir bisher auftreten sahen, waren, so hoch sie auch standen, doch immer nur Untergeordnete; hier aber erschien ein Souverän, ein selbstständiger Fürst, der erste nach dem Kaiser, von einem großen, seiner würdigen Gefolge eingeführt und begleitet. Von dem Pompe dieses Einzugs würde ich hier Manches zu erzählen haben, wenn ich nicht später wieder darauf zurückzukommen gedächte, und zwar bei einer Gelegenheit, die Niemand leicht errathen sollte.

An demselben Tage nämlich kam Lavater, auf seinem Rückwege von Berlin nach Hause begriffen, durch Frankfurt und sah diese Feierlichkeit mit an. Ob nun gleich solche weltliche Aeußerlichkeiten für ihn nicht den mindesten Werth hatten, so mochte doch dieser Zug mit seiner Pracht und allem Beiwesen deutlich in seine sehr lebhafte Einbildungskraft sich eingedrückt haben; denn nach mehreren Jahren, als mir dieser vorzügliche, aber eigene Mann eine poetische Paraphrase, ich glaube der Offenbarung Sankt Johannis, mittheilte, fand ich den Einzug des Antichrist Schritt vor Schritt, Gestalt vor Gestalt, Umstand vor Umstand dem Einzug des Kurfürsten von Mainz in Frankfurt nachgebildet, dergestalt, daß sogar die Quasten an den Köpfen der Isabellpferde nicht fehlten. Es wird sich mehr davon sagen lassen, wenn ich zur Epoche jener wunderlichen Dichtungsart gelange, durch welche man die alt- und neu-

testamentlichen Mythen dem Anschauen und Gefühl näher zu bringen glaubte, wenn man sie völlig ins Moderne travestirte und ihnen aus dem gegenwärtigen Leben, es sei nun gemeiner oder vornehmer, ein Gewand umhinge. Wie diese Behandlungsart sich nach und nach beliebt gemacht, davon muß gleichfalls künftig die Rede sein; doch bemerke ich hier so viel, daß sie weiter als durch Lavater und seine Nacheiferer wol nicht getrieben worden, indem Einer derselben die heiligen drei Könige, wie sie zu Bethlehem einreiten, so modern schilderte, daß die Fürsten und Herren, welche Lavatern zu besuchen pflegten, persönlich darin nicht zu verkennen waren.

Wir lassen also für diesmal den Kurfürsten Emmerich Joseph so zu sagen incognito im Kompostell eintreffen und wenden uns zu Gretchen, die ich, eben als die Volksmenge sich verlief, von Pylades und seiner Schönen begleitet (denn diese Drei schienen nun unzertrennlich zu sein) im Getümmel erblickte. Wir hatten uns kaum erreicht und begrüßt, als schon ausgemacht war, daß wir diesen Abend zusammen zubringen wollten, und ich fand mich bei Zeiten ein. Die gewöhnliche Gesellschaft war beisammen, und Jedes hatte etwas zu erzählen, zu sagen, zu bemerken, wie denn dem Einen dies, dem Andern jenes am Meisten aufgefallen war. „Eure Reden," sagte Gretchen zuletzt, „machen mich fast noch verworrner als die Begebenheiten dieser Tage selbst. Was ich gesehen, kann ich nicht zusammenreimen und möchte von Manchem gar zu gern wissen, wie es sich verhält." Ich versetzte, daß es mir ein Leichtes sei, ihr diesen Dienst zu erzeigen. Sie solle nur sagen, wofür sie sich eigentlich interessire. Dies that sie, und indem ich ihr Einiges erklären wollte, fand sich's, daß es besser wäre, in der Ordnung zu verfahren. Ich verglich nicht unschicklich diese Feierlichkeiten und Funktionen mit einem Schauspiel, wo der Vorhang nach Belieben heruntergelassen würde, indessen die Schauspieler fortspielten; dann werde er wieder aufgezogen und der Zuschauer könne an jenen Verhandlungen einigermaßen wieder Theil nehmen. Weil ich nun sehr redselig war, wenn man mich gewähren ließ, so erzählte ich Alles von Anfang an bis auf den heutigen Tag in der besten Ordnung und versäumte nicht, um meinen Vortrag anschaulicher zu machen, mich des vorhandenen Griffels und der großen Schieferplatte zu bedienen. Nur durch einige Fragen und Rechthabereien der Andern wenig gestört, brachte ich meinen Vortrag zu allgemeiner

Zufriedenheit ans Ende, indem mich Gretchen durch ihre fortgesetzte Aufmerksamkeit höchlich ermuntert hatte. Sie dankte mir zuletzt und beneidete, nach ihrem Ausdruck, alle Diejenigen, die von den Sachen dieser Welt unterrichtet seien und wüßten, wie dieses und jenes zugehe und was es zu bedeuten habe. Sie wünschte sich, ein Knabe zu sein, und wußte mit vieler Freundlichkeit anzuerkennen, daß sie mir schon manche Belehrung schuldig geworden. „Wenn ich ein Knabe wäre," sagte sie, „so wollten wir auf Universitäten zusammen etwas Rechtes lernen." Das Gespräch ward in der Art fortgeführt; sie setzte sich bestimmt vor, Unterricht im Französischen zu nehmen, dessen Unerläßlichkeit sie im Laden der Putzhändlerin wohl gewahr worden. Ich fragte sie, warum sie nicht mehr dorthin gehe; denn in der letzten Zeit, da ich des Abends nicht viel abkommen konnte, war ich manchmal bei Tage ihr zu Gefallen am Laden vorbeigegangen, um sie nur einen Augenblick zu sehen. Sie erklärte mir, daß sie in dieser unruhigen Zeit sich dort nicht hätte aussetzen wollen. Befände sich die Stadt wieder in ihrem vorigen Zustande, so denke sie auch wieder hinzugehen.

Nun war von dem nächst bevorstehenden Wahltag die Rede. Was und wie es vorgehe, wußte ich weitläuftig zu erzählen und meine Demonstration durch umständliche Zeichnungen auf der Tafel zu unterstützen; wie ich denn den Raum des Konklave mit seinen Altären, Thronen, Sesseln und Sitzen vollkommen gegenwärtig hatte. — Wir schieden zu rechter Zeit und mit sonderlichem Wohlbehagen.

Denn einem jungen Paare, das von der Natur einigermaßen harmonisch gebildet ist, kann nichts zu einer schönern Vereinigung gereichen, als wenn das Mädchen lehrbegierig und der Jüngling lehrhaft ist. Es entsteht daraus ein so gründliches als angenehmes Verhältniß. Sie erblickt in ihm den Schöpfer ihres geistigen Daseins und er in ihr ein Geschöpf, das nicht der Natur, dem Zufall oder einem einseitigen Wollen, sondern einem beiderseitigen Willen seine Vollendung verdankt, und diese Wechselwirkung ist so süß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn seit dem alten und neuen Abälard aus einem solchen Zusammentreffen zweier Wesen die gewaltsamsten Leidenschaften und so viel Glück als Unglück entsprungen sind.

Gleich den nächsten Tag war große Bewegung in der Stadt wegen der Visiten und Gegenvisiten, welche nunmehr mit dem größten Zeremoniel abgestattet wurden. Was mich

aber als einen Frankfurter Bürger besonders interessirte und zu vielen Betrachtungen veranlaßte, war die Ablegung des Sicherheitseides, den der Rath, das Militär, die Bürgerschaft nicht etwa durch Repräsentanten, sondern persönlich und in Masse leisteten: erst auf dem großen Römersaale der Magistrat und die Stabsoffiziere, dann auf dem großen Platze, dem Römerberg, die sämmtliche Bürgerschaft nach ihren verschiedenen Graden, Abstufungen und Quartieren, und zuletzt das übrige Militär. Hier konnte man das ganze Gemeinwesen mit einem Blick überschauen, versammelt zu dem ehrenvollen Zweck, dem Haupt und den Gliedern des Reichs Sicherheit und bei dem bevorstehenden großen Werke unverbrüchliche Ruhe anzugeloben. Nun waren auch Kur-Trier und Kur-Köln in Person angekommen. Am Vorabend des Wahltags werden alle Fremden aus der Stadt gewiesen, die Thore sind geschlossen, die Juden in ihrer Gasse eingesperrt, und der Frankfurter Bürger dünkt sich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer so großen Feierlichkeit bleiben darf.

Bisher war Alles noch ziemlich modern hergegangen; die höchsten und hohen Personen bewegten sich nur in Kutschen hin und wieder; nun aber sollten wir sie nach uralter Weise zu Pferde sehen. Der Zulauf und das Gedränge war außerordentlich. Ich wußte mich in dem Römer, den ich, wie eine Maus den heimischen Kornboden, genau kannte, so lange herumzuschmiegen, bis ich an den Haupteingang gelangte, vor welchem die Kurfürsten und Gesandten, die zuerst in Prachtkutschen herangefahren und sich oben versammelt hatten, nunmehr zu Pferde steigen sollten. Die stattlichsten, wohlzugerittenen Rosse waren mit reich gestickten Waldrappen überhangen und auf alle Weise geschmückt. Kurfürst Emmerich Joseph, ein schöner, behaglicher Mann, nahm sich zu Pferde gut aus. Der beiden Andern erinnere ich mich weniger, als nur überhaupt, daß uns diese rothen, mit Hermelin ausgeschlagenen Fürstenmäntel, die wir sonst nur auf Gemälden zu sehen gewohnt waren, unter freiem Himmel sehr romantisch vorkamen. Auch die Botschafter der abwesenden weltlichen Kurfürsten in ihren goldstoffnen, mit Gold überstickten, mit goldnen Spitzentressen reich besetzten spanischen Kleidern thaten unsern Augen wohl; besonders wehten die großen Federn von den alterthümlich aufgekrempten Hüten aufs Prächtigste. Was mir aber gar nicht dabei gefallen wollte, waren die kurzen modernen Beinkleider,

die weißseidenen Strümpfe und modischen Schuhe. Wir hätten Halbstiefelchen, so golden als man gewollt, Sandalen oder dergleichen gewünscht, um nur ein etwas konsequenteres Kostüm zu erblicken.

Im Betragen unterschied sich auch hier der Gesandte von Plotho wieder vor allen Andern. Er zeigte sich lebhaft und munter und schien vor der ganzen Zeremonie nicht sonderlichen Respekt zu haben. Denn als sein Vordermann, ein ältlicher Herr, sich nicht sogleich aufs Pferd schwingen konnte und er deshalb eine Weile an dem großen Eingang warten mußte, enthielt er sich des Lachens nicht, bis sein Pferd auch vorgeführt wurde, auf welches er sich denn sehr behend hinaufschwang und von uns abermals als ein würdiger Abgesandter Friedrich's des Zweiten bewundert wurde.

Nun war für uns der Vorhang wieder gefallen. Ich hatte mich zwar in die Kirche zu drängen gesucht; allein es fand sich auch dort mehr Unbequemlichkeit als Lust. Die Wählenden hatten sich ins Allerheiligste zurückgezogen, in welchem weitläuftige Zeremonien die Stelle einer bedächtigen Wahlüberlegung vertraten. Nach langem Harren, Drängen und Wogen vernahm denn zuletzt das Volk den Namen Joseph's des Zweiten, der zum römischen König ausgerufen wurde.

Der Zudrang der Fremden in die Stadt ward nun immer stärker. Alles fuhr und ging in Galakleidern, so daß man zuletzt nur die ganz goldnen Anzüge bemerkenswerth fand. Kaiser und König waren schon in Heusenstamm, einem gräflich Schönbornischen Schlosse, angelangt und wurden dort herkömmlich begrüßt und willkommen geheißen; die Stadt aber feierte diese wichtige Epoche durch geistliche Feste sämmtlicher Religionen, durch Hochämter und Predigten, und von weltlicher Seite, zu Begleitung des Te-Deum, durch unabläßiges Kanoniren.

Hätte man alle diese öffentlichen Feierlichkeiten von Anfang bis hieher als ein überlegtes Kunstwerk angesehen, so würde man nicht viel daran auszusetzen gefunden haben. Alles war gut vorbereitet; sachte fingen die öffentlichen Auftritte an und wurden immer bedeutender; die Menschen wuchsen an Zahl, die Personen an Würde, ihre Umgebungen wie sie selbst an Pracht, und so stieg es mit jedem Tage, so daß zuletzt auch ein vorbereitetes, gefaßtes Auge in Verwirrung gerieth.

Der Einzug des Kurfürsten von Mainz, welchen ausführlicher zu beschreiben wir abgelehnt, war prächtig und imposant

genug, um in der Einbildungskraft eines vorzüglichen Mannes die Ankunft eines großen geweissagten Weltherrschers zu bedeuten. Auch wir waren dadurch nicht wenig geblendet worden. Nun aber spannte sich unsere Erwartung aufs Höchste, als es hieß, der Kaiser und der künftige König näherten sich der Stadt. In einiger Entfernung von Sachsenhausen war ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magistrat sich aufhielt, um dem Oberhaupte des Reichs die gehörige Verehrung zu bezeigen und die Stadtschlüssel anzubieten. Weiter hinaus auf einer schönen geräumigen Ebene stand ein anderes, ein Prachtgezelt, wohin sich die sämmtlichen Kurfürsten und Wahlbotschafter zum Empfang der Majestäten verfügten, indessen ihr Gefolge sich den ganzen Weg entlang erstreckte, um nach und nach, wie die Reihe an sie käme, sich wieder gegen die Stadt in Bewegung zu setzen und gehörig in den Zug einzutreten. Nunmehr fuhr der Kaiser bei dem Zelt an, betrat solches, und nach ehrfurchtsvollem Empfange beurlaubten sich die Kurfürsten und Gesandten, um ordnungsgemäß dem höchsten Herrscher den Weg zu bahnen.

Wir Andern, die wir in der Stadt geblieben, um diese Pracht innerhalb der Mauern und Straßen noch mehr zu bewundern, als es auf freiem Felde hätte geschehen können, wir waren durch das von der Bürgerschaft in den Gassen aufgestellte Spalier, durch den Zudrang des Volks, durch mancherlei dabei vorkommende Späße und Unschicklichkeiten einstweilen gar wohl unterhalten, bis uns das Geläute der Glocken und der Kanonendonner die unmittelbare Nähe des Herrschers ankündigten. Was einem Frankfurter besonders wohlthun mußte, war, daß bei dieser Gelegenheit, bei der Gegenwart so vieler Souveräne und ihrer Repräsentanten die Reichsstadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverän erschien; denn ihr Stallmeister eröffnete den Zug, Reitpferde mit Wappendecken, worauf der weiße Adler im rothen Felde sich gar gut ausnahm, folgten ihm, Bediente und Offizianten, Pauker und Trompeter, Deputirte des Raths, von Rathsbedienten in der Stadtlivree zu Fuße begleitet. Hieran schlossen sich die drei Kompagnien der Bürgerkavallerie, sehr wohl beritten, dieselbigen, die wir von Jugend auf bei Einholung des Geleites und andern öffentlichen Gelegenheiten gekannt hatten. Wir erfreuten uns an dem Mitgefühl dieser Ehre und an dem Hunderttausend-Theilchen einer Souveränetät, welche gegenwärtig in ihrem vollen Glanz erschien. Die verschiedenen Ge-

folge des Reichserbmarschalls und der von den sechs weltlichen Kurfürsten abgeordneten Wahlgesandten zogen sodann schrittweise daher. Keins derselben bestand aus weniger denn zwanzig Bedienten und zwei Staatswagen, bei einigen aus einer noch größern Anzahl. Das Gefolge der geistlichen Kurfürsten war nun immer im Steigen; die Bedienten und Hausoffizianten schienen unzählig, Kur-Köln und Kur-Trier hatten über zwanzig Staatswagen, Kur-Mainz allein eben so viel. Die Dienerschaft zu Pferde und zu Fuß war durchaus aufs Prächtigste gekleidet, die Herren in den Equipagen, geistliche und weltliche, hatten es auch nicht fehlen lassen, reich und ehrwürdig angethan und geschmückt mit allen Ordenszeichen zu erscheinen. Das Gefolg der kaiserlichen Majestät übertraf nunmehr wie billig die übrigen. Die Bereiter, die Handpferde, die Reitzeuge, Schabracken und Decken zogen Aller Augen auf sich, und sechzehn sechsspännige Galawagen der kaiserlichen Kammerherren, Geheimenräthe, des Oberkämmerers, Oberhofmeisters, Oberstallmeisters beschlossen mit großem Prunk diese Abtheilung des Zugs, welche ungeachtet ihrer Pracht und Ausdehnung doch nur der Vortrab sein sollte.

Nun aber konzentrirte sich die Reihe, indem sich Würde und Pracht steigerten, immer mehr. Denn unter einer ausgewählten Begleitung eigener Hausdienerschaft, die meisten zu Fuß, wenige zu Pferde, erschienen die Wahlbotschafter sowie die Kurfürsten in Person nach aufsteigender Ordnung, Jeder in einem prächtigen Staatswagen. Unmittelbar hinter Kur-Mainz kündigten zehn kaiserliche Laufer, einundvierzig Lakaien und acht Heiducken die Majestäten selbst an. Der prächtigste Staatswagen, auch im Rücken mit einem ganzen Spiegelglas versehen, mit Malerei, Lackirung, Schnitzwerk und Vergoldung ausgeziert, mit rothem gestickten Sammt obenher und inwendig bezogen, ließ uns ganz bequem Kaiser und König, die längst erwünschten Häupter, in aller ihrer Herrlichkeit betrachten. Man hatte den Zug einen weiten Umweg geführt, theils aus Nothwendigkeit, damit er sich nur entfalten könne, theils um ihn der großen Menge Menschen sichtbar zu machen. Er war durch Sachsenhausen, über die Brücke, die Fahrgasse, sodann die Zeil hinunter gegangen und wendete sich nach der innern Stadt durch die Katharinenpforte, ein ehmaliges Thor und seit Erweiterung der Stadt ein offner Durchgang. Hier hatte man glücklich bedacht, daß die äußere Herrlichkeit der Welt seit einer Reihe von

Jahren sich immer mehr in die Höhe und Breite ausgedehnt. Man hatte gemessen und gefunden, daß durch diesen Thorweg, durch welchen so mancher Fürst und Kaiser aus- und eingezogen, der jetzige kaiserliche Staatswagen, ohne mit seinem Schnitzwerk und andern Aeußerlichkeiten anzustoßen, nicht hindurchkommen könne. Man berathschlagte, und zu Vermeidung eines unbequemen Umwegs entschloß man sich, das Pflaster aufzuheben und eine sanfte Ab- und Auffahrt zu veranstalten. In eben dem Sinne hatte man auch alle Wetterdächer der Läden und Buden in den Straßen ausgehoben, damit weder die Krone, noch der Adler, noch die Genien Anstoß und Schaden nehmen möchten.

So sehr wir auch, als dieses kostbare Gefäß mit so kostbarem Inhalt sich uns näherte, auf die hohen Personen unsere Augen gerichtet hatten, so konnten wir doch nicht umhin, unsern Blick auf die herrlichen Pferde, das Geschirr und dessen Posamentschmuck zu wenden; besonders aber fielen uns die wunderlichen, beide auf den Pferden sitzenden Kutscher und Vorreiter auf. Sie sahen wie aus einer andern Nation, ja wie aus einer andern Welt, in langen schwarz- und gelbsammtnen Röcken und Kappen mit großen Federbüschen, nach kaiserlicher Hofsitte. Nun drängte sich so viel zusammen, daß man wenig mehr unterscheiden konnte. Die Schweizergarde zu beiden Seiten des Wagens, der Erbmarschall, das sächsische Schwert aufwärts in der rechten Hand haltend, die Feldmarschälle als Anführer der kaiserlichen Garden hinter dem Wagen reitend, die kaiserlichen Edelknaben in Masse und endlich die Hatschiergarde selbst, in schwarzsammtnen Flügelröcken, alle Nähte reich mit Gold galonnirt, darunter rothe Leibröcke und lederfarbne Kamisole, gleichfalls reich mit Gold besetzt. Man kam vor lauter Sehen, Deuten und Hinweisen gar nicht zu sich selbst, so daß die nicht minder prächtig gekleideten Leibgarden der Kurfürsten kaum beachtet wurden; ja, wir hätten uns vielleicht von den Fenstern zurückgezogen, wenn wir nicht noch unsern Magistrat, der in funfzehn zweispännigen Kutschen den Zug beschloß, und besonders in der letzten den Rathsschreiber mit den Stadtschlüsseln auf rothsammtnem Kissen hätten in Augenschein nehmen wollen. Daß unsere Stadtgrenadier-Kompagnie das Ende deckte, däuchte uns auch ehrenvoll genug, und wir fühlten uns als Deutsche und als Frankfurter von diesem Ehrentag doppelt und höchlich erbaut.

Wir hatten in einem Hause Platz genommen, wo der Aufzug, wenn er aus dem Dom zurückkam, ebenfalls wieder an uns vorbei mußte. Des Gottesdienstes, der Musik, der Zeremonien und Feierlichkeiten, der Anreden und Antworten, der Vorträge und Vorlesungen waren in Kirche, Chor und Konklave so viel, bis es zur Beschwörung der Wahlkapitulation kam, daß wir Zeit genug hatten, eine vortreffliche Kollation einzunehmen und auf die Gesundheit des alten und jungen Herrschers manche Flasche zu leeren. Das Gespräch verlor sich indeß, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, in die vergangene Zeit, und es fehlte nicht an bejahrten Personen, welche jener vor der gegenwärtigen den Vorzug gaben, wenigstens in Absicht auf ein gewisses menschliches Interesse und einer leidenschaftlichen Theilnahme, welche dabei vorgewaltet. Bei Franz' des Ersten Krönung war noch nicht Alles so ausgemacht wie gegenwärtig; der Friede war noch nicht abgeschlossen, Frankreich, Kur-Brandenburg und Kur-Pfalz widersetzten sich der Wahl; die Truppen des künftigen Kaisers standen bei Heidelberg, wo er sein Hauptquartier hatte, und fast wären die von Aachen heraufkommenden Reichsinsignien von den Pfälzern weggenommen worden. Indessen unterhandelte man doch und nahm von beiden Seiten die Sache nicht aufs Strengste. Maria Theresia selbst, obgleich in gesegneten Umständen, kommt, um die endlich durchgesetzte Krönung ihres Gemahls in Person zu sehen. Sie traf in Aschaffenburg ein und bestieg eine Jacht, um sich nach Frankfurt zu begeben. Franz, von Heidelberg aus, denkt seiner Gemahlin zu begegnen; allein er kommt zu spät, sie ist schon abgefahren. Ungekannt wirft er sich in einen kleinen Nachen, eilt ihr nach, erreicht ihr Schiff, und das liebende Paar erfreut sich dieser überraschenden Zusammenkunft. Das Märchen davon verbreitet sich sogleich, und alle Welt nimmt Theil an diesem zärtlichen, mit Kindern reich gesegneten Ehepaar, das seit seiner Verbindung so unzertrennlich gewesen, daß sie schon einmal auf einer Reise von Wien nach Florenz zusammen an der venetianischen Grenze Quarantäne halten müssen. Maria Theresia wird in der Stadt mit Jubel bewillkommt, sie betritt den Gasthof „Zum Römischen Kaiser", indessen auf der Bornheimer Heide das große Zelt zum Empfang ihres Gemahls errichtet ist. Dort findet sich von den geistlichen Kurfürsten nur Mainz allein, von den Abgeordneten der weltlichen nur Sachsen, Böhmen und Hannover. Der Einzug beginnt, und was ihm an Voll-

ständigkeit und Pracht abgehen mag, ersetzt reichlich die Gegenwart einer schönen Frau. Sie steht auf dem Balkon des wohlgelegnen Hauses und begrüßt mit Vivatruf und Händeklatschen ihren Gemahl; das Volk stimmt ein, zum größten Enthusiasmus aufgeregt. Da die Großen nun auch einmal Menschen sind, so denkt sie der Bürger, wenn er sie lieben will, als Seinesgleichen, und das kann er am Füglichsten, wenn er sie als liebende Gatten, als zärtliche Eltern, als anhängliche Geschwister, als treue Freunde sich vorstellen darf. Man hatte damals alles Gute gewünscht und prophezeit, und heute sah man es erfüllt an dem erstgebornen Sohne, dem Jedermann wegen seiner schönen Jünglingsgestalt geneigt war, und auf den die Welt bei den hohen Eigenschaften, die er ankündigte, die größten Hoffnungen setzte.

Wir hatten uns ganz in die Vergangenheit und Zukunft verloren, als einige hereintretende Freunde uns wieder in die Gegenwart zurückriefen. Sie waren von Denen, die den Werth einer Neuigkeit einsehen und sich deswegen beeilen, sie zuerst zu verkündigen. Sie wußten auch einen schönen menschlichen Zug dieser hohen Personen zu erzählen, die wir so eben in dem größten Prunk vorbeiziehen gesehn. Es war nämlich verabredet worden, daß unterwegs, zwischen Heusenstamm und jenem großen Gezelte, Kaiser und König den Landgrafen von Darmstadt im Wald antreffen sollten. Dieser alte, dem Grabe sich nähernde Fürst wollte noch einmal den Herrn sehen, dem er in früherer Zeit sich gewidmet. Beide mochten sich jenes Tages erinnern, als der Landgraf das Dekret der Kurfürsten, das Franzen zum Kaiser erwählte, nach Heidelberg überbrachte und die erhaltenen kostbaren Geschenke mit Betheurung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiderte. Diese hohen Personen standen in einem Tannicht, und der Landgraf, vor Alter schwach, hielt sich an eine Fichte, um das Gespräch noch länger fortsetzen zu können, das von beiden Theilen nicht ohne Rührung geschah. Der Platz ward nachher auf eine unschuldige Weise bezeichnet, und wir jungen Leute sind einigemal hingewandert.

So hatten wir mehrere Stunden mit Erinnerung des Alten, mit Erwägung des Neuen hingebracht, als der Zug abermals, jedoch abgekürzt und gedrängter, vor unsern Augen vorbeiwogte, und wir konnten das Einzelne näher beobachten, bemerken und uns für die Zukunft einprägen.

Von dem Augenblick an war die Stadt in ununterbrochener Bewegung; denn bis Alle und Jede, denen es zukommt und von denen es gefordert wird, den höchsten Häuptern ihre Aufwartung gemacht und sich einzeln denselben dargestellt hatten, war des Hin- und Wiederziehens kein Ende, und man konnte den Hofstaat eines jeden der hohen Gegenwärtigen ganz bequem im Einzelnen wiederholen.

Nun kamen auch die Reichsinsignien heran. Damit es aber auch hier nicht an hergebrachten Händeln fehlen möge, so mußten sie auf freiem Felde den halben Tag bis in die späte Nacht zubringen wegen einer Territorial- und Geleitsstreitigkeit zwischen Kur-Mainz und der Stadt. Die letzte gab nach, die Mainzischen geleiteten die Insignien bis an den Schlagbaum, und somit war die Sache für diesmal abgethan.

In diesen Tagen kam ich nicht zu mir selbst. Zu Hause gab es zu schreiben und zu kopiren; sehen wollte und sollte man Alles, und so ging der März zu Ende, dessen zweite Hälfte für uns so festreich gewesen war. Von dem, was zuletzt vorgegangen und was am Krönungstag zu erwarten sei, hatte ich Gretchen eine treuliche und ausführliche Belehrung versprochen. Der große Tag nahte heran; ich hatte mehr im Sinne, wie ich es ihr sagen wollte, als was eigentlich zu sagen sei; ich verarbeitete Alles, was mir unter die Augen und unter die Kanzleifeder kam, nur geschwind zu diesem nächsten und einzigen Gebrauch. Endlich erreichte ich noch eines Abends ziemlich spät ihre Wohnung und that mir schon im Voraus nicht wenig darauf zu Gute, wie mein diesmaliger Vortrag noch viel besser als der erste unvorbereitete gelingen sollte. Allein gar oft bringt uns selbst, und Andern durch uns, ein augenblicklicher Anlaß mehr Freude, als der entschiedenste Vorsatz nicht gewähren kann. Zwar fand ich ziemlich dieselbe Gesellschaft, allein es waren einige Unbekannte darunter. Sie setzten sich hin zu spielen; nur Gretchen und der jüngere Vetter hielten sich zu mir und der Schiefertafel. Das liebe Mädchen äußerte gar anmuthig ihr Behagen, daß sie, als eine Fremde, am Wahltage für eine Bürgerin gegolten habe und ihr dieses einzige Schauspiel zu Theil geworden sei. Sie dankte mir aufs Verbindlichste, daß ich für sie zu sorgen gewußt und ihr zeither durch Pylades allerlei Einlässe mittels Billette, Anweisungen, Freunde und Fürsprache zu verschaffen die Aufmerksamkeit gehabt.

Von den Reichskleinodien hörte sie gern erzählen. Ich

versprach ihr, daß wir diese wo möglich zusammen sehen wollten. Sie machte einige scherzhafte Anmerkungen, als sie erfuhr, daß man Gewänder und Krone dem jungen König anprobirt habe. Ich wußte, wo sie den Feierlichkeiten des Krönungstages zusehen würde, und machte sie aufmerksam auf Alles, was bevorstand und was besonders von ihrem Platze genau beobachtet werden konnte.

So vergaßen wir an die Zeit zu denken: es war schon über Mitternacht geworden, und ich fand, daß ich unglücklicherweise den Hausschlüssel nicht bei mir hatte. Ohne das größte Aufsehen zu erregen, konnte ich nicht ins Haus. Ich theilte ihr meine Verlegenheit mit. „Am Ende," sagte sie, „ist es das Beste, die Gesellschaft bleibt beisammen." Die Vettern und jene Fremden hatten schon den Gedanken gehabt, weil man nicht wußte, wo man diese für die Nacht unterbringen sollte. Die Sache war bald entschieden; Gretchen ging, um Kaffee zu kochen, nachdem sie, weil die Lichter auszubrennen drohten, eine große messingene Familienlampe mit Docht und Oel versehen und angezündet hereingebracht hatte.

Der Kaffee diente für einige Stunden zur Ermunterung; nach und nach aber ermattete das Spiel, das Gespräch ging aus; die Mutter schlief im großen Sessel, die Fremden, von der Reise müde, nickten da und dort, Pylades und seine Schöne saßen in einer Ecke. Sie hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und schlief, auch er wachte nicht lange. Der jüngere Vetter, gegen uns über am Schiefertische sitzend, hatte seine Arme vor sich übereinandergeschlagen und schlief mit aufliegendem Gesichte. Ich saß in der Fensterecke hinter dem Tische und Gretchen neben mir. Wir unterhielten uns leise; aber endlich übermannte auch sie der Schlaf, sie lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter und war gleich eingeschlummert. So saß ich nun allein wachend, in der wunderlichsten Lage, in der auch mich der freundliche Bruder des Todes zu beruhigen wußte. Ich schlief ein, und als ich wieder erwachte, war es schon heller Tag. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurechte; sie war liebenswürdiger als je und drückte mir, als ich schied, gar herzlich die Hände. Ich schlich durch einen Umweg nach unserm Hause; denn an der Seite nach dem kleinen Hirschgraben zu hatte sich mein Vater in der Mauer ein kleines Guckfenster, nicht ohne Widerspruch des Nachbarn, angelegt. Diese Seite vermieden wir, wenn wir nach Hause kommend

von ihm nicht bemerkt sein wollten. Meine Mutter, deren Vermittelung uns immer zu Gute kam, hatte meine Abwesenheit des Morgens beim Thee durch ein frühzeitiges Ausgehen meiner zu beschönigen gesucht, und ich empfand also von dieser unschuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen.

Ueberhaupt und im Ganzen genommen machte diese unendlich mannichfaltige Welt, die mich umgab, auf mich nur sehr einfachen Eindruck. Ich hatte kein Interesse, als das Aeußere der Gegenstände genau zu bemerken, kein Geschäft, als das mir mein Vater und Herr von Königsthal auftrugen, wodurch ich freilich den innern Gang der Dinge gewahr ward. Ich hatte keine Neigung als zu Gretchen und keine andre Absicht, als nur Alles recht gut zu sehen und zu fassen, um es mit ihr wiederholen und ihr erklären zu können. Ja, ich beschrieb oft, indem ein solcher Zug vorbeiging, diesen Zug halb laut vor mir selbst, um mich alles Einzelnen zu versichern und dieser Aufmerksamkeit und Genauigkeit wegen von meiner Schönen gelobt zu werden, und nur als eine Zugabe betrachtete ich den Beifall und die Anerkennung der Andern.

Zwar ward ich manchen hohen und vornehmen Personen vorgestellt; aber theils hatte Niemand Zeit, sich um Andere zu bekümmern, und theils wissen auch Aeltere nicht gleich, wie sie sich mit einem jungen Menschen unterhalten und ihn prüfen sollen. Ich von meiner Seite war auch nicht sonderlich geschickt, mich den Leuten bequem darzustellen. Gewöhnlich erwarb ich ihre Gunst, aber nicht ihren Beifall. Was mich beschäftigte, war mir vollkommen gegenwärtig; aber ich fragte nicht, ob es auch Andern gemäß sein könne. Ich war meist zu lebhaft oder zu still und schien entweder zudringlich oder stöckig, je nachdem die Menschen mich anzogen oder abstießen; und so wurde ich zwar für hoffnungsvoll gehalten, aber dabei für wunderlich erklärt.

Der Krönungstag brach endlich an, den dritten April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehrern Verwandten und Freunden in dem Römer selbst, in einer der obern Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem Frühsten begaben wir uns an Ort und Stelle und beschauten nunmehr von oben wie in der Vogelperspektive die Anstalten, die wir Tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Spring-

brunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer, hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas Besonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit Aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begeben sich die drei Kurfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Kur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Zeremoniel beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen sowie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unteroffizieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd, ein sehr schöner, schlankgebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wamms, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sein mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir,

eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten karolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im spanischen Habit besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einherwandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherrn getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken etwas hinter ihm sein Sohn in spanischer Tracht langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge; denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Römerthüre eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Zeremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, Alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von Denen erzählen, die manches Andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu sein.

Wir Andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit; denn wir mußten an dem festlichsten Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dies alterthümliche Fest alterthümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit rothgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf das Letzte freuten wir uns am Meisten; denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen sowie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung Franz' des Ersten beigewohnt, erzählten: Maria Theresia, über die Maaßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balkonfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen und sich ihr so zu sagen als ein Gespenst Karl's des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Zepter und die wundersamen Handschuh' hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehgatten-Verhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs Höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die Vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß Alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zu ging. Wir sahen ihn sowie den ganzen volkserfüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, Alles schien nur eine Masse zu sein, die nur von einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch religiose Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und abertausend Kehlen und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand

eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dies, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hiedurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil; denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die Mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten und Jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochnen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Zepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen; denn Alles war neu daran und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karl's des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu

Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatika, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Zepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt um der günstigern Wirkung willen damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von Andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm; denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balkonfenster des großes Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor Allen schwang sich nun der schöne schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gemäß und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquehle zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratnen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und Aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein Paar prächtige, mit dem kurpfälzischen Wappen gestickte

Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am Allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf und ein Jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balkon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben, als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle preiszugeben. Diesmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, soviel es sich thun ließ, Ordnung und Maaß. Doch fielen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß, wenn Einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der Andere ihm ein Loch hineinschnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratnen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil sie das letzte Mal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davongetragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Ge-

fährlichem und Schreckhaften schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst preisgemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja, manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wiederschwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und Jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und Alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Kabinet, wohin sie vom Balkon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenübersteht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vierundvierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Kontrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthüre war bewacht, indeß gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Hausoffizianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das pfälzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronstufen erhöht unter Baldachinen Kaiser und

König in ihren Ornaten; Krone und Zepter aber lagen auf goldnen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Kurfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Kur-Mainz den Majestäten gegenüber, Kur-Trier zur Rechten und Kur-Köln zur Linken. Dieser obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Kurfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählig entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Ansehn bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das Prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen; denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle Die, welche allenfalls ein Recht hatten, sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen, erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich, Alles möglichst ins Auge zu fassen, und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintraten, suchte ich das Freie und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

Diesen glänzenden Abend gedachte ich auf eine gemüthliche Weise zu feiern; denn ich hatte mit Gretchen, mit Pylades und der Seinigen abgeredet, daß wir uns zur nächtigen Stunde irgendwo treffen wollten. Schon leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden, als ich meine Geliebten antraf. Ich reichte Gretchen den Arm, wir zogen von einem Quartier zum andern und befanden uns zusammen sehr glücklich. Die Vettern waren anfangs auch bei der Gesellschaft, verloren sich aber nachher unter der Masse des Volks. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte (die kurpfälzische zeichnete sich vorzüglich aus), war es so hell, wie

es am Tage nur sein kann. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich mich einigermaßen vermummt, und Gretchen fand es nicht übel. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als uns die Vettern wieder begegneten und von der herrlichen Erleuchtung sprachen, womit der brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen, den weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle Weise zum Besten gehabt hatte.

Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramläden verwandeltes Untergeschoß bilden eine verworrene Außenseite, die von Niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt und hatte jedes Fenster, jede Thüre, jede Oeffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und mißgebildetste aller Façaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran wie etwa an den Späßen des Pagliasso ergetzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil Jedermann etwas Vorsätzliches darin erkennen mußte, wie man denn schon vorher über das sonstige äußre Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plotho glossirt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Zeremoniel wie sein König hinauszusetzen pflege: so ging man doch lieber in das Esterhazy'sche Feenreich wieder zurück.

Dieser hohe Botschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkt vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wol noch prächtigern Prospekte verzieren lassen. Die ganze Einfassung

bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen; von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brod und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

Hier gingen wir nun zu Vieren aneinandergeschlossen höchst behaglich auf und ab, und ich an Gretchens Seite däuchte mir wirklich in jenen glücklichen Gefilden Elysiums zu wandeln, wo man die krystallnen Gefäße vom Baume bricht, die sich mit dem gewünschten Wein sogleich füllen, und wo man Früchte schüttelt, die sich in jede beliebige Speise verwandeln. Ein solches Bedürfniß fühlten wir denn zuletzt auch, und geleitet von Pylades fanden wir ein ganz artig eingerichtetes Speisehaus; und da wir keine Gäste weiter antrafen, indem Alles auf den Straßen umherzog, ließen wir es uns um so wohler sein und verbrachten den größten Theil der Nacht im Gefühl von Freundschaft, Liebe und Neigung auf das Heiterste und Glücklichste. Als ich Gretchen bis an ihre Thüre begleitet hatte, küßte sie mich auf die Stirn. Es war das erste und letzte Mal, daß sie mir diese Gunst erwies; denn leider sollte ich sie nicht wiedersehen.

Den andern Morgen lag ich noch im Bette, als meine Mutter verstört und ängstlich hereintrat. Man konnte es ihr gar leicht ansehen, wenn sie sich irgend bedrängt fühlte. — „Steh auf," sagte sie, „und mache Dich auf etwas Unangenehmes gefaßt! Es ist herausgekommen, daß Du sehr schlechte Gesellschaft besuchst und Dich in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur so viel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten untersuchen will. Bleib auf Deinem Zimmer und erwarte, was bevorsteht! Der Rath Schneider wird zu Dir kommen; er hat sowol vom Vater als von der Obrigkeit den Auftrag; denn die Sache ist schon anhängig und kann eine sehr böse Wendung nehmen."

Ich sah wohl, daß man die Sache viel schlimmer nahm, als sie war; doch fühlte ich mich nicht wenig beunruhigt, wenn auch nur das eigentliche Verhältniß entdeckt werden sollte. Der alte Messianische Freund trat endlich herein, die Thränen standen ihm in den Augen; er faßte mich beim Arm und sagte: „Es thut mir herzlich leid, daß ich in solcher Angelegenheit zu Ihnen komme. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie sich so weit verirren

könnten. Aber was thut nicht schlechte Gesellschaft und böses Beispiel! Und so kann ein junger, unerfahrner Mensch Schritt vor Schritt bis zum Verbrechen geführt werden." — ‚Ich bin mir keines Verbrechens bewußt,' versetzte ich darauf, ‚so wenig, als schlechte Gesellschaft besucht zu haben.' — „Es ist jetzt nicht von einer Vertheidigung die Rede," fiel er mir ins Wort, „sondern von einer Untersuchung und Ihrerseits von einem aufrichtigen Bekenntniß." — ‚Was verlangen Sie zu wissen?' sagte ich dagegen. Er setzte sich und zog ein Blatt hervor und fing zu fragen an: „Haben Sie nicht den N. N. Ihrem Großvater als einen Klienten zu einer *** Stelle empfohlen?" Ich antwortete: ‚Ja.' — „Wo haben Sie ihn kennen gelernt?" — ‚Auf Spaziergängen.' — „In welcher Gesellschaft?" — Ich stutzte; denn ich wollte nicht gern meine Freunde verrathen. — „Das Verschweigen wird nichts helfen," fuhr er fort; „denn es ist Alles schon genugsam bekannt." — ‚Was ist denn bekannt?' sagte ich. — „Daß Ihnen dieser Mensch durch Andere seinesgleichen ist vorgeführt worden und zwar durch ***". Hier nannte er die Namen von drei Personen, die ich niemals gesehen noch gekannt hatte, welches ich dem Fragenden denn auch sogleich erklärte. — „Sie wollen," fuhr Jener fort, „diese Menschen nicht kennen und haben doch mit ihnen öftere Zusammenkünfte gehabt!" — ‚Auch nicht die geringste,' versetzte ich; ‚denn wie gesagt, außer dem Ersten kenne ich Keinen und habe auch Den niemals in einem Hause gesehen.' — „Sind Sie nicht oft in der *** Straße gewesen?" — ‚Niemals,' versetzte ich. Dies war nicht ganz der Wahrheit gemäß. Ich hatte Pylades einmal zu seiner Geliebten begleitet, die in der Straße wohnte; wir waren aber zur Hinterthüre hereingegangen und im Gartenhause geblieben. Daher glaubte ich mir die Ausflucht erlauben zu können, in der Straße selbst nicht gewesen zu sein.

Der gute Mann that noch mehr Fragen, die ich alle verneinen konnte; denn es war mir von alle dem, was er zu wissen verlangte, nichts bekannt. Endlich schien er verdrießlich zu werden und sagte: „Sie belohnen mein Vertrauen und meinen guten Willen sehr schlecht; ich komme, um Sie zu retten. Sie können nicht leugnen, daß Sie für diese Leute selbst oder für ihre Mitschuldigen Briefe verfaßt, Aufsätze gemacht und so zu ihren schlechten Streichen behilflich gewesen. Ich komme, um Sie zu retten; denn es ist von nichts Geringerem als nachge-

machten Handschriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und ähnlichen Dingen die Rede. Ich komme nicht allein als Hausfreund; ich komme im Namen und auf Befehl der Obrigkeit, die in Betracht Ihrer Familie und Ihrer Jugend Sie und einige andre Jünglinge verschonen will, die gleich Ihnen ins Netz gelockt worden." — Es war mir auffallend, daß unter den Personen, die er nannte, sich gerade die nicht fanden, mit denen ich Umgang gepflogen. Die Verhältnisse trafen nicht zusammen, aber sie berührten sich, und ich konnte noch immer hoffen, meine jungen Freunde zu schonen. Allein der wackre Mann ward immer dringender. Ich konnte nicht leugnen, daß ich manche Nächte spät nach Hause gekommen war, daß ich mir einen Hausschlüssel zu verschaffen gewußt, daß ich mit Personen von geringem Stand und verdächtigem Aussehen an Lustorten mehr als einmal bemerkt worden, daß Mädchen mit in die Sache verwickelt seien; genug, Alles schien entdeckt bis auf die Namen. Dies gab mir Muth, standhaft im Schweigen zu sein. — „Lassen Sie mich," sagte der brave Freund, „nicht von Ihnen weggehen! Die Sache leidet keinen Aufschub; unmittelbar nach mir wird ein Andrer kommen, der Ihnen nicht so viel Spielraum läßt. Verschlimmern Sie die ohnehin böse Sache nicht durch Ihre Hartnäckigkeit!"

Nun stellte ich mir die guten Vettern und Gretchen besonders recht lebhaft vor; ich sah sie gefangen, verhört, bestraft, geschmäht, und mir fuhr wie ein Blitz durch die Seele, daß die Vettern denn doch, ob sie gleich gegen mich alle Rechtlichkeit beobachtet, sich in so böse Händel konnten eingelassen haben, wenigstens der älteste, der mir niemals recht gefallen wollte, der immer später nach Hause kam und wenig Heiteres zu erzählen wußte. Noch immer hielt ich mein Bekenntniß zurück. — ‚Ich bin mir,' sagte ich, ‚persönlich nichts Böses bewußt und kann von der Seite ganz ruhig sein; aber es wäre nicht unmöglich, daß Diejenigen, mit denen ich umgegangen bin, sich einer verwegenen oder gesetzwidrigen Handlung schuldig gemacht hätten. Man mag sie suchen, man mag sie finden, sie überführen und bestrafen: ich habe mir bisher nichts vorzuwerfen, und will auch gegen Die nichts verschulden, die sich freundlich und gut gegen mich benommen haben.' — Er ließ mich nicht ausreden, sondern rief mit einiger Bewegung: „Ja, man wird sie finden. In drei Häusern kamen diese Bösewichter zusammen. (Er nannte die Straßen, er bezeichnete die Häuser, und zum Unglück befand

sich auch das darunter, wohin ich zu gehen pflegte.) Das erste Nest ist schon ausgehoben," fuhr er fort, „und in diesem Augenblick werden es die beiden andern. In wenig Stunden wird Alles im Klaren sein. Entziehen Sie sich durch ein redliches Bekenntniß einer gerichtlichen Untersuchung, einer Konfrontation und wie die garstigen Dinge alle heißen!" — Das Haus war genannt und bezeichnet. Nun hielt ich alles Schweigen für unnütz; ja, bei der Unschuld unsrer Zusammenkünfte konnte ich hoffen, Jenen noch mehr als mir nützlich zu sein. — ‚Setzen Sie sich,' rief ich aus und holte ihn von der Thüre zurück; ‚ich will Ihnen Alles erzählen und zugleich mir und Ihnen das Herz erleichtern; nur das Eine bitte ich: von nun an keine Zweifel in meine Wahrhaftigkeit!'

Ich erzählte nun dem Freunde den ganzen Hergang der Sache, anfangs ruhig und gefaßt; doch je mehr ich mir die Personen, Gegenstände, Begebenheiten ins Gedächtniß rief und vergegenwärtigte und so manche unschuldige Freude, so manchen heitern Genuß gleichsam vor einem Kriminalgericht deponiren sollte, desto mehr wuchs die schmerzlichste Empfindung, so daß ich zuletzt in Thränen ausbrach und mich einer unbändigen Leidenschaft überließ. Der Hausfreund, welcher hoffte, daß eben jetzt das rechte Geheimniß auf dem Wege sein möchte, sich zu offenbaren (denn er hielt meinen Schmerz für ein Symptom, daß ich im Begriff stehe, mit Widerwillen ein Ungeheures zu bekennen), suchte mich, da ihm an der Entdeckung Alles gelegen war, aufs Beste zu beruhigen, welches ihm zwar nur zum Theil gelang, aber doch insofern, daß ich meine Geschichte nothdürftig auserzählen konnte. Er war, obgleich zufrieden über die Unschuld der Vorgänge, doch noch einigermaßen zweifelhaft und erließ neue Fragen an mich, die mich abermals aufregten und in Schmerz und Wuth versetzten. Ich versicherte endlich, daß ich nichts weiter zu sagen habe und wohl wisse, daß ich nichts zu fürchten brauche: denn ich sei unschuldig, von gutem Hause und wohl empfohlen; aber Jene könnten ebenso unschuldig sein, ohne daß man sie dafür anerkenne oder sonst begünstige. Ich erklärte zugleich, daß wenn man Jene nicht wie mich schonen, ihren Thorheiten nachsehen und ihre Fehler verzeihen wolle, wenn ihnen nur im Mindesten hart und Unrecht geschehe, so würde ich mir ein Leids anthun, und daran solle mich Niemand hindern. Auch hierüber suchte mich der Freund zu beruhigen; aber ich traute ihm nicht und war, als er mich zuletzt

verließ, in der entsetzlichsten Lage. Ich machte mir nun doch Vorwürfe, die Sache erzählt und alle die Verhältnisse ans Licht gebracht zu haben. Ich sah voraus, daß man die kindlichen Handlungen, die jugendlichen Neigungen und Vertraulichkeiten ganz anders auslegen würde, und daß ich vielleicht den guten Pylades mit in diesen Handel verwickeln und sehr unglücklich machen könnte. Alle diese Vorstellungen drängten sich lebhaft hinter einander vor meiner Seele, schärften und spornten meinen Schmerz, so daß ich mir vor Jammer nicht zu helfen wußte, mich die Länge lang auf die Erde warf und den Fußboden mit meinen Thränen benetzte.

Ich weiß nicht, wie lange ich mochte gelegen haben, als meine Schwester hereintrat, über meine Geberde erschrak und alles Mögliche that, mich aufzurichten. Sie erzählte mir, daß eine Magistratsperson unten beim Vater die Rückkunft des Hausfreundes erwartet, und nachdem sie sich eine Zeit lang eingeschlossen gehalten, seien die beiden Herren weggegangen und hätten unter einander sehr zufrieden, ja mit Lachen geredet, und sie glaube, die Worte verstanden zu haben: „Es ist recht gut, die Sache hat nichts zu bedeuten". — ‚Freilich,' fuhr ich auf, ‚hat die Sache nichts zu bedeuten, für mich, für uns; denn ich habe nichts verbrochen, und wenn ich es hätte, so würde man mir durchzuhelfen wissen; aber Jene, Jene,' rief ich aus, ‚wer wird ihnen beistehen!' — Meine Schwester suchte mich umständlich mit dem Argumente zu trösten, daß, wenn man die Vornehmeren retten wolle, man auch über die Fehler der Geringern einen Schleier werfen müsse. Das alles half nichts. Sie war kaum weggegangen, als ich mich wieder meinem Schmerz überließ und sowol die Bilder meiner Neigung und Leidenschaft als auch des gegenwärtigen und möglichen Unglücks immer wechselsweise hervorrief. Ich erzählte mir Märchen auf Märchen, sah nur Unglück auf Unglück und ließ es besonders daran nicht fehlen, Gretchen und mich recht elend zu machen.

Der Hausfreund hatte mir geboten, auf meinem Zimmer zu bleiben und mit Niemand mein Geschäft zu pflegen, außer den Unsrigen. Es war mir ganz recht, denn ich befand mich am Liebsten allein. Meine Mutter und Schwester besuchten mich von Zeit zu Zeit und ermangelten nicht, mir mit allerlei gutem Trost auf das Kräftigste beizustehen; ja, sie kamen sogar schon den zweiten Tag, im Namen des nun besser unterrichteten Vaters mir eine völlige Amnestie anzubieten, die ich zwar dankbar

annahm, allein den Antrag, daß ich mit ihm ausgehen und die Reichsinsignien, welche man nunmehr den Neugierigen vorzeigte, beschauen sollte, hartnäckig ablehnte und versicherte, daß ich weder von der Welt noch von dem römischen Reiche etwas weiter wissen wolle, bis mir bekannt geworden, wie jener verdrießliche Handel, der für mich weiter keine Folgen haben würde, für meine armen Bekannten ausgegangen. Sie wußten hierüber selbst nichts zu sagen und ließen mich allein. Doch machte man die folgenden Tage noch einige Versuche, mich aus dem Hause und zur Theilnahme an den öffentlichen Feierlichkeiten zu bewegen. Vergebens; weder der große Galatag, noch was bei Gelegenheit so vieler Standeserhöhungen vorfiel, noch die öffentliche Tafel des Kaisers und Königs, nichts konnte mich rühren. Der Kurfürst von der Pfalz mochte kommen, um den beiden Majestäten aufzuwarten, diese mochten die Kurfürsten besuchen, man mochte zur letzten kurfürstlichen Sitzung zusammenfahren, um die rückständigen Punkte zu erledigen und den Kurverein zu erneuern, nichts konnte mich aus meiner leidenschaftlichen Einsamkeit hervorrufen. Ich ließ am Dankfeste die Glocken läuten, den Kaiser sich in die Kapuzinerkirche begeben, die Kurfürsten und den Kaiser abreisen, ohne deshalb einen Schritt von meinem Zimmer zu thun. Das letzte Kanoniren, so unmäßig es auch sein mochte, regte mich nicht auf, und wie der Pulverdampf sich verzog und der Schall verhallte, so war auch alle diese Herrlichkeit vor meiner Seele weggeschwunden.

Ich empfand nun keine Zufriedenheit als im Wiederkäuen meines Elends und in der tausendfachen imaginären Vervielfältigung desselben. Meine ganze Erfindungsgabe, meine Poesie und Rhetorik hatten sich auf diesen kranken Fleck geworfen und drohten, gerade durch diese Lebensgewalt, Leib und Seele in eine unheilbare Krankheit zu verwickeln. In diesem traurigen Zustande kam mir nichts mehr wünschenswerth, nichts begehrenswerth mehr vor. Zwar ergriff mich manchmal ein unendliches Verlangen zu wissen, wie es meinen armen Freunden und Geliebten ergehe, was sich bei näherer Untersuchung ergeben, inwiefern sie mit in jene Verbrechen verwickelt oder unschuldig möchten erfunden sein. Auch dies malte ich mir auf das Mannichfaltigste umständlich aus und ließ es nicht fehlen, sie für unschuldig und recht unglücklich zu halten. Bald wünschte ich mich von dieser Ungewißheit befreit zu sehen und schrieb heftig drohende Briefe an den Hausfreund, daß er mir den weitern Gang der Sache

nicht vorenthalten solle. Bald zerriß ich sie wieder, aus Furcht, mein Unglück recht deutlich zu erfahren und des phantastischen Trostes zu entbehren, mit dem ich mich bis jetzt wechselsweise gequält und aufgerichtet hatte.

So verbrachte ich Tag und Nacht in großer Unruhe, in Rasen und Ermattung, so daß ich mich zuletzt glücklich fühlte, als eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat, wobei man den Arzt zu Hilfe rufen und darauf denken mußte, mich auf alle Weise zu beruhigen. Man glaubte es im Allgemeinen thun zu können, indem man mir heilig versicherte, daß alle in jene Schuld mehr oder weniger Verwickelte mit der größten Schonung behandelt worden, daß meine nächsten Freunde, so gut wie ganz schuldlos, mit einem leichten Verweise entlassen worden und daß Gretchen sich aus der Stadt entfernt habe und wieder in ihre Heimath gezogen sei. Mit dem Letztern zauderte man am Längsten, und ich nahm es auch nicht zum Besten auf; denn ich konnte darin keine freiwillige Abreise, sondern nur eine schmähliche Verbannung entdecken. Mein körperlicher und geistiger Zustand verbesserte sich dadurch nicht; die Noth ging nun erst recht an, und ich hatte Zeit genug, mir den seltsamsten Roman von traurigen Ereignissen und einer unvermeidlichen tragischen Katastrophe selbstquälerisch auszumalen.

Zur Revision des Textes.

Verglichen sind folgende Drucke:

A. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Erster Theil.

Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.

Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung. 1811. 8. XII und 515 S.

5. Goethe's Werke. Siebenzehnter Band. Stuttgart und Tübingen, daſ. 1818. Groß 8.

Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Erster Theil. (Motto wie bei A.)

5a. Desgleichen. XVII. Band. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart. 1818. (Mit Goethe's Porträt.) Zweiter Titel wie bei 5. 8. 387 S.

6. Desgleichen. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Vierundzwanzigster Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1829. 16. 342 S. Zweiter Titel wie bei 5.

6a. Dieselbe Ausgabe. 1830. 8. 342 S.

8. Goethe's poetische und prosaische Werke in zwei Bänden. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1837. Zweite Abtheilung. Lexikon-Format. 1 bis 67. (Verzeichniß des Inhalts: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Erster Theil, gedr. 1811.)

8a. Dieselbe Ausgabe 1846. Zweiter Band. Zweite Abtheilung. S. 613 bis 675.

9. Goethe's sämmtliche Werke in vierzig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Zwanzigster Band. Unter des ꝛc. (wie zu 6). Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1840. Schillerformat. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung von Goethe. (Das Motto wie in A.) Erster Theil. 260 S.

11a. Dasselbe in dreißig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Siebenzehnter Band. Daſ. 1851.

Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Erster Theil. (Das Motto wie in A.) Groß 8. S. 1 bis 194.

14a. Dasselbe in vierzig Bänden. Zweiundzwanzigster Band. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1869. (Schillerformat.) 169 S.

15. Dasselbe. Vollständige Ausgabe in fünfzehn Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Neunter Band. Das. 1872. 8. VI. S. 1 bis 169.

K. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Goethe's Werke. Neunter Band. Hildburghausen. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1868.
Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Erster Theil. (Das Motto wie in A.) 8. S. 1 bis 185.

Die Titel der in der Einleitung, der Textrevision und in den Anmerkungen wiederholt angeführten Schriften sind in nachstehender Weise abgekürzt:

Adelung: Dessen Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart. 4 Thle. 1774 bis 1801.

Archiv: Das für Frankfurt's Geschichte und Kunst. I. (Heft 1—4) und II. (Heft 5—8). 1838—1858.

Archiv N. F.: Dasselbe Neue Folge. I. 1860; II. 1862; III. 1865; IV. 1869; V. 1872.

Battonn, I.: Dessen Oertliche Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M.; herausgegeben von D. Euler. 6 Hefte, 1861—71.

Belli-G., Leben oder nur Belli: Leben in Frankfurt a. M. Auszüge der Frag- und Anzeigungs-Nachrichten 1722 bis 1821. Gesammelt u. s. w. von Maria Belli geb. Gontard. 10 Bde. 1850.

Belli-G., Erinnerungen: Deren Lebens-Erinnerungen. Frankfurt a. M. 1872.

Bernays: Dessen Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes. Berlin. 1866.

Ehrengedächtniß: Das der römischen Krönungswahl und Krönung Joseph's des Zweiten. Augsburg. 1765.

Fries: Dessen Abhandlung vom sogenannten Pfeifer-Gericht, so in ... Frankfurt a. M. von uralten Zeiten her ... gehalten zu werden pflegt. Frankfurt a. M. 1752.

Glover: Goethe als Mensch und Schriftsteller von Friedrich Glover (Pseudonym von Vogler). Halberstadt. 1824.

Goedeke, Grundr: Dessen Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. I. u. II. 1859. III.

Görres, Volksb: Dessen die teutschen Volksbücher. Heidelberg. 1807.

Grimm's Wörterb. oder nur Grimm: Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig. Seit 1854.

Gwinner, Kunst oder nur Gwinner: Dessen Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. 1862.
Gwinner, Zusätze: Dessen Zusätze und Berichtigungen zu Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. 1867.
Heyden, Gallerie: Dessen Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter. 1861.
Hüsgen: Dessen Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunstsachen. 1780.
Jöcher: Dessen Allgemeines Gelehrten-Lexikon. Leipzig. 1750—1751.
Jördens: Dessen Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 6 Bde. Leipzig. 1806 bis 1811.
Kalender: Des Heil. Röm. Reichs Freie Wahl- und Handelsstadt Frankfurt a. M. verbesserter Raths- und Stadt-Kalender auf die Jahre 1757 bis 1765.
Kriegk's Frankfurt: Dessen Geschichte von Frankfurt a. M. 1871.
Kriegk's Senckenberg: Desselben Die Brüder Senckenberg. Nebst einem Anhang über Goethe's Jugendzeit. Frankfurt a. M. 1869.
Lehmann, Goethe's Sprache: Dessen Goethe's Sprache und ihr Geist. Berlin. 1852.
Lehmann, Luther: Desselben Luther's Sprache in seiner Uebersetzung des Neuen Testaments. Halle. 1873.
Lersner: Dessen (Achilles Augustus von L.) Der weitberühmten freien Reichs-, Wahl- und Handelsstadt Frankfurt am Mayn Chronica oder Ordentliche Beschreibung u. s. w. I. 1706. II. 1734.
Mittheilungen oder Mitth.: Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. I. 1860; II. 1864; III. 1868. IV. 1873.
Musculus: Dessen Alphabetisches Namen-Register der in Goethe's Werken erwähnten Personen u. s. w. Stuttg. u. Tüb. 1842.
Nagler: Neues allgemeines Künstler-Lexikon u. s. w. München. 1841.
Olenschlager, G. B.: Dessen Neue Erläuterung der Guldenen Bulle Kaysers Carls des IV. Frankfurt a. M. und Leipzig. 1766.
Pierer: Dessen Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart. 5. Aufl. Altenburg.
Riemer, Mittheilungen: Dessen Mittheilungen über Goethe. 2 Bde. Berlin. 1841.
Römer-B., Wahl: Die Wahl und Krönung der deutschen Kaiser zu Frankfurt a. M. von Römer-Büchner. Frankfurt a. M. 1858.
Sanders, Fremdw.: Dessen Fremdwörterbuch. 2 Bde. Leipzig. 1871.
Sanders, Hauptschw.: Dessen kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. Berlin. 1872.
Sanders, Wörterb. oder nur Sanders: Dessen Wörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig. I. 1860. II. 1865.
Sanders, Rechtschr.: Dessen Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland. Berlin. 1873.
Stricker, Bez. oder Beziehungen oder nur Stricker: Dessen Goethe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Ein Kommentar zu Wahrheit und Dichtung. Frankfurt a. M. 1862.
Volger, Vaterh. oder nur Volger: Dessen Goethe's Vaterhaus. Frankfurt a. M. 1863.
Weismann, Knabenzeit: Dessen Aus Goethe's Knabenzeit 1757 bis 1759. Frankfurt a. M. 1846.
Werke oder Goethe's Werke, ohne weitern Zusatz bezeichnen stets Goethe's Werke in der vorliegenden Berliner Ausgabe von G. Hempel.

Zur Revision des Textes.

Varianten, Druckfehler und andre sprachliche Bemerkungen.

Seite Zeile

1. 2 v. o. **Dichtung und Wahrheit** A, 5, 5a, 6, 6a und K; **Wahrheit und Dichtung** von 8 bis einschl. 15.
Die Umstellung ist erst nach Goethe's Tode erfolgt, ohne daß Riemer und Eckermann, welche sie 1836 vornahmen, behauptet hätten, Goethe habe sie angeordnet. Letzteres hätte auch erst nach 1830 (6a) geschehen sein können. Was Beide als berechtigte Herausgeber des Goethischen Nachlasses in solcher Art vorschrieben, verpflichtete allerdings den Verleger Cotta, nicht aber andere Herausgeber, welche an den ursprünglichen und ächten Goethischen Text gebunden sind. Die Sache ist ganz klar; denn Riemer (Mittheilungen, I. S. 397) berichtet: „Auf ähnliche Weise hatte er, nach meinem Vorschlag, für diese Biographie den Titel **Aus meinem Leben und Wahrheit und Dichtung** beifällig aufgenommen, mit der kleinen Umstellung von **Dichtung und Wahrheit** aus euphonischen Gründen, weil in jener Verbindung zwei gleiche Buchstaben sich stoßen" (zwei d). Zwar hat Goethe selbst in den Annalen vom Jahr 1811 (zuerst 1830, Bd. XXII. S. 63 der Ausg. letzter Hand), in den Gedichten (Werke, II. S. 423; zuerst 1815) und in dem Briefe an Zelter Nr. 711 die Form **Wahrheit und Dichtung** gebraucht, aber niemals als Titel in den Werken, selbst nicht in dem posthumen vierten Bande seiner Lebensbeschreibung.
3. 1 v. o. **Vorwort** als Ueberschrift ist unser Zusatz.
4. letzte. **andern** Künsten, im Unterschiede von der Poesie.
5. 22 v. o. **Hierzu** nach 6; **Hiezu** A.

Erstes Buch.

7. 8 v. u. Zweimaliger Wechsel von **man** mit **uns** (**wir**), der dritten mit der ersten Person; so oft, z. B. im folgenden Theil S. 19. Z. 9 v. u.; die Participia sind gleichwerthig.
8. 3 v. o. **die** seit 6; **der** A und 5. Vgl. S. 9. Z. 10, wo schon in A die weibliche Form.
4 v. o. **welche** nach 6 und 11a mit K; auf **Hausflur** bezüglich, da **diese** Thür und Gitterwerk hatte; **welcher** fehlerhaft in 14a und 15 nach A, wo jedoch **Hausflur** an dieser Stelle männlich.
8 v. o. **Geräms**; s. Sanders' Wörterb. nach **Rahmen**: **Rähmig, Gerähms**, Ein-, Umrahmung, Gitterwerk, **Beischlag**; Ofengeräms (Kurz), Eisenkrems (B. Auerbach).
9. 12 v. o. **erinnere** A, 15, K; **erinnerte** Fehler in 6, 8 und 9.
23 v. o. **bewahrt** A und 15; **aufbewahrt** 5 und flgd., auch K. Die erste Lesart verdient den Vorzug, weil das **bewahren** =

Seite Zeile

custodire (vergl. Grimm's Wörterb. und Sanders unter „wahren") vom Bewachen des Wildes üblich und hier sich mit dem Nähren gut verbindet, was bei aufbewahren weniger der Fall sein würde. Vgl. Werke, VIII. S. 372. Z. 1: „so bewahrt er die Landstraße".

10. 8 v. o. Sommerszeit, adverbialer Akkusativ, wie Zeitlebens (Zeit seines Lebens), die erste Zeit, S. 13. Z 10, und die im Akkusativ stehenden Wochentage in Die Lustigen von Weimar (Werke, I. S. 95). Sanders (Wörterb.) führt an Bahrdt (1. 87): „Nur Sommerszeit wurden sie auf den freien Platz geführt" und Zinkgräff (2. 55): „Ein Schalk ging Winterszeit über die Gass." Sonst bei Goethe adverbiale Genitive, z. B. S. 14 Markttages und Bd. XXI. S. 51 Messenzeits.

9 v. u. doppeltes Furchtbare A, danach 15; doppelt Furchtbares seit 5, danach K. Es sind zwei Furchtbarkeiten gemeint, während die zweite Lesart eine einzige, verstärkte, bedeuten könnte.

11. 3 v. o. Nadel, d. i. Nadirnadel, bildl. für Stich.

11 v. o. ausgesprochen, Verdeutschung von prononcirt.

20 v. o. Solitario bosco, im italienischen Original Solitario o bosco (s. Anm. Nr. 14).

13. 15 v. o. dazu; nicht zum Ueberlassen, sondern zur Aufnahme.

16 v. o. auf eine Zeit lang; andere Ausgaben z. B. 9 auf eine Zeitlang. Bode braucht, wie sein Lebelang, auch das Substantiv Zeitlang (s. Sanders unter lang 2 b). Vergl. S. 101. Z. 10 v. o. „eine Zeit lang" und unten zu S. 153. Z. 14 „für eine Zeit lang".

22 v. o. Gemeine, Schlechte, ja Niederträchtige; vgl. Divan, S. 88.

28 v. o. ab wandelte seit 8; abwandelte A, 5, 6.

14. 9 v. o. sich verlieren in die und in dem.

16 v. o. Pfarreisen A, 5, 15; Pfarreisens 6 und flgd., K. Als Name eines Platzes unveränderlich (s. Anmerkung Nr. 18e).

24 v. o. Neue Kräme nach der Benennung als Straße, auch in ältern Schriften; das Neue Kräm der Ausgaben nicht schriftgemäß.

26 v. o. Zeil; hier ist umgekehrt die apostrophirte Form zugleich die schriftgemäße, welche sich so seit dem 16. Jahrhundert, in welchem die Zeil noch Viehmarkt hieß, in Urkunden und Plänen bis heute findet; s. Mittheilungen, I. 98 u. 99 und Kriegk's Gesch. von Frankfurt a. M., S. 487 „Darmstädter Hof auf der Zeil". Frau Belli-Gontard schreibt allerdings einmal Zeile (Leben in Frankfurt, IV. 26), ebenso mit allen übrigen Ausgaben auch K und 15.

„ „ zu ging besser als zuging A, 6, 15, K; wie S. 9. Z. 6 v. u. zu lagen, S. 53. Z. 19 auf die wir zu gingen u. sonst.

8 v. u. Stallburg; nach den Stadtkalendern 1757 ff. richtiger Stalburg (s. Anm. 19).

15. 8 v. o. Grav'schen; alle Ausgaben Grave'schen. Es war jedoch der Formschneider Hans Grav aus Amsterdam, der den Plan i. J. 1553 in Holz schnitt (Gwinner, Kunst und Künstler, S. 68; Mitth., III. S. 404 flgd.; Archiv, N. F. I. 277 und 278).

15 v. o. herumzuspazieren 6 flgd., 15, K; herzuspazieren A, 5.

16. 3 v. o. Manns A, K, 14a, 15; Mannes 5 und danach bis 11a. S. den Spruch in Anm. Nr. 23.

19 v. o. burgemeisterlichen A, 11a, 14a, 15, K; burgermeisterlichen 5, 6, 8, 9.

26 v. o. Thürstücke; nämlich die Gemälde über den fünf Thüren; in der englischen Uebersetzung richtig: the paintings over the doors; Thierstücke Druckfehler in 5 u. 6, durch 8 beseitigt. Vgl. unten zu S. 104. Z. 8.

Seite Zeile

16. 11 v. u. mit Augen zu erleben, d. h. in mit eigenen Augen gesehener, selbsterlebter Wirklichkeit. Fr. Glover, S. 13, bemerkt hierzu: „Warum nicht auch mit den Ohren!" Der Gegensatz ruht zwischen der im Bilde dargestellten und der in Wirklichkeit zu schauenden, als Zuschauer zu erlebenden Krönung; die Vorstellung des Hörens ist nirgends erweckt. Der Ausdruck ist ebenso anschaulich als richtig. Vergl. unten S. 87 „mit Augen gesehen".

8 v. u. wahrsten Freund; Glover ebenda bemerkt: „Ist undeutsch, es sollte heißen: besten Freund". Aber in Grimm's Wörterb. findet man (unter „Freund", I. 1) auch „wahrer Freund"; vergl. bei Sanders (unter „wahr", I. 2) Logau's Vers: „bei welchem freies Wahre, der Freundschaft Seele wohnt." Dem falschen, dem Scheinfreunde steht der wahre gegenüber.

17. 2 v. o. den Frankfurtern ... entgelten ließ; diese Konstruktion mit dem Dativ, minder korrekt als mit dem Akkusativ, kommt auch bei Lessing vor (I. 511): „Warum soll ich meiner Gesundheit seine Grobheit entgelten lassen" (Citat bei Sanders). Grimm führt ein Beispiel von Thümmel (IV. 331) an: „den Enkeln entgelten lassen".

17 v. o. von Freund- und Feinden; in den Ausgaben von Freund und Feinden. Ein Divis ist hier nothwendig; anders, wenn gesagt wäre: von Freund und Feind.

13 v. u. Gesperr = Sperrung, Sperr-Werk oder -Zeug, Gerümpel; s. Sanders unter Sperr 2d und e.

5 v. u. gefolgten (franz. suivi), wie holl. gevolgt van, obschon folgen ein Intransitivum. Sanders (Rechtschreibung, S. 19) weist den Gebrauch eines solchen Partizips schon für d. J. 1725 nach, ebenso (im Wörterbuch) bei Möser, Wieland, Schiller, Immermann, Rückert u. s. w.

19. 12 v. o. plagen und placken, verstärkend, alliterirend wie „biegen und bücken" und ähnliche Formeln; beide Verba von demselben Stamm.

18 v. o. Eintritt A, K; Eintritt die Cotta'schen Ausgaben seit 5, auch 15. Das Folgende spricht für die erste Lesart: es waren eben Reisige; ihnen war nur der feierliche Eintritt in corpore verboten, keineswegs der Eintritt, wenigstens nicht den Einzelnen.

8 v. u. Reiter A, 5a, 11a, 14, 15, K; Ritter, Druckfehler in 5, fortgepflanzt in 6, 8, 9. Die Bezeichnung „bürgerliche Reiter" ist die herkömmliche, entsprechend dem obigen „bürgerliche Kavallerie" (Z. 10 v. u.); s. S. 177. Verschieden davon das eigentliche Militair, das Reichskontingent.

20. 5 v. u. Urtheile, d. i. Urtel, gerichtliche Erkenntnisse.

21. 1 v. o. Baß = Fagott (franz. basson). Goethe entnahm die Bezeichnungen der Instrumente wörtlich Fries' Pfeifergericht, S. 138: „der eine bläset eine sogenannte alte Schalmei, der andere einen Baß, und der dritte einen Pommer oder Oboe, Instrumenten, so dermal (1752) wenig oder gar nicht mehr im Gebrauch sind".

letzte. Stäbchen; davor zu ergänzen: ein. Vergl. Faust (Werke, XII. S. 150. V. 3): „das Stäbchen bricht".

22. 5 v. o. Altvordern; „für Vorfahren" bemerkt Glover (S. 17) tadelnd. Es ist ein von Goethe oft gebrauchtes, auch bei Wieland und Platen vorkommendes alt- und mittelhochdeutsches Wort; s. Grimm, I. 275.

15 v. o. Quelle A, 5, 15, K; Quellen Druckfehler in 6 8, 9, 11a.

10 v. u. verfehlten A, 5a; verfehlen Druckf. in 5, 6, beseitigt in 8.

Seite Zeile

22. 7 v. u. erinnern seit 5; erinneren A.

23. 3 v. o. luftig mit 14a; luftig die übrigen Ausgaben; es ist aber unsers Erachtens ein Druckfehler, da die Freiheit und Weite der die Hinterfront des Hauses einnehmenden offnen Flurräume sachlich und gleichsam architektonisch geschildert werden soll. Volger (Goethe's Vaterhaus, S. 87 u. 116) schreibt aus genauester Anschauung der Lokalität heraus ohne Weiteres „luftig". Die mehreren Fenster (Z. 4) sind eben die an der Hinterseite des Hauses angebrachten Fenster der Flurräume, der „Vorsäle", und sowol wegen der freien Lage an der Treppe, als wegen dieser Fenster (drei nach Volger, S. 104) werden diese Vorsäle, mit dem Ausblick auf weite offne Gärten, im Gegensatz zu den dunklern Zimmern der Straßenfront, „luftig" genannt, eine Bezeichnung, welche sich an die vorhergehenden hell, heiter und frei eng anschließt. „Lustige Vorsäle" geben dagegen kein Bild der Räumlichkeit. Die Bezeichnung der Flurräume als „Vorsäle" ist thüringisch, nicht frankfurtisch.

19 v. o. Keyßler (A bis 15 u. K) nennt sich der Verfasser selbst auf dem Titelblatt seiner Reisen (s. unten Anmerk. Nr. 32); in Kayser's Bücherlexikon ungenau Keysler.

" " Nemeitz (6 bis 15 u. K) gleichfalls nach dem Titelblatt seiner Schriften; auch von Loen (Kleine Schriften, I; Moral. Schilderey'n, Abschn. 3. S. 122) schreibt ihn ebenso; A dagegen Nemeiz.

19 v. u. Raths erholen; s. Werke, Bd. XIX. S. 272, und Grimm's Wörterb., III. S. 854, 7 b.

24. 6 v. o. bestätigen = bestärken; nach dem italienischen confirmarsi.

9 v. o. weil; man erwartet daß.

15 v. o. Hirt A, nach Hüsgen's Nachrichten, S. 162 bis 166, beibehalten in 5 und 6; Hirth seit 8 auch in 9, 11, 14a, 15 und K, nach Musculus' Namen-Register und Heyden's Gallerie, S. 369. Die Richtigkeit der ersten Schreibart bestätigen Gwinner, Kunst, S. 525, Hirt's daselbst angegebene eigne Chiffre v. J. 1750, 1755 und 1768 und seine Todesanzeige bei Belli-Gontard, Leben, VI. 13.

22 v. o. Schütz ist richtige Schreibart, obwol die Chiffer des Malers bisweilen auch Schüz lautet (unter einer Kreidezeichnung der Huldigung zu Frankfurt v. J. 1766: Schüz fecit).

23 v. o. Sachtleben A und 5, nach Hüsgen S. 184; ebenso in 14 u. 15; Sachtlebens seit 6 bis 11; K dagegen die niederländische Form Sachtleeven, die jedoch Saftleven oder Zachtleeven lautet (s. Verzeichniß der Dresdn. Gemälde-Galerie, S. 236 und 243, Kugler's Kunstgeschichte und Nagler's Künstlerlexikon). Die hochdeutsche Form des Namens kommt bei Goethe auch Bd. XXVI. S. 281 (40bdg. Ausg. v. 1840) vor. Sanders, und er sicherlich nicht allein, hat in dem Namen eine Bezeichnung gewisser Gemälde, einer Nebenart der Stilleben, zu erblicken geglaubt (s. dessen Wörterb. unter den Zusammensetzungen von Leben). Aber „auf dem Wege" heißt hier in der Manier des (s. Hüsgen, S. 184).

24 v. o. Juncker nach Hüsgen, S. 167, Gwinner, S. 281 f., seiner dort angegebenen Namens-Chiffer, Heyden, Gallerie, S. 371, und nach den Familien-Anzeigen bei Belli-Gontard, Leben, II. 64, und VI. 106; Junker in allen Ausgaben und bei Musculus.

25 v. o. Stilleben nach der schon Werke, Bd. IV. S. 268 eingeführten Schreibart; sonst Stillleben.

Seite Zeile

24. 12 v. u. Seekatz seit 8, ebenso bei Musculus, Stricker's Beziehungen, S. 29, Nagler u. Belli-Gontard, Leben, VI. 51; Seekaz bis 6, ebenso bei Gwinner (S. 393. Nr. 19 u. 49 unten, S. 413 und passim).
" " Brinckmann 8, 11a, 15, K, nach Musculus und Nagler; Brinkmann A, 5, 6, 9.
26. 17 v. o. Donner und Blitzen; auch Donner steht in dieser Verbindung in der Mehrheit; vergl. oben S. 17. Z. 17 „Freund- und Feinden".
27. 5 v. u. Ober-Yssel; nach dem Issel-Fluß: Over-Jjssel (s. Kiepert's Hand-Atlas, Karte Nr. 20).
3 v. u. -Wendungen, d. h. Sprach-, Redewendungen, Phrasen. Deshalb ist der in den übrigen Ausgaben fehlende Divis nothwendig.
28. 12 v. o. Frühzeitigkeiten, Verdeutschung von praecocitas, précocité.
11 v. u. Sein sonstiger Ernst und Trockenheit schien A, danach 14a u. 15; Sein sonstiger Ernst und seine Trockenheit schienen 5, und danach 6, 8, 9 bis 11 a und K. Die erste Lesart war wiederherzustellen; Goethe liebt es, nah verwandte Begriffe als eine Einheit zu behandeln, wie dies der Sprachgebrauch in gewissen Fällen gestattet (z. B. der Grund und Boden ist theuer), so S. 35: „Wohnung und Laden lag", und Werke, XXI. S. 87: „bei dem wenigen Glaube, Liebe und Hoffnung". Unserem Fall entspricht die Stelle S. 149. Z. 14 und 15: „mit seiner gewöhnlichen Trockenheit und Ernst".
10 v. u. Nach beleben ist zu ergänzen: „sobald von Italien die Rede war".
29. 11 v. o. lange A, 5a; lang 5, 6, K.
14 v. o. Mitwerber, Verdeutschung von Concurrenten; bei Goethe auch Mitbewerber; s. Sanders unter Werber.
30. 12 v. o. Alterthümlichkeiten, Verdeutschung von Antiquitäten.
31. 2 v. u. Vetter im ältern Sinne für Neffe; eigentlich nur von väterlichen Verwandten.
32. 12 v. o. öfter A, 5, 14, 15a; öfters 6, 8, 9, 11a u. K.
5 v. u. Großeltern; Großvätern Druckfehler in 5 und 6, beseitigt in 8.
33. 6 v. o. Rebgeländer; Rebengeländer s. Werke, Bd. I. S. 54.
9 v. o. die Rabatten sowie die Beete; die ersteren sind die kleineren Schmalbeete (vom ital. rabbattere, verkürzen, verkleinern) zur Einfassung der Gartenwege, wie franz. platebandes, engl. platbands. Sanders (Wörterb. und Fremdwörterb.) allegirt Goethe's Wahlverw. (Werke, XV. 137) und Jean Paul's Fat., 1. 125 „Blumenrabatten der Freude".
15, 17 v. o. Reihe.... büsche.... eröffnete, ein Kollektiv-Hauptwort mit einem abhängigen Plural, während das Verbum im Singular steht, (s. Sanders, Hauptschwier., S. 129). Dagegen Werke, XXI. S. 113. Z. 10: „ein Dutzend junge Leute gingen"; s. unten zu S. 145. Z. 9. u. 10.
17, 18 v. u. einen schönen Nelkenflor nach 6, 8 flgd. bis 15; eine schöne Nelkenflor A u. 5, und danach K. Auch unten S. 148 haben die letzten drei Ausgaben die weibliche Form: „eine sehr schöne Nelkenflor", während unmittelbar darauf folgt des Flors, der Flor. Goethe wendet sonst stets die männliche Form an, z. B. Werke, XVIII. S. 274, „die auf zahlreiche Nelkenstöcke verwendete Sorgfalt versprach den mannichfaltigsten Flor" (citirt von Sanders). Heyse's Fremdwörter-

Seite Zeile

buch, kennt gleichfalls Flor nur als Masculinum. Diese Form, nach Grimm's Wörterb. erst im 18. Jahrhundert aufgekommen (Günther, Kant), ist bei Goethe sehr häufig. Zu Grunde liegt das lat. flos, ital. il fiore. Die weibliche Form ist dagegen gerechtfertigt, wo im botanischen Sinne die Flora gemeint ist; s. Humboldt's Kosmos, I. 375 „die Alpen-Flor".

33. 14 v. u. Wachsthum männlich, aber auch sächlich; s. S. 66. Z. 10 v. u.

13 v. u. verwandter Gewächse A und danach 14a und 15: Genitiv abhängig von Zwiebeln, Wechsel der Präposition von und des Genitivs; verwandten Gewächse, Aenderung in 5 und danach 6, 8, 9: Genitiv abhängig von Sortiren der, nicht dem Sinne entsprechend; verwandten Gewächsen abhängig vom vorhergegangenen von („Zwiebeln von"), sinngemäße Aenderung in 11a und K. Zu dieser Aenderung fehlt jedoch ein Grund, da die ursprüngliche Lesart, bei richtiger Konstruktion, den beabsichtigten Sinn vollkommen und richtig ausdrückt.

4 v. u. Sammtmütze A, 15, K; Sammetmütze 6, 11a.

34. 4 v. o. Großstuhl = Großvaterstuhl.

„ „ und so A, 5a, 11a, 14a, 15, K; und 5, 6, 9.

10 v. o. Seefahrten und Länderentdeckungen, d. i. Bücher darüber.

15 v. u. Empfang A; Empfange 6.

35. 17 v. u. Fähigkeit; Fähigkeiten Druckfehler in 14a und 15.

7 v. u. Materialhändler A u. 5; Materialienhändler seit 6 bis 15 und K. Zur Aenderung liegt jedoch kein Grund vor; das Bestimmungswort (Material) braucht nicht im Plural zu stehn, wenn auch der Waaren mehrere sind (z. B. Knopffabrik). Sanders' Fremdwörterbuch kennt: Materialgeschäft und Materialhändler.

6 v. u. Melber seit 8; Melbert A, 5, 6 und danach irrig in K. Der Name lautet Melber in den Familien-Nachrichten der Belli-Gontard, namentlich Leben, III. 132 u. 133, sowie in der Korrespondenz Goethe's mit seinem Vetter, dem Arzt Joh. Georg David Melber; s. Augsb. Allg. Zeitung vom 17. Oktober 1873, S. 1400. In späteren Familienbriefen des Goethischen Hauses an die Frankfurter Verwandten wird der Name gleichfalls irrthümlich Melbert geschrieben (Privatmittheilung); s. auch Stricker's Beziehungen, S. 28. Melber heißt der Mehlhändler noch heute in Nürnberg und München, Melberei die Handlung.

4 v. u. lag; s. oben zu S. 28. Z. 11 v. u.

3 v. u. uns scheuten zu verlieren; das uns gehört zu verlieren, und scheuen ist unreflektirt gebraucht, wie im Divan (Werke, Bd. IV), II. 2. V. 6, und Werke, XIX. Nr. 583; Voß, Odyssee, VI. V. 66.

letzte. Süßholz d. i. Lakritzen.

36. 1 v. o. Zeltlein die Lakritzenstangen; Zeltchen sind Zuckerplätzchen, Konfekt. Der Pfefferküchler heißt auch Lebzeltner.

2 v. o. allmählich. Die Schreibung allmählig in 14a und 15 erklärt J. Grimm für durchaus „falsch" und Sanders für „verwerflich". Analogie von „gemächlich".

20 v. o. Prallstein so auch in Rameau's Neffe (Werke, XXXI. 87) = borne, Prell-, Eckstein. In Frankfurt heißen sie Schutzsteine (Volger, S. 88 u. 89) oder Abweisssteine (Kriegk, Senckenberg, S. 320).

14 v. u. Starck; so bei Kriegk, ebenda S. 347; in Leben der Belli-G., II. 66. III. 15, 82 u. 130. IV. 96 u. 97; Stricker's Beziehungen,

Seite Zeile

S. 28, im Kalender 1757 ff. und in einer Buchanzeige S. 260 Bd. II der Mittheilungen; Stark dagegen in A. 6, den übrigen Ausgaben, bei Musculus, Gwinner's Kunst, S. 256, u. sonst (z. B. S. 504 des Archivs N. F. Bd. III).

37. 22 v. o. Tugenden und ihren Aeußerungen. Bezieht sich ihren auf die Tugenden oder auf die Abgesonderten? Obgleich zunächst eine Antwort, also eine Aeußerung eines solchen Separatisten mitgetheilt wird, möchten doch Aeußerungen der Tugenden dieser Leute gemeint sein, so daß ihren als deren zu verstehen ist. Denn auch jene Antwort war Aeußerung einer Tugend, des „Vertrauens auf die gute Sache".

14 v. u. geringeres nach A u. 6; Geringeres 15 verdient den Vorzug.

38. 12 v. o. Stufen d. i. Metall-, Mineral-, Steinstufen.

6 v. u. ihm d. h. dem Knaben, dem jungen Priester, der zwar mehrere Sätze vorher, aber zunächst nicht genannt war. Er liegt aber der ganzen Darstellung, wenn auch nicht stets genannt, als handelndes Subjekt zu Grunde.

39. 5 v. o. Kerzen A u. 5; Kerzchen seit 6, ohne Grund, da auch vorher (S. 38) zwischen der Form „Räucherkerzen" und „-kerzchen" abgewechselt wird.

Zweites Buch.

41. 13 v. o. Theilnahmen. Die seltene, aber auch sonst bei Goethe, Schiller und Varnhagen von Sanders (unter den Kompositis von „Nahme") nachgewiesene Mehrzahl, zur Uebereinstimmung mit dem vorhergehenden „Unternehmungen"; sonst hätte „Theilnehmungen" näher gelegen.

8 v. u. Krönungshimmel = Baldachin, wie S. 187. Z. 27, und in „Himmelbett".

42. 11 v. o. tüschen, wofür tuschen üblicher; beide Formen belegt bei Sanders, II. 1404. Vergl. Werther (Werke, XIV. S. 128): „seine Anstalten tuschten einen Auflauf", und vertuschen.

17 v. o. Agitation, wie Aufregung, im passiven Sinne = Aufgeregtheit.

44. 14 v. u. Anmaßung A u. 5, wiederhergestellt in 14a und 15; es ist die Anmaßung gemeint, mit dem Puppenspiel Stücke aufführen zu wollen, für welche es nicht berechnet war; Anmaßungen 6, 8, 9, 11a und K.

47. 9 v. o. Sarsche, Sersche, Serge, ein geköperter Wollenstoff. (Sanders.)

" " Berkan, Perkan, Barakan, eine Art Kamlott (das.).

10 v. o. Ballette, gold- oder silberbewickelte Pergamentstreifen zur Verzierung der Knopflöcher (das), Deminutiv von balle, Kugel.

9 v. u. lächelnde Antwort, d. i. lächelnd ertheilte.

48. 5 v. o. Sachen A, 5, 6, 8, 9, 11a u. K; Sache in 14a und 15; an sich wäre die Einzahl zulässig, da eine einzelne bestimmte Angelegenheit zu behandeln ist; aber worauf gründet sich diese Lesart? Vergl. im Faust (Werke, XII. S. 120): „Machst Deine Sachen schlecht".

49. 10, 11 v. u. ein sonst ich weiß nicht was; Gallizismus: un je ne sais quoi, oder Italismus: un non so che.

6 v. u. großen beschatteten A u. 5a; weggeblieben in 5 und danach in 6 u. flgde. bis 11a; restituirt in 14a, 15 u. K.

50. 14, 15 v. u. bedeutendern; nicht im Sinne von größer, da ja der innere Raum kleiner sein muß, sondern von interessanter, wichtiger, bedeutungsvoller (belangreich im Holländischen), wie oft z. B. S. 14. Z. 4 v. u.

Seite Zeile

51. 21,22 v. o. auf einen Zwischenraum A und 5, danach 14, 15 u. K; auf einem Zwischenraum Druckfehler in 6 bis 11a.

16 v. u. daß ich mich nicht ... konnte. Dieser Schlußsatz nicht abhängig von „hinderte", sondern von „festhielt" (so, daß ich).

53. 12 v. u. unter; 14a in, Druckfehler.

6 v. u. Spielen mit 11a, 14a, 15 u. K; spielen A, 5, 6, 8 u. 9. Spielen ist hier Zeitwort, was allerdings bei der ursprünglichen Schreibweise mehr hervortritt.

55. 10 v. o. Wohnstuben; Wochenstuben Druckfehler in A.

21 v. o. gesehen hätte A, 5a, 14a, 15; richtig als abhängig von „bekennen", d. h. denken, sich gestehn; gesehen hatte 5, 6 u. flgd., auch K. Vergl. S. 54. Z. 23 v. o. „begriff ich wohl, daß ich keine Ursache hätte", und das. Z. 5 u. 6 v. u. „vergessen daß ... in der Welt wäre".

56. 1 v. o. Kasten zur Uebereinstimmung mit S. 55. Z. 19 v. o., obwol A Kästen liest.

13 v. u. übrig gebliebene nach A u. 6; übrig gebliebenen Druckfehler in 9.

57. 4 v. o. solchen ... der oder so ... daß er (talem ... qualis).

6 v. u. und dachte A u. 5a, wonach 14a und 15; und ich dachte 5 ohne Grund, beibehalten in 6 bis 11a u. K.

5 v. u. verkühlte sich; Glover bemerkt (S. 13) für: „kühlte sich ab"; er scheint die Verse in Schiller's Glocke nicht gekannt zu haben: „Bis die Glocke sich verkühlet, Laßt die strenge Arbeit ruhn".

58. 6 v. o. daß ich nicht, pleonastische Verneinung, wovon Sanders unter hindern mehrere Beispiele von Wieland, Tieck, Stahr u. A. giebt. Die Verneinung nach den Zeitwörtern verbieten, verhindern, warnen, u. s. w. entspricht ganz der Luther'schen Sprache, vergl. Matth. 9, 9: „verbot ihnen Jesus, daß sie Niemand sagen sollten", ebenso 16, 20, u. Marc. 3, 43 u. 9, 9. Siehe Lehmann, Luther's Sprache, S. 101.

11 v. o. trutzig nach A u. 5 restituirt, da das Wort hier poetisch-humoristisch gebraucht ist und den naiven Vortrag charakterisirt. Seit 6 sonst trotzig, welche Form wir im Allgemeinen (z. B. S. 61. Z. 15 v. u. Leidenstrotz) beibehalten.

2 v. u. wie einen kleinen Teich, Gallizismus: former comme un petit étang.

63. 11 v. o. ein Leids oder Leides, das Neutrum des Eigenschaftsworts als Hauptwort; Sanders führt Beispiele aus der neuesten Zeit (von Gutzkow und Hackländer) an. Bekannt ist der Vers im Erlkönig: „Erlkönig hat mir ein Leids gethan".

18 v. o. die Charakter nach A u. 6; Charaktere 5a, 11a. Ebenso S. 68. Z. 18 v. u. Goethe braucht beide Formen, wie auch Wieland (s. Sanders' Fremdw., und unten zu S. 129 u. 148).

19 v. o. eine Zeit lang seit 6; A u. 5 eine Zeitlang; s. oben zu S. 13. Z. 16.

64. 2 v. o. Thronen mit schwacher Flexion zur Uebereinstimmung mit Kronen, während die starke (Throne) jetzt üblicher ist. Becker (Schulgrammatik, 7. Aufl., S. 130 d) bezeichnet erstere jedoch als die Regel. Im 2. Verse des Kirchenliedes des Frankfurter Schütz: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut" steht:

„O Herrscher aller Thronen"!

Bei Klopstock am Schlusse des 20. Gesanges des Messias: „war's

Seite Zeile

selber der Thronen Erste nicht"; dieselbe Form braucht Schlegel in der Uebersetzung von Shakespeare's „Was Ihr wollt" (I, 1).

64. 16 v. o. forderte seit 6; foderte (niederdeutsche, dialektische Form) A und 5.

8 v. u. sein; das; in den Ausgaben: sein. Das.

65. 5 v. o. Aufgaben Jener, nicht etwa die der Einbildungskraft und des Scharfsinnes, sondern jener Knaben; Aufgabe giebt J. Grimm (Wörterb., I.) mit Proposition, Problem, Pensum wieder; jene Knaben hatten dem kleinen Wolfgang ein Räthsel zu lösen aufgegeben; Angaben wäre flacher. Jener 5a u. K; jener A, 5 bis 15. Erste Schreibart vorzuziehen wegen der Beziehung auf Personen, die vorgedachten Knaben.

66. 10 v. u. Vor Aber ein Punkt in A u. 5; seit 6 ein Semikolon. Es fehlt an einem durchgreifenden Grunde zur Aenderung; S. 68. Z. 14 v. u. fängt auch ein selbstständiger Satz mit Zwar an.

67. 18 v. o. Vor „verdoppelt und schärft" ein dasselbe zu suppliren; das Subjekt bleibt.

23 v. o. in völlig bürgerlicher Ruhe, d. h. in völliger b. R. (in völlig-bürgerlicher) oder völlig in b. R.

7 v. u. drei Religionen; einzelne Ausgaben (14a) irrig die R.

68. 4 v. u. Häckel; alle Ausgaben Häkel, auch Musculus; Hüsgen (S. 183) und Gwinner's Kunst, S. 281, schreiben Heckel. Häckel lautet aber der Name bei Belli-Gontard, Leben, IV. 36 u. 170 (seine und seiner Frau Todes-Anzeigen) und in Siebmacher's Wappenbuch v. J. 1734, sowie auch in Stricker's Beziehungen, S. 28. Es existirt gegenwärtig auch eine Familie von Heckel und ein Maler dieses Namens.

2 v. u. Antoniusgasse; üblicher ist Döngesgasse oder Töngesgasse.

69. 3 v. o. eine (A) fehlt in 6, 8, 9, 11a, restituirt in 14a, 15 u. K.

10 v. o. vom Anfang bis zum Ende 6, 6a, 8a, 9 und K; vom Anfang bis zu Ende A, 5, 5a, 14a und 15; von Anfang bis zu Ende 11a. Nur die erste und die dritte Lesart erscheinen korrekt, die letzte an sich vorzüglicher, doch fehlt ihr das Zeugniß einer maßgebenden Ausgabe.

17 v. o. Lindheimer seit 8; Lindheim bis 6, welche verkürzte Form der Name jedoch erst bei der Nobilitirung der Familie erhielt. Vergl. Belli-Gontard, Leben, IV. 20, und II. 50.

70. 8 v. o. in Gunsten, nach Analogie von mit Gunsten, zu Gunsten; der Plural von Gunst nur in diesen Formen.

14 v. o. hier A, 5; fehlt in 6, 8, 9 u. K; restituirt in 11a, 14a, 15. In 6 wollte man offenbar das unmittelbare Aufeinanderfolgen von zwei hier vermeiden.

5 v. u. Verdienst männlich, im Sinne von erworbenem Gelde oder sonstigem zeitlichen Gut. Sanders führt u. a. Lessing an (12, 19): „daß ich diesen Verdienst auch in Göttingen beibehalten könnte", und Galater 2, 3. S. unten zu S. 162. Z. 14 v. u.

71. 22 v. o. vorzüglicher geographischen nach A und 6.

14 v. u. zu nach A, 5 bis 11a u. K; zur ohne Autorität 14a u. 15.

9 v. u. Senckenberg seit 8 richtig; s. Die Brüder Senckenberg, von Kriegk, und Belli-Gontard, Leben, III. 14. 47. IV. 57 und sonst; Senkenberg A, 5, 6 u. K.

3 v. u. lang A, 5 bis 14a u. K.; lange ohne Autorität 15.

72. 14 v. o. Aeußere A u. 15; ebenso im nächsten Theil S. 86. Z. 2; Aeußeres 5 und danach 6 bis 14a u. K.

Seite Zeile

72. 13 v. u. anatomisches } seit 5. anatomisch } A.
12 v. u. chemisches } chemisch }
letzte. ebenso (s. Sanders' Hauptschwierigkeiten, S. 160a oben); eben so A u. 6.

73. 6 v. u. Creuz seit 8, richtig nach Jördens, I. 347, u. Goedeke, Grundr., II. 568; Kreutz A u. 6; Kreuz 5.

74. 1 v. o. im Gegentheil = dagegen, im Gegensatz zu der frühern, dem Vater angenehmern Epoche.
4 v. u. Portia nach Klopstock (Ausg. des Messias 1780 u. letzter Hand, sechster und siebenter Gesang: „Portia, jugendlich schön, das Weib Pilatus des Römers"); Porcia alle Ausgaben nach dem lateinischen Porcia (Porcius); Shakespeare im „Kaufmann von Venedig": Porzia.
2 v. u. Todte Meer; in dieses, als das Meer der Verdammniß, auf die Trümmer von Gomorra, hat Eloa die Feinde Gottes gestürzt, nicht in das Rothe Meer, wie alle übrigen Ausgaben lesen (s. den neunten und zehnten Gesang des Messias).

75. 11 v. o. nach der zu Anfang des zehnten Gesangs zwischen: „Dich an!" und „Verworfner" ausgefallenen Stelle:

„Er faßt', indem er es brüllte,
Satan mit eisernem Arm!"

16 v. o. Vor „Verworfner" müssen Punkte stehn, um anzudeuten, daß hier die eben angeführten zwei Vershälften ausgefallen sind; sie fehlen in allen Ausgaben.
19 v. o. Nach „Todes" sind die in allen Ausgaben angewandten Punkte zu streichen.
22 v. o. Jetzt nach 11a, übereinstimmend mit Klopstock's früherer Lesart (1780); Jetzt A bis 9, 14, 15 u. K.
„ „ Für stechender lautet die spätere Lesart im Messias: herrschender.

Drittes Buch.

77. letzte. ahnungsvoll, d. h. voll böser Ahnungen.
78. 1 v. o. öfters, zeitlich wiederholt;
2 v. o. und häufig, in Masse, in großen Haufen.
17 v. o. Augenblicks, bei Goethe beliebte, in Thüringen angenommene Form.
23 v. o. Niemandem; Niemanden A; Niemand 15, dagegen im gleichen Fall S. 80. Z. 10. v. o. mit A Niemanden.
80. 7 v. o. die einigen Jahre ein Gallizismus: les quelques années.
81. 23 v. o. Königslieutenants nach 6; A Königslieutenant.
14 v. u. Ossunna; doppelt n, zur Wiedergabe des spanischen n con tilde (Ossunja); die übrigen Ausgaben: Ossuna (wie auch franz. Ossune).
82. 4 v. u. Pinsel... nicht zu schelten; Glover (S. 14) bemerkt hierzu: „wer wird einen Pinsel schelten? Es sollte heißen: verachten." Schelten, als verwandt mit tadeln, verdient aber den Vorzug. Vergl. Werke, Bd. III. S. 309, von einem Buch: „Es ist nicht zu schelten".
84. 18 v. o. wäre A; wär' 5 u. 6.
12 v. u. Fragen und Antworten bestehen, wie ein Examen.
85. 16 v. o. Marivaux richtig seit 8; vorher Mariveaux.
15 v. o. Molièrischen richtig nach A; 5 Molier'schen; 6 und danach 15

Seite Zeile

u. K: Molierescheu; die Endung isch ist aber dem Stamm des Namens anzufügen (Halle — Hallisch; Heine — Heinisch; Goethe — Goethisch).

85. 20 v. o. Lemierre seit 8; vorher Lemière.
2 v. u. schwätzte A; schwatzte 6.

86. 8 v. o. Foyers, d. i. die Konversations- und Ankleideräume der Schauspieler.

87. 21 v. o. Legiren oder Ligiren (lat. ligare, ital. legare) bedeutet in der Fechtkunst: die eigne Waffe an die des Gegners legen, sie binden, um sie ihm aus der Hand zu schlagen (battiren); s. unten zu S. 137. Z. 3 v. o.
23 v. o. ihn habhaft werden statt des üblichern Genitivs; Sanders hat Beispiele der Konstruktion mit dem Akkusativ von Lessing, Forster, Maler Müller, A. v. Schlegel u. A.
5 v. u. mit Augen gesehen; s. oben S. 16 mit Augen erleben.

88. 21 v. o. daß nach A auch in 15; da nach 6 flgd. bei K. Beides an sich zulässig.

89. 8 v. u. Nacht A u. 5; fehlt in 6, 8, 9, 11a; restituirt in 14a, 15 und K.
7 v. u. schon A, 5 bis 11a u. K; fehlt in 14a, 15 u. K.
6 v. u. noch A u. 5; fehlt in 6 bis 11a; restituirt in 14a, 15 u. K. Sowol schon als noch hat daher nach A u. 5 mit uns nur K. Beide Zeitbestimmungen können sehr wohl zugleich gebraucht werden, zumal „nur" die zeitliche Beziehung fehlt. (A war schon gegangen, als B noch nicht gekommen war.)

90. 17 v. o. ist ohne Grund ausgefallen in 14a u. 15.
7 v. u. Podest, der Absatz (Perron), auf welchen eine Frei- namentlich Doppel-Treppe führt; wol auf Podium (ποδεῖον, πούς) zurückzuführen; in demselben Sinne Pedest (pes).

91. 19 v. o. behalten; militärisch-technisch: halten.
letzte. verhindert nach A u. 5 mit 15; K nach 6 flgd. gehindert. Bei verhindert ist zu ergänzen etwa: durch höhere Häuser.

92. 14 v. o. Diese nach A u. 5a mit K, 14a u. 15; Die 5 bis 11a.

93. 5 v. o. Freude ward; Freude war Druckfehler in 6, 8, 9, 11a.
2 v. u. indeß nach A; indessen kakophonisch wegen des folgenden gelassen 6 bis 15; K indeß.

96. 11, 12 v. o. in diesem Augenblick zum Nachsatz gehörig.

98. 13 v. u. Zum Beispiel, beabsichtigter Gallizismus: par exemple.

99. 7 v. o. gewöhnlich A, 5, 6, K; fehlt in 14a u. 15.
11 v. u. lebhafter bringenden A, 6, K; lebhafter bringendern, Druckfehler in 14a u. 15.

100. 7 v. u. einen gewähren lassen, eine der Goethischen Lieblingswendungen, wie auch im nächsten Band, S. 79; Wiederbelebung eines ältern Gebrauchs, so z. B. im Volksliede „Vom verkleideten Grafen":

„Ach Papa, lieber Papa mein,
Laß uns nur Beide gewähren!"

(s. Schöll, Briefe und Aufs., S. 127.)

101. 18 v. u. absolut A; weggefallen in 5 (nicht in 5a) und danach in 6, 8, 9; in den neueren Ausgaben wiederhergestellt.

102. 1 v. o. wollten A; in 5 (nicht in 5a) wollen, danach in 6; erste Lesart restituirt seit 8.
15 v. o. ein nach A u. 5; sein in 5a u. danach in 6, 8, 9; ein restituirt seit 11a; es ist nicht sein Amt, sondern eine einzelne Geschäftssache gemeint.

Seite Zeile

102. 14, 15 v. u. in gedachtem nach A u. 5a; im gedachten 5 bis 15 u. K, während dieselben Ausgaben, S. 103 Z. 19, in gedachtem beibehalten, noch dazu in Betreff des gleichen Raumes.

14 v. u. Bane, wie S. 188. Z. 10 v. o. banenweise: von Grimm unter Bahn Nr. 13 (I. 1018) als Streif und breites Ende eines Zeugs, und von Sanders unter Bahn Nr. 3 (I. 69a) als die bestimmte Breite eines Zeugs erklärt. Ebenso braucht Goethe das Wort (Bahn Papier) zur selben Zeit in der Farbenlehre (Werke, 40bdge. Ausg., Bd. XXXVIII. S. 222.) Heranzuziehen ist im franz. la banne, Schirmtuch, Leinwand, und das lateinische pannus, Tuch.

103. 14 v. o. gearbeiteten A u. 5a; verarbeiteten irrig in 5, danach in 6 bis 11a u. K; die richtige Lesart in 14a u. 15.

4 v. u. großer A u. 5a; große in 5, seitdem beibehalten bis 11a u. K der Genitiv wieder in 14a u. 15.

104. 8 v. o. Thürstücken s. oben zu S. 16. Z. 26; Thierstücken Druckf. in 15 (nicht in 14a).

17 v. u. im Mansard, vorher S. 82. Z. 16 v. o. in der Mansarde, nach dem franz. Baumeister Mansard. Heyse (Fremdw.) kennt nur die weibliche Form (entstanden aus dem franz. à la Mansarde, auf Mansard's Art), Sanders (Fremdw.) dagegen beide Formen. Die männliche entspricht der im Deutschen üblichen Uebertragung des Namens des Erfinders oder Künstlers auf seine Erfindung oder auf das Kunstwerk (einen Raphael kaufen). Deutsch wiederzugeben mit Zwerghaus.

10 v. u. ihn schmeicheln nach A mit 14a u. 15; ihm schmeicheln seit 5 bis 11a u. K; Beispiele der Konstruktion mit dem Akkusativ bei Lessing u. Andern bietet Sanders unter schmeicheln 2h.

105. 6 v. o. zusammentreffend A, 5, 5a, K, 14a u. 15; zusammentretend 6 bis 11a. Der Vorzug der ersten Lesart bedarf keines Beweises: es soll ein Rencontre geschildert werden.

Viertes Buch.

107. 10 v. o. Möritz nach 8, Musculus und Belli-Gontard, Leben, V. 142 und 181; Moriz A bis 6.

11, 12 v. o. kein geborner Frankfurter, aber ein tüchtiger Jurist; der Gegensatz ist versteckt; obgleich Moritz, weil kein geborner Frankfurter, zur Advokatur nicht berechtigt war, übertrugen mehrere kleine Fürsten ihm als tüchtigem Juristen und Geschäftsmann dennoch die Besorgung ihrer Rechtsangelegenheiten.

108. 13 v. o. Lebrun; Charles Lebrun und Le Brun bei Nagler; allerdings ist die letzte Form (A) die ältere.

11 v. u. Piazzetta nach A mit 15; andere Ausg. Piazetta (auch K), wie auch im Katalog der Dresd. Galerie, S. 133, u. bei Nagler.

109. 12 v. o. benannt nach A, 5, 6, 8 flg. u. K; genannt ohne Autorität 14a u. 15.

14 v. o. Applikatur, d. i. der Fingersatz.

110. 8 v. o. Krabbler und Zabbler; die Ausgaben Krabler und Zabler. Wir folgen R. Hildebrand in Grimm's Wörterb., V. 1911 unter „Krabbeln" 1b. Dort werden krabbeln und krabeln zwar als zwei besondere Worte nachgewiesen, jedoch mit dem Zusatze: „doch können sie nicht getrennt werden, da sie im neuhochdeutschen Sprachgefühle sich vermischt haben, wie denn Goethe für sein

Seite Zeile

urspr. krabeln später krabbeln annahm. Letzteres trug den Sieg davon, weil es zugleich in mitteldeutscher Rede gilt; übrigens begegnen sich auf mitteldeutschem Boden niederdeutsch krabbeln und hochdeutsch krappeln." S. auch Sanders, I. 1005 (krabbeln), und II. 1690 zabbeln und zappeln. Danach schrieben wir Werke, Bd. III. S. 182: krabblig und zabblig.

110. 9 v. o. er A; ausgefallen in 5 (nicht in 5a) und danach in 6, 8, 9, 11a; in den neuesten Ausgaben restituirt.

20 v. u. solle A u. 5 als indirekte Rede, in der Goethe das Präsens vorzieht; in den neueren Ausg. seit 11a; sollte 6 bis 9. Vergl. unten zu S. 134. Z. 11.

8 v. u. zersetzen; zerfressen Druckfehler aus 5 (nicht 5a) übertragen auf 6, 8 u. 9.

112. 13, 14 v. o. Zustand = Stand, dem franz. état entsprechend; selten in dieser Bedeutung (schweizerisch offiziell wiedergegeben mit: Begangenschaft). Anders S. 126 Z. 10: Der ungemessenste Zustand des Hirten.

15 v. u. brav, im Kunstsinne, con bravoura.

11 v. u. erklärte, wo das Präsens erwartet werden müßte.

8 v. u. Friederici mit 14a u. 15; die Ausgaben vielfach (A, 6, K mit Musculus) Friderici. Erstere Lesart bestätigt das Bürgerbuch des Magistrats zu Gera.

113. 2, 3 v. u. todten, kranken, gesunden d. i. Würmer, Kreaturen; die übrigen Ausgaben mit Majuskel; aber ein Todter, ein Kranker, ein Gesunder bezeichnet nur einen Menschen, nicht Thiere.

114. 15 v. u. Verschwendung, nicht etwa Vernachlässigung oder Versäumniß; Gegenstand der Verschwendung sind die Prospekte selbst, deren vergeudeter Werth.

5 v. u. hatte, da das letzte der beiden Subjekte im Singular steht; vergl. S. 144. Z. 8 u. 9 v. u. („zog").

115. 4 v. o. einen A, 5 u. 15; einem 6, 8, 9, 11a u. K.

9, 10 v. o. einen Jeden lehren; vergl. Agricola's Sprichwörter (1529) Nr. 379: „Was einer kann, das kann er einen andern auch leren."

116. 7 v. o. Nestquackelchen, s. Werther's Leiden (Werke, Bd. XIV. S. 39): „Das Quackelchen seines Alters". „Nestquack" bei Frisch. Aehnlich Nestküchlein, Nestkücken.

10 v. o. übrigen d. i. Brüder, Geschwister.

117. 13 v. u. äußere A u. 5a; der Druckfehler größere in 5 beibehalten in 6, 8 u. 9, beseitigt seit 11a.

118. 14 v. o. Einstand, wie im folgenden Theil, S. 27, u. sonst; das zu zahlende Lehrgeld, der Einkauf, die Einbuße beim Eintritt in neue Verhältnisse; s. Grimm, III. 307, wo sich Beispiele außer von Goethe, auch von Wieland und aus dem Simplicissimus finden, desgl. Sanders unter den Kompositis von „Stand".

119. 2 v. o. ersten A u. 5; erstern 6 u. flgd., sowie K; 14a und 15 ersten.

9 v. o. Personnagen, nach der franz. Schreibung; die Ausgaben (A, 6, K u. 15) Personagen.

12 v. o. kauderwälsch, wie Werke, Bd. III. S. 183 „wälscht"; sonst kauderwelsch (A, 6, K u. 15). Vergl. das a in Wales, Wallis, Valais, Walenstraße (in Regensburg).

9 v. u. Schmid nach Jöcher u. Musculus mit 14a, 15 u. K; Schmidt A, 6 u. flgd., sowie bei Picrer und Lessing, Literaturbriefe 109r.

Seite Zeile

120. 10 v. o. feinem; 6 seinen } Druckf., fortgepflanzt bis 9.
13 v. u. Anmerkungen; 6 Anmerkung }

121. 5 v. o. einzigsten; diese Steigerung des Begriffs durch die superlativische Form, obschon unlogisch, wie bei vollkommen u. a. m., findet sich häufig bei Goethe. Sanders führt außerdem nur noch Rank an, während den Komparativ auch Lessing u. Wieland brauchen.

21 v. o. Mit Zwei seit 5 ein Absatz, der in A u. 5a nicht vorkommt. Wir folgen der ursprünglichen Anordnung, da die Schilderung von den Folgen der Sündfluth im Zusammenhange fortgeführt wird und das von den Flüssen Gesagte an das Vorhergehende von den „vier benannten Flüssen" unmittelbar sich anschließt.

122. 3 v. u. gegen dem im Sinne von gegenüber; Luther braucht sowol Dativ als Akkusativ, s. Lehmann, Luther's Sprache, S 104; schon Adelung (Wörterb.) bezeichnet die Konstruktion mit dem Dativ als veraltet; ebenso S. 127. Z. 3 v. u.

123. 13 v. u. rüsten nach A u. 5, auch K; Anfang der Präsenzdarstellung im Anschluß an Z. 16 v. u.; rüsteten die Ausg. seit 6, auch 15.

10 v. u. werden A, 15 u. K; wurden 6 bis 9.

125. 4 v. u. dem ... abhängig = unterworfen (Grimm), statt von dem; Sanders (unter „hängig") führt ein ähnliches Beispiel aus Voß' Shakespeare-Uebersetzung an (II. 190): „Ein Hauch bist Du, abhängig aller Aenderung der Luft".

126. 7 v. o. sich der Erde verschrieb als die glebae adscripti.

13 v. o. scheinen nach A mit 15 u. K; schienen 6 bis 9.

10 v. u. herankommen an die vier Zeilen vorher geschilderte menschlich-schöne Religion.

127. 12 v. o. verlobt, durch ein Gelübde versprochen, in Luther's Sprache: „Das ist das Gesetz des Verlobten, der sein Opfer dem Herrn gelobt durch sein Gelübde" (4. Mos., 6. 21).

13 v. o. übertragener nach 6 bis 11a; übergetragener nach A, 14a und 15, allerdings übereinstimmend mit Werke, Bd. XXI. S. 65. Z. 4 v. u.

3 v. u. dem, wie S. 122. Z. 2 v. u.

129. 2, 3 v. o. Charaktern nach A u. 5; Charakteren nach 6, K u. 15, während dieselben Ausgaben S. 146. Z. 7 v. u. der Charakter und S. 148. Z 20 v. o. den Charaktern lesen. Beide Formen üblich, wenn auch die erste selten. S. oben zu S. 63 u. 148.

7 v. u. jedes nach A u. 5a; dieses Druckfehler in 5, beibehalten in 6 bis 9.

3 v. u. geliebte nach A, 5, 6 bis 15; Geliebte 5a und K. Die „geliebte" erscheint hier wie in der letzten Zeile gegenübergestellt der „Gattin, die er nicht liebt"; es dürfte daher Gattin (in Vorausnahme) zu ergänzen, und geliebte hier adjektivisch, und nur Z. 9 v. u. substantivisch gebraucht sein. Nicht die Geliebte nahm Jakob, sondern die geliebte Frau zur ungeliebten.

132. 10 v. u. Auffassens d. i. Fixiren durch die Schrift.

133. 12, 13 v. u. Zuredens, um solche ... abgeschrieben zu sehen; das vermittelnde u. zu substantivirende „um solche ... abschreiben zu lassen" ist bei der Lebhaftigkeit des aufs Ziel drängenden Vortrags übersprungen.

134. 11 v. o. wolle nach A u. 5 mit 15; wollte zuerst in 5a und danach in 6 bis 11a u. K; die indirekte Rede (abhängig von „ankündigen") ist bei der ersten Lesart deutlicher. Vergl. oben zu S. 110. Z. 20 v. u.

Seite Zeile

135. 9 v. u. Hoppe; die übrigen Ausg. Hopp; der Name wurde nach dem lateinischen Joachimus Hoppius so abgekürzt; der deutsche Name lautet aber (z. B. unter seinem Bilde) Joachim Hoppe.

136. 1 v. o. Struve mit A, 6, K u. 15; in einigen Ausgaben (11a) mit Glover fälschlich Struv. Vergl. Hugo, Lit.-Gesch., 2. Aufl. S. 345.

137. 3 v. o. Battiren dem Gegner die Waffe aus der Hand schlagen (mittelst der Battuta) Legiren s. oben zu S. 87.

9 v. u. auch nach „vielleicht" in 6 aus der folgenden Zeile eingedrungen, beibehalten in 8 u. 9.

138. 1 v. o. Das daß anscheinend zu viel, da S. 137. Z. 2 v. u. bereits das den Satz regierende daß steht; das zweite nimmt jedoch das erste wieder auf („daß, sage ich").

139. 4 v. o. Limpurg A, 5 bis 15; Limburg K. Der Name kommt von der Stadt Limburg an der Lahn, deren Wollenweber sich zur Meßzeit da versammelten, wo später das Ganerbenhaus lag und noch heute die Limpurger Gasse existirt. Limburg wurde aber bis ins vorige Jahrhundert hinein Limpurg geschrieben (ebenso: Regenspurg, Haus Habspurg, Marpurg, wie auch Goethe oben S. 134 in A und 5 schrieb). In Lersner's Chronik (I. 256 u. 263) liest man daher „das Hauß Limpurg" und in den Frankfurter Akten über die Krönung Kaiser Joseph II. „die Herrn Eines Hochadelichen Haußes von alten Limpurg". Demgemäß ist die Gesellschaft in dem offiziellen Staatshandbuch der freien Stadt Frankfurt, auch dem letzten auf das Jahr 1866, wie auch in den späteren Adreßbüchern, stets aufgeführt als „die hochadelige Ganerbschaft des Hauses Alten-Limpurg" (s. auch Belli-Gontard, Leben, IV. 35). Dagegen schreiben die Mittheilungen, I. 93, III. 35 bis 37, und sonst Limburg, die heutige Form des Stadtnamens auf die Gesellschaft übertragend.

13 v. o. etwas ausgefallen in 14a und 15.

140. 17 v. o. Verlag, Kollektivbezeichnung für die verlegten Exemplare.

141. 14 v. o. das Uebrige alles mit K; das übrige Alles 15. Das Uebrige möchte jedoch als Substantiv aufzufassen sein, nicht das Alles; gemeint ist alles Uebrige, tout le reste; doch sind beide Schreibweisen berechtigt.

9 v. u. Delzweige nach 6; Delzweig A.

7 v. u. theils an den Blumen (A u. 5a), ausgefallen in 5 beim Uebergang auf eine neue Seite, und danach in 6 bis 11a; restituirt in 14a, 15 u. K.

4 v. u. Lautensack seit 8 (nach Musculus H. Lautensack); in den älteren Ausgaben bis 6 Lautensak.

3 v. u. geistreiche (A u. 5), ausgefallen in 6 und danach in 8 bis 11a; neuerdings restituirt.

143. 13 v. o. Tischer, die ältere, Goethe geläufigere Form mit A, 5, 6, 14a, 15 u. K; Tischler 8, 9 u. 11a. Vgl. Werke, Bd. IV. S. 88:

„Brauchte dem gewandten Tischer
Winkelmaß nicht einzuschärfen".

21 v. o. einigemal A bis 11a und K; ein Mal Druckfehler in 14a und 15.

144. 1 v. o. theilweise, nicht im Sinne von zum Theil, halb, sondern eigentlich: in seinen einzelnen, in allen seinen Theilen.

20 v. o. nach kunstreicher zu ergänzen: war.

9 v. u. Vorsteher ist Einzahl. Vergl. oben zu S. 114. Z. 5 v. u.

8 v. u. Wachstuchsfabrik A.

Seite Zeile

144. 6 v. u. sowol durch sein Talent als durch seine Denkweise nach A seit 11a; durch sein Talent war in 5 (nicht in 5a) ausgefallen, in Folge dessen las 6 wol durch seine Denkweise, ebenso 8 u. 9.

3 v. u. Spatel (Sanders unter „Spate"), weiblich und männlich; kleines spatenförmiges Werkzeug zum Streichen u. Rühren; Farbenspatel.

145. 6 v. o. Arbeit; in einigen Ausgaben fälschlich Art.

8 v. o. Mit Ich ein Absatz in 14a und 15 ohne Autorität.

9, 10 v. o. Menge ... jüngern und älteren Männern, nicht jüngerer und älterer Männer; also Menge adjektivisch = vielen, wie im nächsten Theil S. 106. Z. 4: paar außerordentliche (nicht: Paar außerordentlicher), und das. S. 113. Z. 10 v. u. ein Dutzend junge Leute gingen.

2 v. u. Früchten; im Zusammenhange für Fruchtlesen, Fruchternten.

146. 12 v. u. Guldenen nach dem Buchtitel des Olenschlager'schen Werks: Neue Erläuterung der Guldenen Bulle; güldnen sämmtliche Ausg. von A bis 15 u. K.

147. 4, 5 v. o. Die Interpunktion nach dem Texte der Goldenen Bulle bei Olenschlager.

14 v. o. Canut nach Joh. Elias Schlegel's Werken, I (171); die Ausg. Kanut.

15 v. o. Estrithe; alle Ausg. von A bis 15 u. K Elfriede oder Elfride. Die Schwester Canut's des Großen heißt aber Estrithe; s. das Schlegel'sche Trauerspiel, sowie Jördens (unter J. Elias Schlegel); eine Elfriede kömmt in dem Stücke überhaupt nicht vor. Vermuthlich wurde bereits bei der ersten Korrektur der seltne Name aus Unkenntniß in den bekannteren Elfriede verwandelt.

148. 12 v. o. Nach Welt ein Divis in A, 6, u. K; fehlend in 14a u. 15.

20 v. o. Charaktern, nach A flgd.; nur 5a Charakteren; s. oben zu S. 63 u. 129.

12 v. u. einen ... schönen seit 5 u. 6 bis 15; eine ... schöne A, 5a u. K, welche Ausgaben jedoch unmittelbar darauf Z. 11 v. u. des Flors u. 4. v. u. der Flor lesen; vgl. oben zu S. 33. Z. 18 v. u.

149. 15 v. o. seiner ... Trockenheit und Ernst; s. oben sein .... Ernst und Trockenheit, zu S. 28. Z. 11 v. u.

20, 21 v. o. ließen einen Hasen ... laufen; üblich von närrischen Geschichten, Schnurren; M. Heyne theilt in Grimm's Wörterb. (unter Hase Nr. 3) aus Siegfried von Lindenberg (4, 192) die Stelle mit: „Aus Furcht vor der Persiflage ließ er immer seltner einen von den Hasen springen, deren sein Kopf voll war"; und Sanders (Wörterb., I. 699) verweist bei Anführung unserer Stelle sehr richtig auf den Wechselhasen, d. i. ein neu aufgejagter Hase, der die Aufmerksamkeit von dem erst gejagten ablenkt; solche Wechselhasen also ließen die Hausfreunde in Goethe's Erzählung laufen.

10 v. u. Hüsgen seit 8 nach der Angabe in den Schriften des Sohnes; Huisgen A bis 6, ältere niederrheinische Schreibart, wie Duisburg.

3 v. o. Kalmank; nach Grimm ein gemustertes wollenes Zeug (Lasting); im mittelalterlichen Latein: calamancum; s. Voß' Siebzigster Geburtstag (112): „in gestreifter kalmankener Jacke", Nicolai's Nothanker (2, 26): „ihre neuen kalmankenen Schuhe"; nach Belli-Gontard's Leben (IV. 123) wurden unter dem 28. Juli 1758 in Frankfurt feilgeboten: „mittelfeine Satines oder Damast, Calamang, anstatt 15 à 16 Batzen, à 14 Batzen der Stab."

Seite Zeile

150. 8 v. o. Henrich nennt er sich selbst in seinen Schriften; Heinrich die übrigen Ausgaben.

151. 2 v. o. Zehn nach A, 5, 5a, 11a bis 15 u. K; zehn Uhr 6 bis 9. „Eine Uhr um zehn Uhr aufziehn" ist jedoch kein gutes Deutsch.

6 v. o. erinnre ich mir ihn. Von dieser seltenen Konstruktion führt Sanders (I. 818 c.) ein paar Beispiele an, namentlich Schlegel (Sturm, 3. 1) „erinnere mir kein weibliches Gesicht als meines nur im Spiegel" (gleichsam sich etwas innerlich machen, verinnerlichen oder sich etwas zurückrufen, revocare sibi aliquid).

21 v. o. thulich nach A mit 14a u. 15; thunlich 5 bis 11a u. K. Goethe braucht beide Formen, doch überwiegend die erste (s. Sanders, II. 1316).

Fünftes Buch.

153. 14 v. o. für eine Zeit lang, s. oben zu S. 13. Z. 16.

16 v. o. sich A u. 5; ich 6 und danach festgehalten bis 11a, erst beseitigt durch Bernays, S. 176.

154. 4, 5 v. o. und sagte für zu sagen, wie: „sei so gut und gieb".

14 v. o. Stegreif nach 5a und 6 flgd.; Stegereif A u. 5, und danach K, 14a und 15; s. S. 129 aus dem Stegreife und sonst. Schlegel braucht allerdings im Hamlet (2, 2) die Form „Stegereif"; das e erscheint aber überflüssig wie in dem gleichbedeutenden „Steigbügel" und ähnlichen Zusammensetzungen.

6 v. u. uns öfter zu begegnen; unter uns sind nicht Goethe und Pylades, sondern Goethe und jener Dritte zu verstehn; = einander öfter zu begegnen.

155. 3 v. o. Erwerbszweige mit 14a u. 15; Erwerbzweige A, 6 flgd. u. K. Aber Goethe hat sich wiederholt gegen den Wegfall des Binde-s erklärt, s. Werke, Bd. II. S. 271, das ironisch gemeinte „Befrei' uns Gott von s und ung" ꝛc. und Bd. III. S. 305 Dem Buchstabensparer.

8 v. o. oder Kaufleuten A u. 5; und Kaufleuten in 5a, übergegangen in 6 bis 11a; oder wieder in K, 14a u. 15.

24 v. o. Eine läßliche Bosheit = verzeihliche, zu erlassende; die Laßsünde (péché véniel), steht im Gegensatz zur Todsünde. Mehrere Beispiele bei Sanders (Läßlich, 1).

156. 12 v. u. war A, 6 u. K; ward Fehler in 14a u. 15.

11 v. u. wohnte nur über die Straße; elliptische Zusammenziehung zweier Sätze, die, wie im Griechischen, auch im Deutschen bei den Verben der Bewegung vielfache Anwendung findet; Lehmann (Luther's Sprache, S. 109) führt Wendungen an wie: ins Gras liegen, an den Tisch sitzen (Uhland), willkommen ins Gras (Bürger), und von Luther: sein ein Diener Christi unter die Heiden (Römer 15, 16), der Hohepriester stand auf unter sie (Marcus 14, 60). In unsrer Stelle sind in ähnlicher Art der Zustand des Wohnens auf der andern Seite der Straße und die Bewegung des Gehens über die Straße in einer elliptischen Konstruktion zugleich ausgedrückt. Die lebendige Darstellung will nur die Kürze des Weges hervorheben und hat nicht die Zeit, beide verbundene Sätze ganz zu entfalten: er wohnte so nah, daß man nur über die Straße zu gehen brauchte.

159. 4, 5 v. o. zu einem bessern A u. 5; ausgelassen in 6 flgd.; nach Bernays wiederhergestellt in 14a, 15 u. K.

Seite Zeile

160. 18, 19 v. u. in die Laube sitzen A, 11a, 14a, 15 u. K, einer der oben zu S. 156. Z. 11 v. u. berührten Fälle; in der Laube sitzen in 5 bis 9, die Prägnanz der Sprache, einer rein äußerlichen, werthlosen Korrektheit zu Liebe, abschwächend.

11 v. u. ein A; einen 6. Aber Karmen ist deutsch wie lateinisch sächlich (s. Sanders' Fremdwörterb.) wie auch S. 161. Z. 9. v. o.

8 v. u. Eure (Plural) seit 11a, 14a u. 15; Euer (Sing.) A, 6 flgd. u. K. Der Plural ist nothwendig.

161. 13 v. o. nur die noch A, 6 flgd.; nur noch die Druckfehler in 14a u. 15.

19, 20 v. o. immer in nähere; genauer wäre: in immer nähere.

162. 1 v. o. litten nicht A, 5, 14a, 15 u. K; litten es nicht 6 bis 11a, unmotivirte Aenderung.

2 v. o. schönen A, 5, 5a u. 15; sehr schönen 6, 8, 9, 11a, 14a u. K. Wir halten die Rückkehr zur ersten Lesart für geboten; denn die Kunst ist das Schönschreiben, nicht das Sehrschönschreiben, wenn auch das Resultat eine sehr schöne Handschrift sein kann; hier werden aber nur die Lehrgegenstände Schönschreiben, Rechnen, neuere Sprachen einfach benannt.

17 v. o. halte ich mir aus = mache ich mir aus, A, 11a, 14a, 15 u. K; behalte ich mir vor seit 5, festgehalten bis 9; die Aenderung ist unmotivirt und nicht glücklich. J. Grimm erklärt dies „aushalten" (Nr. 9 dieses Worts) als vorbehalten, ausbedingen (mundartlich nach Sanders). Von diesen beiden Bedeutungen würde nur die zweite in unserem Falle passen.

14 v. u. } der Verdienst = Gelderwerb.
7 v. u. } das Verdienst = Erwerbsfähigkeit, Talent. S. oben zu S. 70. Z. 5 v. u.

164. 19, 20 v. u. fuhr er mit uns; genauer: fuhren wir mit ihm.

166. 14 v. o. mich berufen ließ; das Wort bezeichnet die Autorität des Rufenden, wie entbieten. Auch Jakob berief seine Söhne (1. Mos. 49, 1). Beispiele der Anwendung dieses früher, namentlich von Luther für das Simplum gebrauchten Worts bei Sanders (s. Composita von rufen).

167. 11 v. o. doch ließ ich mir nichts merken: ich machte es so, daß man mir nichts anmerkte (s. Sanders, II. 31c unter „Lassen").

168. 10 v. o. genug ausgefallen in 14a.

10 v. u. erfreulichern A u. 5; erfreulichen Fehler in 6, vererbt auf 8 u. 9.

169. 7 v. o. Liechtenstein; so lautet der Name im Gothaischen Kalender u. in 6 bis 15; Lichtenstein A u. K, und so auch in den Wahl-Akten der Stadt Frankfurt v. J. 1764. Der Familienname scheint erst seitdem in der jetzigen Form fixirt zu sein.

11 v. o. wir Jüngern, als Beispiel der schwachen Flektion bei Sanders, Hauptschwierigkeiten, S. 46a unter *Y*.

14 v. u. Erthal richtige Schreibart; irre könnte machen, daß der Name in dem „Diarium der Wahl und Krönung Joseph des Andern" Ehrthal lautet; alle andern Quellen und auch die Akten des Frankfurter Magistrats von jener Krönung bestätigen dagegen die von Goethe gebrauchte Form des Namens.

11 v. u. gar wohl gefallen (3 Worte); gar wohlgefallen (2 Worte) A, 6, K u. 15. Aber das gar ist doch auf wohl allein zu beziehn; vgl. S. 170. Z. 10 v. o. gar wohl zutrauen.

170. 4 v. o. Aprill; so lautet der Name in allen Quellen (s. Preuß, Friedrich der Große, Berlin 1833, II. 397, und Carlyle, History of

Seite Zeile

Friedrich II. of Prussia, XVIII, 7); es war der öffentliche kaiserliche Notar Georg Mathias Joseph Aprill; April alle übrigen Ausgaben.

170. 13 v. o. ihm applaudirt, nach dem Lateinischen, A u. 5; ihn 6 flgd., nach dem Französischen, wo jedoch beide Kasus zulässig sind.

172. 7 v. o. beschwerlichen A u. 5; gefährlichen 6 bis 9; erste Lesart wieder seit 11a.

175. 8, 9 v. o. das übrige Militär, d. h. mit Ausnahme der Stabsoffiziere.

16 v. o. ihrer A, 5 u. 15; ihre seit 6 bis 11a u. K.

13 v. u. Waldrappen, seltnes Wort für Schabracke, kostbare Pferde-Satteldecke (Sanders' Fremdw.), nach ital gualdrappa; s. Diez' Etymol. Wörterb. der roman. Sprachen, 1853, S. 187, Schmeller, Bayr. Wörterb., 1827, Bd. 4, S. 74 (Waltrab), und Schmid's Schwäbisches Wörterb., 1831, S. 515, wo das Wort zerlegt wird in caval (Pferd) und drappa (Tuchdecke). Das wol nur in Süddeutschland nachzuweisende Wort scheint zu Frankfurt in Goethe's Jugend im Gebrauch gewesen zu sein, da es in einer öffentlichen Anzeige der dortigen „Frage- und Anzeigungs-Nachrichten" vom 22. Oktober 1756 vorkommt: „Es ist allhier in einem vornehmen Hauß eine Waltrab gestohlen worden" u. s. w. (sogar verdruckt: Waltral) s. Belli-Gontard, Leben, IV. 91. Goethe's Quelle war das zu Augsburg geschriebene Buch: Ehrengedächtniß der römischen Krönungswahl Joseph II., woselbst bei Beschreibung des kurmainzischen Einzugs das Wort Waltrappen und Walltrappen wiederholt zur Bezeichnung der mit Gold und Silber gestickten Pferdedecken vorkommt (S. 146, 147, 148). — Nach seinem Ursprung ist dasselbe zu syllabiren: Wal-drappe und nicht Wald-rappe.

5 v. u. goldstoffnen; Sanders unter „Stoff" citirt Platen (4, 342) „der silberstoffne Mantel" und Schücking (Mark. I, 155) „schwarzstoffne Kniehosen." In einem Steckbrief vom 16. Oktober 1761 in den Frankfurter Nachrichten wird ein „rothstoffnes Kamisohl" erwähnt; s. Belli a. a. O., IV. 188.

176. 6 v. o. vor, wo man von erwartet; auch dies ist ein Fall der oben zu S. 156. Z. 11 v. u. erwähnten Ellipsen; denn auch hier tritt zum Begriff des Unterscheidens noch die verwandte Vorstellung der Auszeichnung, des Sichhervorthuns.

8 v. u. in Verwirrung gerieth. Diese Folge widerspricht der aufgestellten These, zu deren Beweis die Vordersätze gereichen zu sollen scheinen, daß nämlich das Ganze wie ein überlegtes Kunstwerk anzusehen gewesen. Aber am Schlusse des Satzes wird zu etwas Neuem, von dem aufgestellten Vergleich zu den davon unabhängigen, anderweitigen Wirkungen der Wirklichkeit übergegangen.

177. 20 v. u. (4 vom Absatz) wir nach A, 5 u. K; in 6 flgd. ausgefallen, auch in 15. Die ursprünglich beabsichtigte Wiederholung des wir, wenn auch entbehrlich, trägt doch zur Klarheit bei.

178. 18, 19 v. u. (3 u. 4 vom Absatz) die meisten, wenige, d. i. Hausdiener.

179. 19 v. o. (7 vom Absatz) sahen; ohne aus, nach älterem, besonders Luther'schen Gebrauch; s. Apostelgesch. 17, 18: „Es siehet, als wollte er neue Götter verkündigen." Schiller, Kab. u. Liebe: „Louise, Du siehst blaß."

14 v. u. Flügelröcken, mit übereinander gelegten vielfachen Kragen, wie noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Flügel-Rockelor.

Seite Zeile

180. 7 v. o. Kollation, nach dem Italienischen una collazione, von Goethe mit Vorliebe gebraucht für Zwischenmahlzeit, Halbmahlzeit, Frühstück (conferre dapes); s. Heyse, Fremdwörterb.

13 v. o. einer, Genitiv, abhängig von Absicht.

181. 4 v. o. stimmt nach A, 5 mit K u. 15; stimmte 6 bis 9.

8 v. u. das auf Gespräch zu beziehn (geschah = geführt wurde), nicht auf fortsetzen zu können.

182. 7 v. o. wiederholen = wiederholt sehen, rekapituliren.

22 v. o. wollte A, 5, 15 u. K; sollte Druckfehler in 6 bis 11a.

12 v. u. nicht, pleonastisch, nach einem Komparativ, jedoch dem Sinne entsprechend, daß nämlich der Vorsatz die Freude nicht gewähren kann; besonders nach Luther und Lessing; Letzterer schreibt: „ich mache Dich unruhiger, als Du bei meinem gänzlichen Stillschweigen nicht gewesen sein würdest" (12, 377); Luther (Ebräer 4, 12): „schärfer denn kein zweischneidig Schwert"; s. Lehmann, Luther's Sprache, S. 100 flgd., woselbst in der Note 2 zahlreiche Beispiele aus Lessing's Schriften. Desgleichen häufig bei Goethe, z. B. im folgenden Theil, S. 108, 109: „eine größere Heiterkeit ... als ich lange nicht gekannt."

4 v. u. zeither, neben seither, wie Werke, Bd. XIX. S. 43. Nr. 152. Sanders citirt für zeither auch Goethe Bd. XL. S. 344 (40 bdg. Ausg.) und Wieland, Bd. XI. S. 213.

3 v. u. mittels A; mittelst durch 5 u. 5a eingeführt und seitdem von allen Ausgaben beibehalten. Die erstere Form (adverbialer Genitiv von Mittel wie ähnlich längs) ist aber durchaus berechtigt, wenn auch die zweite die üblichere.

183. 18 v. o. Familienlampe A, 5 u. 5a; Lampe 6 bis 9. Die erste Lesart wiederhergestellt seit 11a.

184. 13 v. u. stöckig, nicht verstockt, hartnäckig, sondern hölzern, steif, mit stockender Bewegung oder Unterhaltung.

186. 5,6 v. o. unendliche; 14a endliche.

22 v. o. beschreiten; 14a beschreiben.

12 v. u. festlichsten A; festlichen Druckf. in 5, übertragen nach 6 bis 9; die erste Lesart wieder seit 11a.

187. 22 v. o. nach uns zu ging; s. oben zu S. 14. Z. 26 v. o., und S. 53. Z. 19 v. o.

188. 10 v. o. banenweise, s. oben zu S. 102, Z. 14 v. u.

18 v. o. Majestäten A, 5, 6 bis 11a u. K; Majestät Druckf. in 14a u. 15.

10 v. u. Menächmen, nach dem Lustspiel des Plautus Menaechmi (griech. Eigenname) von zwei wegen ihres gleichen Aussehens nicht zu unterscheidenden Brüdern.

189. 12 v. u. Handquehle. In den Ausgaben Handquele, wie auch in Goethe's Quelle (Ehrengedächtniß, S. 187): „Das silberne Handbecken und Giesfaß, samt der Handquele". M. Heyne (in Grimm's Wörterb., IV. 2. S. 411) und Sanders schreiben Quehle, Letzterer mit dem Hinzufügen: „Die Fortlassung des stammhaften h ist nicht zu billigen". Heyne citirt aus Comenius' Sprachenthür v. Docemius §. 556: „Und wenn sie über dem Handbecken aus dem Handfaß oder über einem Gießbecken aus dem Gießfaß sich gewaschen und sich mit dem Handquel abgetrocknet haben, setzen sie sich."

192. 9 v. u. nächtigen A, 15; nächtlichen 6 flgd. u. K. Goethe bevorzugt die erstre Form.

193. 13 v. u. Pagliasso = Bajazzo; ital. pagliaccio; franz. paillasse.

Seite Zeile

194. 18 v. u. (3 vom mittleren Absatz) irgend; wirklich Druckf. in 14a u. 15.
195. 8 v. u. alle dem wie öfter, = allem dem; alle ist veralteter Dativ (s. Becker's Schulgramm., §. 183. Anm.).
198. 18 v. u. Mit den Worten: Meine Schwester ohne Grund und Autorität ein Absatz in 14a und 15.
199. 5 v. o. weiter A u. 5, ausgefallen in 6 flgd. bis 11a, (wol absichtlich wegen des unmittelbar folgenden „weiter"), restituirt in 14a, 15 u. K.
14 v. o. von der Pfalz nach 5 flgd. u. K; von Pfalz nach A in 14a u. 15. Die Auslassung des der läuft aber dem Sprachgebrauch zuwider und war in A jedenfalls nicht beabsichtigt. Goethe's Quelle (Ehrengedächtniß u. s. w.) liest S. 196 u. 197 von der Pfalz.
20 v. o. ließ läuten } passiv.
20, 21 v. o. begeben und abreisen } aktiv.
200. 11 v. o. Verwickelte nach A u. 5; Verwickelten K u. 15 nach 6.

Anmerkungen

zum

Ersten Theil

von

Goethe's

Dichtung und Wahrheit.

Anmerkungen.

1. Wegen des Titels: Dichtung und Wahrheit (S. 1) s. die Einleitung und die Textrevision S. 205.

2. Das Motto (S. 1). Dieser griechische Vers ist des Lustspieldichters Menander Monostichen entnommen (Vers 422, S. 352, Bd. IV der Fragmenta Comicorum Graecorum von Aug. Meineke, 1841) und lautet in der lateinischen Uebersetzung des H. Grotius (das. S. 811): Male eruditur ille qui non vapulat (Schläge kriegt); in der deutschen von Göschel: Kein Mensch wird ohne Prügel groß gezogen (Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise, 1834, Bd. I. S. 12). Dieser Uebertragung entspricht noch mehr ein andrer Spruch Menander's (das. V. 652): *Βακτηρία γὰρ ἐστι παιδεία βίου*, wörtlich: „Denn die Fuchtel ist die Schule des Lebens" (nach H. Grotius, Doctrina Baculus dicier vitae potest). Goethe selbst sagt in den „Vögeln" (Werke, Bd. VIII. S. 384): „Und wenn Du Schläge kriegst, so denke, daß sie dem Tapfern wie dem Feigen von den Göttern zugemessen sind."

3. (S. 3 bis 5.) Der Freund Goethe's, von welchem der den ersten Theil des Vorworts ausmachende Brief herrührt, ist nicht ermittelt, und man ist versucht, Goethe selbst für den Verfasser desselben zu halten, wenn auch nur insoweit, daß er von vielen Seiten ihm geäußerte Wünsche in dieser Gestalt zu Papier brachte. Der Stil des Briefs ist durch und durch Goethisch, nicht minder sind es die Gedanken; und welcher seiner Freunde, Wilhelm von Humboldt und F. A. Wolf miteingeschlossen, würde zur Zeit des Erscheinens des „Faust" und der „Wahlverwandtschaften" dem Dichter Zweifel an seiner Fähigkeit, „mit unerwarteten, mächtig wirksamen Erzeugnissen von Neuem aufzutreten", zu äußern gewagt haben!

Die zwölf Theile der dichterischen Werke Goethe's (S. 4) bildeten die erste Gesammt-Ausgabe derselben, welche in den Jahren 1806 bis 1808 erschienen waren (Goedeke's Grundriß, II. 873). Als dreizehnter Band schlossen sich 1810 die „Wahlverwandtschaften" an.

Erstes Buch (S. 7 bis 39).

4. Goethe's biographisches Schema aus dem Jahre 1809, nach dem ersten Druck bei Goedeke, II. S. 874 flgd. §. 235, enthält für die Zeit bis 1755 folgende Stellen:

1742. Karl VII. gekrönt 24. Jan., residirt zu Frankfurt. — Mein Vater zum kaiserl. Rath ernannt 16. Mai.
1745. Karl der VII. stirbt 20. Jan. Franz d. I. gekrönt d. 13. S.
1747. Aachner Friede.
1748. Heirath meiner Eltern.
1749. Geb. den 28. Aug. mit dem Schlag 12 Mittag.
1751. Klopstock's Messias. — 1751 erste Bände.
1752. Brief von Klopstock vom 9. Apr. Gefühl persönlicher Würde des Dichters. Morgenbl. 311. 1809.
1753. Voltaire geht durch Frankfurt. — Hält sich vorher in Gotha auf, um seine Rückkehr nach Frankreich vorzubereiten. Annales de l'Empire.
1754. Inoculation.
1755. Erdbeben von Lissabon. — Großer Effekt in der kultivirten Welt. — Voltaire und Rousseau über dieses Naturereigniß. — Jesuiten in Paraguay.

---

5. (S. 7.) In Nr. LXX der „Wöchentlichen Frankfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten" lautete die Anzeige der Taufe des an einem Donnerstag Gebornen:

„Dienstag, 2. Sept. 1749.
Getauffte hierüben in Frankfurt
Freytags, den 29. Auguft 1749.
S. T. Hr. Joh. Caspar Goethe, Ihro Röm. Kayserl. Majestät würcklicher Rath, einen Sohn, Joh. Wolffgang."

(Vgl. Belli-Gontard, Leben, III. 106.)

Goethe war das erste Kind seiner Eltern, deren Ehe ein Jahr

vorher geschlossen war. Nach den „Wöchentlichen Frag- und Anzeigungs-Nachrichten" wurden sie „S. T. Hr. Joh. Caspar Goethe, Kayserl. würcklicher Rath, und S. T. Jungfer Catharina Elisabetha Textorin" am siebenten Sonntage nach Trinitatis den 28. Juli 1748 aufgeboten und Dienstags den 20. August darauf vermählt, er im neununddreißigsten, sie im achtzehnten Jahre ihres Lebens (Belli-G. a. a. O., S. 91 u. 92). Das Kind erhielt die Taufnamen seines mütterlichen Großvaters Johann Wolfgang Textor (Latinisirung des Namens Weber), welcher seit zwei Jahren (10. August 1747) die höchste Würde der Stadt, die des lebenslänglichen Schultheißen, bekleidete. Der Name Wolfgang hat aber noch ältern Ursprung; denn schon der Großvater des Schultheißen, der gelehrte Jurist und Syndikus primarius der Stadt Frankfurt (seit 1691) Joh. Wolfg. Textor hatte denselben bei seiner Taufe (Januar 1638) als den seines Vaters (Wolfgang Textor) erhalten (Kriegk, Senckenberg, S. 336); noch Savigny (System, I. 73) erwähnt des Joh. Wolfg. Textor Decisiones electorales Palatinae, 1693. 4. Goethe's Rufname läßt sich daher bis ans Ende des 16. Jahrhunderts verfolgen.

Ueber seine Geburt besitzen wir zwei authentische Berichte, einen spätern, welcher sich jedoch auf die Erinnerungen seiner Mutter stützt, und einen gleichzeitigen, den Kriegk in dem Tagebuche des Arztes Joh. Christian Senckenberg gefunden hat. Beide bestätigen Goethe's Angaben.

An ihn schreibt Bettina den 4. November 1810:

„Nur erst, wenn Alles begriffen ist, kann das Etwas seinen vollen Werth erweisen, und somit begreifst Du mich, wenn ich Dir erzähle, daß das Wochenbett Deiner Mutter, wie sie Dich zur Welt brachte, blaugewürfelte Vorhänge hatte. Sie war damals achtzehn Jahre alt und ein Jahr verheirathet; hier bemerkte sie, Du würdest wol ewig jung bleiben, und Dein Herz würde nie veralten, da Du die Jugend der Mutter mit in den Kauf habest. Drei Tage bedachtest Du Dich, eh Du ans Weltlicht kamst und machtest der Mutter schwere Stunden. Aus Zorn, daß Dich die Noth aus dem eingebornen Wohnort trieb, und durch die Mißhandlung der Amme kamst Du ganz schwarz und ohne Lebenszeichen. Sie legten Dich in einen sogenannten Fleischarden und bäheten Dir die Herzgrube mit Wein, ganz an Deinem Leben verzweifelnd. Deine Großmutter stand hinter dem Bett; als Du die Augen aufschlugst, rief sie hervor: Räthin, er lebt! ‚Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seit-

dem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde,' sagte sie mir in ihrem fünfundsiebzigsten Jahre. Dein Großvater, der der Stadt ein herrlicher Bürger und damals Syndikus war, wendete stets Zufall und Unfall zum Wohl der Stadt an, und so wurde auch Deine schwere Geburt die Veranlassung, daß man einen Geburtshelfer für die Armen einsetzte" (Goethe's Briefw. mit e. Kinde, II. 241).

Damit stimmt Senckenberg überein: „Die Stadtschultheißin Textorin ist guten Theils Schuld an dem Bestellen des Accoucheurs, da ihre Tochter Goethin unter Hebamme Müller lang in der Geburt ausgehalten, und das Kind vom langen Anstehn ohne Wendung wegen Verzögerung der Blut-Circulation schwarz im Gesicht kam. Dies sah sie auch in andern Fällen; da ward Schlicht Chirurgus Accoucheur." Schlicht hatte sich schon im Februar 1747 um die Stelle beworben, die er nun durch die Verwendung des Schultheißen erhielt. Die Müller starb 1758; nach einem poetischen Nachruf bei der Anzeige ihres Todes hatte sie ihr Amt 41 Jahre lang verwaltet und 10,000 Kinder zur Welt befördert (Belli-G., IV. 132; Kriegk, Senckenberg, S. 319, u. Kalender 1758, S. 26).

6. Die Verzögerung der Geburt (S. 7) verschuldeten die Gestirne. — Als Beispiel einer Nativität diene diejenige, welche Kepler 1608 Wallenstein ausstellte. Im ersten Hause, dem des Lebens (dem ersten der zwölf Dreiecke des Horoskops, welchem zwölf Räume des Himmels entsprechen), war eine große Konjunktion von Saturn und Jupiter im Zeichen der Fische; aber Saturn überwog: so war der düstere, böswillige, lichtscheue Saturn der Regent des ganzen Lebens. „Dieser Herr," sagte Kepler von Wallenstein, „wird also ein unruhiges Gemüth haben, nach allerhand Neuerungen begierig; ihm gefällt nicht gemeines menschliches Wesen und Handeln; er trachtet nach neuen, unversuchten und seltsamen Mitteln. Er wird für einen einsamen, lichtscheuen Unmenschen gehalten werden. Als Gehilfe und Remedur ist aber dem Saturn der glänzende, prachtvolle, gebietende Jupiter beigegeben. Jupiter's Einfluß begründet die Hoffnung, daß ihn sein ungewöhnliches Naturell zu hohen, gewaltigen Dingen befähigen werde."

Aber schon Kepler hatte bei Stellung dieses Prognostikon hinzugefügt: „Seine Natur und Neigung gilt bei mir mehr als jeder Stern."

Goethen hatten günstigere Sterne geleuchtet. Regent im Hause des Lebens war die Sonne, die Spenderin des Lichts,

in Konjunktion mit dem ersten Planeten, dem Sterne Christi und Cäsar's, und mit dem Sterne der Liebe, der nach der ältern Astrologie einen natürlichen Tod weissagte, wogegen Saturn und Mars, der Verkünder eines gewaltsamen Todes, unwirksam und die Opposition des Nachtgestirns nur vorübergehend war. Denn auch Sonne und Mond gehören astrologisch zu den Planeten (s. Werke, Bd. XI. 1. S. 294).

Das Nativitätsprognostikon seiner Lebensgeschichte voranzustellen, wurde Goethe durch Bettina's Erzählung bewogen: „Oft sah er nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden haben; hier mußte die Einbildungskraft der Mutter oft das Unmögliche thun, um seinen Forschungen Genüge zu leisten, und so hatte er bald heraus, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke sein würden" (a. a. O., S. 250).

7. (S. 8.) Eine jüngere Schwester, geboren am 7. Dezember 1750, den Tag darauf getauft: Cornelia Friederica Christiana (Belli-G., Leben, III. 123). Zu uns Kindern wäre auch der 1752 geborne Bruder Jakob zu rechnen (s. S. 32).

Das hier erwähnte Geräms wurde später (1. Mai 1758) mit anderm Hausrath verkauft (Belli-G., IV. 121).

8. Der Stadtschultheiß von Ochsenstein (S. 8) war am 10. Aug. 1747 (Belli-G., III. 83) verstorben, seine drei Söhne bewohnten das dem Goethischen gegenüberstehende Haus „Zum rothen Engel", jetzt, im Aeußern ganz unverändert, das Haus Großer Hirschgraben Nr. 18. Die beiden älteren waren unverheirathet (Kriegk, Senckenberg, S. 350 flgd.; Stricker, Beziehungen, S. 22, und Volger, Vaterh., S. 21 u. 39).

9. Bettina erzählt den Vorfall, zu welchem diese Brüder Ochsenstein Anlaß gaben (S. 8 u. 9), folgendermaßen:

„Die Küche im Haus ging auf die Straße; an einem Sonntag-Morgen, da Alles in der Kirche war, gerieth der kleine Wolfgang hinein und warf alles Geschirr nach einander zum Fenster hinaus, weil ihn das Rappeln freute und die Nachbarn, die es ergetzte, ihn dazu aufmunterten. Die Mutter, die aus der Kirche kam, war sehr erstaunt, die Schüsseln alle herausfliegen zu sehen; da war er eben fertig und lachte so herzlich mit den Leuten auf der Straße, und die Mutter lachte mit"

(Briefw. m. e. Kinde, II. 249.)

Volger (Vaterh., S. 40) bemerkt zu dergleichen Geschirr im Kleinen (S. 8): „Dergleichen irdenes Küchengeschirr in kleinem Maßstabe wird noch jetzt zu jeder Meß- und Weihnachtszeit, das Stück zu einem Kreuzer, in Frankfurt feilgehalten, und ganz gewiß sind die Plätze der Verkäuferinnen auch noch genau dieselben wie zu Goethe's Zeit."

10. Goethe's Großmutter väterlicherseits (S. 9), Cornelia, geb. Walter, der das Haus auf dem Hirschgraben gehörte (s. unten Nr. 16), war zur Zeit von Goethe's Geburt bereits 81 Jahr alt.

11. Der Große Hirschgraben (S. 9), die Straße, wo Goethe's Geburtshaus (jetzt Nr. 23) steht, bildete ursprünglich einen Theil des die erste Erweiterung der Stadt vom 12. Jahrhundert bezeichnenden Burggrabens, welcher in Folge der zweiten Stadterweiterung v. J. 1333 trocken gelegt und zu Wiesen und Gärten benutzt wurde (Kriegk, Frankfurt, S. 97, u. Dr. Lucae, im Frankfurter Conversations-Bl., 1858. S. 491). In dem Theil dieses Wiesengrundes von der Katharinenpforte bis zum Weißfrauen-Kloster, welcher nach dem Grav'schen Plan von 1552 dicht mit Nußbäumen bepflanzt war, unterhielt der Rath Hirsche in großer Anzahl, und sie gaben diesem Theile den Namen Hirtzengraben, später Hirschgraben. Auf dem gedachten Plan (von welchem ein schön erhaltenes Exemplar jetzt im Goethe-Hause gezeigt wird) weiden Hirsche unter den Bäumen hinter dem genannten, unmittelbar an der Befestigungs-Mauer liegenden Kloster, und das an dieser Stelle jetzt gelegene Gehöft (Gr. Hirschgr. Nr. 3) heißt noch heute „Zum weißen Hirsch" (Belli-G., Leben, IV. 82). Das von Goethe erwähnte alte Herkommen, wonach der Senat alle Jahre einen Hirsch öffentlich verspeiset, war schon i. J. 1406 eine alte Gewohnheit. An diesem jährlichen Hirschessen nahm die ganze offizielle Stadt Antheil, außer den Rathsmitgliedern mit ihrer Sippschaft die Haupt- und Amtleute, die Richter und Advokaten, der Stadt- und Gerichtsschreiber, die Aerzte, die Prälaten, Priester, Mönche, ja selbst (bis 1529) die „gemeinen Frauen", festlich mit Blumen geschmückt. Der Hirsch lieferte im Mittelalter den Hauptfestbraten. Diesen erhielten in Frankfurt die Vornehmern zu ihren Hochzeiten u. drgl. aus dem Hirschgraben. Als im Jahre 1556 einige der Thiere wegen Wassermangels verkommen waren, gab dies den Anstoß, sie ganz abzuschaffen, und mit dem Ende des sechzehnten Jahr-

hunderts (seit 1583) begann, in Folge der neuen Befestigung der Stadt, die Ausfüllung des Hirschgrabens und die Bebauung des dadurch gewonnenen und des anstoßenden Raums (das Genauere über diese Verhältnisse findet sich in Lersner's Chronik, I. 472, II. 669 und 470; bei Battonn, I. S. 91 flgd.; Volger, Vaterh., 1 bis 13, und Stricker, Bezieh., S. 15 u. 16). Volger (a. a. O., S. 2) erinnert daran, daß der Geschwister Goethe Wunsch im Jahre 1856 der Frankfurter Jugend erfüllt worden sei, welche täglich im „Zoologischen Garten" eine solche zahme Wildbahn sehen könne.

Die bis an die Stadtmauern sich verbreitenden Nachbarsgärten (S. 9) sieht man auf dem Grav'schen Plan jenseits des alten Hirschgrabens in großer Ausdehnung hinter den Höfen der „Galgen-Gaß" und des Roßmarkts, ebenso die Mauer, welche die Höfe der schon vorhandenen Straße auf dem Hirschgraben abgrenzte. Die Gegend zwischen dieser Straße und dem Roßmarkt hieß im 15. Jahrhundert das Rosenthal; dort lagen auch die Frauenhäuser und die öffentlichen Bäder (Volger, Vaterh., S. 10 u. 11, u. Dr. Euler, Mitth., III. 213).

12. Das Gartenzimmer (S. 10) nahm im alten, 1755 umgebauten Hause die drei Fenster des Mittelbaues im zweiten Stock ein, wo jetzt sich die Hausflur befindet, wie man überhaupt damals die Wohnzimmer nicht nach der Straße, sondern nach der stilleren Hof- und Gartenseite hinaus zu legen liebte. Wenn Goethe sagt, dort sei, wie er heranwuchs, sein liebster Aufenthalt gewesen, so bezieht sich dies eben nur auf seine Kinderzeit bis zum sechsten Jahre (s. Volger a. a. O., S. 49). Man blickte von da in das Hügelland der südlichen Wetterau nach Höchst und Mainz zu; der Taunus bildete den Hintergrund, „das Gebirge, das von Kindheit auf so fern und ernsthaft vor mir gestanden hatte" (Werke, Bd. XXI. S. 13; vergl. Volger a. a. O., S. 50, und Kriegk, „Beschreibung der Umgegend von Frankfurt" im Archiv, I. S. 9, 14, 83).

13. (S. 11.) Goethe's Vater hatte i. J. 1740 eine längere Reise nach Italien gemacht. Ein Brief bei Beginn derselben zu ‚Palmada ex contumacia' (in Friaul) geschrieben, vom 20. Jan. 1740, findet sich abgedruckt bei Wagner, Briefe an und von Merck (1838), S. 1 bis 3, und ein zweiter, einige Monate später zu Venedig nach der Rückkehr von Rom und Neapel verfaßt, S. 1 bis 4 der zweiten Folge jener Briefe (1847). Der

Römische Maler Giambattista Piranesi (oder Piraneze) hatte das Prachtwerk Le Antichità Romane (Roma 1756. 4 Voll. Groß-Folio) mit Plänen Römischer Bauwerke und Denkmäler sowie deren Erklärung herausgegeben. — Die Naturaliensammlung des Vaters machte Goethe später (1795) seinem Amtsgenossen, dem Minister Voigt in Weimar, zum Geschenk (nach einem ungedr. Briefe des Erstern).

14. Von dem italienischen Sprachmeister Giovinazzi (S. 11) hat sich bis jetzt keine anderweitige Nachricht gefunden. Andre Namen italienischer Musiker kommen in den Frankfurter Urkunden jener Zeit mehrfach vor. Der Text der angeführten Arie Solitario bosco ombroso ist von Metastasio. Die Strophe lautet vollständig:

Solitario, o bosco ombroso,
A te vien l'afflitto cor,
Per trovar qualche riposo
Nel silenzio e nell' orror.

Für eine oder zwei Stimmen sehr ausdrucksvoll in Musik gesetzt (Andante sostenuto) von dem ital. Komponisten Corri, hatte diese Arie im vorigen Jahrhundert weite Verbreitung gefunden. Man findet sie in dem Sammelwerk: Corri's Works. Volume III, consisting of National Airs, Notturni, Duetts, Terzetts, Canzonets, Rondos, Catches & Glees. In the Italian, French, English, Scotch and Irish Languages. J. Johnson. Edinburgh. Folio. — sowie in: Trois volumes de chansons anglaises. Londres. 1788. Goethe hatte aber wol eine noch ältere Komposition im Sinne, da Corri's Laufbahn erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beginnt.

15. Der Vater war von Geschäften entfernt (S. 11), d. h. er war nicht nur durch seinen Schwiegervater, den Schultheiß, sondern auch durch seinen Stiefbruder, den Zinngießermeister Hermann Jakob Goethe, der den 8. Mai 1747 in den Rath gelangt war, von Rathsstellen ausgeschlossen. Denn die kaiserliche Resolution vom 22. November 1725 machte dem zu Erwählenden zur Bedingung, „daß nicht schon sein Vater, Sohn, Bruder, Geschwisterkind, Schwiegervater, Tochtermann, Gegenschweher, leiblicher Schwager oder Schwestermann sich im Rath befindet" (Mittheilungen, I. S. 186). Ins Bürgerrecht war

Johann Kaspar erst am 25. Juni 1749 gegen Erlegung von 1 Gulden 40 Kreuzer eingetreten als „Ihro röm. kaiserl. Maj. wirklicher Rath und beider Rechten Doctor" (Kriegk, Senckenberg, S. 318), jedoch nicht in die Reihe der Advokaten.

16. Nach Volger's Forschungen lag das geräumige Wohnzimmer der Großmutter (S. 11) im Erdgeschoß links vom Eingange des alten Hauses und neben der Küche. Außerdem enthielt dies Geschoß nur eine große Hausflur, welche in Verbindung mit jenem Wohnzimmer, dessen drei Fenster auf den Hof gingen, den Kindern den günstigsten Spielplatz gewährte (Volger, Vaterh., S. 42 flgd.). „In der Stube wenige Geräthe, etwa, außer dem Bette und dem Armsessel, ein Tisch, ein Schub mit Messingbeschlägen und einige Sessel mit geraden Rücklehnen, an den Fenstern kleine weiße Vorhänge auf Zugschnüren oder Messingdrähten — so haben wir uns wol die Umgebung zu denken, in welcher Wolfgang die gute Großmutter sah" (Derselbe, a. a. O.).

Das Puppenspiel erhielten die Kinder am Weihnachtsabend 1753, dem letzten, den die Großmutter erlebte. Die Ueberreste desselben befinden sich noch auf der Stadtbibliothek zu Frankfurt. Mit Recht hat Volger die Erzählung in „Dichtung und Wahrheit" hier (S. 11 u. 12) und unten S. 44 mit der zu Anfang des Romans „Wilhelm Meister's Lehrjahre" (Werke, Bd. XVII. S. 28 bis 46) in Verbindung gebracht und daraus den Schluß gezogen, „daß die Geschichte von Goliath und David aufgeführt wurde und daß, außer einem zwergenhaften David und einem riesenmäßigen Goliath, König Saul und der Hohepriester Samuel nebst Jonathan als Puppen vorhanden waren, welche an langen Drähten hangend auf der kleinen Bühne umherstolzirten." Wir kommen unter Nr. 48 darauf zurück.

Ein Vierteljahr darauf, Donnerstags den 28. März 1754, ward die Großmutter beerdigt, „Herrn Friedrich Georg Goethe, gewesenen Gasthalters, hinterlassene Wittib, Frau Cornelia, alt 86 Jahr" (Belli-G., Leben, IV. 56). Da sie Ende September 1668 geboren war, so hatte sie ein Alter von 85 Jahren 6 Monaten erreicht. Der Arzt Senckenberg trug den Fall im April 1754 mit folgenden Worten in sein Tagebuch ein:

„Dienstag den 26. März 1754 starb plötzlich beim Schlafengehn Frau Goethe, 86 Jahre alt, die Mutter des kaiserlichen Rathes und Schwiegersohnes des Schultheißen Textor, indem sie

aus Marasmus zu leben aufhörte. Hatte etliche Wochen viele Schläfrigkeit, glaubte, ihr Schnupfen und Husten komme, der gewöhnlich zur Frühlingszeit war. Sie geht schlafen, schnell hört sie auf zu sprechen, und als man nach ihr sah, war sie schon ohne Bewegung und ohne Laut. Sie lebte sanft, und so starb sie ruhig, wie wenn sie Anderes thue, immer die Nämliche. Immer arbeitsam, in ihrer Art wohlthätig, sparsam, von einfacher und geringer Lebensweise, nicht stolz. Sie starb nicht sowol am Marasmus als am Versagen der Kräfte, an der Unfähigkeit des Körpers, sich zu bewegen, eines Todes ohne Krankheit, oder am Alter. War nie sehr fett. Betrübte und erfreute sich über nichts. Immer Dieselbe, von etwas langsamer, aber im Arbeiten fleißiger Natur" (Kriegk, Senckenberg, S. 317 u. 318).

Diese Charakteristik widerspricht nicht der ihres Enkels (oben S. 9). Noch später lebte die Erinnerung an sie wieder auf.

Der Maler Kniep, in dessen Begleitung Goethe im Jahre 1787 Sizilien bereiste, erzählte an Zacharias Werner 1810, daß Goethe, als er bei der Ueberfahrt von Neapel nach Sizilien erkrankte, im Phantasiren das Gehen der Matrosen auf dem Verdeck für den Gang seiner Großmutter gehalten habe (Düntzer, Zwei Bekehrte, 1873, S. 195).

17. Der Hauptbau (S. 12) wurde nicht sogleich, sondern erst im April 1755 vorgenommen, nachdem inzwischen am 8. September 1754 dem Rath Goethe ein viertes Kind, die Tochter Katharina Elisabeth, geboren war (Belli-G., IV. 58). In Dr. Volger's schon oft erwähnter, ausgezeichneter Quellenschrift „Goethe's Vaterhaus" (1863) sind die nähern Umstände des Umbaues nach den Akten des Bau-Amts ausführlich dargelegt. Am 7. März 1755 hatte der Rath Goethe dieser Behörde den Bauriß eingereicht und am 14. angezeigt, daß er sein Nebenhaus abbrechen und „solches seinem daneben stehenden Hauß gleich machen" wolle. Es blieb mithin das Haupthaus intakt, nur das Nebenhaus wurde abgerissen und an seiner Stelle ein Neubau in gleicher Höhe und sonst in Uebereinstimmung mit dem Haupthause aufgeführt. Auch dieses erhielt im Erdgeschoß zum Theil (nämlich an der Ost- und Nordseite) neue Umfassungswände, wobei die weggenommenen Theile nach und nach eingeschaltet wurden. Dies Verfahren machte es nöthig, die verbleibenden Außenwände der obern Stockwerke inzwischen durch Balken zu stützen (S. 13). Außerdem mußte ein Theil des Daches, welches sich gleichmäßig über beide nun-

mehr verbundenen Häuser erstrecken sollte, theilweise abgenommen und neu aufgerichtet werden. Dann wurden die Fenster neu und regelmäßig, sowie die Hausthür genau in die Mitte der vereinigten Häuser eingefügt. Diesen Bau führten unter des Raths Goethe eigner Leitung der Maurermeister Springer und der Zimmermeister Muntzer aus. Darf man auch in diesem Falle mit Volger (a. a. O., S. 58) auf „Wilhelm Meister's Lehrjahre" zurückgreifen, so hätte ein Lieutenant von der Bürger-Artillerie, ein „mit vielen Talenten begabter, besonders in mechanischen Arbeiten geschickter, junger Mann" (das., Buch. I, Kap. 4) dem Vater bei dem Bau „viele wesentliche Dienste geleistet." Die Stockwerke des Haupthauses springen nach alter reichsstädtischer Bauart um einige Zoll nach der Straße zu hervor. Solche Ueberhänge durften nach der Bauordnung vom 27. Juli 1719, die am 6. Mai 1749 noch neu eingeschärft war (Stricker, Beziehungen, S. 22), im zweiten Stock nicht mehr neu angebracht werden. Hinsichtlich des Nebenhauses erhielt der Vater hiezu jedoch ausnahmsweise die Erlaubniß des Bau-Amts, da die Straße genügend breit sei und andernfalls die Ungleichheit der Häuserfront einen Mißstand bewirken würde („in diesem neuen Haus den 2. Ueberhang wegen der Breitung und Evitirung des Mißstandes dieser Straße dessen daneben stehendem gleich machen zu lassen"; Resolut vom 4. April 1755). Im Mai ward das Nebenhaus abgebrochen und der Grundstein des an seiner Stelle nun neu zu bauenden nördlichen Flügels des Haupthauses in feierlicher Weise gelegt, wobei der noch nicht sechsjährige Wolfgang, mit dem Maurerschurz angethan, die Kelle führte. Dies ergiebt sich aus dem auf der Frankfurter Stadtbibliothek aufbewahrten Original-Manuskript Goethe's aus seiner Kinderzeit. In dem darin enthaltenen Gespräch zwischen „Vater und Sohn" vom Januar 1757 wird an jene Grundsteinlegung in folgender Art erinnert. Der Sohn wünscht den Vater in den Weinkeller zu begleiten und giebt als Grund an: „Den Grund- und Schlußstein habe ich Lust einmal wiederzusehn." Sie begeben sich in den Keller.

„Vater. Wo glaubest Du nun das Gesuchte zu finden?

Sohn. Den Schlußstein sehe ich wohl über meinem Kopf; aber den Grundstein kann ich nicht antreffen.

Vater. Siehe da, in diesem Winkel ist er eingemauert.

Sohn. Nunmehr sehe ich ihn wohl und erinnere mich,

daß ich ihn unter vielen Feierlichkeiten mit eigener Hand eingemauert habe.

Vater. Kannst Du Dich noch mehrer Umstände, die dabei vorgefallen, erinnern?

Sohn. Warum nicht! Ich sehe mich nämlich in der Tiefe als einen Maurer gekleidet, mit der Kelle in der Hand, mit vielen Maurergesellen, und hatte den Steinmetzmeister zur Seite.

Vater. Wurde denn dabei sonst nichts geredet?

Sohn. Ja wohl. Es fing der Obergeselle zwar nach Gewohnheit eine Rede an, konnte sie aber nicht ausführen und unterließ nicht, sich die Haare auszuraufen, da er von so vielen Zuschauern inzwischen ausgelacht wurde."

Auch an das Stützen der Mauern wird erinnert. Vater und Sohn gehn aus dem Keller des Anbaues in den größern Keller des Haupthauses. Zur Verbindung beider hatte die Grundmauer des letztern durchbrochen werden müssen.

„Sohn. Es muß viel Mühe und Oel gekostet haben, bis diese Oeffnung zu Stande kommen.

Vater. Du hast's getroffen. Setze bei: viele Gefahr, welche die Handwerksleute gehabt, vornehmlich in Erbauung der Haupttreppe, wie Du hier siehst, da das ganze Gewölbe fast mit unzähligen Stützen unterbauet wurde.

Sohn. Und wir sind bei aller der Gefahr dennoch wohnen geblieben. Es ist gut, wenn man nicht Alles weiß; ich hätte gewiß nicht so ruhig geschlafen, als geschehen."

(Weismann, Knabenzeit, S. 27 flgd.)

Dieser Grundstein, ein großer rother Sandstein im Keller des ehemaligen Nebenhauses, mit der Jahrszahl 1755, giebt noch heute Zeugniß von jenem Bau (Volger a. a. O., S. 74). Auch Bettina schreibt davon nach den Mittheilungen von Goethe's Mutter: „Von einem großen Hausbau, den Dein Vater unternahm, erzählte die Mutter auch, und wie sie Dich da als junges Kind oft mit großen Sorgen habe auf den Gerüsten herumklettern sehn" (Briefw. mit e. Kinde, II. S. 279 u. 280).

Noch vor dem Winter (auf 1756) stand der Neubau vollendet da, in welchem die Familie jedoch kurz vor Weihnachten einen Todesfall erleben sollte (s. unten Anm. 42 b).

18. Die von Goethe hervorgehobenen denkwürdigen Stätten und Baulichkeiten seines Geburtsortes:

a. Die große Mainbrücke (S. 13), Frankfurt mit Sachsenhausen verbindend, i. J. 1035 aus Holz, in der Mitte des 14. Jahrhunderts nach der großen Ueberschwemmung des Jahres 1342 auf 14 gewölbten Bogen in einer Länge von 945 und einer Breite von 27½ Fuß aus rothem Sandstein neu erbaut (Archiv, I. S. 36; Stricker, Beziehungen, S. 23).

Dem goldnen Hahn auf dem Brückenkreuz ist in Kriegk's Geschichte von Frankfurt a. M. ein eignes Kapitel gewidmet (S. 442 bis 448); der Verfasser hält den Platz für die ehemalige Richtstätte der zu ertränkenden Verbrecher, worauf das Kruzifix in Verbindung mit der starken Strömung des Mains unter dem Brückenbogen, dem s. g. Kreuzbogen, deute. Der Hahn ist nicht beweglich, konnte daher nie als Wetterfahne dienen, hatte vielmehr eine symbolische Bedeutung als Sinnbild der wachenden Gerechtigkeit. Das Kruzifix mit dem Hahn findet sich schon auf einem Bilde der Brücke v. J. 1405; beides wurde aber wiederholt zerstört und wieder erneuert. Derjenige Hahn, den der junge Goethe bewunderte, von reich vergoldetem Kupfer, — der Goldschmied erhielt für die Vergoldung 200 Gulden — war erst 1750 aufgestellt; er steht noch heute, nachdem er aus dem Brückengefecht zwischen Franzosen und Baiern vom 31. Oktober 1813 unverletzt hervorgegangen. Viele Volkssagen und Lokalscherze knüpfen sich an den Hahn, z. B. daß er krähe, wenn er einen Juden vorbeigehn sehe oder die Domuhr Zwölf schlagen höre. Das Standbild Karl's des Gr. auf der Brücke ist spätern Ursprungs.

b. Der Weinmarkt (S. 14) vor dem S. Leonhard's Thor, unmittelbar am Main, nach Lersner's Chronik (I. S. 434) „ein schöner, mit vielen Bäumen besetzter Platz, an welchem Ort man täglich Wein haben kann, und siehet man stündlich Wein probiren alldorten" (vgl. Battonn, I. S. 57 flgd. u. S. 152). So mit Bäumen bepflanzt, kannte den Platz im ersten Jahrzehnd unsers Jahrhunderts noch Frau Belli-Gontard (Erinnerungen, S. 129). Einen Krahn, wie ihn Goethe (S. 14) erwähnt, erblickt man dort auch auf den Merian'schen Plänen der Stadt. — Die Abfahrt des Mainzer Marktschiffs war vom Fahrthor (Belli-G. a. a. O., S. 130).

c. Der Saalhof (S. 14), die alte Sala (s. S. 245), die königliche Gerichtsstätte (Olenschlager, G. B., S. 20), später die königliche Pfalz, in welcher dann die erstre sich

befand (Battonn, I. S. 29). Ludwig der Fromme, der Erbauer, brachte darin den Winter 823 zu, und Karl der Kahle erblickte hier das Licht der Welt. Der Saalhof (Quartier J) liegt am Mainquai (zwischen Geistpforte und Fahrthor) auf der einen und an der Saalgasse auf der andern Seite (Nr. 53 der Karte des Berlepsch'schen Reisebuchs). Aus kaiserlichem Besitz gelangte diese von den Karolingern, den sächsischen Kaisern und den Hohenstaufen viel besuchte Pfalz lehnweise an Frankfurter Bürger und 1697 frei an die Gebrüder Vernus, welche die Wasserseite im reichsten und zierlichsten Stile der Zeit 1717 neu aufbauten (s. v. Radowitz über den Saalhof, im Archiv, Bd. I. Heft 1. S. 117 bis 123, und unten die Anmerkungen zu Buch V. S. 193).

d. Die Bartholomäuskirche (S. 14), nach Cap. II der Goldnen Bulle: Ecclesia sancti Bartholomaei Apostoli, der (katholische) Dom, nahe der Fahrgasse gelegen (vgl. G. Fr. Mylius, die Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser St. Bartholomäi zu Frankf. a. M., photographirt, mit Text von Kelchner, Folio, u. Mittheil., I. S. 74 u. 75). Ein großes Brandunglück suchte das erst kurz vorher restaurirte, sechshundertjährige, ehrwürdige Gebäude am 15. August 1867 nebst dem Pfarrthurm heim (darüber Euler in Mittheilungen, III. S. 328 bis 332, und Stricker in der Festschrift z. Juristentag in Frankf. a. M. 1872, S. 80). Die Schrannen (Schirnen), welche den Dom umgaben, besonders die des Weckmarkts und des Garküchenplatzes, sind zum Theil mitverbrannt, zum Theil seitdem abgebrochen, so daß derselbe jetzt fast ganz inmitten freier Plätze steht.

e. Das Pfarreisen (S. 14), ferrum portae cimiterii, (Mitth., I. S. 76, Note 29, u. S. 79. Z. 5) lag auf der der innern Stadt zugewandten Langseite des Doms, ursprünglich nur ein durch eine eiserne Pforte (oder einen für das Vieh nicht zu betretenden Eisenrost) geschlossener und geschützter Fußweg über den die Kirche umgebenden Friedhof; da die öffentlichen Beamten keine Amtsgewalt auf kirchlichem Boden besaßen, so war das Pfarreisen von deren Eintritt befreit (immunitas absque introitu judicum). Am Niederrhein kommt solche Einfriedung als Kircheisen vor. Die hinter dem Pfarreisen belegenen Buden der Buchhändler, Antiquitätenverkäufer, Gerümpler, Spengler u. s. w. sind mit dem historischen Namen der Oertlichkeit längst verschwunden, Alles ist jetzt Domplatz und der einstige Fußweg schon seit dem Jahr 1829 allen Fuhrwerken geöffnet. Dorthin, und zwar in den Carl'schen, besonders wol in den Hutter'schen

(früher Walther'schen), seit 1762 Jäger'schen Buchladen, hat Goethe manche Batzen oder Kreuzer hingetragen (S. 14 u. 30). Der Gulden zerfiel in 15 Batzen, der Batzen in 4 Kreuzer. Die letztgedachte Buchhandlung feierte 1862 ihr hundertjähriges Bestehen, und dieser Veranlassung verdanken wir die Mittheilung eines Bildes des Pfarreisens, wenigstens eines Theiles, vom Jahre 1762, also von der Zeit, welche Goethe's Darstellung zurückrufen will (vor der als Manuskript gedruckten Schrift: Zur Einhundertjährigen Jubelfeier der Jäger'schen Buch-, Papier- und Landkarten-Handlung 22. März 1862. 4°. 12 S.). Beide genannte Buchläden auf dem Pfarreisen sind erwähnt bei Belli-G., Leben, VI. 7, 71, und X. 133. In den dreißiger Jahren wohnte hier der Frankfurter F. Hiller, und dort verkehrte mit ihm Mendelssohn-Bartholdy (s. Hiller's F. Mendelssohn-B., 1874, S. 46, und Mendelssohn's Briefe daselbst S. 54, 56, 61, 68, 70).

f. Der Marktplatz (S. 14) erstreckt sich vom Pfarreisen, am Pfarrthurm vorbei, nach dem Römerberg. Die Fleischbänke, Schirnen genannt, finden sich noch heute dort. Die Gasse rechter Hand heißt die lange Schirn, von wo man durch einen mit Buden wenig gezierten Durchgang zum Nürnberger Hof gelangt (s. Nr. 19a).

g. Die Neue Kräme führt vom Römerberg nach dem Liebfrauenberg. Der Wunsch Goethe's, den Umweg nach der Zeil durch die Katharinenpforte (linker Hand) an der Kirche gleichen Namens vorbei zur neuen Wache oder durch die Döngesgasse (rechter Hand) und die auf die Zeil mündende Hasengasse vermieden zu sehn, ist erst 1855 nach dem Abbruch zweier Häuser erfüllt worden (Stricker, Bez., S. 25). Die alten Kräme lagen am Markt.

19. Burgartige Räume (S. 14):

a. Der Nürnberger Hof, zwischen dem Markt (s. vorstehend) und der Schnurgasse, einst Herberge der Nürnberger Kaufleute.

b. Das Kompostell (im Volksmunde Kumpenstell) oder der Frohnhof, das berühmte kurmainzische alte Reichs-Quartier (Olenschlager, G. B., S. 286. Note 3; Mitth., I. 56), Nr. 21 auf dem Merian'schen Plan, in der Nähe des Doms gelegen (daher noch heute die Frohnhofstraße). Damit war verbunden der Arnsburger Hof. Nach dem heiligen Jakob (S. Jago di Compostella) wurde der spanische Name (von campus stellae) auf den Mainzer Hof übertragen. Diese Herleitung des Namens ist jedoch nur unsre Vermuthung, die sich lediglich auf die Ver-

bindung des Arnsburger Hofes mit einer St. Jakobs-Kapelle stützt (Mitth., I. S. 78, und Archiv, N. F., I. S. 351). Jetzt befindet sich im Kompostell eine israelitische Real- und Volksschule und im Arnsburger Hof das Gymnasium.

c. Das Braunfels (S. 14) in der Neuen Kräme (Nr. 29) und auf dem Liebfrauenberg (Nr. 22); dort hatte im Februar 1496 Graf Friedrich von Hohenzollern, mit dem Zepter Maximilian's I. ausgerüstet, nach Veröffentlichung des ewigen Landfriedens (Reichstag zu Worms) die erste Acht gegen die Friedensbrecher verhängt (Ranke, Deutsche Gesch., I. S. 92; Souchay, Gesch. d. deutschen Monarchie, 1862, IV. S. 442), und 1632 war daselbst „in dem Braunenfels" Gustav Adolf eingekehrt (Lersner, I. 299). Zu Goethe's Zeit war es Sitz der Gesellschaft (Ganerbschaft) Frauenstein (bis 1859). Im Jahre 1814 sah Goethe das Haus wieder in Gesellschaft des spätern Koblenzer Gymnasialdirektors Schlosser und des bekannten Gerd Eilers (Dessen Wanderung durchs Leben, 1858, III. S. 366).

d. Das Stalburg'sche Stammhaus, 1496 erbaut, lag auf dem Kornmarkt (Alte Kornmarkt, jetzt Buchgasse) an der Stelle der zu Ende vor. Jahrh. errichteten deutsch-reformirten Kirche (Lersner, I. S. 299; Battonn, I. S. 251; Belli-G., Leben, V. S. 25, Note, und Stricker, Bez., S. 25). Die Familie der Stalburg, die der Stadt noch 1758 in Goethe's Knabenzeit einen Bürgermeister schenkte, erlosch 1808 (s. Dr. Heyden, das Frankfurter Patriciergeschlecht von Stalburg, im Frkf. Conv.-Bl., 1862. S. 190).

20. Pforten und Thürme (S. 14 unten). Die erste Stadterweiterung hatte im 12. Jahrhundert, die zweite im 14., im Jahre 1333, stattgefunden (Kriegk, Senckenberg, S. 97; Mittheilungen, III. 118; A. Ravenstein, die Stadterweiterungen ꝛc., 3 Hefte. 1862). Die vielen Thürme und Thore der Stadt, von denen jedoch die Bornheimer Pforte schon 1765 abgebrochen wurde, gaben nach dem Ausdrucke der Frau Belli „ein Gefühl von Ehrfurcht und Reichthum, wie es für eine Krönungs- und freie Reichs-Stadt sich ziemte" (Erinnerungen, S. 129). Als Goethe 1797 seine Vaterstadt nach längerer Abwesenheit wiedersah, waren die alten Wälle und damit die meisten Thürme und Pforten niedergelegt. Doch erinnern noch heute das Eschenheimer Thor und die durch Klüber's Verwendung geretteten vier Warten im Stadtgebiet an die alte feudale Zeit.

21. Der berühmte Plan des Niederländers Hans Grav v. J. 1552 (s. Battonn, I. S. 92, und Textrev. zu S. 15) ist bei A. Kruthoffer in Frankfurt 1861 neu aufgelegt; ein ächtes Exemplar hängt im Goethehause. Wegen der ältern Frankfurter Stadtpläne s. Archiv, N. F., I. S. 286, u. III. S. 236 flgd.

22. Gang der Stadtmauer (S. 15), d. h. oben auf der mit Schießscharten versehenen, überdeckten Mauer.

Der bekannte hinkende Teufel, in dem französischen Roman Le diable boiteux von Le Sage (1707), auf den Goethe auch sonst, z. B. in den „Vögeln" (Werke, Bd. VIII. S. 375) und Bd. XXIX. S. 204 und 727, anspielt.

Oberst von Cohausen sagt in seiner Abhandlung über das Eschenheimer Thor: „Von dem Thurm aus liefen die gedeckten Wehrgänge auf der Stadtmauer nach dem Rödelheimer und Friedberger Thor hin und gewährten den Einblick in Höfe und Gärten, welche Goethe so reizend beschreibt und aus dem das Knabenmärchen entstand, das hinter der nahen schlimmen Mauer spielt" (Archiv, N. F., IV. S. 27). Grade nach dieser Richtung lagen Bleichplätze (S. 15), deren Erinnerung in der von dem Eschenheimer Thor ausgehenden Bleichstraße bewahrt ist.

23. Das Rathhaus, der Römer (S. 15). Der Ursprung des Namens ist nicht aufgeklärt. In Olenschlager's Urkundenbuch zur Goldnen Bulle (S. 1) sind sowol dies Gebäude, der große Römer, als der auf dem Klapperfeld belegene kleine als Römische Kastelle abgebildet. Gleichwol scheint keine Erinnerung an die Römerzeit, wie bei der Saalburg bei Homburg, sondern die Uebertragung des Beinamens früherer Besitzer dieser Gebäude, welche in irgend einer Beziehung zu Rom und Italien gestanden sein mochten, auf die Gebäude selbst vorzuliegen (Kriegk, Frankfurt, Kap. 22). Der Geschlechtsname Römer findet sich noch heute mehrfach in Frankfurt wie auch sonst in Deutschland. Als das ältere Rathhaus neben der Bartholomäuskirche, an der Stelle des jetzigen Pfarrthurms, baufällig geworden, erwarb der Rath im Jahre 1405 den Römer am Samstagsberge sowie das anstoßende Haus „Zum goldnen Schwan" und bestimmte beide Häuser zum neuen Rath- und Kaufhause. Jener Berg, ein Rest des Vorplatzes vor der ehemaligen Kaiserpfalz, dem Saalhofe, erhielt dann später den Namen Römerberg. In den untern gewölb-

ähnlichen Hallen (S. 15 unten) errichtete man zahlreiche Kramläden und Buden, die den Raum, zumal in der Messenzeit, in eine belebte Markthalle verwandelten. Die letzte der dortigen Buden ist erst i. J. 1846 verschwunden.

Die von Goethe mitgetheilte Inschrift der Rathsstube (S. 16) wurde schon i. J. 1442 auf einer Tafel angebracht (Kriegk, a. a. O., S. 193) und lautet nach der von uns an Ort und Stelle (jetzt Vorsaal des neuen Rathszimmers) genommenen Abschrift:

Eyns mans redde ein halbe redde
man sal sie billich verhören bede.

Das Audiatur et altera pars über der Thür des großen Rathhaussaales zu Nürnberg lautet fast ebenso:

„Eines Mannes Red' ist halbe Rede,
Vernehmt drum der Parteien jede!"

(Hagen, Norica, 2. A. 1865. S. 192.)

„Eines Mannes Rede ist keine Rede" ist alter deutscher Rechtsspruch (Agricola, 1529, Sprichw. 43, 69; Simrock, Sprichw. Nr. 9484, und Graf u. Diether, Deutsche Rechtssprichw., Nördl. 1864, S. 433). Ebenso bringt Lehmann im Jahre 1642 die Reime:

Richt' nicht nach eines Mannes Klag',
Hör' vor wohl, was der Ander sag'.

und

Mit Urtheilfällen gar nicht eil',
Du hast denn gehört beide Theil'.

(Dessen Florilegium politicum unter: Obrigkeit Nr. 17, 34, 39, 96, 101, und Additio Nr. 6.)

Wegen der Eintheilung des Senats in Bänke (S. 16) s. Lersner, I. S. 256 flgd. Die erste Bank bilden die vierzehn Schöffen, die zweite die vierzehn Rathsherren, nämlich sieben vom Hause Limpurg und sieben vom Hause Frauenstein sowie von der übrigen Bürgerschaft; die letztern bestehen theils aus Doctoribus, vornehmen Kaufleuten und Rentenirern; die dritte Bank nehmen vierzehn vom Handwerkerstande ein; es sind also zweiundvierzig Mitglieder im Ganzen.

Die neue Kaisertreppe wurde erst 1742, an Stelle der vom Römerberg aus unmittelbar in den Kaisersaal geleiteten alten Treppe, von den untern Hallen aus angelegt, auch die

Decke mit Bildern in Fresko verziert (Kriegk's Frankfurt a. M., S. 199).

Das Wahlzimmer (S. 16), nämlich das Wahl- und Konferenzzimmer der zur Kaiserwahl versammelten Kurfürsten und ihrer Gesandten, war auch erst kurze Zeit vor Goethe's Geburt, 1732 und 1733, neu hergestellt und ausgeschmückt. Die Purpurtapeten und die Goldleisten des bronzenen Frieses über der Decke sind noch heute zu sehn, ebenso die humoristischen, an Kaulbach's neckische Kinderdarstellungen erinnernden Gemälde über den fünf Thüren; diese Kinderengel spielen auf dem ersten mit der Krone, auf dem zweiten mit dem Schwerte, auf dem dritten mit dem Reichsapfel, auf dem vierten mit den Pantoffeln und auf dem letzten mit dem Krönungsrocke; jedem Bilde ist eine bezügliche lateinische Inschrift beigefügt (s. dieselben bei Kriegk a. a. O., S. 194).

Dieses Zimmer ist durch eine Thür mit dem großen Kaisersaal (S. 16) verbunden, dem Schauplatz der feierlichsten Reichs- und Staatsakte, welche Frankfurt's Mauern gesehn. Ein Reichstag wurde dort zwar nur einmal unter Karl VII. gehalten; aber bei allen Kaiserwahlen diente er als Speisesaal für Kaiser, König und Fürsten (s. unten zu S. 191), und der gesammte Rath huldigte hier dem neuen Reichsoberhaupt. Außerdem fanden hier die öffentlichen Gerichtssitzungen, namentlich das Pfeifergericht, regelmäßig statt. Noch 1863 gab der Rath hier dem Kaiser von Oestreich und den übrigen, wenn auch nicht vollzählig, versammelten deutschen Fürsten ein Festmahl. Die Kaiserbilder, welche der Knabe Goethe bewunderte, stammten aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, die der Kaiser von Konrad I. an sogar erst aus dem Jahre 1711. Bei der Restauration des Saales in den Jahren 1838 bis 1853 sind jene alten Brustbilder durch neue ersetzt oder doch verdeckt (s. das Nähere in Kriegk's Frankfurt, Abschnitt „Der Kaisersaal", S. 197 bis 207, auch 1863 besonders erschienen u. d. T. „Der Römer und der Kaisersaal in Frankfurt a. M."). Es ist richtig, daß in Goethe's Knabenzeit nur noch Platz für Joseph II. (S. 17) übrig blieb. Um auch für das Bildniß des folgenden Kaisers Leopold II. Raum zu gewinnen, mußte später (1827) eine zwischen zwei Fenstern angebrachte Uhr entfernt werden (das., S. 199), und auch für Franz II. wurde noch eine freie Stelle ermittelt.

Nur die Goldne Bulle (S. 17), von welcher ein Exemplar sich im Besitz der alten Krönungsstadt befindet, ist von Karl IV.

erlassen (i. J. 1356) und auf den Reichstagen zu Nürnberg und Metz in demselben Jahre verkündigt, nicht aber die um beinah zwei Jahrhunderte jüngere Kriminalordnung Kaiser Karl's V. Beide Reichsgesetze wurden nach ihren Urhebern gleichmäßig die Carolina genannt. „Kayser's Karl peinliche Hals-Gerichts-Ordnung" enthielt das für Frankfurt giltige Kriminalrecht (Lersner, I. S. 259), mit dem sowol der Frankfurter Advokat als der später Weimarische Geheime Rath Goethe sich bekannt machen mußte. So schrieb er einmal in der ersten Weimarischen Zeit an seinen Freund Einsiedel: „Schick mir doch, Bruder, die peinliche Halsgerichts-Ordnung, etwa mit Kressens Kommentar und was Du sonst Kriminalzeug hast" (Grenzboten, 1873. Nr. 34. S. 297; vgl. auch Dr. Kriegk, die goldne Bulle der Stadt Frankfurt a. M., 1867).

24. Dem 1349 von einigen Kurfürsten gewählten, dem Kaiser Karl IV. als Kaiser entgegengestellten Grafen Günther von Schwarzburg (S. 17) hatte Frankfurt Huldigung geleistet; dort starb er jedoch bereits am 18. Juni desselben Jahres, nachdem er vorher seinen Ansprüchen auf das Reich entsagt hatte. Sein Grabmal wurde in der Mitte des Chors der Bartholomäuskirche errichtet, von achtzehn Wappen umgeben. Goethe sah den Grabstein jedoch nicht hier, sondern an der Seite des Chors neben der zur Wahlkapelle (dem Konklave) führenden Thür, wohin ihn i. J. 1743 Kaiser Karl VII., um in der Kirche mehr Platz zu gewinnen, hatte versetzen lassen. Die Fürsten von Schwarzburg erneuerten das bei der Umsetzung beschädigte Denkmal im Jahre 1856. Ueber dieses, bei Lersner (I. 2. S. 107) abgebildete Grabmal ist eine weitläufige Literatur vorhanden (s. besonders Dr. Usener über dasselbe im Archiv, Heft 8. S. 73 bis 80, u. in d. Mitthl., I. S. 127 flgd.).

25. Die letzten Krönungen (S. 17 u. 18). Diejenige Karl's des Siebenten vom 12. Februar 1742 hat Goethe's Großoheim von Loen in seinen „Kleinen Staatsschriften" ausführlich beschrieben (dessen kleine Schriften, Thl. II. S. 210 bis 229. Brief XVII. 2. A. 1751). Auch er hebt unter den „Abendbeleuchtungen" die des französischen Gesandten, des bekannten Marschalls von Belleisle, hervor: „Doch muß ich Ihnen sagen, daß sich darunter die französische, welche den ganzen Roßmark (sic) mit den zierlichsten Arkaden umstellet hatte, besonders ausgezeichnet

hatte." Auch Friedrich's des Großen Schwester, die Markgräfin von Baireuth, wohnte den Feierlichkeiten bei (s. ihre Memoiren, II. S. 309 bis 322). Sie sagt jedoch vom Kaiser: Il était mourant de la goutte et de la gravelle, et pouvait à peine se soutenir, und nennt ihn le pauvre Empereur.

Die Krönung des am 13. September 1745 gewählten Franz des Ersten fand am 4. des folgenden Monats statt. Das Nähere zu S. 180 u. 181. In dem Schema (oben Nr. 4) hat Goethe sowol bei Karl VII. als bei Franz I. die Wahltage als Krönungstage bezeichnet.

26. Die Schlacht bei Dettingen (S. 18) vom 27. Juni 1743, in welcher die alliirten Oestreicher und Engländer, letztere unter der Führung König Georg's II., die Karl VII. unterstützenden Franzosen unter Marschall Noailles zwischen Seligenstadt und Hanau schlugen, hat Loen gleichfalls (a. a. O., S. 302 bis 314) geschildert und eingehend beurtheilt. Karl VII. nahm nach der verlornen Schlacht seinen Aufenthalt in Frankfurt; „denn," setzt Loen hinzu, „man siehet nicht, wohin der gute Kaiser weiter seine Zuflucht nehmen will" (s. oben S. 18, Z. 3 u. 4). Am 8. Juni hatten ihn die Oestreicher zum zweiten Male zur Flucht aus seiner Residenz München gezwungen. Dorthin kehrte er erst im Oktober 1744 aus Frankfurt zurück, um am 20. Januar 1745 seinem Gichtleiden zu erliegen.

27. Der Aachner Friede (S. 18) vom 18. Oktober 1747 beendigte den östreichischen Erbfolgekrieg. Er eröffnete für Europa diejenige lange Epoche ungetrübten Friedens, in welche Goethe's Geburt und seine Kinderzeit fallen sollte. Im Précis du siècle de Louis XV. (Ch. 31) rühmt Voltaire diese Zeit: „L'Europe entière ne vit guère luire de plus beaux jours que depuis la paix d'Aix-la-Chapelle en 1748 (richtiger 1747) jusque vers l'an 1755" (richtiger bis zum Sommer 1756, dem Ausbruch des siebenj. Krieges). Vergl. den Anfang des zweiten Buchs, hier S. 41.

28. Die Frankfurter Messen (Nundinae Francofurtenses) wurden zu den sieben Wundern Deutschlands gerechnet (der Chor in Köln, die Uhr in Straßburg, die Orgel in Ulm, die Kunst (Mechanica) in Nürnberg, die Baukunst (Structura) in Augsburg und die Bibliothek in Mainz). Der Ursprung dieser alten Reichs-Jahrmärkte läßt sich bis auf Ludwig den Frommen verfolgen;

die Herbstmesse fiel auf die Zeit von Mariä Himmelfahrt bis zu Mariä Geburt und fand neben dem Dom statt, der jedoch nicht Unsrer lieben Frau gewidmet war. Die neue oder die Ostermesse ordnete erst Ludwig der Baier an und legte sie auf die Zeit vom Sonntag Oculi bis Judica; doch sind die Zeiten vielfach verändert und zuletzt der Anfang der Herbstmesse auf Mariä Geburt (8. Sept.) und der der Ostermesse auf den Oster-Dienstag gesetzt worden (s. Olenschlager, G. B., S. 24; Kriegk, Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter, Frankf. 1862, S. 294; W. Stricker, die Frankfurter Messen in „Im Neuen Reich", 1872. Nr. 36; Fries, Pfeifer-Gericht u. s. w., 1752, S. 38 flgd.).

29. Der Geleitstag (S. 19) fällt stets auf den Donnerstag nach Aegidi (1. Sept.), und die Herbstmesse beginnt dann am darauf folgenden Montag (Lersner, I. S. 262, u. Fries a. a. O., S. 51). Ebenso ging der Ostermesse ein Geleitstag voran. „Die beiden Frankfurter Messen haben," wie Fries ebenda S. 102 bemerkt, „wenigstens darinnen vor allen andern den sonderbaren Vorzug, daß die dahin reisenden Kauf- und Handelsleute seit Friedrich's des Zweiten Zeiten, mithin über fünfhundert Jahre, unter einem so besondern kaiserlichen Schutz gestanden, daß die daher fast im ganzen Reich, in so vielen kur- und fürstlichen, auch andern Ländern, gleich einer an einander hangenden Kette etablirte Begleitung denenselben bis anher vollkommene Sicherheit verschaffet haben, wie dann auch das ausnehmende Gepränge, womit zu Frankfurt an den Geleitstagen diese und verschiedene kur- und fürstliche Geleiter selbst bis in die Stadt von den hierzu bestimmten bürgerlichen Kavallerie-Kompagnien unter dem Zuschauen und Zulauf einer unzähligen Menge vornehm- und geringer, fremd- und einheimischer Standespersonen eingeholt zu werden pflegen, schwerlich anderswo seinesgleichen finden wird." „Erfreuliche Gedanken über den prächtigen und solennen Geleitstag in Frankfurt a. M." hieß eine 1747 erschienene Flugschrift. Die Geleitsreiter, geführt von ihren Offizieren und begleitet von einem Deputirten des Raths, dem Geleitshauptmann, empfingen die von Nürnberg, Augsburg, Worms, Straßburg, Köln und andern großen Handelsstädten anlangenden Kaufleute und deren Geleite an der Grenze des Stadtgebiets. Hieronymus Peter Schlosser, Goethe's Freund, an den er das Gedicht (Werke, Bd. III. S. 316) richtete, später Bürger-

meister und Schöff, war 1778 Geleitshauptmann und hat eine ausführliche Denkschrift über seine Verrichtung als solcher hinterlassen, welche im 3. Bande der Mittheilungen des Frankf. Vereins für Geschichte und Alterthumskunde (S. 268 bis 281) abgedruckt ist. Dieser Dienst war danach mit großen Ausgaben verknüpft, die durch eine nur handschriftlich vorhandene „Geleitsordnung" geregelt waren. „Denn," heißt es in jener Denkschrift, „das Vornehmste dieser Feierlichkeit ist Wein und Bretzeln" (S. 272). Die Geleitsbretzeln liebt man noch heute in Frankfurt. Auch wurden bei dem Vortrage jener Denkschrift im Verein (am 8. April 1867) Abbildungen von Geleitsreitern in offiziellem Kostüm und eines Bäckerknechts mit Geleitsbretzeln vorgelegt.

Dem von Goethe (S. 20. Z. 4) erwähnten Herkommen trat nach Schlosser's Bemerkung noch das hinzu, daß es „der Geleitstag so hergebracht zu haben scheine, daß es an demselben, sollten es auch nur einige Tropfen sein, regnet."

Auch Frau Belli-Gontard gedenkt des Geleitstags in ihren „Lebens-Erinnerungen" (S. 75): „Ich sah den letzten Einzug der Geleitsreiter; sie wurden von den Bürgermeistern an der Ziegelhütte empfangen, bekamen Pfeffer und Salz nebst der Erlaubniß, unter Trompetenschall und dem Geläute der Glocken in die Stadt zu reiten. Der Geleitstag ist geblieben mit seinen sonderbar geformten Bretzeln, allein die Reiter! —" Diese Reiter nämlich „in ihrer dunkelblauen, gold- und silberverbrämten Uniform nach altem Schnitt, gelbledernen Beinkleidern, Stiefelmanschetten und goldbetreßten dreieckigen Hüten" wurden zu Ende des Jahres 1813 aufgelöst und durch freiwillige Kavallerie in grünen Uniformen mit Czakos 1814 ersetzt (Mitth., III. S. 123).

Mit den Worten S. 19, Z. 10, sind die Verse Werke, Bd. XI.1, S. 341, über „Götz von Berlichingen" zu vergleichen, namentlich:

„Bei manchen Zügen, die er unternahm,
Er half und schadete, so wie es kam;
Bald gab er selbst, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit" u. s. w.

30. Das Pfeifergericht (S. 20 bis 22), d. i. die Bestätigung der Zollfreiheit der Städte Worms, Bamberg und Nürnberg (früher auch Straßburg, Köln und einiger niederländischen Städte) seitens des Schultheißen in feierlicher Gerichtssitzung. Goethe's Darstellung beruht wesentlich auf der schon

oft angeführten Abhandlung von Fries „Vom sogenannten Pfeifer-Gericht“ (1752). Das Pfeifergericht wurde am letzten Sitzungstage vor der Herbstmesse gehalten; unmittelbar darauf folgten Gerichtsferien. „An diesem Gerichtstag erschienen in den ersten Zeiten die fremde Kaufleute der befreiten Orte, welche kurz zuvor mit dem Geleite aufgeholt worden. — Keine Gesellschaft in Teutschland, sie mochte Namen haben, wie sie wollte, konnte einen publiken Actum ohne Pfeifer und Trompeter thun, und ginge dieses bei allen publiken Actibus nicht anders, von dem Reichstag an bis auf den geringsten Handwerker-Aufzug. — Weil nun ersagte Kaufleute einen Stadtboten mit sich brachten und der Zug nomine publico geschah, durften nothwendig keine andre Pfeifer als die Stadtpfeifer jedes Orts genommen werden. Daß die Aufholung bei Gericht geschieht, ereignete sich accidentaliter, weil Schultheiß und Schöffen ohnehin auf diesen Tag beisammen waren und ihre letzte solenne Publikation ante ferias nundinarum hatten. Der Schultheiß war eigentlich Derjenige, von dem der Zoll Namens des Kaisers und Reichs gehandhabt wurde. — Außer allem Zweifel haben die Kaiser selbsten annoch, als der Frankfurtische große Zoll ihnen gehörte, die Städte Worms, Bamberg und Nürnberg von demselben befreit. Eine dergleichen kaiserliche Zollbefreiung geschah mündlich nur vor ein Jahr; mußte demnach die Renovation alljährlich geschehn“ (Fries, S. 3 bis 6). Der Schluß des ersten Absatzes S. 20 ist Fries, Kap. 15. S. 113, sowie der zweite Absatz S. 20 unten und das Weitere S. 21 fast wörtlich Fries, Kap. 17. u. 18. S. 138 flgd., entnommen (s. auch oben Textkritik zu S. 21). Auch die Musik jedes der drei Instrumente hat uns Fries auf einem besondern Blatt aufbewahrt, nebst einer Abbildung der Geschenke, welcher Goethe's Beschreibung genau folgt. Die Handschuhe galten (nach dem Sachsenspiegel) als symbolische Bezeichnung eines vom Kaiser mündlich erklärten Willens, der Pfeffer als die des Zolls, da die Zölle zu Pfeffer angeschlagen und in Pfeffer, statt Geldes sowie statt der Waaren bis zum Werthe eines Guldens, entrichtet wurden; ebenso kamen die kleinen Silbermünzen (S. 21), nämlich ein Räderalbus in Silber und ein Gulden in Gold, als die Geldspezies in Betracht, worin der Zoll zu bezahlen war, das weiße Stäbchen als Zeichen der Gerichtsbarkeit der betreffenden Stadt, endlich der Hut als eine für den Handel der Stadt Worms besonders bezeichnende Waare (a. a. O., S. 6 bis 9). Den „bibern Filzhut“ nahm der Abgeordnete von Worms

gegen jedesmalige Erlegung eines Goldguldens, wieder zurück. Jede Stadt lieferte dieselben Gaben, aber der Nürnberger Becher war immer der schönste (a. a. O., S. 147 u. 148). Wenn Goethe S. 20 „Alt-Bamberg" unter den drei Städten nennt, so ist das ganz richtig, da eine alte Nachricht aus dem 15. Jahrhundert (Fries, S. 148) besagt: „Die alde Statt unnd nit die neuere von Bebenberg" solle die gedachten Gaben „mit eine Pfiffen an das Gerichte brengen." Die auf solche Weise alljährlich anerkannte Zollfreiheit kam jedem Bürger der drei Städte, wenn er Waaren nach Frankfurt brachte, gegen Vorlegung seines Bürgerbriefs zu Statten, nur ward er von solchen Abgaben, welche Frankfurter Bürger selbst trafen, nicht befreit. Das letzte Pfeifergericht wurde i. J. 1802 abgehalten (Kriegk, Frankfurt, S. 197).

Ein Weißpfennig, Weißling oder Albus (S. 22 oben) betrug 2 Kreuzer und 8 Heller; also machten 30 Weißpfennige 1 Gulden (vgl. über die Frankfurter Münzen: Mitth., I. S. 44).

31. Der Schwefelbrunnen (S. 22) ist der am rechten Mainufer, vor dem Galgenthor und an den Weingärten des Galgenfeldes belegene Grindbrunnen (s. W. Stricker, über die Heilquellen des Frankfurter Gebiets, ins Besondere den Grindbrunnen und die Riedhöfer Quelle; Mitth., I. S. 118). „Die Lindengruppe am Grindbrunnen war weithin sichtbar, bis der Sturm die alten Bäume zusammenriß" (F. Scharff, „Die alten Bäume unsrer Gegend", Mitth., III. S. 143). Weiter abwärts am Main, Niederrad gegenüber, folgt dann der Gutleuthof und das Gutleuthöfer Gelände. Auf dem durch die Galgenwarte abgeschlossenen Galgenfeld daneben wurden die gerichteten Verbrecher verscharrt (Archiv, II. Heft 8. S. 257, Anm.). Die Aussicht nach Höchst hin, welche man von den Hinterzimmern des Goethischen Hauses genoß (oben S. 10 u. S. 23) umfaßte diese Oertlichkeit: „den Gutleuthof, die Gallenwarte, die Thürme von Höchst und die wunderschönen Linden auf der Wiese am Grindbrunnen" (Belli-G., Erinnerungen, S. 129). Goethe scheint letzteren Namen als unästhetisch vermieden zu haben.

Die Pfingstweide lag in der entgegengesetzten Richtung vor dem Allerheiligen-Thor. „Auf der Pfingstweide draußen stehen sie (die alten Linden) noch um das alte Pfingstbrünnchen her; wenn das Pfingstfest gekommen, wurden dort die Waisenkinder mit Reisbrei und Kalbsbraten gespeist" (Scharff a. a. O. vom Jahr 1865; Anzeigen des Frankfurter

„Armen-, Waysen- und Arbeits-Hauses" aus den Jahren 1753 u. 1754 bei Belli-G., Leben, IV. S. 27, 28, 46). Das von Goethe erwähnte ländliche Fest hieß der Kühtanz; nach der Bemerkung der Frau Belli-Gontard (a. a. O., S. 122, Note) bewirtheten am Pfingst-Dienstage die Bäcker die Milchmädchen, welche ihnen das Jahr hindurch die Milch zur Stadt gebracht, während Brauer und Metzger zum Walde zogen. Im Jahre 1758 wurde jedoch das ländliche Fest verboten, wol wegen der dabei vorgefallenen Ungezogenheit, die Goethe (S. 22) neben der Lust hervorhebt, oder wegen der Kriegszeit, wie Frau Belli-G. vermuthet. Das charakteristische Verbot des Ackergerichts vom 12. Mai 1758 lautet: „Vermöge hochrespektirlichen Raths-Conclusi vom gestrigen Dato wird hierdurch bekannt gemacht, daß der sonst gewöhnliche Kühtantz vor diesesmal eingestellet bleiben und weder an dem Grindbrunnen, noch auf der Pfingstweide einige Wein- oder Bierzapfferei, Spieltische oder Musik bei ohnausbleiblicher Strafe gehalten werden solle." Im „Faust", in „Werther's Leiden", in „Hermann und Dorothea" und sonst lassen sich Erinnerungen an jene Feste und an die Linden-Brunnen in Goethe's Schriften verfolgen; vergl. z. B. die Verse im letzten Gedicht (Werke, Bd. II. S. 93): „Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet, . . .
War, mit Rasen bedeckt, ein weiter grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Lustort.
Flach gegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen."

Eine andere Erinnerung an jene Pfingst-Dienstage möchte man in den Wanderjahren (Werke, Bd. XVIII. S. 271) finden.

32. Der Hausbau (S. 22) war im Herbst 1755 beendigt (s. oben zu S. 12 u. 13). Wegen der luftigen oder lustigen Vorsäle s. die Textrevision oben zu S. 23.

33. Die holländischen Ausgaben der lateinischen Schriftsteller in des Vaters Büchersammlung (S. 23) waren wol vorzüglich Elzevire, wenigstens kamen am 1. Mai 1758 Elzevire und juristische Dissertationen in die bei ihm veranstaltete öffentliche Auction (s. Belli-G., Leben, IV. S. 121). Keyßler und Remeitz sind jetzt sehr verschollen. Ersterer war der Verfasser der „Neuesten Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn" u. s. w. 2 Thle, 2. A. Hannover 1751. 4°; Letzterer der einer „Reise nach Paris" (Séjour de Paris oder Anleitung, wie Reisende sich in Paris zu verhalten haben. 1717. 4. A. 1750). Loen nennt

im Anhang des ersten Theils seiner kleinen Schriften (S. 129) den Hofrath von Nemeitz einen seiner Freunde und Verfasser der „Vernünftigen Gedanken", in deren drittem Theile sich eine Beschreibung von Holland befinde. Holland und Frankreich wollte Goethe's Vater nach Italien bereisen, woher sich das Vorhandensein der genannten Reisebücher erklärt (vergl. den zweiten der oben in Nr. 13 erwähnten Briefe).

34. Bei der Charakterisirung der Frankfurter Maler (S. 24) hat Goethe vorzugsweise die Schrift seines Jugendfreundes Hüsgen: „Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunst-Sachen" (1780), zu Rathe gezogen. Von Hirt bemerkt Hüsgen (S. 165): „Oefters malte auch der berühmte alte Schütz die Landschaften, und Hirt staffirte sie mit seinem schönen Vieh"; von Trautmann (S. 171): „sein hauptsächlichstes Talent bestand in Vorstellung nächtlicher Feuersbrünste", und „in Rembrandt's Manier siehet man viele lebensgroße und auch kleine Köpfe von ihm"; von Schütz (S. 184): „Das Malerei-Kabinet dieses Herrn (des Barons Häckel) enthielte schöne Bilder von Hermann Sachtleben, und Schütz, dessen Manier ohnedem schon dahin einschlug, bediente sich nur dieser" u. s. w. Sachtleben (Saftleven) aus Rotterdam ist berühmt durch seine niederländischen Rheingegenden (s. Nagler); Juncker malte (Hüsgen, S. 168) „schöne Blumen- und Früchten-Stücke nach David de Heem und Huysum." Wegen Seekatz und Brinckmann s. unten zu S. 82.

35. Runde Fensterscheiben (S. 24) waren in dem Frankfurt der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Regel. Reiffenstein berichtet, allerdings von einer noch ältern Zeit: „Ferner denke man sich die Häuser schmal mit kleinen Fenstern und in denselben durchweg runde Scheiben" (Archiv, II. Heft 6. S. 182). Nach Volger's Beschreibung (Vaterh., S. 84) bestand jedes der neuen Fenster aus vier Flügeln, in welche oben vier und unten sechs Glastafeln, paarweise gestellt, eingelassen und in Blei gefaßt waren, jede Tafel 6 Zoll breit und 9 Zoll 6 Linien hoch, „in damaliger Zeit eine Pracht, während unser verwöhnter Geschmack sie bereits unerträglich finden will."

36. Das Erdbeben vom 1. November 1755 (S. 25) fand die Familie schon in dem umgebauten Hause, nachdem kurz vorher am 28. September die zweite Säkularfeier des Augsburger Religionsfriedens gefeiert worden war. Glover (S. 3 bis 7) hat

versucht, Goethe's Darstellung dieses Naturereignisses ins Lächerliche zu ziehen. Goethe hat das Erdbeben jedoch nicht nach seiner Einsicht vom Jahre 1811, noch überhaupt als Naturforscher, sondern so geschildert, wie er annahm, daß er die Kunde einst in seiner kindlichen Phantasie aufgefaßt habe. Durch Bettina war er zwar nicht erst daran erinnert worden; aber er benutzte doch, was sie ihm darüber schrieb. „Der kleine Wolfgang hatte keine Ruhe mehr! das brausende Meer, das in einem Nu alle Schiffe niederschluckte und dann hinaufstieg am Ufer, um den ungeheuern königlichen Palast zu verschlingen, die hohen Thürme, die zuvörderst unter dem Schutt der kleinern Häuser begraben werden, die Flammen, die überall aus den Ruinen heraus, endlich zusammenschlagen und ein großes Feuermeer verbreiten, während eine Schaar von Teufeln aus der Erde hervorsteigt, um allen bösen Unfug an den Unglücklichen auszuüben, die von vielen tausend zu Grunde Gegangenen noch übrig waren — machten ihm einen ungeheuren Eindruck" (Briefw. m. e. Kinde, II. S. 253). Goethe hat diese Schilderung nur wenig gemildert und mehrere übertreibende Einzelnheiten (Volger, Vaterhaus, S. 101, Note) absichtlich beibehalten, um den Eindruck, den er als Kind erfuhr, voll wiederzugeben.

Es ist schwer, sich heute zu vergegenwärtigen, wie gewaltig die Gemüther der Menschen durch das Erdbeben erschüttert wurden. Goethe hat in seinem biographischen Schema (oben Nr. 4) „Voltaire und Rousseau über dies Naturereigniß" angeführt. Zahlreich sind die Erörterungen des Ersteren über das Erdbeben, da es ihm ein sehr brauchbares Argument ad hominem gegen den von ihm bald darauf im Candide verspotteten Optimismus Leibniz', Pope's, Shaftesbury's, Bolingbroke's u. A. darbot. Ausführlich schildert Voltaire das Ereigniß im Précis du Siècle de Louis XV. (Chap. XXXI): Un grand tiers de cette ville (Lisbonne) fut renversé sur ses habitants; il y périt près de 30,000 personnes (nach der spätern Note in l'Art de vérifier les dates nur 15,000); ce fléau s'étendit en Espagne, la petite ville de Sétubal fut presque détruite, d'autres endommagées; la mer, s'élevant au-dessus de la chaussée de Cadix, engloutit tout ce qui se trouva sur le chemin u. s. w. Er verfaßte das 12 Seiten lange Poème sur le désastre de Lisbonne ou examen de cet axiome: Tout est bien (Oeuvres, Tome XII), mit Stellen wie:

Philosophes trompés qui criez: „Tout est bien",
Accourez, contemplez ces ruines affreuses,

Ces débris, ces lambeaux, ces cendres malheureuses....
Cent mille infortunés que la terre dévore....
Direz-vous: C'est l'effet des éternelles lois
Qui d'un Dieu libre et bon nécessitent le choix?

Dieses Gedicht gab Rousseau den Anlaß, in dem eine vollständige Abhandlung bildenden Briefe an Voltaire vom 18. August 1756 die Vertheidigung von Leibniz und Pope zu übernehmen. Die Theodicee des Erstern und Pope's Essay on Man sind hauptsächlich gemeint. Rousseau schreibt: „Tous mes griefs sont donc contre votre Poème sur le Désastre de Lisbonne, parceque j'en attendais des effets plus dignes de l'humanité qui parait vous l'avoir inspiré. Vous reprochez à Pope et à Leibnitz d'insulter à nos maux en soutenant que tout est bien, et vous chargez tellement le tableau de nos misères, que vous en aggravez le sentiment: au lieu des consolations que j'espérais, vous ne faites que m'affliger." Und weiterhin: „De quelques maux que soit semée la vie humaine, elle n'est pas, à tout prendre, un mauvais présent; et si ce n'est pas toujours un mal de mourir, c'en est fort rarement un de vivre." Dann betont Rousseau den Zusammenhang der Leiden des Einzelnen mit der Zweckmäßigkeit des Ganzen und korrigirt den Satz ‚tout est bien' dahin: ‚le tout est bien' oder ‚tout est bien pour le tout.' Er schließt mit der Hoffnung, die dem Unglücklichen bleibe und Alles verschönere. Dieser Brief führte zum Bruch zwischen beiden Dichtern. In seiner Korrespondenz äußert Voltaire sich ähnlich wie in obigen Stellen, namentlich in den Briefen vom 28. November 1755 (No. 2295, Tome VI der Correspondance): „Si Pope avait été à Lisbonne, aurait-il osé dire tout est bien?"; vom 30. (No. 2296): „cent mille âmes ensevelies sous les ruines, — voilà un terrible argument contre l'Optimisme"; vom 1. Dezember 1755 (No. 2297): „L'Europe est dans la consternation du jugement dernier arrivé dans le Portugal", und in No. 2303: „On n'est pas sûr de coucher dans son lit."

Auch Friedrich der Große erwähnt das Ereigniß im zweiten Kapitel seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, als dessen Vorboten es auch Voltaire im Précis (oben) geschildert, und in Briefen an seine Schwester von Baireuth vom 18. und 26. Dezember 1755 (Oeuvres de Fréd. le Gr., IV. p. 29 u. 30, und XXVII. 1. p. 320 u. 322).

Wichtiger sind Kant's Aeußerungen, zuerst in Nr. 4 u. 5 der Königsberger Frage- und Anzeigungs-Nachrichten von 1756, dann in der berühmten Schrift: „Geschichte und Naturbeschreibung der merkwürdigsten Vorfälle des Erdbebens, welches an dem Ende des 1755sten Jahres einen großen Theil der Erde erschüttert hat. Königsberg 1756" (40 S. 4°). Das Buch ist streng wissenschaftlich, aber S. 34 erörtert Kant auch den Nutzen der Erdbeben, den Voltaire unerwähnt läßt, und in der Schlußbetrachtung (S. 38) weist er auf das höhere Ziel des Menschengeschlechts überhaupt hin, auf welches jene Verheerungen der Natur aufmerksam machen, die nicht als Strafgerichte der Menschen anzusehn, vielmehr in der Oekonomie der Natur unabhängig von den Menschen begründet seien. In den Schlußworten deutet auch er auf den bevorstehenden Krieg.

Aus damaliger Zeit erwähnen wir nur noch eine Geschichte jener vom 1. November 1755 bis 20. Februar 1756 fortdauernden Erdbeben, welche Kühelin 1756 in fünf Theilen herausgab, und eine dänische von Pontoppidan (deutsch von Mengel 1757).

Humboldt hat im „Kosmos" das Erdbeben von Lissabon mehrfach berührt. Die Hauptstelle im I. Bande (v. J. 1845, S. 217) lautet: „Das große Erdbeben, welches am 1. November 1755 Lissabon zerstörte, wurde in den Alpen, an den schwedischen Küsten, in den antillischen Inseln, in den großen Seen von Kanada, wie in Thüringen und in dem nördlichen Flachlande von Deutschland, in kleinen Binnenwassern der baltischen Ebene empfunden. Ferne Quellen wurden in ihrem Lauf unterbrochen. — Die Teplitzer Thermen versiegten. — Man hat berechnet, daß am 1. Nov. 1755 ein Erdraum gleichzeitig erbebte, welcher an Größe viermal die Oberfläche von Europa übertraf" (vgl. auch O. Volger, Untersuchungen über das Phänomen der Erdbeben, I. S. 193 flgd. Gotha 1855).

Goethe selbst gedenkt des für ihn epochemachenden Ereignisses sehr oft, z. B. unausgesprochen 1772 bei Beurtheilung einer Sulzer'schen Schrift: „Was würde Herr Sulzer zu der liebreichen Mutter Natur sagen, wenn sie ihm eine Metropolis, die er mit allen schönen Künsten als Handlangerinnen erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunterschlänge?" (Werke, Bd. XXIX. S. 69). Im Jahre 1830 verglich er die Juli-Revolution mit jener von 1755: „Wie das Erdbeben von Lissabon fast im Augenblick seine Wirkungen auf die ent-

fernteſten Seen und Quellen ſpüren ließ, ſo ſind auch wir von jener weſtlichen Exploſion, wie vor vierzig Jahren, unmittelbar erſchüttert worden" (An Wilh. Humboldt, d. 19. Okt. 1830, in Nr. 124 der Greizer Zeitung 1873). Den Anſtoß zu den politiſchen Umwälzungen ſeiner Zeit glaubte Goethe im Alter (1826) in einem andern Ereigniß ſeiner Jugend zu finden, der Losreißung Korſika's unter dem Baron Theodor von Neuhof und ſpäter unter Paoli. Bei Beſprechung von Varnhagen's biographiſchen Denkmalen bemerkt er: „Theodor's Tod [1756] fiel mit dem Erdbeben von Liſſabon, das mir ſo viel zu denken und der Welt zu reden gab, nah zuſammen; auch er mußte im Tagsgeſpräch eher ſeltſam als bedeutend erſcheinen, und Niemand ahnete, daß funfzig Jahre nach ſeinem Tode die Wirkungen, zu denen er den erſten Anſtoß gegeben hatte, über die ganze Welt ſich aufrollen würden" (Werke, Bd. XXIX. S. 182). Als gleichzeitig notirt Goethe im biographiſchen Schema (oben Nr. 4) auch „Jeſuiten in Paraguay"; darunter kann aber nur deren Vertreibung aus Paraguay wie überhaupt aus dem ſpaniſchen und portugieſiſchen Amerika gemeint ſein, welche in den funfziger und ſechziger Jahren vollzogen wurde.

Die Erwähnung der Strafpredigten (S. 25) iſt auch wol durch Bettina's Mittheilungen hervorgerufen. Dieſelbe ſchreibt nämlich ferner (a. a. O., S. 254): „In den Kirchen hielt man Bußpredigten, der Papſt ſchrieb ein allgemeines Faſten aus, in den katholiſchen Kirchen waren Requiem für die vom Erdbeben Verſchlungenen. Die Bibel wurde aufgeſchlagen, Gründe für und wider behauptet: das Alles beſchäftigte den Wolfgang tiefer, als Einer ahnen konnte, und er machte am Ende eine Auslegung davon, die alle an Weisheit übertraf. Nachdem er mit dem Großvater aus einer Predigt kam, in welcher die Weisheit des Schöpfers gleichſam gegen die betroffne Menſchheit vertheidigt wurde, und der Vater ihn fragte, wie er die Predigt verſtanden habe, ſagte er: Am Ende mag Alles noch viel einfacher ſein, als der Prediger meint. Gott wird wohl wiſſen, daß der unſterblichen Seele durch böſes Schickſal kein Schaden geſchehen kann." Dieſe Reflexion machte der Knabe, der in der Einleitung von Gottfried's Chronik belehrt worden war, „wie die Tugend belohnt, die Laſter geſtraft, es den Frommen zuletzt wohl, den Böſen aber übel gangen." Wir ſchließen dieſen ſchon zu langen Exkurs mit Verſen des Neujahrswunſches, welchen der

Knabe Goethe in Nr. 1 der Frankfurter Nachrichten Freitags den 2. Januar 1756 lesen konnte:

Wie schnell, wie plötzlich ist das alte Jahr verschwunden?
Sein Ende, sein Beschluß gleicht einem Trauerspiel;
Ein prächtig Lissabon ward dort des Jammers Ziel;
Im Elementenkampf hat sie das Grab gefunden,
Noch weint so manches Königreich,
Und auf den sonst beglückten Fluren
Sieht man der Wasserfluth und der Verwüstung Spuren u. s. w.
(Belli-G., Leben, IV. S. 80.)

37. Das Hagelwetter vom Sommer 1756 (S. 26). Vergl. das Schema unten in Nr. 46. Den dunkeln Gang, in den das Gesinde die Kinder mit fortriß, hat Volger (Vaterh., S. 95 unten u. S. 102) in einem dunkeln Vorplatz oder Korridor zwischen der Küche und der Speisekammer des Erdgeschosses (an der Stelle des ehemaligen Wohnzimmers der Großmutter) nachgewiesen. Bei starken Gewittern, welche Frankfurt jedoch nur selten treffen, wurde mit den Kirchenglocken geläutet und in den Häusern gebetet (Böhmer, fontes rerum germanicarum, IV. S. 394 u. 395. Stuttg. 1868; Archiv, I. S. 63: „Lage Frankfurt's" von Kriegk).

38. Das Gymnasium zu Koburg (S. 26), das 1605 gegründete Illustre Gymnasium Casimirianum Saxonicum, genoß unter Verpoorten, Direktor seit 1724 und Professor der Theologie, eines vorzüglichen Rufs. Der spätere Direktor dieser Schule Briegleb (1796 bis 1805) sagt in einer 1793 erschienenen Gratulationsschrift von seinem Amtsvorgänger Bartenstein, Letzterer sei i. J. 1726 in jenes Gymnasium eingetreten, „quod tum praeclaris floruit divinae humanaeque sapientiae magistris: cum aliis, tum Verpoortennio, Schwartzio, Ehrenbergero, Meuschenio, Gihnleinio," und hebt im weitern Verlauf besonders Verpoorten's günstige Einwirkung auf die Jugend hervor. Ein Jahr vorher war auch Joh. Kaspar Goethe aufgenommen. Die Inskription (1725, Alberto Menone Verpoortennio Directore) lautet wörtlich: „Jo. Caspar Goethe, Francofurtensis ad Moenum, Cauponis F. ann. 14. introd. in Paedag. d. 24 Maji 1725." Von späterer Hand ist hinzugesetzt: „D. Juris", und von noch späterer: „Pater poetae inclyti".

Von den genannten Lehrern war Schwartz Professor der Eloquenz und der lateinischen Grammatik (seit 1732 Direktor), auch Verfasser einer seiner Zeit sehr geschätzten lateinischen Grammatik, Ehrenberger Professor der Mathematik und Metaphysik, Meuschen General-Superintendent und Scholarch, Gihnlein Professor der Jurisprudenz; dazu kamen Schubart, Professor der Poesie, der französische Professor de Fert und Andre. Das Kasimirianum zerfiel in ein Pädagogium, nach Art eines Gymnasiums, und ein Publicum, nach Art einer Universität. Dieser halb akademische Charakter der Schule zog gewiß Viele an. Wie lange Goethe's Vater dort verweilt, erhellt nicht aus den dortigen Papieren. Vorstehende Nachrichten verdankt der Herausgeber der Güte des gegenwärtigen Direktors des Kasimirianum, Dr. K. Weismann, der ihn zugleich auf Ludwig's „Ehren des hochfürstlichen Casimiriani Academici in Koburg" (I. Theil 1725, II. Theil, von Verpoorten, 1729) aufmerksam gemacht hat. Während des Aufenthalts auf jener Anstalt verlor Joh. Kaspar nicht nur seinen einzigen vollbürtigen Bruder Joh. Friedrich, welcher, 19 Jahr alt, am 31. Oktober 1727 verstarb (Mitth., I. S. 186), sondern auch am 13. Februar 1730 seinen Vater. In diesem Jahre finden wir ihn jedoch wieder in Frankfurt.

Die Dissertation (S. 26 unten), mit welcher Joh. Kaspar in Gießen pro gradu doctorali promovirte, ist vom Oktober 1738. Der Titel lautet: „Electa de aditione hereditatis ex jure Rom. et patrio illustrata sistens" (10 u. 178 S. kl. 4°). Sie ist ein außerordentlich fleißig und gründlich gearbeitetes Werk, das in Hellfeld's praktischem Kommentar über die Pandekten (Leipzig 1796 bis 1804), in Thibaut's System des Pandekten-Rechts 1805 (II. S. 145) und andern juristischen Schriften noch in diesem Jahrhundert lobend genannt wird. In Thibaut's Pandekten fand sie Goethe im Juli 1811, als der erste Theil von „Dichtung und Wahrheit" schon gedruckt war, unter einer falschen Jahreszahl aufgeführt und schrieb deswegen an Eichstädt: „Es scheint mir die Dissertation meines Vaters zu sein, welche in das zweite Viertel des vorigen Jahrhunderts fällt" (Goethe's Briefe an Eichstädt, herausg. von v. Biedermann, 1872, S. 175, 176 u. 312). Goethe's Vater hatte 1730 bei dem Advokat Senckenberg, seinem Jugendfreunde, den ersten juristischen Unterricht genossen, sich nach Beendigung der Studien zu Leipzig, in den ersten dreißiger Jahren, dann zu Gießen, der richterlichen Praxis beim Reichskammergericht zu Wetzlar

gewidmet und dann erst promovirt (S. 174 der erwähnten Dissertation; vergl. unten Nr. 64).

39. Zu seinen ersten kindlichen Studien und Chrien (d. i. Schulübungen über eine Sentenz, von χρεία, Gemeinplatz) benutzte Goethe nach seiner Erzählung S. 27 bis 30:

a. Cellarius (Keller). In Betracht kommt sowol dessen lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Wörterbuch, der Latinitatis liber memorialis, der s. g. „Angehende Lateiner" (S. 27), und dessen Erleichterte lateinische Grammatika (beide Berlin 1724) als auch dessen Ausgabe des Cornelius Nepos mit Noten. Cellarius verdrängte den Donat, das Hauptschulbuch des Lateinischen im Mittelalter, mit dem z. B. Hamann noch anfing (dessen „Gedanken über meinen Lebenslauf").

b. Pasor. Es wird dessen griechisch-lateinisches Lexikon zum Neuen Testament aus dem 17ten Jahrhundert und später (1735) von Schöttgen neu herausgegeben, oder desselben Manuale zum Neuen Testament gemeint sein. Bei Jöcher, Pierer und im Kayser'schen Buchhändlerkatalog wird von Pasor's Schriften sonst nur noch eine Ausgabe des Hesiod erwähnt.

c. Den Orbis pictus des Amos Comenius (S. 29 unten). Der Name ist latinisirt aus Komensky. Der Titel dieses unvergleichlichen, eine ganze Encyklopädie für Kinder enthaltenden Buchs lautet vollständig: „Orbis sensualium pictus von Joh. Amos Comenius. Hoc est, omnium fundamentalium in mundo rerum et in vita actionum pictura et nomenclatura." Nürnberg 1658. Diese „sichtbare Welt" begründete ebenso wie seine frühere Janua linguarum reserata (1631) zuerst den s. g. Anschauungs-Unterricht, der in unserer Zeit, namentlich in den Schulen Nord-Amerika's eine so große Bedeutung erlangt hat. Die Elemente des realen Wissens sind hier deutsch und lateinisch bezeichnet und zugleich bildlich dargestellt. Dies Buch hätte nie aus den deutschen Schulen verschwinden sollen, so wenig wie

d. Gottfried's Chronik (S. 29 unten), das noch berühmtere Geschichtswerk desselben Jahrhunderts, nach dem Titelblatt: „Jo. Ludovici | Gottfridi | Historische | Chronica | Oder | Beschreibung der Fürnem- | sten Geschichten, so sich von Anfang der Welt, biß | auff unsere Zeiten zugetragen: | Nach Außtheilung der vier Monarchien, und beige- | fügter Jahrrechnung, auffs fleissigste in Ordnung gebracht, | und in Acht Theile abgetheilet; |

mit viel schönen Contrafaicturen und Geschichtmäßigen Kupffer- | stücken, zur Anweisung der Historien, gezieret, an Tag | gegeben und verlegt, | durch | Mathaeum Merianum. Gedruckt zu Frankfurt an Mayn, In Wolffgang Hoffmannes Buch- | druckerei. Im Jahr nach Christi Geburt, | M. DC. XXXXII." (Folio). Außerdem auf dem Titelblatt der Merianische Storch mit der Ueberschrift: „Ciconia Meriani" und der Legende: „Pietas contento lucratur". Es ist dies eins der Bücher, an dem Goethe wie an der Bibel lesen gelernt; es hat auf seinen prosaischen Stil wahrnehmbar eingewirkt (vergl. auch Werke, Bd. XVII. S. 522).

e. Die „Acerra philologica" (S. 30) von Peter Lauremberg, d. i. „200 auserlesene, nützliche, lustige und denkwürdige Historien und Discurse aus den berühmtesten griechischen und lateinischen Scribenten zusammengebracht." Rostock. 1633, in den spätern Ausgaben erweitert bis zu 700 Historien. Denselben Titel führten aber spätere ähnliche Sammlungen, und zwar die Acerra philologica von Ursinus aus der Mitte des 17. Jahrh. und die Neue Acerra philologica von Boysen, Halle 1715 bis 1723, in 2 Bänden oder 12 Stücken. Acerra, eigentlich Weihrauchkästchen, war, wie Thuribulum, als Titel derartiger Sammelwerke beliebt; vergl. z. B. des berühmten Erasmus Francisci Acerra exoticorum oder historisches Rauchfaß, gleichfalls aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Welche dieser Sammlungen Goethe benutzt, ist fraglich; die Vermuthung spräche für die erstgedachte (s. auch bei Lessing, Literaturbrief Nr. 127), bezeichnete er nicht selbst „die Alterthümlichkeiten mitunter roh und gefährlich", was auf die Neue Acerra von Boysen („oder gründliche Nachrichten aus der Philologie und den Römischen und Griechischen Antiquitäten, darinn die schwersten Stellen aller Autorum classicorum der studirenden Jugend zum Besten, in einer angenehmen Erzählung kürzlich und gründlich erkläret werden") besser paßt, indem diese vieles für die Jugend Ungeeignete, selbst aus Petron, enthält, während andererseits die Form ansprechender und moderner ist.

f. Fenelon's Telemach in der Neukirchischen Uebersetzung (S. 30) d. i. „Begebenheiten des Prinzen von Ithaka, aus dem Französischen des Fenelon in deutsche Verse gebracht" (drei Bände, zuerst Ansbach 1727 bis 1739, Folio, dann Berlin und Potsdam 1738 und 1739, 8°). Daran reihte sich auch wol Loen's Uebersetzung von Fenelon's „geistlichen Schriften" (2 Theile. Frankfurt a. M. 1737 u. 1743).

g. Robinson Crusoe (Life and strange surprising adventures of), zuerst 1714 von de Foe, in deutscher Uebertragung seit 1720: „Das Leben und die ganz ungemeine Begebenheiten des Robinson Crusoe. Von ihm selbst beschrieben und um seiner Fürtrefflichkeit willen aus dem Englischen in's Teutsche übersetzt." Goedeke (Grundr., II. S. 511) führt für die Zeit bis 1755 an funfzig deutsche Robinsonaden an. Dahin gehört:

h. die Insel Felsenburg, d. i. „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines gebornen Sachsens, entworfen von Eberhard Julio, dem Druck übergeben von Gisandern", Nordhausen 1731 bis 1743, 1828 von Tieck neu herausgegeben. Eine späte Erinnerung Goethe's an diese Kinderlektüre findet sich in der, 1829 zuerst gedruckten Nr. 876 der „Sprüche in Prosa" (Werke, Bd. XIX. S. 190).

i. Anson's Reise um die Welt (1740 bis 1744) erschien zu London (bearbeitet von Walter und Robins) 1748, deutsch von Stolpe, Göttingen 1763. Sofern nicht schon eine frühere deutsche Uebersetzung nachzuweisen, würden die Kinder des Goethischen Hauses dies Buch erst in viel späterer Zeit gelesen haben.

Nach den Labores juveniles befand sich 1757 in Goethe's Händen außer dem „Angehenden Lateiner" und des Comenius Orbis pictus (und zwar dem renovatus und quadrilinguis) auch des Speccius Praxis declinationum et conjugationum (Weismann, Knabenzeit, S. 38, 39 u. 40). Ob der S. 27 erwähnte Reim Hübner's „Kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie" entnommen ist (s. Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe ꝛc., 1847, S. 32. Note), lassen wir dahingestellt sein. Eine solche „singende" Geographie aus späterer Zeit erwähnt auch Schütz in „Goethe's Philosophie", Bd. VII., 1826, S. 18. Noch später gedenkt Goethe der „Denkverse der ältern Pädagogen" (Werke, Bd. XXIX. S. 227). Die angeführten Schulbücher von Speccius und Hübner waren im vorigen Jahrhundert weit verbreitet, letzteres schon bis 1731 in 36 Auflagen (Jöcher, II. 1750).

40. Volksschriften (S. 30). Goethe hat die „verdienstliche Schrift über die deutschen Volksbücher von unserm Görres" (Werke, Bd. IV. S. 331), welche 1807 erschienen war, im Sinne. Görres behandelt darin achtundvierzig jener Schriften, welche seit dem 16. Jahrhundert vorzüglich in Nürnberg, Augsburg (Steiner), Köln, Wien, Straßburg und Frank-

furt herauskamen. Johann Spies in Frankfurt war zu Ende des 16. Jahrhunderts als Verleger solcher Schriften berühmt. „Viele Jahrhunderte hindurch haben sie Hunderttausende, ein ungemessenes Publikum beschäftigt; nie veraltend, tausend und tausendmal wiederkehrend, stets willkommen; unermüdlich durch alle Stände durchpulsirend und von unzählbaren Geistern aufgenommen ..... bilden sie gewissermaßen den stammhaftesten Theil der ganzen Literatur, den Kern ihres eigenthümlichen Lebens" (Görres, das. S. 1 u. 2). Hier nahm Goethe zuerst die Faustsage in sich auf, obwol er das Faustbuch (Nr. 35 bei Görres) nicht nennt, so wenig wie den „gehörnten Siegfried" und andre hieher gehörige Sagen und Märchen. Die Titel der genannten lauten bei Görres:

a. Der wiedererstandene Eulenspiegel, das ist wunderbare doch seltsame Historien Tyll Eulenspiegels, eines Bauern Sohn, gebürtig aus dem Land zu Braunschweig, aus sächsischer Sprache auf gut hochdeutsch verdollmetscht u. s. w. (Görres, Nr. 32). Vergl. Werke, Bd. XIX. Nr. 613.

b. Schöne Historie von den vier Heymonskindern Adelhart, Ritsart, Writsart und Reinold samt ihrem Roß Bayart, was sie für ritterliche Thaten gegen die Heiden zu Zeiten Caroli magni König in Frankreich und ersten römischen Kayser begangen haben (Görres, Nr. 16). S. die Anspielung auf die „Kinder Heyemann" im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" (Werke, Bd. VIII. S. 449).

c. Wunderbare Geschichte von der edeln und schönen Melusina, welche eine Tochter des Königs Helmus und ein Meerwunder gewesen ist (Görres, Nr. 40). Vergl. Goethe's Märchen „Die neue Melusine" (Werke, Bd. XVIII. S. 323).

d. Kayser Octavianus, das ist eine schöne und anmuthige History, wie Kayser Octavianus sein Ehegemahl samt zwey Söhnen in das Elend verschicket hat. Und wie selbige wunderbarlicher Weiß bey dem frommen König Dagoberto wiederum zusammen kommen seynd (Nr. 17 bei Görres, später bekanntlich von Tieck bearbeitet, sowie die Genoveva).

e. Historia von der schönen Magelone, eines Königs Tochter von Neapolis, und einem Ritter genannt Peter mit den silbern Schlüsselen, eines Grafen Sohn von Provincia (Görres, Nr. 21).

f. Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein, wie er dasselbe bekommen, und ihm damit ergangen (das., Nr. 11).

g. Der Ewige Jude, d. i. gründliche und wahrhaftige Relation, so hiebevor auch französisch, lateinisch und niederländisch ausgegangen, von einem Juden, Namens Ahasvero von Jerusalem, der von der Zeit des gecreuzigten Herrn J. C. durch sonderbare Schickung zu einem lebendigen Zeugniß herumgehen muß (das., Nr. 33), eine Sage, die Goethe später zu dem Gedicht gleichen Namens begeisterte (Werke, Bd. III. S. 181).

Die ganze Sippschaft (S. 30 unten) bedeutet nicht einen sich um den Fortunatus gruppirenden Sagenkreis, sondern allgemein: die übrigen Volkssagen, wie auch der Ewige Jude dem Fortunatus in keiner Weise verwandt ist (Simrock, die deutschen Volksbücher. 10 Bde. Frankf. 1845—1864).

Wegen der Buchläden auf dem Pfarreisen s. oben Anmerkung 18e; andre Buchläden waren im Römer. Das erste Geschäft war wol das von Varrentrapp.

41. Die Einimpfung der Pocken (S. 31), d. i. der Menschenpocken. Dies von Alters her im Orient, namentlich in Griechenland verbreitete Verfahren hatte Lady Montague zuerst im Jahre 1717 in England genauer bekannt gemacht (s. deren Briefe, besonders den aus Adrianopel vom 1. April jenes Jahres To Mrs. S. C.: „The small-pox, so fatal and so general amongst us, is here entirely harmless by the invention of ingrafting, which is the term they give it“).

Voltaire (Oeuvres, Tome XXXVII. P. 162, la XIe des lettres philosophiques) empfahl das Verfahren in Frankreich, erfuhr deswegen aber arge Verunglimpfung; in einer französischen Gegenschrift hieß es von ihm: „Nur ein von den englischen Thorheiten angesteckter Gottesleugner kann uns ein sichres Uebel an Stelle eines ungewissen Gutes anrathen.“ Auch in den „Wanderjahren“ (Werke, Bd. XVIII. S. 278, und auch Bd. XXIX. S. 153) berührt Goethe „die großen Hindernisse, welche der Einimpfung der Blattern anfangs entgegenstanden.“ Die von Jenner seit 1796 angewandte Vaccination (Einimpfung der Kuhpocken) brach sich schneller Bahn, auch in Frankfurt, wo Sömmerring und Dr. Lehr, nach versuchsweiser Impfung von vier Judenkindern im März 1801 in vier Monaten bereits an mehr als dreihundert

Personen die Operation glücklich vorgenommen hatten (Mitth., III. S. 67).

Wegen der lebhaften Tante (S. 31 unten) s. die Anmerkung Nr. 44.

42. Goethe hat (S. 32) im Ganzen fünf Geschwister gehabt, und zwar außer der schon unter Nr. 7 gedachten Kornelia noch folgende:

a. Hermann Jakob, Montags den 27. November 1752 getauft; er erhielt die Vornamen des Stiefbruders des Vaters, des Rathsherrn und Zinngießermeisters, sowie einer von dessen Söhnen die von Goethe's Vater; der kleine Jakob erreichte ein Alter von 6 Jahren und 6 Wochen; seine Beerdigung erfolgte Samstags den 13. Januar 1759 (Belli-G., Leben, IV. S. 121 u. 153). Bettina erzählt (Briefw., II. S. 250) eine Anekdote über Goethe's Benehmen bei dem Tode seines Bruders und Spielkameraden, für den er in kindlicher Lehrhaftigkeit habe „Lektionen und Geschichtchen" geschrieben gehabt.

b. Katharina Elisabetha, getauft Montags den 9. September 1754, beerdigt Donnerstags den 22. Dezember 1755 (alt 1 Jahr 4 Monat. Belli-G., a. a. O. S. 58 u. 92).

c. Johanna Maria, getauft Dienstags den 29. März 1757 und beerdigt Samstags den 11. August 1759 (alt 2 Jahr 4 Monate; Belli-G., a. a. O. S. 114 u. 157). Dies war jedenfalls das von ihrem Bruder gerühmte sehr schöne und angenehme Mädchen.

d. Georg Adolph, getauft Sonntags den 15. Juni 1760, beerdigt, 8 Monat alt, Mittwochs den 18. Februar 1761 (Belli-G., a. a. O. S. 175 u. 190).

Man sieht, drei dieser frühen Todesfälle (Nr. a, c u. d) trugen sich während des siebenjährigen Krieges zu, in welcher Zeit als Folge der Truppenanhäufung verheerende Kinderkrankheiten, besonders die Pocken (s. vor. Note) und die Ruhr in der Stadt herrschten (Archiv, I. Hft. 4. S. 158 u. 159: W. Stricker, Geschichte der Volkskrankheiten der Stadt Frankfurt a. M., und Belli-G., Leben, IV. 157. Note).

43. Die Wohnung des „Herrn Reichs-Stadt- und Gerichts-Schultheiß Textor Excellenz" (S. 32 unten) lag in der Großen Friedberger Gasse, „gegen dem fröhlichen Mann über" (Belli-G.,

Leben, IV. S. 42), wo jetzt, zum Theil wenigstens, das Hôtel Drexel liegt; an der Stelle des ehemaligen Gartens in der kleinen Friedberger Gasse sind jetzt, den dort belegenen Pfarrwohnungen gegenüber, Häuser errichtet. Wegen Goethe's Bezeichnung „auf der Friedberger Gasse" vergl. „Die historische Verbindung verschiedener Präpositionen mit bestimmten Straßen" (wie auf der Zeil, in der Fahrgasse, unter den Neuen Krämen u. s. w.) von Dr. Finger, in Mittheilungen, II. S. 246. Bettina schildert (Briefw., II. S. 254 bis 256) ein in jenem Garten gefeiertes Kinderfest, bei welchem Goethe als Schäfer gekleidet Reden gehalten und die Kindergesellschaft sich mit Seifenblasen vergnügt. Einen Birnbaum dieses Gartens habe der Großvater bei Goethe's Geburt gepflanzt (s. auch Stricker, Bez., S. 21).

Der Großvater stand in der Mitte (S. 33 unten) zwischen Alcinous, dem König der Phäaken, und Laertes, dem getrennt von der Stadt auf dem Lande lebenden Vater des Odysseus, indem er sowol die Stadt beherrschte, als auch die ländliche Zurückgezogenheit liebte. Die Handschuhe führten auf den Vergleich; denn auch Laertes wappnete sich mit solchen gegen die Dornen (Odyssee, XXIV. 230: *χειρίδας τ' ἐπὶ χερσὶ βάτων ἕνεκ'*, nach Voß: „Handschuh' auch an den Händen vor Stachelgewächs"). Auch der in seinem Garten vor der Stadt wohnende Kotzebue erschien Goethe, jedoch in andrer Beziehung, als ein zweiter Alcinous (Werke, Bd. III. S. 289).

Die Mittheilungen Kriegk's über Goethe's Großvater, zum Theil nach den Aufzeichnungen des ihm allerdings sehr feindlich gesinnten Arztes Senckenberg (die Brüder Senckenberg, S. 335 bis 347), bestätigen Goethe's Angaben von dessen großer Geschäftspünktlichkeit (S. 34 oben). Das Stadtarchiv bewahrt noch ein von ihm eigenhändig geführtes Repertorium aller Rathsverhandlungen aus den Jahren 1727 bis 1768 und andrer Vorfälle. Doch im Widerspruch mit Goethe's Schilderung bezeichnet ihn Senckenberg, wenigstens hinsichtlich der früheren Zeit, als einen derjenigen Rathsglieder, welche dem Zeitgeiste gehuldigt und das Altherkömmliche durch neue Formen zu ersetzen gesucht; 1751 klagt Senckenberg, daß der Rathsschultheiß Textor ohne Krägelchen im Römer erscheine und Plaisanterie liebe.

Im Jahre 1731 war der am 16. Dezember 1727 abwesend zum Rathsherrn erwählte Textor auf die Schöffenbank vorgerückt. Den die letzte Wahl vorherverkündenden Traum, den Goethe (S. 34) erzählt, hat Textor zwar nicht in das erwähnte Reper-

torium eingetragen, wol aber einen andern aus dem Jahre 1734. Frankfurt drohte damals die Besetzung durch französische Truppen; das Repertorium sagt mit Bezug hierauf: „10. Mai 1734 habe ich frühe gegen Morgen, in Ansehung der damahligen großen Gefahr, welche hiesiger Stadt von der französischen Armee bevorgestanden, einen sehr merkwürdigen Traum gehabt, welcher, Gott sei Dank, auch eingetroffen" (Kriegk, a. a. O. S. 342; vergl. auch Bettina, Briefw., II. S. 264 bis 268).

Die Wahl zum Schultheißen erfolgte am 10. August 1747. Goethe's Angaben (S. 34 u. 35) werden von Kriegk (a. a. O. S. 338) bestätigt: „Kaum hatte der bisherige Schultheiß, Ochs von Ochsenstein, die Augen geschlossen, als man in der Nacht die Rathsglieder zu einer außerordentlichen Sitzung am nächsten Morgen zusammenrufen ließ, um einer Ernennung des in Wien sehr beliebten Reichshofraths von Barckhausen durch den Kaiser zuvorzukommen" (S. 34 unten). In dieser Sitzung wurde Textor gewählt. Es geschah damals zum ersten Male, daß man einen Schultheißen wählte und einsetzte, ehe sein Vorgänger beerdigt war; die Leute sagten deshalb, man habe am 10. und 11. August zwei Schultheißen, einen todten und einen lebendigen, gehabt." Ochsenstein's Beerdigung erfolgte Sonnabends den 12. August (Belli-G., Leben, III. 83).

44. Des Schultheißen zweite Tochter (S. 35 u. 36), die im Februar 1734 geborne Johanna Maria, war seit dem November 1751 an den „Handelsmann Melber" verheirathet (Belli-G., III. 92. 132 und 133). Wie Goethe seine Tante schildert, lebhaft und thätig, so erscheint sie auch in den Aufzeichnungen des Arztes Senckenberg, der dagegen ihren Gatten als einen Mann ohne hervorstechende Eigenschaften darstellt (Kriegk, Senckenberg, S. 347). Der Melber'sche Laden am Markt (Nr. 28) lag den Fleischbänken der „Langen Schirn" gegenüber; diese Stadtgegend und Wohnung und Laden selbst (S. 35) sind heute noch ziemlich unverändert. Das Schild des Ladens lautet jetzt: „Heinrich Mettenheimer. Material- und Farbwaaren." Die S. 31 erwähnte Tante starb erst im Jahre 1823, und Goethe blieb bis zuletzt mit ihr und ihrer Familie in Verbindung (vergl. Textrevision oben S. 210). Nach einer Notiz des Raths Schlosser wäre als die muntre und etwas wilde „Tochter des Hauses" in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" (Werke, Bd. XVII. S. 348) jene Tante zu denken.

45. Die i. J. 1738 geborne zweite Tante (S. 36) Anna Maria war seit dem Oktober 1756 an den „evangelisch-lutherischen Prediger, philosophiae magister" Starck verheirathet. Er war wenige Monate vorher als Prediger für den Gutleuthof (s. oben Nr. 31) und für das Dorf Niederrad berufen, in welches jenes Spital eingepfarrt war, zugleich aber auch als dritter Prediger für Sachsenhausen und als Mitglied des geistlichen Ministeriums. Seit 1758 figurirt er als Sonntagsprediger zu St. Katharinen, seit 1764 auch als theologiae magister. Goethe bezeichnet die Tante Starck als ruhig, während sie nach Senckenberg's Aufzeichnungen eine feurige Natur besaß und ihren Gatten beherrschte. Sie starb i. J. 1794 (Kalender 1757, S. 19; 1759 u. 1765, S. 18; Kriegk's Senckenberg, S. 347; Belli-G., III. 97 und 98, und Stricker, Bezieh., S. 28). — Das Nähere wegen Loen und seiner Schriften (S. 36) s. unten in Nr. 61.

Zweites Buch (S. 41 bis 75).

46. Goethe's biographisches Schema (Fortsetzung von Nr. 4, oben S. 230):

1756. Anfang des siebenjährigen Krieges 29. Aug. — Hagelwetter. Winterisches Kriegszaudern. — Controvers.

1757. 6. Mai Schlacht bei Prag. — 18. Jun. Schlacht bei Collin. — Manifeste und Gegenmanifeste. — 5. Nov. Schlacht bei Roßbach. Geringschätzung der fr. Nation nach dieser Schlacht und weiterhin in diesem Kriege. Siehe Voltaire's Korresp. der Jahre 53—60 ff. — 5. Dez. Schlacht bei Leuthen.

1758. [Von Riemer's Hand.] Neigung meines Vaters zu den reimenden Dichtern. Hagedorn, Canitz, Gellert, Drollinger, von Creuz, Haller waren alle in seiner Bibliothek schön in Franzband eingebunden. Hier fand ich meine erste Lektüre. Dagegen war mein Vater ein abgesagter Feind der Hexameter. Durch einen Hausfreund, der alle Sonntage mit uns aß, kam die Messiade an meine Mutter und von da an die Kinder. Wir erfreuten uns daran unsäglich. Die auffallendsten

Stellen, sowol die zarten als heftigen, waren geschwind auswendig gelernt. Portia's Traum, besonders aber das wilde Gespräch von Satan und Adramalech im Rothen Meere. Letzteres deklamirte ich mit meiner Schwester wechselweise. Komische Geschichte von dem darüber erschreckenden Barbier. Abermalige Verbannung der Messiade.

---

47. (S. 41 bis 44.) Während das erste Buch die sieben Friedensjahre vom 28. August 1749 bis dahin 1756 umfaßt, nehmen die folgenden sieben Kriegsjahre die vier nächsten Bücher fast ausschließlich ein, und davon kommen die vier letzten Monate des Jahrs 1756 und die Jahre 1757 und 1758 auf das zweite Buch.

Freitags den 28. August 1756 hielt Friedrich d. Gr. die letzte Truppenschau zu Potsdam und schon am 9. September seinen Einzug in Dresden. „So rücken 60,000 Preußen den 29. August in Sachsen ein, wo noch keine Seele an Feldgeschrei dachte" (Preuß, Friedrich der Große, II. S. 6 bis 9).

Der Großvater Textor, „1745 nebst den übrigen Mitgliedern der größeren Rathsdeputation von der Kaiserin Maria Theresia mit einer goldenen Gnadenkette beehrt" (Kriegk's Senckenberg, S. 338) und kaiserlicher wirklicher Rath, war das Haupt der herrschenden östreichischen Partei, welche an dem Aeltesten der Brüder Senckenberg, dem Reichshofrathe Heinrich Christian zu Wien, ihre Hauptstütze hatte (das. S. 34). Wie streng kaiserlich der Schultheiß war, geht aus seinem noch erhaltenen amtlichen Verzeichnisse hervor, worin er den östreichisch-preußischen Krieg nicht als solchen, sondern als „die dermalige preußische Empörung" bezeichnet (das. S. 135). Sein Schwiegersohn, der durch ihn ungewöhnlich beförderte Pfarrer Starck, war ganz seiner Partei angehörig, und gerade in dessen Hause kam es, wenn auch erst in der Mitte des Kriegs im Jahre 1760, zu einer der schlimmen Scenen, auf welche Goethe S. 42 anspielt. Die dort erwähnte Tante kann nur die, demnach preußisch gesinnte, Frau Melber gewesen sein, welche sich schon als Kind (s. oben S. 36) für den von Preußen unterstützten Kaiser Karl VII. aus dem bairischen Hause begeistert hatte. Daß derselbe Goethe's Vater zum Rath im Jahre 1742 ernannt hatte, geht aus dem biographischen Schema (Anm. Nr. 4) hervor.

Die Mittheilung jener Scene zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn verdanken wir dem Tagebuch des Arztes Senckenberg, welcher unter dem 1. April 1760 bemerkt, es habe unlängst der Schultheiß eine Beschwerde des Raths Goethe wegen der französischen Einquartierung abgelehnt, und dann fortfährt: „Bald darauf hielte Textoris Tochter, Pfarrin Starckin, Kindbett, und waren bei der Mahlzeit in Pastoris Hause Textor et gener Goethe. Da redeten sie von dieser Materie, und Textor gab Goethen keine guten Worte. Dieser wild sagte: er verfluche das Geld, so Textor die Stadt den Franzosen zu verrathen genommen habe, wolle nichts davon, und verfluche Die, so sie hereingelassen. Textor warf ein Messer nach ihm, Goethe zog den Degen. Pastor Starck wurde über diese Begebenheit damahl aus Schrecken krank. Pfarrer Claudi, so dabei war, stiftete Frieden. Vera est historia, und Herr von Rhost hat mir sie mit allen Umständen erzählt. Die Stadtschultheißin soll sich hernach alle Mühe gegeben haben, socerum und generum wieder zu vereinigen" (Kriegk's Senckenberg, S. 136).

Wegen der Parteiungen in der Stadt erließ der Rath bald nach Ausbruch des Krieges am 23. Sept. 1756 ein Edikt, worin der Druck anstößiger Parteischriften verboten und die Aufforderung erlassen wurde, „daß ein Jeder seines Amts und Berufs abwarte, sich aber alles Discurrirens und Judicirens enthalte" (im Kalender a. d. J. 1757, S. 37, und bei Belli, IV. 90).

Die in den Frag- und Anzeigungs-Nachrichten abgedruckten Neujahrswünsche sind ausschließlich gut kaiserlich und antipreußisch; der zu Neujahr 1757 läßt Frankfurt sagen:

„Verkläre stets Oestreich! Verbreite dies Haus
Gleich Sternen des Himmels in Ewigkeit aus.
Es lebe Franciscus, des Kaiserthums Sonne!
Theresia lebe den Völkern zur Wonne!
Ihr Helden, Ihr Erben von Rudolf's Geschlecht,
Euch krönet die Vorsicht aus erblichem Recht,
Gott, der Du so herrlich hast Oestreich vermehret,
Und neulich den fünften Erzherzog bescheeret,
Beschirme, beschütze die prächtige Schaar,
Und stell' Sie der Nachwelt zum Wunder einst dar."

Unter den noch erhaltenen deutsch-lateinischen Uebungen Goethe's aus dem Jahre 1758 finden sich zwei, welche seine und seines Vaters Parteinahme für den „König in Preußen" bezeugen;

es sind zwei Briefe des Königs, in deren erstem er dem bei Roßbach gefangenen französischen General de Mailly Urlaub bewilligt; die Erzählung trägt die Ueberschrift: „Vortreffliches königliches Denkmal der Menschenliebe". Der zweite ist eine Antwort auf einen Brief des Fürstbischofs von Breslau vom 30. Januar 1758 (Weismann, Knabenzeit, S. 14 bis 18). Diese Schreiben fehlen in der großen Ausgabe der Werke des Königs.

Außer den Gleim'schen Kriegsliedern erschienen, besonders in den ersten Jahren des Krieges, in fliegenden Blättern und Zeitschriften Siegslieder und Spottlieder (S. 42), deren einige der erste Band von „Des Knaben Wunderhorn" (1806) und die Sammlung von Kühn „Preußische Soldatenlieder" (Berlin 1852) enthalten. Wir notiren beispielsweise aus dem in letzterer (S. 43) mitgetheilten „poetischen Schreiben eines preußischen Husaren" 1757, aus der Zeit nach der Schlacht bei Roßbach die Verse:

„Was jüngstens der Höchste im Himmel gethan,
Das zeigt die Bataille bei Merseburg an.
Noch dreimal größer war des Feindes grimm'ger Haufen,
Sie mußten aber all' vor Friedrich's Arm entlaufen,
Reichsvölker, Franzosen, ein häßlicher Trupp,
Durch Preußisch Gepraßle in die Saal' hinein stob,
Sie flohen verwirret, erschrocken in Haufen,
Daß einer fast über den andern gelaufen.
Wir machten viel Beute, erhielten das Feld,
Und ruften: Es lebe der tapfere Held!"

Schütz führt zu dieser Stelle als Beispiel der platten Spottlieder die Strophe aus einem im Berliner Dialekt verfaßten, von den preußischen Soldaten zu einer marschartigen Melodie damals viel gesungenen Liede an:

„Laudon! Was ist Dein Begehr,
Daß Du kommst so stolz hieher?
Laudon! Steck' man ein den Sabel,
Laudon! Wisch' Dich man den Schnabel
Und kehr' wieder um nach Wien;
Vater Fritz thut mit uns ziehn!"
(Goethe's Philosophie, Bd. VII. S. 37.)

48. Des hier (S. 44) erwähnten alten volksthümlichen Puppenspiels Goliath und David ist schon oben in Anm. 16 gedacht.

Auch hat Goethe schon oben S. 12 bemerkt, daß man dasselbe den Kindern „nachher zu eigner Uebung und dramatischer Belebung übergab". Dies wird hier nun näher ausgeführt. Da die Wiederbelebung des Puppentheaters im neuen Hause erfolgte und die Schilderung in „Wilhelm Meister" (Lehrjahre, I. Buch. 2. Kap.) darauf schließen läßt, daß das Theater ein Christgeschenk für die Kinder bildete, so wird die Aufführung entweder zu Weihnachten 1755 oder, was wahrscheinlicher, zu Weihnachten 1756 erfolgt sein. Letzteren Zeitpunkt nimmt Volger an (Vaterh., S. 105), der auch die Worte Wilhelm's: „es waren die ersten vergnügten Augenblicke, die ich in dem neuen leeren Hause genoß" (a. a. O.), auf das umgebaute Goethische Haus bezieht. Auch in der Schilderung, wie der Knabe Wilhelm das Puppenspiel zuerst in der Speisekammer auffand und das Textbuch mit sich nahm, um es sofort auswendig zu lernen (a. a. O., Kap. 5), darf man sicherlich mit Volger (Vaterh., S. 97 flgd.) wahrheitsgetreu erzählte kleine Vorfälle aus dem Leben des Knaben Wolfgang erblicken. Folgt man weiter dem Roman, so hätte der Lieutenant von der Artillerie, der dem Vater bei dem Hausbau beigestanden (nach dem Kalender 1857, S. 15, Steller oder von Adlersberg), der Familie „seines Gönners ein Geschenk mit diesem ganz eingerichteten Theater gemacht, das er ehemals in müssigen Stunden zusammengebaut, geschnitzt und gemalt hatte." „Er war es," heißt es im 4. Kap. Buch I des Romans weiter, „der mit Hilfe eines Bedienten selbst die Puppen regierte und mit verstellter Stimme die verschiedenen Rollen hersagte. Ihm ward nicht schwer, den Vater zu bereden, der einem Freunde aus Gefälligkeit zugestand, was er seinen Kindern aus Ueberzeugung abgeschlagen hatte. Genug, das Theater ward wieder aufgestellt, einige Nachbarskinder gebeten und das Stück wiederholt." Von der Abneigung des Vaters gegen das Theater ist später im Dritten Buch von „Dichtung und Wahrheit" ausführlich die Rede. Den Bedienten erwähnt Goethe auch hier S. 45.

Das Giebelzimmer (S. 44) liegt in der Mansarde, im Zwerghause des Dachstocks vorn hinaus; es ist dreifenstrig, an jeder Seite mit einem zweifenstrigen Nebenzimmer (s. Volger, Vaterh., S. 84 oben).

Hier (S. 45) erscheint zuerst unter Goethe's Gespielen, deren wir in dieser und in den drei nächstfolgenden Anmerkungen zu gedenken haben, ein Knabe mit dem unverbrüchliche Freundschaft bezeichnenden Namen Pylades, ebenso später besonders im Fünften Buch, während in allen folgenden seiner nicht weiter

Erwähnung geschieht. Indem Goethe ihn nicht unter seinem wirklichen Namen, — der also für ihn gleichgiltig gewesen sein muß, — sondern unter einem bildlichen einführte, galt er ihm als Einer für Viele, und so mögen auch in diesem Bilde mehrere Knabenfreundschaften verschmolzen sein. Dürfen wir eine Vermuthung wagen, so wäre Max Moors das wahre oder doch das vornehmlichste Substrat jenes Pylades, der Sohn des Senators Moors, dessen Wohnung ganz in der Nähe der Goethischen lag, mit dem der Knabe Wolfgang gemeinschaftlichen Unterricht bei Scherbius genossen zu haben scheint und das freundschaftliche Verhältniß bis zum Jahre 1765 (s. das Gedicht, Werke, Bd. III. S. 313) fortsetzte, dessen Spuren sich aber später in Goethe's wirklichem Leben ebenso verlieren wie in den folgenden Theilen von „Dichtung und Wahrheit".

49. Märchen zu erzählen (S. 45), hatte Goethe von seiner Mutter gelernt. Sie konnte nicht ermüden zu „fabuliren", wie er nicht ermüdete zuzuhören, wobei er bald anfing, die abgebrochenen Erzählungen auf eigne Hand weiterzuführen und neue zu erfinden. „Luft, Feuer, Wasser und Erde," sagte die Mutter, „stellte ich ihm unter schönen Prinzessinnen vor, und Alles, was in der ganzen Natur vorging, dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald selbst fester glaubte als meine Zuhörer. — Da saß ich, und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen, und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirn schwoll und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein" u. s. w. (Bettina, Briefw., II. S. 231 flgd.). Der Märchenstuhl der Mutter bildete den Mittelpunkt eines Kinderfestes im Garten des Großvaters (ebenda, S. 255). Die von der Mutter ererbte Gabe begleitete den Dichter durchs Leben; aber geschriebene Märchen sind erst aus seiner spätern Zeit (seit 1795) vorhanden, nicht in großer Zahl, diese wenigen aber die höchsten Musterstücke der Gattung überhaupt. Diesen ist auch das hier erzählte Knabenmärchen beizuzählen. Die solche Darstellungen ins Leben rufende dichterische Anmaßung (S. 45 letzte Zeile) drückt Goethe's Motto aus: „Märchen, noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr" (Werke, I. 225).

50. Der neue Paris, Knabenmärchen (S. 47—59). Göschel sagte davon in Goethe's Todesjahr: „Das Knabenmärchen

zeigt uns unverkennbar die erste Weihe des Kindes; es erzählt ohne hohe Worte in einfacher Weise ernst- und scherzhaft die Initiation zu einem hohen, aber schwierigen und gefährlichen Lebensberufe. — Jetzt wird die Kindesweihe unwillkürlich zur Todtenfeier" (Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise, Schleusingen 1834, I. S. 1 bis 17). Das Vorgefühl seines Dichterberufs läßt Goethe den Knaben in der Form dieses Märchens aussprechen, in welchem Bestandtheile derjenigen romantischen und klassischen Dichtungen, die ihn zuerst berührt, sich auf die natürlichste Weise in seinem Innern zu einem neuen Ganzen, sowol unter einander als auch mit der ihn umgebenden Wirklichkeit, verbinden. Die nur dem dichterisch erregten Gemüth sich öffnende und schwer wiederzufindende Pforte, welche aus der Tageswelt in das Reich der Dichtung führt, erschließt sich ihm. Die Märchenpoesie liebt räumlich abgesonderte Reviere. Der Verfasser des Romans von der Rose (13. Jahrh.) findet so auf einem Spaziergange die Pforte zum Garten der Freude, der Müssiggang öffnet ihm und stellt ihn dem Herrn des Zaubergartens vor. Goethe führt in dies romantische Gebiet einen der Lieblingsstoffe des spätern Mittelalters ein, die Geschichte des Trojanischen Paris; nur ist die Fabel verkehrt; denn nicht die Göttinnen erhalten den Apfel, sondern vermittelst dieses Symbols sollen Jene selbst, unter denen wir jedoch nicht mit Göschel Juno, Venus und Minerva, sondern verzauberte Prinzessinnen verstehen, als Gattinnen vergeben werden. Solche der Erlösung harrende verzauberte Schönen fehlten so wenig in den Märchen der Mutter, wie in den Volksbüchern auf dem Pfarreisen (Anm. 40 u. 49), und die Geschichte des Paris war bekannt aus der Loen'schen Homer-Uebersetzung (S. 36). So sind die Bestandtheile des Märchens, wie sie weiter unten im Dritten Buch (S. 100) aufgezählt werden: Königstöchter, Prinzen, Götter und besonders Jupiter's Bote, der Merkur, beisammen. Alerte, die kindliche Muse des Knaben, leitet ihn, der Zeit und seinem Alter entsprechend, zum Soldatenspiel, in welchem zwar nicht Griechen mit Trojanern, aber doch die Griechen unter Achill mit den die Trojaner unterstützenden Amazonen unter ihrer Königin Penthesilea kämpfen. Dies Motiv lag wol dem spätern Dichter näher als dem Knaben. Kleist's Penthesilea (1808) war eben erst erschienen, und Goethe selbst hatte seine Achilleis nur einige Jahre vorher zum vorläufigen Abschluß gebracht (s. Strehlke's Vorbemerkung, Werke, Bd. V. S. 189 flgd.).

Diese griechischen Motive und die allgemeinen sinnbildlichen Beziehungen sind mit unerreichter Kunst an das Nächstliegende, Konkreteste, Oertlichste angeknüpft.

Die Schlimme Mauer (S. 48), in die Zeil mündend, hat ihren Namen, der im Reich der Dichtung nicht untergehen wird, als Straße verloren. Sie heißt jetzt die Stiftsstraße, weil sie an den Grundstücken der Senckenberg'schen Stiftung hinführt. Hinter der Schlimmen Mauer oder in der Schlimmen Gasse war es zwar nie ganz geheuer, wie Goethe bemerkt; wir glauben sogar, daß sie die Katastrophe in Horn's Heldengedicht, von dem Goethe im Sechsten Buch erzählt, verschuldete. Aber die Lokalforschung hat längst ermittelt, daß der Name eine ganz unschuldige Bedeutung hatte, da die Straße nach einem Slymme oder Slymmer, welcher hier von Frosch ein Grundstück erworben, seit etwa 1382 aus einer Frosch- in eine Slymmengasse umgetauft worden war (Archiv, II. Hft. 6. S. 181; Mitth., I. 110 am Schluß, u. Stricker, Bez., S. 29). Eine Abbildung der alten Gasse mit dem Garten jenseits der Mauer findet sich im Neujahrsblatt des Frankfurter Vereins ꝛc., 1867.

Der Schlag (S. 48) entspricht ganz dem im Zauberreich geltenden Herkommen. Vergl. Werke, Bd. XIII. S. 60 u. 165.

51. Im Folgenden (S. 60 bis 62) berührt Goethe seine Schulzeit und Schulgenossen. Schon im Ersten Buch war erzählt, daß die Kinder während des Hausbaues in „eine öffentliche Schule" (S. 13) geschickt worden. Das wäre also im Sommer 1755 gewesen. Diese Schulen wurden zunftmäßig betrieben (Lersner, I. 258); es gab um 1755 deren 21 mit 1547 Schülern, welche sehr ungleich vertheilt waren, so daß eine Schule 145, fünf über 100, zwei dagegen weniger als 25 Schüler zählten. Die Kinder wurden im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion unterrichtet (Stricker, Bez., S. 29 u. 30). Bei „dem Mißtrauen des Vaters gegen die damaligen Lehrer" (S. 27) wird Goethe diesen Unterricht nicht lange, und statt dessen vorzugsweise „Privatstunden" gemeinschaftlich mit „Nachbarskindern" (S. 28) genommen haben, an welche sich dann wol die oben S. 29 geschilderten „sonntäglichen Zusammenkünfte" anschlossen. Die in dem schon (Anm. 47) erwähnten Hefte der Goethischen Labores juveniles enthaltenen dreizehn Blätter Probeschriften zeigen, daß sie Goethe zugleich mit mehr als zwanzig Knaben anfertigte, welche darüber je nach dem Ausfall eine Nummer

erhielten. Sie certirten also, nach dem heutigen Kunstausdruck, während man damals diese Arbeiten Stechschriften nannte, indem eine Arbeit wie eine bessere Karte die weniger gute stach, überholte. Diese Stechschriften fallen in die Jahre 1757 und 1758, also in die Zeit unsers Buchs. Die Nummern wurden jedoch nicht von dem Schreiblehrer, dem die Schüler bereits entwachsen waren, sondern von deren Eltern bestimmt. Zweimal erscheint der Schöff Olenschlager, mit dessen jüngerm Sohne Wolfgang und Kornelia später Theaterstücke aufführten (oben S. 147), als Preisrichter. Wolfgang erhielt meist gute Nummern, wenn auch nur einmal die erste (Weismann, Knabenzeit, S. 9 bis 13). Auch im Hause des Hofraths Hüsgen war ein gemeinschaftlicher Schreibunterricht ertheilt worden (oben S. 149), vielleicht von dem Schreib- und Rechenmeister Schirmer. Wenigstens nennt ihn Frau Belli (Leben, IV. 106) „den Lehrer der ganzen von 1750 bis 1766 gebornen Generation".

Die „Schläge und Püffe" (S. 61), welche Goethe von den Lehrern erhalten, können wir nicht unerörtert lassen, einmal, weil Glover (S. 12) an dem Ausdruck als „gemein und pöbelhaft", zweitens, weil einst Zelter (Briefw. Nr. 709) an der Sache Anstoß genommen und zwölf Flaschen Champagner gewettet hatte, daß Goethe von seinen Lehrern nicht mit dem Stocke geschlagen worden sei. Unter dem 15. Februar 1830 (das. Nr. 711) wiederholte Dieser aber die Angabe: „daß unser Schulmeister ein schwankes Lineal, als ein sonst nicht unbrauchbares Majestätszeichen, zu führen pflegte; hiemit gab es zu Zeiten strafende und aufmunternde Klapse. Jedoch war in jenen Tagen kräftiger Pädagogik schon ein milderndes Auskunftsmittel gefunden und deutete auf das, was nachher in unsrer Kriminaljustiz seit Beccaria so anmuthig einwirkte: die zu Strafenden waren nämlich genöthigt, ein Pfötchen hinzuhalten und mehr oder weniger stärkere und wiederholte Klapse auszudauern. Dies gab Gelegenheit, wie Mucius Scaevola die Hand kühn auszustrecken und mit unverwandtem Gesichte einen heroischen Märtyrerkranz zu erwerben. — Wie es nun mit den zu gewinnenden oder zu verlierenden Flaschen Champagner auch aussehen mag, so hab' ich solches nach möglichster Erinnerung, scheinbarster Wahrheit und vermiedener Dichtung hiedurch bezeugen und vorlegen wollen." Die alte Frau Grunelius litt in Folge eines solchen von einem Volksschullehrer erhaltenen Schlages Zeitlebens an einem steifen Finger. Daß der Knabe über eine gewisse Würde berufen worden,

erzählt auch Bettina: „Sie bemerkten, daß Du sehr gravitätisch einherschrittst und hielten Dir vor, daß Du Dich mit Deinem Gradhalten sehr sonderbar von den andern Knaben auszeichnetest. — ‚Mit diesem mache ich den Anfang,‘ sagtest Du, ‚später werd' ich mich noch mit Allerlei auszeichnen‘".

Wichtig wurde die Verbindung mit dem Rektor des Barfüßer-Gymnasiums, Dr. Albrecht, von dem unten im Vierten Buch (S. 116 flgd.) umständlich die Rede ist. Dieser scheint Goethe's Vater, seinen Freund, bei der Erziehung des begabten Sohns mit Rath und That unterstützt zu haben. Die erwähnten Labores juveniles ergeben Beziehungen zu noch zwei andern Lehrern jener Schule, Scherbius und Reinhard. Ersterer, der Lehrer für Tertia, seit 1758 für Sekunda (Kaldr., 1759. S. 10, und Belli-G., Leben, IV. 133), unterrichtete Goethe im Lateinischen und Griechischen, wie Letzteres die aus dem Januar 1759 erhaltenen Uebersetzungen aus diesen Sprachen ins Deutsche erweisen (Liber exercitiorum Germanico-Graecorum atque Latinorum, quae a Domino Scherbio Praeceptore meo aestimatissimo dictata et a me Jo. Wolfg. Goethe versa sunt. Anno Christi Mens. Jan. 1759, bei Weismann, Knabenz., S. 72). Wie aus dieser selben Schrift zu entnehmen, sollte Scherbius später der Frankfurter Lokalposse als „Prorektor" zur Zielscheibe dienen. Von Reinhard, dem hochbejahrten Konrektor des Gymnasiums und Lehrer für Prima und Sekunda (Kaldr. 1757, S. 10) erhielt der Knabe zwar nicht Unterricht; aber er übertrug Uebungen aus dem Deutschen ins Lateinische, welche Reinhard den Primanern des Gymnasiums zu gleichem Zweck diktirt hatte. Die Uebungen behandeln interessante geschichtliche, besonders kirchengeschichtliche Stoffe in bestimmter Anlehnung an Justin. Goethe's Arbeit datirt vom März 1758; er wagte sich also im Alter von 8½ Jahren schon an Aufgaben, welche Primanern eines gelehrten Gymnasiums gestellt waren (Weismann, Knabenz., S. 50).

Ein nach seiner Stelle in den Labores juveniles noch dem Jahre 1757 zuzuweisendes, lateinisch und deutsch abgefaßtes Gespräch zwischen Wolfgang und Maximilian (zuerst im Morgenblatt 1838, Nr. 200, dann bei Weismann a. a. O., S. 35 bis 42) schildert die beiden so benannten Knaben, wie sie ihren gemeinschaftlichen Lehrer in der Wohnung Maximilian's erwarten, nachdem Wolfgang in Folge der Vorbereitungen zu einem Gastmahl in seinem väterlichen Hause, an dem er selbst jedoch nicht

theilnehmen darf, sich verspätet. Wir finden nirgends eine Andeutung oder auch nur Vermuthung darüber, wer dieser Maximilian gewesen sein könne. An Max Klinger, den Konstablersohn, ist nicht zu denken, eher dagegen an Max Moors. Der Schöff und spätere Bürgermeister Moors wohnte in nächster Nachbarschaft des Raths Goethe (Kalender 1763, und Volger, Vaterh., S. 60); sein Sohn Max gehörte zu Goethe's Jugendfreunden (vergl. das oben unter Nr. 48 Gesagte) und scheint auch, da er noch 1765 das Gymnasium besuchte und 1770 als Dr. juris zu Göttingen promovirte, mit ihm gleichen Alters gewesen zu sein. In dem Gespräch tritt Wolfgang als der Aeltere, Verständigere auf. Moors wird als äußerst talentvoll, als Sänger, Klavierspieler und Zeichner, sowie als gewandt in körperlichen Uebungen geschildert (Mitth., III. 71, u. Frankfurter Didaskalia, 1873. Nr. 137).

52. Die ausführliche Erzählung (S. 63 bis 66), wie in dem Knaben Zweifel an die legitime Herkunft seines Vaters erweckt worden und er Versuche zu deren Lösung angestellt, hat mehrfach Anstoß erregt. Am Herbsten hat sich Börne darüber ausgesprochen. Aber die Darstellung läßt auf Goethe's Großeltern keinen Makel haften und bezeichnet den Vorwurf „als ein durchaus leeres Märchen" (S. 66). Dies war er gewiß nach Allem, was von jenen ehrsamen Leuten bekannt geworden (vergl. das oben über die Frau Gesagte und Kriegk's Senckenberg, S. 315 bis 318). Der Vorfall ist aber charakteristisch für des Knaben frühreife und ausschweifende Phantasie, wie für die sittlichen Zustände des vorigen Jahrhunderts, auf welche Goethe's Darstellung wiederholt ein dunkles Streiflicht fallen läßt. Grade das zuletzt angeführte Buch stellt denselben das ungünstigste Zeugniß aus. Auch der sittliche Lebenswandel von Goethe's mütterlichen Großeltern wurde angefochten.

Im Einzelnen ist noch zu bemerken:

a. Die Redensart „wie der Pfau auf seine Füße sehn" (S. 63) weist Sanders (unter „Pfau") in verschiedenen Beispielen nach, wie: „An der Pfaue sieht man nichts Häßliches als ihre Füße" (Olearius, Baumgarten, 85 a) und „Der große Prophet, der auch seinen Pfauenfuß und Fehltritt hatte" (Mathesius, Luther's Anfang, 75 a).

b. Die Friedberger Seitenverwandten (S. 64). Ein Thilemann Goethe war bereits 1598 Syndikus der Stadt Friedberg in der Wetterau, woselbst die Familie noch im vorigen

Jahrhundert das Haus „Zum Ritter" besaß (Mittheilung von Dieffenbach zu Friedberg im Frankfurter Conversationsbl., Nr. 19 vom 22. Januar 1859).

Zu den sonstigen Seitenverwandten gehörte auch der bereits in Nr. 15 erwähnte Stiefonkel in der Schnurgasse.

c. Daß die Großmutter von gleichem Alter mit ihrem Manne gewesen (S. 65), trifft nicht zu, da Letzterer 1658, die Großmutter aber 1668 (s. oben Anm. 16) geboren, diese also um zehn Jahr jünger war. Der Arzt Senckenberg bezeichnet ihn als artig, sehr hochmüthig und der Musik ergeben (Kriegk, Senckenb., S. 316). Noch 1758 verkaufte sein Sohn, der Rath, eine Geige und eine Flöte von Ebenholz (Belli-G., IV. 121), die, ebenso wie das so übel von seinem Enkel zugerichtete „rothlackirte, goldblümte Musikpult" (oben S. 38), unzweifelhaft aus seinem Nachlaß herrührten.

53. Der Rath Schneider (S. 65), der treue Hausfreund der Goethischen Familie, eine von dem Dichter mit Vorliebe gezeichnete typische Gestalt, verdiente mehr Berücksichtigung, als ihr seitens der Frankfurter Lokalforschung bisher zu Theil geworden. Einen „Jugendfreund" seines Vaters, — ihre Vornamen waren die gleichen — nennt ihn Goethe selbst (S. 74). Wie Jener und vielleicht zusammen mit ihm hatte er in Leipzig studirt, zur Zeit als Gottsched mit der Neuberin das deutsche Theater beherrschte (Loebell, Entwicklung d. deutschen Poesie, III. 165 flgd.). In einem Briefe an ihren Freund, den Schauspieler Großmann, vom 4. Februar 1781 gedachte Goethe's Mutter seiner anläßlich einer Aeußerung Großmann's mit den Worten: „schon vor vierzig Jahren, sagte mein alter Agent Schneider, hätte Madame Neuberin beinah eben das gesagt" (Archiv f. Lit.-Gesch., Bd. III. S. 120. Leipz. 1873). Auch der Loen'schen Familie muß er nahe gestanden haben; denn er gab Loen's Kleine Schriften zu Frankfurt bei Hutter (s. oben Anm. 18e) 1749 heraus und begleitete den zweiten Theil mit einem zu „Frankfurt in der Ostermesse 1750" sehr gut geschriebenen „Vorbericht". Er legt sich hier keinen Titel bei, und in den Frankfurter Stadtkalendern wird er in der Liste der „Räthe und Residenten", erst von 1758 an als „Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht in Bayern, wie auch verschiedener Fürsten und Ständen des Reichs Agent" verzeichnet. Den Rathstitel muß er erst später erhalten haben. Nicht zu verwechseln ist mit ihm der Advokat und Dr. juris Benjamin

Schneider (Kaldr. 1759, S. 3). Vielleicht findet man in ihnen die bei Volger (Vaterh., S. 30) genannten Minorennen des Jahres 1716 wieder.

Wie sehr grade der Südwesten Deutschlands zersplittert war — zu den Worten: „keine geringe Anzahl am Rhein und Main" (S. 65) — macht ein Blatt in Spruner's historischem Atlas besonders anschaulich.

54. Die verschiednen organischen Systeme des Menschen (S. 66) erinnern an die Zeiten der Naturphilosophie, und man glaubt Oken zu hören. Auch unten (Bd. XXI. S. 108) spricht Goethe von den in seinem Organismus „enthaltenen besondern Systemen". Den Ausdruck an unsrer Stelle kann der Vergleich mit einem Baume erklären: die vielen Seitenzweige, die er anfangs zu treiben Lust hat, müssen fallen, damit der Stamm die Kraft gewinnt, sich in die Höhe, starke, wenn auch nur wenige Aeste und eine Krone zu entwickeln.

55. Die Stelle (S. 67) von dem Wiederaufnehmen und Fortleiten der Fäden der Erzählung soll den Unterschied zwischen einer geschichtlichen, die Ereignisse nach ihrem Zusammenhange ordnenden und kunstvoll gruppirenden, und einer streng chronologischen oder gar annalistischen Darstellung (wie in Goethe's „Annalen") dem Leser klar machen. Ganz denselben Zweck hat das kurze „Vorwort" zum Vierten Theil. — Einer der später aufgenommenen Fäden ist z. B. die Geschichte von Goethe's Einsegnung (Konfirmation), welche chronologisch ins Vierte Buch gehörte, aber erst am Schlusse des Siebenten vorgetragen wird.

56. Die Schlachten des Jahres 1757 (S. 67) sind in dem biographischen Schema (oben Nr. 46) einzeln angeführt. In die Unglücksfälle der Reichsarmee zu Ende des Jahres wurde das Frankfurtische, aus den sieben Kreiskompagnien bestehende Reichskontingent (Kaldr. 1759, S. 14) mitverwickelt; am 6. Juni 1757 war es zum Allerheiligenthor hinaus auf das große Fischerfeld gezogen, um dort vier Wochen lang im Lager zu kampiren und sich durch andre (nassauische) Kreisvölker zu vervollständigen, worauf die Truppen wieder denselben Weg in die Stadt hinein, dann „durch die Fahrgaß und über die Sachsenhäuser Brück und zum Affenthor hinaus" zur Reichsarmee abmarschirten und erst nach dem Hubertsburger Frieden zurückkehrten (nach einer Familienchronik, Mitth., I. 149).

57. Von den drei Religionen (S. 67) herrschte das Luther'sche (Augsburger) Bekenntniß. Neben den deutschen Gemeinden dieser Konfession gab es auch eine niederländische, und ebenso zerfielen die Reformirten in eine deutsche und eine französische Gemeinde. In letzterer finden sich die bekannten Namen d'Orville, Goutard, de Saussure (Kalender für 1765, S. 24). Der Bau einer Kirche innerhalb der Stadt war den Reformirten nicht gestattet. Erst 1755 durften sie eine solche vor einem Stadtthore errichten (Kriegk, Senckenberg, S. 331 u. S. 368). Daß sich aber von der „gesetzlichen Kirche" (nach dem Grundsatze cujus regio, illius religio) Viele absonderten, „Separatisten, Pietisten, Herrnhuter", ist bereits (S. 37) hervorgehoben; Goethe's Fragment „Der ewige Jude" (Werke, Bd. III. 181) ist auf diesem Boden entstanden. Der fromme Schuster dort ist „halb Essener, halb Methodist, Herrnhuter, mehr Separatist" (vergl. auch Kriegk a. a. O., S. 366).

58. Goethe's Vater wird im Herbst oder Winter 1740 von Reisen zurückgekommen sein (S. 68). Die oben zu Nr. 13 erwähnten Briefe desselben bieten hierfür einigen Anhalt, besonders der zweite, „Venedig 1740". Am 6. Februar dieses Jahres war Papst Klemens XII. verstorben, und die Wahl des neuen Papstes Benedikt XIV. (Lambertini) kam erst am 17. August zu Stande. In die papstlose Zwischenzeit fällt Joh. Kaspar's Reise nach Rom und Neapel, über welche er sich in jenem Briefe sehr unzufrieden und philisterhaft äußert. Sein Aufenthalt dort kann auch nur kurz gewesen sein, obschon er in Rom zehn Tage länger verblieb, als er beabsichtigt hatte, indem er nach der Rückkehr in Venedig die Vermuthung ausspricht, es werde „die römische Kirche noch lange eine Wittwe bleiben." Der Brief muß also einige Zeit vor dem August 1740 geschrieben sein. Zu Anfang des Briefs heißt es: „Unterdessen ist meine italienische Reise in so weit vollendet, daß ich nur noch den Obertheil desselben (also Ober-Italien) zu besuchen vor mir habe, von dar ich vermuthlich durch Frankreich und Holland nacher Hause gehen werde." Das Gesuch um eine Stelle mag dann in das Jahr 1741 fallen; denn schon im Mai 1742 erhielt er den Charakter als kaiserlicher Rath, anläßlich der kurz vorher erfolgten Wahl und Krönung Karl's VII. Denselben Ehrentitel legte der Kaiser am 6. August 1743 dem jedesmaligen Stadtschultheiß, den sieben ältesten Schöffen und dem ältesten Syndikus bei (Kalender 1763).

59. Der Schöff von Uffenbach (S. 68) war Schriftsteller und Dichter (Goedeke, Grundr., II. S. 533). Goethe kann ihn nur als ganz alten Mann gekannt haben, da er 1757 bereits das siebzigste Jahr erreicht hatte und bald nach Goethe's Rückkehr aus Leipzig, fast 83 Jahr alt, verstarb. Die Stelle hier (S. 68) ist fast wörtlich dem biographischen Schema von 1762, in welchem Jahre Uffenbach die Stelle des ältern Bürgermeisters bekleidete, entnommen (s. unten zu S. 107). Seine erste Frau war eine geborne Lindheimer, er stand daher wol in verwandtschaftlichen Beziehungen zum Goethischen Hause. Im Jahre 1755 vermählte er sich zum zweiten Mal. Seine Sammlungen und Korrespondenzen sowie die Bibliothek des Bruders wurden nach dem Tode der Wittwe zerstreut (s. Gwinner, Kunst, S. 281, und Belli-G., Leben, V. S. 143 u. 144 die Note, und wegen der übrigen Lebensnachrichten: Kriegk, Senckenberg, S. 16 u. 356, die Stadtkalender, Belli-G. a. a. O., IV. 20 u. 77; Mitth., III. S. 504, u. Stricker, Bez., S. 32).

60. Auch das über den Baron von Häckel (S. 68 u. 69) Gesagte ist fast wörtlich im biographischen Schema v. J. 1762 (s. unten zu S. 107) zu finden, nur daß hier (S. 69. Z. 4 bis 8) die Stelle über die Ausübung seiner Wohlthätigkeit hinzugefügt ist. Eine ausführliche Biographie von Häckel hat neuerdings Kriegk gegeben (Senckenberg, S. 356 bis 362) und darin seine Mildthätigkeit besonders hervorgehoben: „Er fragte dabei nicht nach dem Verhältniß seiner Spenden zu seinen Einnahmen und sagte, er habe immer genug gehabt und Gott werde ihn auch fernerhin nicht verlassen, im äußersten Falle aber wolle er lieber ein paar feine Kleider weniger haben, als daß er aufhöre, ein Verschwender zum Besten der Armen zu sein." Goethe nennt ihn im Schema einen hessischen Edelmann, vermuthlich, weil er sich einer Verbindung desselben mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel erinnerte. Doch soll Häckel nach Hüsgen (Nachr., S. 183, Note) und Kriegk (Senckenb., S. 357) aus Holstein gebürtig gewesen sein. Er hatte in verschiedenen Ländern Kriegsdienste genommen und den Titel eines östreichischen Obristwachtmeisters erworben. Durch Verheirathung mit der bejahrten reichen Wittwe des kaiserlichen Rathes Rhost von Eisenhard 1744 gelangte er in den Besitz des Hauses Zu den Zwei Bären (jetzt Nr. 40) in der durch eine historische Novelle von H. Oelbermann „Der Lebküchler aus der Töngesgasse" (Frankf. 1868) bekannten, oben in Nr. 18 g er-

wähnten Antoniusgasse, und in den eines großen Vermögens, dessen Disposition ihm nach dem Tode der Frau 1753 allein verblieb (Belli-G., Leben, IV. 36). Er war eine hochgeachtete Persönlichkeit. Der Arzt Senckenberg, von Reineck und der Hauptmann Klenck gehörten zu seinen nächsten Freunden. Er war der Mäcen des Malers Schütz (oben S. 24), der in Häckel's Gemäldesammlung die Bilder Sachtleben's kennen lernte, welche seinen Stil bestimmten, und ebenso mögen die aus der Häckel'schen Versteigerung, frühestens im Jahre 1760, erstandenen Gegenstände, welche Goethe bei Abfassung seiner Lebensgeschichte noch besessen haben will, in Bildern dieses Niederländers bestanden haben. Denn Schuchardt verzeichnet in „Goethe's Kunstsammlungen" (Jena 1848. Thl. I. S. 184) sechs Radirungen jenes Malers. Um Mißverständnisse zu beseitigen, bemerken wir, daß von einer Verbindung zwischen Häckel und Gellert nichts bekannt ist; das Gedicht des Letzteren „Der Menschenfreund", zu Ende des ersten Bandes seiner „Fabeln und Erzählungen" (1751), welches Hüsgen (a. a. O.) auf Häckel bezieht, gilt ihm keineswegs persönlich, wie Frau Belli (Leben, IV. 170) und Andre annehmen.

61. Johann Michael von Loen (S. 69) ist als vielseitiger Schriftsteller bekannt. Seine in klarer und geschmackvoller Prosa abgefaßten, wenn auch nicht besonders tiefen historischen, ästhetischen, moralischen, politischen und religiösen Essays, um eine moderne Bezeichnung zu gebrauchen, lesen sich noch heute besser als z. B. manches Verwandte aus Moser's Schriften. Die Familie stammt aus den Niederlanden und war von da nach Köln ausgewandert; gleichwol war Joh. Michael allerdings von Frankfurt gebürtig, da er dort am 21. Dezember 1694 das Licht der Welt erblickte. Seine Mutter war eine Passavant. Nachdem er in Marburg Jura studirt und seit 1712 in Halle zu Thomasius' und Gundling's Füßen gesessen und sich dann auf Reisen in der Welt umgesehen, kehrte er 1720 nach Frankfurt zurück und bildete dort, im Besitze eines großen Vermögens und großer Kunst- und Büchersammlungen, den Mittelpunkt der höher gebildeten Kreise. J. M. Lappenberg (in „Reliquien des Fräulein Susanne von Klettenberg", 1848) erblickt in ihm das Urbild des „Oheims" der „Bekenntnisse einer schönen Seele" (Werke, Bd. XVII. S. 362 flgd.). In dem didaktischen Roman „Der redliche Mann am Hofe oder die Begebenheiten des Grafen von Rivera" (1740) gab er seinem Lebensideale Ausdruck. Er habe

darin, sagt er, „eine vollkommene, mit aller Weisheit und Tugend begabte Standesperson unter dem Namen des Grafen Rivera eingeführet, ... als ein junger Herr, der in sich alle Naturgaben mit einer glücklichen Erziehung und Erkenntniß der Wissenschaften verbindet. Er widmet sich, bei der angenehmsten Lebensart auf seiner Herrschaft, der Weisheit und der Tugend" u. s. w. (Kleine Schriften, Bd. III. S. 397. Wegen Loen's Reisen das. Bd. IV. S. 347 bis 471. Auch findet sich darin Bd. III. S. 26 bis 40 eine lateinisch verfaßte Familiengeschichte.) Im Jahre 1750 erschien seine „einzige wahre Religion, allgemein in ihren Grundsätzen, verwirrt durch die Zänkereyen der Schriftgelehrten, zertheilet in allerhand Sekten, vereiniget in Christo". Dr. Benner in Gießen (S. 69) trat Loen's Unionsbestrebungen in seiner „Antwort auf Loen's Sendschreiben über seine einzig wahre Religion" und in „Entdeckter Ungrund der sog. einzig wahren Religion des von Loen" (beide 1751) entgegen. Später gerieth Benner in ähnliche Fehden mit Hausen (Allg. D. Bibl., XI. 1. 322 flgd., 1769) und mit Semler (in Suffragium pro gloria Christi etc. contra Semmlerum 1771). Durch seine Mémoires d'un gentilhomme au sujet de ce qui se passe de plus remarquable à la diète de Francfort (1741) hatte Loen Friedrich's Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, der ihn auf den Vorschlag des Loen befreundeten Großkanzlers Cocceji 1753 zum Geheimen Rath und Regierungs-Präsidenten zu Lingen ernannte. Einen sechs Jahre früher an ihn ergangenen Ruf als Präsident des Oberkonsistoriums zu Berlin mit einem Gehalte von 2000 Thalern hatte er abgelehnt. Jetzt verließ er Frankfurt für immer. Das Nähere über Loen unter Angabe der Quellen findet man im Frankfurter Archiv (N. F. III. S. 534 bis 562). Hier sind seine Schriften unter 37 Nummern aufgeführt, wonach man die etwas spärlichen Angaben bei Goedeke (Grundr., II. S. 535. Nr. 405) ergänzen und berichtigen kann.

Bei den Besuchen, die Goethe später von Weimar aus am Dessauer Hofe abstattete, lernte er dort den mit der Prinzessin Agnes von Anhalt vermählten zweiten Sohn Loen's, Johann Jost, den Begründer der jetzt in Preußen blühenden Familie v. L., kennen. Er schreibt in seinen Annalen v. J. 1797: „In Dessau ergetzte uns die Erinnerung früherer Zeiten; die Familie von Loen zeigte sich als eine angenehme, zutrauliche Verwandtschaft, und man konnte sich der frühsten Frankfurter Tage und

Stunden zusammen erinnern." Doch war dieser Loen um zwölf Jahre älter als Goethe.

Die Befürchtung, welche Goethe's Vater gehegt (S. 70), Loen werde mit Friedrich dem Großen in Konflikt gerathen, verwirklichte sich nicht; aber Loen ging doch großen Leiden entgegen, indem er nach Ausbruch des Kriegs von den Franzosen von 1757 bis 1761 zu Wesel als Geisel festgehalten wurde. Wie Goethe's Vater hatte Loen selbst vor Herrendienst gewarnt, es sei eine Thorheit, sich bei Fürsten in Dienste zu begeben, wenn man sein eigner Herr sein könne.

Die Verhaftung Voltaire's hatte bekanntlich i. J. 1753 stattgefunden. Im Funfzehnten Buch (unten Theil IV) hat Goethe die hier gemachten Andeutungen über diesen Vorfall sowie über die Schattenseiten des „Herrendienstes" weiter entwickelt, weshalb wir auf die Anmerkungen zu jenem Buch verweisen.

62. Dr. Orth (S. 70). Das biographische Schema (unten v. J. 1762) enthält noch den hier übergangenen Zug: „sah außer den Seinigen wenig Personen". Zu den „Seinigen" gehörte Olenschlager, der Verfasser der Erläuterung der Goldenen Bulle, sein Schwiegersohn, von dem oben S. 146 die Rede ist. Als „sittlich ernster, geregelt thätiger und sparsamer Mann" bildete Orth jedoch einen Gegensatz gegen seinen, dem französischen Geschmack huldigenden Schwiegersohn (Kriegk, Senckenberg, S. 364 u. 16). Nur als Mitglied des Hauses Frauenstein und Doctor juris, jedoch nicht als Advokat, ist Orth in den Frankfurter Kalendern jener Zeit vermerkt. Die von ihm in sechs Bänden (1731 bis 1774) kommentirte Frankfurter Reformation ist das statutarische Recht der Stadt, in dessen Ermangelung nur das Gemeine Recht zur Anwendung gelangt. Die erste Kodifikation der Statuten: „Reformacion der Stat Franckenfort am Meine des heiligen Romischen Richs Cammer, Ao 1509" (Lersner, I. 260, und Euler, im Archiv, II. Heft 7. S. 118) ist später mehrmals in vervollständigter Form veröffentlicht worden. Orth's Anmerkungen bezogen sich auf die erneuerte Reformation v. J. 1611. Andre Schriften Orth's hat Stricker (Beziehungen, S. 33) angeführt, darunter die „Von den berühmten zwoen Reichsmessen in Frankfurt a. M." (1765), auf deren Erscheinen Fries bereits in der Einleitung seines Buchs über das Pfeifergericht hingewiesen, sowie später die Allg. Deutsche Bibliothek (Anh. z. Bd. XII. S. 875).

63. Wegen der Brüder von Ochsenstein s. oben Anm. 8 zu S. 8. Kriegk hat nach gleichzeitigen Quellen den wenig anziehenden Charakter des 1756 verstorbenen Advokaten Ochsenstein geschildert (Senckenberg, S. 350 bis 356). Hinsichtlich seiner Beerdigung heißt es daselbst: „Er war ein Feind des eitlen Prunkens, welches damals bei Bestattungen gebräuchlich war, und verfügte in Betreff der seinigen das Entgegengesetzte. In der schriftlichen Anordnung darüber soll er, der den Scherz liebte, auch gesagt haben: er werde es damit nicht allen Leuten recht machen, aber er sei eben kein Hutmacher und könne sich daher nicht allen Köpfen akkommodiren. Er verbot das Aufhängen schwarzer Tücher im Hause, das Ansagen des Leides und die gebräuchliche Kondolenz, das Nachfahren von Kutschen und den Gebrauch des sog. Himmelwagens, indem er durch Handwerker und Kopisten auf den Friedhof getragen werden wollte. Auch einen besonderen Talar sowie das übliche Singen der Chorschüler des Gymnasiums vor dem Hause und vor dem Leichenzug verbat er sich, doch sollte den letzteren das herkömmliche Geld dafür bezahlt werden u. s. w. Das gemeine Volk sowie die Leichenbitter und Andere waren über dies Alles sehr aufgebracht, weil sie darin einen Vorgang erkannten, welcher nachgeahmt werden könnte und ihnen dann ihre gewöhnlichen Einkünfte schmälerte. Sie benannten daher, als wirklich nachher andere Leute ebenfalls zur Einfachheit zurückkehrten, solche Beerdigungen spottend Ochsenleichen." Der Baron Häckel (s. oben S. 68) bedachte Ochsenstein mit folgender nicht eben schmeichelhaften Grabschrift:

„Es liegt Sebastian in diese Gruft versenkt;
O Schade, daß man ihn nicht eher hat gehenkt!"

Im Archiv (II. Heft 6. S. 197 flgd.) sind als Beispiel die Ausgaben bei der Beerdigung eines mittleren Kaufmanns zu Frankfurt vom Jahre 1788 mitgetheilt; sie betrugen in diesem Falle 425 Gulden 28 Kreuzer, wozu noch 300 Gulden Geschenke an milde Stiftungen traten (vergl. Stricker, Bez., S. 33 u. 34).

64. Als Sammler und Bearbeiter der älteren Verordnungen (S. 71) ist außer Orth (vorstehend Nr. 62) und Fries (s. oben Nr. 30), von welchem 1752 „das erste Dutzend Frankfurter Verordnungen" erschien, besonders d. ä. Senckenberg, der Verfasser der „Selecta juris et historiarum" (1734), zu nennen.

Kriegk hat den „Brüdern Senckenberg" eine bereits oft citirte „biographische Darstellung" (Frankf. a. M. 1869. 312 S.) gewidmet, ein Buch von hervorragender kulturgeschichtlicher Bedeutung. Auch abgesehen von dem „Anhang über Goethe's Familie und einige seiner Jugendbekannten" (S. 313 bis 380), bildet es einen wegen seiner Quellenmäßigkeit unschätzbaren Kommentar zu Goethe's „Dichtung und Wahrheit". Indem Kriegk seinem Buche Goethe's Urtheil über die drei Brüder (hier S. 71 u. 72) vorausschickt, bemerkt er, dasselbe sei „treffend und für Goethe's genialen Blick selbst um so mehr bezeichnend, da er mit keinem der drei Brüder in Verkehr gekommen war und blos das Wirken eines derselben ein unmittelbares Interesse bei ihm erregte" (a. a. O. S. 2).

Der Vater (S. 71), aus Friedberg in der Wetterau stammend, Arzt und Bürgermeister daselbst, siedelte um 1688, nachdem er eine Frankfurterin geheirathet, in deren Geburtsort über und erwarb hier das in der Hasengasse belegene Haus „Zum Hasen" (jetzt Nr. 3), das zum Unterschied von den beiden anstoßenden Häusern („Zum Haseneck" und „Zum alten Hasen") auch „Zu den drei kleinen Hasen" genannt wurde (s. Goethe, S. 72 oben). Er war ein tüchtiger und beliebter praktischer Arzt, nach dem Zeugniß seines ältesten Sohnes mit Goethe's väterlichem Großvater befreundet. Beide starben in demselben Jahre, 1730. Der zweite Sohn stand jedoch auch nachher Goethe's Großmutter bis zu ihrem Tode als Arzt zur Seite (s. oben Anm. 10). Die Freundschaft der Eltern ging auf die Söhne über, auf Goethe's Vater und den ältesten Senckenberg, den spätern Reichshofrath, der Jenen in das juristische Studium einführte. Dies ergeben die Worte, mit welchen er den Joh. Kaspar bei dessen Promotion zum Doktor 1738 anredet: „Floruit inter parentes nostros amicitia, in me jure quasi hereditario transscripta; ad haec, quod maxime me afficit, prima studiorum juris tyrocinia ex me hausisti" (S. 173 flgd. der Inaugural-Dissertation des Joh. Kaspar Goethe, im Anhang; vergl. oben Nr. 38). Diese Verbindung Beider muß in das Jahr 1730 gefallen sein, ehe der 1729 in die Zahl der Frankfurter Advokaten aufgenommene Senckenberg einem Rufe als erster Rath des Reichsgrafen von Dhaun folgte, was im November jenes Jahres geschah. Darauf beziehen sich die ferneren Worte obiger Gratulation: „Scio haec non admodum ad te pertinere, cum me Francovadum nostrum cum domicilio Dhunensi commutante, mo

longe meliores Lipsiae et alibi audiveris." Was Goethe dann von dem zweiten Bruder mittheilt, bezieht sich auf den dritten, und das weiterhin von dem dritten Bruder Gesagte auf den zweiten. Der Arzt also, Johann Christian, der zweite der Brüder, ist der Gründer der berühmten Senckenberg'schen Stiftung, einer Wohlthätigkeitsanstalt, „deren Wirkung, nach menschlicher Einsicht, durch alle Zeiten hindurch fortdauern und nicht leicht durch die einer ähnlichen Stiftung überboten werden wird" (Kriegk, a. a. O. S. 213). Diesen Wohlthäter Frankfurt's hat Kriegk in einem mit Vorliebe ausgeführten Bilde gezeichnet. Er war, wie die Mehrzahl seiner Mitbürger, Lutheraner, ging aber dabei seinen eigenen Weg, verkehrte mit den Separatisten (s. oben Nr. 57) und galt selbst als solcher, wie überhaupt als Sonderling, vorzüglich weil er nach dem Lessing'schen Grundsatze verfuhr, das Gute nur um des Guten willen zu thun. Daß er wenig und nur in vornehmen Häusern praktizirt (S. 72), ist nicht richtig, da er bei einer sehr ausgebreiteten Praxis zwischen Armen und Reichen keinen Unterschied machte, es sei denn, daß er nur die Ersteren auf seine Kosten mit Arznei und Nahrungsmitteln versah (Kriegk, a. a. O. S. 239). Er war indessen auch fürstlicher Leibarzt (des Landgrafen von Hessen-Kassel) und hatte schon früh den Kaiser Karl VII. behandelt. Klein von Statur und von großer Raschheit der Bewegung, nannte er sich selbst einen Läufer von Profession, wenn auch nicht aus dem von Goethe angeführten, von seinen Gegnern ersonnenen Grunde, vielmehr, im Gegentheil, weil er ein gutes Gewissen und also Luft um die Brust habe. Bis zuletzt verschmähte er Wagen und Pferde, lief unermüdlich von einem Kranken zum andern und meinte, den Hafer, den seine Pferde fressen würden, verzehre er lieber selbst. Er nannte sich wol, mit Bezug auf sein Haus in der Hasengasse, den Hasendoktor, meinte aber, die ganze Welt sei eine Hasengasse (Kriegk, a. a. O. S. 274, 275, 286). Zum dritten Male Wittwer und kinderlos, widmete er sein großes Vermögen, Grundstücke und Gebäude und ein Kapital von 117,000 Gulden einer medizinischen Stiftung (S. 72), für die er schon anfangs 1766 die erforderlichen Grundstücke in der Eschenheimer Gasse und an der Schlimmen Mauer erwarb. Der Ausbau erfolgte während Goethe's Abwesenheit in Leipzig (s. Mitth., II. 157); aber nach seiner Rückkehr besuchte Dieser das Institut, und es ist uns die Nachricht erhalten, daß er dorthin am 22. Oktober 1768 den nach Straßburg reisenden Danziger

Dr. Kulmus begleitete (Kriegk, a. a. O. S. 268). An die Herstellung eines Anatomiegebäudes (theatrum anatomicum im Stiftungsbriefe, wonach Goethe), eines chemischen Laboratoriums, eines botanischen Gartens und Gewächshauses, einer naturwissenschaftlichen Bibliothek und anderer Sammlungen schloß sich der Bau eines blos für Frankfurter Bürger bestimmten Hospitals (S. 72). Die Gründung des letzteren befriedigte deshalb ein besonders dringendes Bedürfniß für Frankfurt, weil das vorhandene reich dotirte Spital „Zum heiligen Geist" ursprünglich für Pilger, daher nur für Fremde, nicht für Bürger und Beisassen bestimmt war (Kriegk, a. a. O. S. 257). Senckenberg's Schöpfung, welche vielfache Unterstützung von anderen Seiten und in dem Städel'schen Institut auf einem anderen Gebiete Nachfolge fand, war aus den edelsten Triebfedern hervorgegangen. „Sie war" — um Kriegk's Worte zu wiederholen (S. 243) — „ein Werk inniger Menschenliebe, ächten Bürgersinnes, reiner Liebe zur Wissenschaft, uneigennütziger Hingebung für die sittlichen Zwecke des Lebens, wahrer Frömmigkeit und Gottbegeisterung. Man kann und muß dies, so hochtönend es auch lautet, mit bestimmten Worten und ohne Einschränkung aussprechen; man ist dabei zugleich dem Andenken des Schöpfers jener Stiftung schuldig, unbedingt zu erklären, daß derselbe einer der edelsten Männer seiner Zeit, sowie ein Bürger war, auf welchen seine Vaterstadt wie auf wenige andere ewig stolz sein kann."

Unerwartet fand Senckenberg am 15. November 1772 seinen Tod, indem er von einer Leiter, welche zu dem Tags vorher fertig gewordenen Thürmchen seines Spitals führte, von Schwindel ergriffen, herabstürzte und das Genick brach. Seine Beerdigung erfolgte auf Ochsenstein's Art (s. oben S. 70, und Kriegk, a. a. O. S. 271). Der Hauptstiftungsbrief vom 18. August 1763 ist abgedruckt in Stricker's „Geschichte der Heilkunde" ꝛc. 1847. S. 352. Vollständiges Material enthält die vorzügliche Quellenschrift „Geschichte der Senckenberg'schen Stiftshäuser" von Seb. Alex. Scheidel. Mit fünf Tafeln. Frankfurt a. M. 1867. 4°. 119 S. (Neujahrsblatt des Vereins f. Gesch. u. Alterthumskunde). Goethe selbst hat die Stiftung nach seinen Reisen in die Heimath 1814 u. 1815 ausführlich beschrieben und beurtheilt (Werke, 40bdge A. Bd. XXVI. S. 287 flgd.).

Was den dritten der Brüder Senckenberg, Joh. Erasmus, anbetrifft, den Rathsherrn zweiter Bank, so deutet Goethe (S. 72) nur dessen Kampf gegen das städtische Patriziat an, nicht aber die Laster

und Verbrechen, deren er sich schuldig machte und die seine Absetzung und langjährige Gefangenschaft zur Folge hatten (s. Kriegk's Senckenberg, S. 36 bis 212).

65. Friedrich Karl von Moser (S. 72 u. 73), nach dem Frankfurter Kalender von 1763 (S. 22) „Hochfürstlich Hessisch-Darmstädtischer und anderer Fürsten und Stände Geheimer Legationsrath und Kreis-Gesandter", die bedeutendste Persönlichkeit unter den bisher Genannten. Auch er gehört in den einst um die Klettenberg versammelten frommen Kreis, welcher in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" durchscheint. Nach Lappenberg (Reliquien ꝛc., S. 205) tritt er darin als „Philo" auf (Werke, Bd. XVII. S. 369 ff.). In der Zeit, von welcher hier die Rede ist, im Jahre 1758, schrieb er zu Frankfurt sein berühmtestes Buch: „Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit" (Frankfurt, 1759). Von diesem Werke und den verwandten, namentlich den „Politischen Wahrheiten" (1796) urtheilt R. v. Mohl: „Solche grelle Streiflichter, geworfen nach allen Seiten der gesellschaftlichen Ordnung, namentlich aber nach deren Spitzen; eine solche rücksichtslose Bloßlegung der staatlichen Unfähigkeit und Pflichtwidrigkeit jeder Art in allen Ständen bis zu den höchsten; eine solche sichere und unerschrockene Untersuchung der Herzen und Nieren der Fürsten; eine so naive Preisgebung der in einem reichen und vielbewegten Leben theuer erkauften Erfahrungen im Geschäftsleben und in der Menschenkenntniß: solche Eigenschaften sind in der Literatur aller Völker sehr seltene Erscheinungen, in der deutschen waren sie ohne Vorgang" (Gesch. u. Lit. der Staatswissenschaften, II. S. 421. 1856). „Unzweifelhaft gehört er zu der Konstellation glänzender Geister, welche seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts an Deutschlands Himmel aufflammten und denselben in einer kurzen Zeit und für immer erhellten" (das S. 405). Seine Wirkung in der Nachbarschaft (Goethe, S. 72) bezieht sich sowol auf Homburg, wo Moser anfangs 1746 bis 1749 die Regierungsgeschäfte leitete (Jördens, I. 348), als auch auf Darmstadt, die Stätte seiner spätern, mit einem plötzlichen Sturze endigenden Wirksamkeit als Minister. Goethe's Freund Merck gehörte zu seinen entschiedensten Gegnern (s. die dritte Sammlung des Merck'schen Briefw. von Wagner, S. 200 ff.), ebenso der Herzog Karl August von Weimar; ihrem Urtheil schloß sich im Wesentlichen auch Goethe an. Aber hier erhebt er sich über

jene Eindrücke zu einer höhern Ansicht, zu der auch Moser's Enkel Mohl hinführt: „Nichts begreiflicher in der That, als daß ein Mann wie F. K. Moser, dem es um das Recht, um Zucht und Sitte, um das Glück der Unterthanen, um eine kräftige, hochgesinnte, thätige Regierung, um gesetzliche Freiheit zu thun war, sein ganzes Leben hindurch von heiligem Ingrimm erfüllt war und mit dem scharfen Schwerte seines Witzes . . . dazwischenschlug. Freilich aber auch kein Wunder, daß er . . . als ein bösartiger Satiriker, als ein Mensch, mit dem kein Auskommen sei, tödtlich gehaßt wurde" (a. a. O. S. 415). Hinzuzusetzen ist jedoch, daß Moser, um der Despotie zu wehren, selbst in Despotenart verfiel. Der Kuriosität wegen führen wir als Seitenstück von Moser's „Herr und Diener" das im ultramontanen Lager 1873 zu Mainz erschienene Pamphlet „Der Herr und sein Diener, von Hans am See" an; es hat sich aber kaum Jemand bittrer und feindseliger über die katholische Kirche ausgesprochen als gerade Moser. Hier sind dem Reichskanzler Fürst Bismarck und dem modernen „Liberalismus" die von Moser ernst und ehrlich behandelten Rollen des Herrn und des Dieners zugetheilt. Wie Moser heute stehen würde, ist nicht zweifelhaft; in den damaligen Parteiungen des Reichs und der Reichsstadt gehörte er zu den heftigsten Gegnern Preußens (s. seine „Beherzigungen" u. die Allg. D. Bibl., IX. 1. S. 227 flgd., in der Recension der von Goethe erwähnten Reliquien von 1764, u. VI. 2. S. 304). Mit seinem Heldengedicht in Prosa „Daniel in der Löwengrube" (S. 73) und seinen „Geistlichen Gedichten, Psalmen und Liedern" (beide 1763) betheiligte er sich an der religiösen Zeitdichtung. Diese Schriften, sowie „Der Herr und der Diener" fanden eine wenig wohlwollende Beurtheilung in den Literaturbriefen (Nr. 299 u. 88 von Nicolai selbst). Ein großer Theil der Denkverse (unten Theil IV, Buch 17) ist Moser's „Mannichfaltigkeiten" entnommen. Von Goethe's späteren persönlichen Berührungen mit Moser finden sich in den „Annalen" v. J. 1795 Andeutungen. — Ererbt war Moser's Talent (S. 73) von seinem Vater, dem ehrwürdigen J. J. Moser.

66. Canitz und Neukirch (s. oben S. 30 u. Anm. 39 f) sind nach Goethe's Beurtheilung der Varnhagen'schen „Biographischen Denkmale" (Werke, Bd. XXIX. S. 183) noch Paul Fleming und Besser anzureihen: „Die Werke genannter Dichter standen in Franzband ehrenvoll, mit goldverziertem

Rücken, in meines Vaters Bücherſammlung. Ich lernte darin leſen mehr, als daß ich ſie las." Weiterhin gedenkt Goethe der Tage, wo er ſich „weder mit ſolcherlei Lieb- und Hofſchaften (Canitz und Beſſer), noch mit derlei geſtaltloſem und doch blumenreichem Inhalt, mit dem halbgewandten und meiſt gehaltleeren Ausdruck, mit der unerquicklichen Dogmatik des proteſtantiſchen Kirchenliedes (Fleming, Ad. Schlegel, Moſer u. A.) in keinem Sinn befreunden konnte."

Die übrigen hier (S. 73) genannten Dichter folgten den Schweizern im Kampfe gegen Gottſched. Kopp's Ueberſetzung von Taſſo's epiſchem Gedicht war auch ein Lieblingswerk des jungen Wilhelm Meiſter (Werke, Bd. XVII. S. 41 flgd.); es gab ſeinen „herumſchweifenden Gedanken endlich eine beſtimmte Richtung"; Chlorinde und Armide, Rinaldo und Tankred bemächtigten ſich ſeiner Einbildungskraft, die Verſe vom Zweikampf des Letzteren mit Chlorinde erfüllten ſein Gemüth, und er verſuchte die Geſchichte auf dem Kindertheater darzuſtellen. Das ganze ſiebente Kapitel des erſten Buchs der „Lehrjahre" kann den erſten Büchern von „Dichtung und Wahrheit" ohne Weiteres eingefügt werden. Was dort von Taſſo's Gedicht aus noch ungeſchwächter Erinnerung erzählt iſt, bildet eine nothwendige Ergänzung der nun folgenden Darſtellung der Wirkungen des berühmten vaterländiſchen Epos. Wenn im „Wilhelm Meiſter" kurz vorher (S. 38) Gottſched's „Deutſche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer" genannt wird, ſo wird man auch dies Werk Joh. Kaspar's Bücherſammlung einverleiben müſſen. Daß Goethe früh auch Arioſt's „Raſenden Roland" und den „Theuerdank" in ſich aufgenommen, beweiſt eine Spur im „Götz" (deſſen erſte Geſtalt, Werke, Bd. XI. 2. S. 50 u. 56); ebenſo ergiebt der in den Labores juveniles mitgetheilte Dialog zwiſchen Vater und Sohn (Weismann, S. 44), daß Goethe zu dieſer Zeit eine Stadt- und eine Feldmaus, wie er ſolche bei Drollinger in Knittelverſen beſchrieben fand, neben anderen Figuren in Wachs boſſirte, eine frühe Kunſtübung, deren er in ſeiner Lebensbeſchreibung trotz Bettina nirgend gedenkt. Auch Racine's Trauerſpiele befanden ſich in der väterlichen Bibliothek (ſiehe Note 68).

67. In dem biographiſchen Schema nennt Goethe unter den in ſeine erſte Lebenszeit fallenden Ereigniſſen das Erſcheinen der erſten Bände von Klopſtock's Meſſias 1751 (oben Anm. 4).

Es sind die in diesem Jahre in einem Bande herausgegebenen fünf ersten Gesänge des Gedichts gemeint. Der unter dem folgenden Jahre ebenda erwähnte Brief Klopstock's im Morgenbl. v. 29. Dezember 1809, Nr. 311, ist aus Kopenhagen an Gleim gerichtet (vom 9. und 11. April 1752); es ist ein ächter Freundschaftsbrief des vorigen Jahrhunderts; die Stelle, auf welche Goethe's Bemerkung über Klopstock's Gefühl persönlicher Würde hir zielt, möchte die Aeußerung des noch ganz jungen Dichters sein, es würde ihm nicht schwer fallen, in Kopenhagen alle Gesandten der fremden Höfe kennen zu lernen, „wenn ich diese Bekanntschaften nicht vielmehr erwartete als suchte." Die unter dem Jahr 1758 (Anm. 46 u. S. 74) genannte Messiade kann nur die „Neue verbesserte Ausgabe" des Messias gewesen sein, welche in zwei Bänden (1755 und 1756) die zehn ersten Gesänge (S. 74) enthielt. Die Schlußscene unsers Buchs ist daher in den Winter von 1756 auf 1757 zu setzen, wenigstens nicht früher; denn Portia's Traum und das Gespräch der Teufel im Todten Meere fallen in die letzten Gesänge (7 und 10; vergl. Textrevision).

Der Konflikt, den der Messias im Goethischen Hause hervorrief, war nur ein Bild im Kleinen des Kampfes, der in ganz Deutschland entbrannte. Die Beläge dieser literarischen Fehde Gottsched's und seiner Anhänger mit Klopstock und Bodmer finden sich in Goedeke's Grundr., II. S. 598, verzeichnet. Vergl. das. sub Ia. Gottsched's „Gutachten von der heroischen Versart unserer biblischen Epopeen" 1752, sub b. Triller's „Der Wurmsamen, ein Heldengedicht" 1751, und die Gegenschrift „Der Wurmdoktor" 1752, ferner S. 555 die vielen Schriften gegen Klopstock vom Frhrn. v. Schönaich, dem Laureatus der Gottsched'schen Schule, namentlich die 1754 erschienene „ganze Aesthetik in einer Nuß oder Neologisches Wörterbuch, als ein sicherer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen. Alles aus den Accenten der heil. Männer und Barden des itzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen, und den größten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen demüthigen Verehrern der sehr affischen Dichtkunst." Dieser Kampf erhärtet Goethe's Behauptung, daß die literarische Epoche, in der er geboren sei, sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch entwickelt habe (Hillebrand, Nationalliterat., II. 77). In der Reimfrage konzentrirte sich die

Bewegung gegen Gottsched. Lessing verwarf Gottsched, aber nicht den Reim; er vertrat Klopstock, fragte aber doch: „Sind schweizerische Hexameter nicht auch Prosa?“ (Literaturbr. Nr. 39 v. J. 1759). „Der Reim ist es, gegen welchen diese Herren am Unerbittlichsten sind. Sie wollen sich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen“ (Werke, Bd. VIII. S. 47, v. J. 1751; vergl. die erste Note daselbst, S. 23 der Vorbemerkung und die Stelle von Triller S. 56). Andrerseits steht er bei Beurtheilung von Klopstock's Abhandlung „Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes im Deutschen“ ganz auf dessen Seite (Literaturbr. Nr. 18). Auch Weiße verhielt sich in seinen „Poeten nach der Mode“ (1751) neutral, die Einen wie die Andern geißelnd.

Goethe's Vater hatte einen Gesinnungsgenossen an Loen, der Klopstock's Reimfreiheit verwarf, obwol er die der Alten anerkannte. „Meine Ohren“, sagte er, „sind einmal an den süßen Klang der Reimart gewöhnt“ (1752 „Von der Dichtkunst“, Bd. IV. S. 53 der Kleinen Schriften). Bei dem jüngern Geschlecht überwog dagegen die Begeisterung, wie im Goethischen Hause so überall. Als den Schauplatz der „komischen Geschichte“, welche der Messias in diesem veranlaßte (S. 75), hat man nach Volger (Vaterh., S. 94), das im Erdgeschoß, links vom Eingange belegene Speisezimmer anzunehmen.

Drittes Buch (S. 77 bis 105).

68. Goethe's biographisches Schema (Fortsetzung von Nr. 4 u. 46).

1759 den 2. Jan. Neuj.-Tag betr. — Franzosen in Frankfurt. — Schlacht von Bergen am Charfreitag 13. Ap. (Von Riemer's Hand: Einquartierung. — Verdruß des Vaters. — Graf Thorane, Königs-Lieutenant, von Grasse ohnweit Antibes. Gestalt desselben. Charakter. Malerei-Liebhaber; beschäftigt die Frankfurter und benachbarten Künstler, indem er sich die Maße eines Schlosses, das seinem Bruder gehört, kommen läßt und nach diesen Oelgemälde zu gewissen Wandabtheilungen bestellt. — Schütz, Hirt, See-

katz und Andere. — Atelier im Hause. — Einwirkung auf mich. — Vortheil, diesen Mann die ganze Zeit und also keinen Einquartierungswechsel gehabt zu haben.) —

Französisches Theater. — Freibillet. — Alle Abend im Schauspiel, ohne anfangs ein Wort zu verstehen. — Abgehorchter Ton, besonders der Verse. Ich las Racine's Trauerspiele, die in meines Vaters Bibliothek sich befanden, in der Art, wie die Schauspieler sie deklamirten, und verstand kein Wort davon. Die Vorstellung selbst war eine Art von Pantomime für mich, wozu ich nach und nach die erklärenden Worte auch verstehen lernte. — Bediente, Kammerdiener, Köche, zu denen wir Kinder uns hielten, verstanden kein Wort Deutsch, und wir mußten ihnen ihre Sprache ablernen; dafür uns denn mancher guter Bissen zu Theil ward. — Vorurtheil meiner Mutter gegen das erste Gefrorne. — Umgang mit den Kindern der Schauspieler. Kinder der Madame Derones, Tochter, Sohn. Neckische Knabengeschichten.

1760. Ich schrieb sogleich ein französisches Nachspiel. Derones korrigirte es und versprach, es aufführen zu lassen. Aufschneidereien des Knaben von allerlei Art. Komischer Zweikampf. Wundersamer Eindruck des Privatlebens der französischen Theaterleute, besonders aber der Foyers, in denen ich immer mit anderen Knaben stak. — Zustand in Frankr. — Finanzen. — Billets de confession. — Les convulsions. — La Comédie les Philosophes. — Vorher die Encyclopädie. — Der Deism. — Jesuiten. — Jansenisten.

1761. Französische Theaterstücke gelesen, besonders die Vorreden, die Entschuldigungen der Autoren, ihre Controvers mit dem Publikum. Corneille's Abhandlung über die drei Einheiten. Famose Kritik des Cid. — Nach diesem, was ich sowol in der Ausführung gesehen, als auch was ich hier theoretisch vernahm und mir eigen machte, bildete sich in mir der französische theatralische Typus, nach

welchem viele untergegangene Stücke, von den überbliebenen später Die Laune des Verliebten und Die Mitschuldigen gebildet worden. Ich fing sogar ein französisches Trauerspiel in Alexandrinern an, das freilich nicht zu Stande kam. — Nouvelle Héloise kommt heraus — ich las sie später.

---

69. Das Dritte Buch umfaßt zwar, dem vorstehenden Schema zufolge, die Kriegsjahre 1759 bis 1761; jedoch wurzeln bei der überwiegend sachlichen Anordnung des Stoffs die hier mitgetheilten Theatereindrücke nicht nur in diesen, sondern auch in den folgenden, bis zum Abgange Goethe's nach Leipzig verlaufenden Jahren. Ebenso enthält das Vierte Buch eine Menge Vorfälle und Personalien, denen mit gleichem Recht schon in unserem Buche eine Stelle hätte angewiesen werden können.

Goethe beginnt mit der Ueberrumpelung Frankfurt's durch die Franzosen am 2. Januar 1759 (S. 77 u. 78). Ueber diesen mit historischer Treue wiedergegebenen Vorfall sind wir durch Kriegk's, Stricker's u. A. Detailforschungen genau unterrichtet. Die Franzosen, als Oestreichs und des Reichs Verbündete, hatten, wie i. J. 1757 die Schlappe bei Roßbach, so im folgenden Jahre unter Clermont die größten Verluste gegen den sie von Hannover bis über den Rhein vor sich hertreibenden Herzog Ferdinand von Braunschweig erlitten und hier bei Krefeld am 23. Juni eine größere Schlacht verloren. Weniger wichtig war die Stellung der Franzosen an der Lahn und am Oberrhein, und von hier aus war es dem unter dem Prinzen Soubise befehligenden Herzog Broglio gelungen, die ihm entgegengeschickten geringen Truppen Ferdinand's in den Gefechten bei Sandershausen am 23. Juli und bei Luterberg unweit Münden am 10. Oktober zu schlagen. Broglio behauptete somit Ende 1758 siegreich die Position Hanau und Frankfurt, ohne daß die letztere Stadt selbst in seinen Besitz gelangt wäre. Während die einflußreichsten Mitglieder des Frankfurter Raths auf Oestreichs Seite standen, war die Bürgerschaft überwiegend preußisch oder doch neutral gesinnt. „Jener Krieg," sagt Kriegk, „war als ein Kampf begonnen worden, welcher dem Beherrscher Oestreichs ... zur Oberherrschaft in Deutschland verhelfen sollte; es wurden von drei Seiten her durch den Kaiser fremde Kriegsheere auf deutschen

Boden herbeigerufen, um diesen Plan verwirklichen zu helfen. Preußen vertrat also damals die Sache des Rechtes und der nationalen Freiheit, sowie zugleich des Protestantismus, und deshalb standen Frankfurt's Bürger, welche sonst dem Kaiser treu ergeben waren, auf Seiten Friedrich's des Großen" (Senckenberg, S. 123).

Die Einnahme der Stadt durch die Franzosen erfolgte daher wider den Willen der Bürger durch Zulassung der regierenden Herren, also namentlich des Oestreich ganz ergebenen Schultheißen Textor, des Bürgermeisters von Stalburg und mehrerer Rathsmitglieder. Der Plan der Ueberrumpelung, die schon seit dem Herbst 1758 eine beschlossene Sache war, scheint von dem Senator Senckenberg, einem entschiedenen Gegner der preußischen Sache, ausgegangen zu sein (a. a. O. S. 126). Das von den Franzosen vorher oft ausgeübte Recht, als Verbündete des Kaisers Truppen bis zu einem Bataillon oder einer Schwadron durch die Stadt marschiren zu lassen, war zu dem Zweck bequem zu benutzen. Es brauchten nur statt des angesagten einen Bataillons deren mehrere nach einander einzurücken, und hiezu wurde der Anfang des neuen Jahres ausgewählt; wie der Arzt Senckenberg in seinen Aufzeichnungen angiebt, hatte Stalburg darauf bestanden, „daß sein mit dem alten Jahr abgelaufenes Bürgermeister-Jahr nicht durch den Vorgang verunehrt werde". Es geschah genau so, wie Goethe erzählt, nur daß der Thürmer des Pfarrthurms, mit dem Einsammeln der Neujahrsgeschenke in der Stadt beschäftigt, selbst verhindert war, das Herannahen der Franzosen durch Blasen anzuzeigen, seine im Thurm verbliebene Frau diese Kunst aber nicht verstand, das Blasen mithin ganz unterblieben war. Es rückten 7000 Mann, Fußvolk und Reiter, ein, von Darmstadt und Offenbach aus. Das Regiment Nassau überfiel zuerst die Wache am Affenthor. Der Bruder des Schultheißen, der Major Textor, als Platzmajor, wurde hierauf noch vor der Konstablerwache am Bornheimer Thurm nebst seinen Leuten überwältigt, dann diese selbst und die Hauptwache unter dem Oberstlieutenant v. Klettenberg (s. die Rapporte bei Stricker, Mittheilungen, I. 272—276). Daß man diese Vergewaltigung nicht „verhindern konnte oder wollte", deutet auch Goethe an. Der Aufruf des Landamts vom 21. Dezember 1758 (Belli, Leben, IV. 126) sieht aus wie eine Vorbereitung darauf. Daß von Bestechungen der Väter der Stadt und auch Textor's gesprochen wurde, geht aus den Beschuldigungen hervor, die in der oben (Anm. 47) be-

richteten Scene Goethe's Vater gegen Textor erhob. Ebenso glaubte der Arzt Senckenberg, daß theils „der Junker Hoheit, theils das Geld" dazu geführt habe (Kriegk, Senckenb., S. 131). Auch Goethe's Oheim, der von ihm, wol wegen seines frühen Heimgangs 1761, nie erwähnte Rathsherr Goethe, war gleicher Gesinnung, sprach diese ebenso unverholen aus wie sein Bruder in jener Scene und wich, als in sein Haus Einquartierung gelegt werden sollte, nur der Gewalt (das. S. 133). Heißt es daher auch in dem offiziellen Neujahrswunsch, Dienstag den 2. Januar 1759 (in den Anz.-Nachr.):

„Ewig herrsche größter Kaiser!
Lebe lang Theresia!
Gottheit, Oestreichs Heldenjugend
Prange stets im Glück der Tugend,
Trostreich für Germania!
Dankbar flammen Deiner Ehre
Herzen, die Dir als Altäre
Teutschlands Patrioten weihn —"

so drückte diese Sprache nicht die Gefühle der Mehrzahl der Frankfurter Bürger aus. Glücklicherweise ahnte Niemand, daß die Besetzung über vier Jahre dauern würde. Mit ihr zog große Theuerung der Lebensmittel, Krankheit und Noth aller Art ein, besonders in dem kalten Winter 1760 (Archiv, I. S. 50), aber auch größerer städtischer Luxus und manche heilsame Neuerung; schon 1760 wurde die Straßenbezeichnung nach den Quartieren eingeführt, wobei das Goethische Haus die Nummer F. 74 erhielt (Volger, Vaterh., S. 168), und im folgenden Jahr die Straßenbeleuchtung (Battonn, I. 178; Archiv, II. 6. S. 204; Mitth., I. 150 flgd.). Gegenstand monographischer Bearbeitung ist jene französische Besetzung geworden, besonders in den Säkularschriften: Der Ueberfall der Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen ꝛc. und die vier ersten Monate der franz. Besetzung. Ein Beitrag ꝛc. Frkft. 1859 (von Stricker) und: Die Ueberrumpelung der Reichsstadt Frankfurt ꝛc. und die Schlacht bei Bergen in Kurhessen ꝛc. vom Pfarrer Gollhard, Vilbel 1859 (s. auch Blätter f. lit. Unterh., 1861. Nr. 15; W. Stricker, Frankfurt a. M. und die Franzosen 1759 bis 1814, in Hassel's Zeitschr. f. Pr. Gesch. und Landesk., Okt. 1869, und Derselbe, Im Neuen Reich, 1873. Nr. 27, der Ueberfall ꝛc. ꝛc.).

70. Graf Thorane (S. 78 flgd.) — der Rath der Stadt verschaffte ihm auf seinen Wunsch in Wien den Reichsgrafentitel — ist ein mit Liebe ausgeführtes Porträt. Goethe hat das Wort des Gevatter Dolmetsch (S. 97) von dem Interesse das auch Fremden für ihn werde eingeflößt werden, wahr gemacht. Bekanntlich hat Gutzkow auf Goethe's Darstellung sein Lustspiel „Der Königslieutenant" gegründet, das noch immer gern gesehen und gelesen wird, so wenig auch das deutsche Nationalgefühl darin zur Geltung gelangt.

Einen der von Thorane geschlichteten Civilvorfälle (S. 78), nämlich eine Streitigkeit zwischen dem Neffen des Marschalls Broglio, Obersten Grafen de la Luzerne, und dem Buchhändler Franz Varrentrapp, welche in Thätlichkeiten ausartete, berichtet Kriegk im 11. Abschnitt seiner „Deutschen Kulturbilder aus dem 18ten Jahrh. 1874" und schon früher in der „Frankfurter Presse" 1873. Nr. 23 u. 24. Dieser Vorfall aus dem Mai 1760 führte zu langen Verhandlungen zwischen dem auf der Seite des Grafen Luzerne stehenden Königslieutenant und dem Rathe; Thorane, welchem über die Frankfurter Bürger keine Jurisdiktion zustand, hatte seine Befugnisse, wie solche in einer zwischen dem Prinzen Soubise und dem Rathe abgeschlossenen Konvention festgestellt waren, erheblich überschritten. Der Rath setzte die Aufrechthaltung der Konvention in diesem Falle jedoch durch.

Thorane hatte den ersten Stock des Goethe-Hauses bezogen. Als das Gemäldezimmer (S. 79) ist nach Volger (Vaterh., S. 117 flgd.) das dreifenstrige Mittelzimmer des zweiten, von der Familie bewohnten Stockwerks anzusehn.

Die neuen Tapeten (S. 79), weiter unten von Thorane „vermaledeite Peking-Tapeten" genannt (S. 96), waren von dem Kunst- und Tapetenmaler Nothnagel (s. Buch 4) angefertigt, der in den Anzeigungs-Nachrichten „alle Sorten von gemalten Tapeten, als Façon Pecquin in Oelfarbe und auf feine Leinwand" feilbot (Belli, Leben, V. 44). Eine spätere Beschreibung der Zimmer des ersten Stockwerks, in welchen 1779 der Herzog Karl August logirte, findet sich in den Briefen Goethe's an seine Mutter aus diesem Jahr (Keil's „Frau Rath", S. 148).

71. Hier (S. 79) führt der Dichter zuerst die Persönlichkeit des behaglichen Dolmetschers ein, um sie durch das ganze Dritte Buch (s. S. 104) festzuhalten. Es war der dem Goethischen Hause gegenüber, also wol in dem Ochsenstein'schen

Hause wohnende, verheirathete Frankfurter Bürger **Diene**, amtlicher „Dolmetscher bei Mr. de Thorane, Königl. Lieutenant allhier." So wird er bezeichnet S. 63 der in den „Mittheilungen" (I. S. 272, Note 1) genauer benannten, zu Frankfurt 1759 auf 140 Folioseiten gedruckten Beschwerdeschrift: „Copia des u. s. w. an Ihro Kayserlichen Majestät unterm 31. Januarii 1759 erlassenen Schreibens" u. s. w. (nach W. Stricker; vergl. S. 26 der hier S. 300 citirten Säkularschrift Desselben). Der Rath Schneider, der Freund der Poesie, und der Gevatter **Dolmetsch** sind zwei ganz verschiedene Personen (zu Volger, Vaterh., S. 114). Diene erhielt von der Stadt einen Sold von wöchentlich vier Gulden.

72. Wenn Goethe (S. 80) sagt, Thorane habe Alles abgelehnt, „was einer Bestechung hätte ähnlich sehen können", so bestätigt dies die von Kriegk (Senckenberg, S. 322—324) mitgetheilte Korrespondenz zwischen dem Grafen und dem Magistrate aus dem Juni 1759. Thorane war zum Gebrauch einer Kur nach Wiesbaden gereist, und der Magistrat glaubte, seines leidenden Zustands wegen, ihm funfzig Flaschen Rheinwein als Geschenk anbieten zu dürfen. Aber Thorane lehnte sie beharrlich ab. Die von ihm aus Wiesbaden geschriebenen beiden Briefe „setzen den Charakter dieses Mannes in das schönste Licht" (das. S. 322).

73. Unter dem **Herzog von Ossunna** (S. 81), Thorane's angeblichem „Vorbilde", dürfte Goethe Niemand Anderes gemeint haben als den Vizekönig von Sizilien und Neapel dieses Namens, der wegen seiner Bonmots und beißenden Bemerkungen an den Höfen Philipp's II. und III. von Spanien und Heinrich's IV. von Frankreich mehr gefürchtet als beliebt war und in der französischen Memoirenliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts eine Art Rolle spielt. Schiller erwähnt ihn oft in seiner „Verschwörung des Marquis von Bedemar" (1618) nach St. Réal (Werke, Bd. XIV. S. 373 flgd.); da heißt er „ein unruhiger Kopf" (S. 387) und „der bekannte Charakter, die **Launen** des Herzogs" (S. 389 u. 397) werden wiederholt erwähnt. Goethe vergleicht Thorane auch später (S. 102) mit einem Spanier und hebt daselbst seine **Launen** hervor.

74. Von den hier (S. 82) genannten Malern bedürfen im Hinblick auf das zu S. 24 in Nr. 34, sowie, was **Nothnagel** anbetrifft, auf das in Nr. 70 und im Vierten Buch zu S. 114 flgd.

Gesagte, nur noch Seekatz und Brinckmann einer Bemerkung. Letzterer, ein Nachahmer Rembrandt's, Landschafts- und Historienmaler zu Mannheim, Ersterer sein Schüler, gleich ihm ein Pfälzer, seit 1753 Hofmaler zu Darmstadt, Landschafts- und Genremaler. Nach Nagler malte Seekatz vorzüglich „Scharmützel, Plünderungen, Bauern- und Zigeunerstücke, sowie Landschaften mit Figuren und Thieren". Der Thüringer Morgenstern, ein Schüler von Schütz, begab sich 1771 nach Darmstadt zu Seekatz' Wittwe, um dessen Bilder zu kopiren. — Rheinlandschaften von Schütz (S. 82 unten) befanden sich noch später in Goethe's Sammlungen (Schuchardt, I). — Das eigene Kabinet (S. 83. Z. 7) erhielt Trautmann selbstverständlich in dem Schlosse zu Grasse.

75. Die Geschichte des französischen Theaters zu Frankfurt in der Zeit des siebenjährigen Krieges (S. 84 flgd.) soll noch geschrieben werden. Die genaueren Daten dieser Vorstellungen, der Name der Unternehmer, die Schauspieler und die gegebenen Stücke sind nicht bekannt, die Theaterzettel aus jener Zeit, wie es scheint, fast ganz verschwunden. Nur aus lückenhaften Nachrichten ist Goethe's Darstellung, sofern sie überhaupt einer Ergänzung bedarf, zu vervollständigen. Am Besten ist man von der Oertlichkeit unterrichtet: die Vorstellungen fanden in dem nothdürftig zum Theater eingerichteten Saale des Junghofes am Roßmarkt statt. An diesem Platze wohnte Thorane, nachdem er das Goethische Haus verlassen; seine Wohnung wurde daher bezeichnet: proche la comédie (Belli-G., Leben, V. 4). Der Senator von Oven hat in dem Neujahrsblatt des Frankfurter Alterthum-Vereins, 1872, eine aktenmäßige Geschichte des Frankfurter Theaters seit 1751 geliefert (4°. 120 S.) und dem Hefte eine „Ansicht des Junghofes und des dortigen Theatersaals" beigefügt. Das Gebäude ist seit 1859 abgebrochen. Nach Stricker (Bez., S. 39) gab man hier abwechselnd deutsche und französische Stücke. Der erste Platz kostete einen Gulden, der zweite vierzig Kreuzer. Was den Knaben Goethe anbetrifft, so hatte er schon vor dem Einzuge der Franzosen Gelegenheit gehabt, Theateraufführungen beizuwohnen, namentlich in der jährlich zweimal wiederkehrenden Meßzeit. So hatten sowol in der Oster- als in der Michaelismesse 1755 die „Chur-Bayerschen Hof-Akteurs" auf dem Roßmarkt Theaterstücke gegeben, darunter das „Trauerspiel Banise" von Grimm (s. Werke, Bd. XVII. S. 38), das Lustspiel „Die Probe verliebter Neigung oder Chlorinde" noch mit „Hanß-

Wurst", trotz Gottsched's Verbot, und das „Haupt- und Staats-Schauspiel Pyrrhus und Andromache." Außerdem ergeben die wenigen erhaltenen Theaterzettel jenes Jahres, daß unter der Direktion des „Monsieur Bon" italienische und französische Operetten und Lustspiele vorgestellt wurden. Als solche haben wir nach den Zetteln notirt: das Lustspiel Lo Spirito Folletto oder Angola, die opéra comique Le Philosophe (nicht Palissot's Lustspiel, S. 88), den Don Juan nach Molière mit Hans Wurst und die Opern I Quattro Amanti und Il Calandrano von Hasse. Der Anfang der Theatereindrücke, welche in unserm Buch zusammengefaßt sind, ist daher sicherlich auf mehrere Jahre vor 1759 zurückzuverlegen. Von den Vorstellungen des ebengedachten Jahres finden wir dagegen nur zwei bemerkt. Es gaben die „französischen Schauspieler des Allerchristlichsten Königs von Frankreich in ihrem Schauplatz in dem großen Concertsaal zum Junghof die erste Vorstellung der Uebelbewahrung der Tochter, Fille mal gardée" (von Favart, 1758) und zwar Par permission de Monseigneur le Maréchal Duc de Broglio et de Messieurs les magistrats de la ville libre de Francfort (Stricker, a. a. O. S. 39). Und ferner besagt eine von Oven (s. Belli, IV. 142) mitgetheilte Anzeige des Nachrichtsblatts: „Den 31. Mai 1759 wird auf dem französischen Theater im Junghof eine italienische in 3 Aufzügen bestehende Opera: Der Spieler, mit einer vortrefflichen Musik aufgeführt werden." Zum Schluß ein „Kunstfeuer von Herrn Moretti." Das Stück war wol von Riccoboni (Lessing, Theatr. Biblioth., Nr. XIV). In demselben Winter hatte man auch in Dresden französisches Theater, und Prinz Heinrich von Preußen trat selbst in der Rolle des enfant prodigue in dem gleichnamigen Lustspiele von Voltaire auf.

Später, im Winter 1761 auf 1762, spielte die Ackermann'sche Truppe in Frankfurt, räumte aber bei Beginn der Messe wiederum einer französischen Gesellschaft das Feld. In jener deutschen Gesellschaft sah Goethe damals zuerst Karoline Schulze, die spätere Kummerfeld, um ihr in Leipzig und lange darauf in Weimar wieder zu begegnen. Sie schreibt vom Winter 1762: „Hier (in Frankfurt) war der Unterhalt ebenso theuer, wie in Mainz billig; zum Glück für meine Kasse mußten wir bald französischen Schauspielern Platz machen, welche in der Messe zu spielen kamen. Die Franzosen hatten damals in Frankfurt zu befehlen; es war ja noch Krieg" (Histor. Taschenb. von Riehl. Brockhaus 1873. „Aus dem Komödiantenleben des vorigen Jahrhunderts", S. 390).

Später, 1764, war Barizon der Direktor der französischen Schauspieler. Fering, „Directeur der Italienischen Opera", wird 1760 nur als Veranstalter eines Konzerts genannt (Belli, IV. 163).

76. Von französischen Theaterstücken nennt Goethe:

a. Die versifizirten Lustspiele des Destouches, Marivaux und La Chaussée (S. 85).

Gellert faßt in seiner „Abhandlung für das rührende Lustspiel" diese drei Dichter zusammen mit Voltaire und Fagan (in Lessing's Theatr. Bibl., I). Destouches' „Theatralische Werke" waren 1756 bei Nicolai in vier Theilen erschienen, aber schon vorher (1748) „Der verehlichte Philosoph", übersetzt von Krüger, „Der unbesonnene Vorwitzige" (1750) und andere seiner besseren Stücke, wie „Die verliebten Philosophen" und „Der poetische Dorfjunker" (vergl. Lessing's Dramaturgie, 12. St., und Goedeke, Grundr., II. S. 547. Nr. 453. S. 550, Nr. 491. I, 3 und S. 551. Nr. 494. 1). In Straßburg lernte Goethe seine Vorliebe für die französische Komödie beschränken. „Die Sittenschilderungen des Destouches, an denen ich mich als Knabe so oft ergetzt, hieß man schwach" u. s. w. (Dicht. u. Wahrh., Theil III. Buch 11). In seinem „Leben des Herrn Nericault Destouches" (Theatr. Bibl., I. 1754) hat Lessing dessen sämmtliche Stücke angeführt und beurtheilt, und mehrere im 10. St. der Dramaturgie; Frau Gottsched, Weiße, Gotter bildeten sie nach.

Marivaux hat Goethe ausführlich in seinen Anmerkungen zu „Rameau's Neffe" (Werke, XXXI. S. 119) behandelt. Lessing in der Dramaturgie rühmt „Die falschen Vertraulichkeiten" und „Der Bauer mit der Erbschaft" (St. 18 und 28), und Goedeke weist mehrere seiner Stücke, z. B. „Die falschen Bedienten", „Die vertraute Mutter" (a. a. O. S. 550. Nr. 492. I. 4 und S. 552. Nr. 503. II. 9) in deutschen Uebertragungen nach. Vergl. die Recension der Lustspiele von Marivaux und La Chaussée in der Bibl. der schönen Wissenschaften (I. 188 flgd.) und Gosche's Jahrbuch (1865. I. S. 307). Beide traten der leichtfertigen Crébillon'schen Richtung entgegen, englischen Einwirkungen folgend.

La Chaussée gilt als Begründer der rührenden, weinerlichen Komödie (le comique-larmoyant), mit deren Erörterung Lessing seine „Theatralische Bibliothek" (1754) eröffnete (vergl. Löbell, „Entwicklung der Deutschen Poesie", III. 174). Wir nennen von seinen Stücken nur „Die Melanide", „Die Schule

der Freunde" (Goedeke, a. a. O. S. 548. Nr. 469) und „Die Mütterschule" (Lessing, Dramat., St. 21).

b. Lemierre's Hypermnestra (S. 85 u. 88) war in Paris erst 1758 erschienen, also in Frankfurt noch eine Neuigkeit. Vergl. die Verwechslung der Sängerin gleichen Namens mit dem Dichter im Briefw. mit Schiller, Nr. 997 (zu Werke, Bd. XXXI. S. 42). Lemierre's „Wilhelm Tell" ist aus späterer Zeit.

c. Le Devin du Village (S. 85), Rousseau's berühmte Oper. Unter dem 11. August 1781 bescheinigte Goethe seiner Mutter den Empfang des Stücks in Weimar („Frau Rath", S. 171), und zu Paris wurde es noch 1815 in Gegenwart der fremden Monarchen (16. Aug.) in der Oper aufgeführt (Gentz, Tageb., I. S. 400).

d. Rose et Colas (S. 85) ist verfaßt von Sedaine, in Musik gesetzt von Monsigny und Gretry. Da das Singspiel 1764 zuerst in Paris gegeben wurde (deutsch 1772), so muß sich Goethe's Erinnerung auf eine spätere Zeit beziehen.

e. Annette et Lubin (S. 85), Operette von Madame Favart, der Frau des beliebten Lustspieldichters (und Harny), Comédie en un acte et en vers libres, mêlée d'Ariettes et de Vaudevilles, in Paris zuerst am 15. Februar 1762 aufgeführt, in Frankfurt daher auch jedenfalls nicht vor 1763, findet sich in Favart's Théâtre choisi, Tome I. S. 205 bis 267. Das heitere, anmuthige Stück fand in Deutschland viel Nachahmer. Weiße schrieb danach seine „Liebe auf dem Lande" (Jördens, V. 262), Eschenburg „Lukas und Hannchen" (Allg. D. Bibl., XI. 2. S. 5) und Löwen die Romanze „Junker Veit" (Jördens, III. 427; vergl. Lessing, Dramat., 53. St.).

f. Diderot's Hausvater (S. 88) a. d. J. 1758, von Lessing 1760 ins Deutsche übersetzt („Das Theater des Herrn Diderot", II), eigentlich: Der Familienvater, nach dem gleichnamigen Stück von Goldoni, ward tonangebend für die ernste Komödie, das genre sérieux, namentlich für die spätern Iffland'schen Lustspiele (s. Löbell, a. a. O. III. 187). Lessing nennt es „ein vortreffliches Stück" (Dramat., St. 84).

g. Die Philosophen, von Palissot (S. 88), in Paris zuerst am 2. Mai 1760 aufgeführt; Goethe muß das Stück sehr bald darauf als interessante Neuigkeit gesehen haben. Diese literarische Satire, hauptsächlich gegen Diderot und Rousseau und dessen Naturevangelium gerichtet, ist von Goethe später (1805) in seinen Anmerkungen zu „Rameau's Neffe" (Werke, Bd. XXXI. S. 126 flgd.)

nach seinem Inhalte, seiner Bedeutung und im Zusammenhange mit Palissot's älterem Lustspiele Le Cercle beurtheilt worden (beide Stücke in: Théâtre et oeuvres diverses de M. Palissot de Montenoy. Londres 1763. Tome II). Die Scene, deren Goethe sich noch erinnerte (S. 88), ist die neunte des 3. Akts. Hier erscheint Crispin-Rousseau allant à quatre pattes und spricht:

„En nous civilisant, nous avons tout perdu,
La santé, le bonheur, et même la vertu.
Je me renferme donc dans la vie animale;
Vous voyez ma cuisine, elle est simple et frugale."
Il tire une laitue de sa poche.

Jenes Stück, welches Goethe 1805 mit Recht einen „Appell an die Gemeinheit" nannte, scheint ihm jedoch Motive zu seinem Rousseau's deutsche Nachahmer parodirenden „Satyros" gegeben zu haben:

„Der Baum wird zum Zelte,
Zum Teppich das Gras,
Und rohe Kastanien
Ein herrlicher Fraß!" (Werke, Bd. VIII. S. 226.)

Vergl. auch das 86. Stück von Lessing's „Hamburgische Dramaturgie". Das von Goedeke (Grundr., II. 547) angeführte Lustspiel „Die Philosophen" v. J. 1744 war ein anderes Stück, wahrscheinlich das gleichnamige Lustspiel von Destouches.

Nach dem biographischen Schema von 1760 (oben Nr. 68) sollten Palissot's „Philosophen" in Verbindung mit den gesammten religiösen, literarischen und finanziellen Zuständen Frankreichs dargestellt werden. Leider hat Goethe den Plan aufgegeben, dessen Ausführung an dieser Stelle allerdings verfrüht gewesen wäre. Voltaire's Korrespondenz, die ihn in jener Zeit (1809) viel beschäftigte, wie auch das biographische Schema beweist, sollte zu der Schilderung wol hauptsächlich benutzt werden. So erklären sich auch die unter dem Jahr 1760 angeführten billets de confession aus Voltaire's Briefen, vom 25. Nov. 1752: — „Quel siècle que celui où un théatin imbécile (Boyer) — imagine des billets de confession qui auroient opéré autant de mal que de ridicule sans la prudence du roi!" — und vom 11. Nov. 1753: „Ne viendrez-vous pas à Paris cet hiver? Probablement la querelle des billets de confession y sera assoupie. Ces maladies épidémiques ne durent guère qu'une année" (Corresp., Tome VI. p. 239 u. p. 368). Solchen „epidemischen

Krankheiten" wären auch die zu religiösen Zwecken veranstalteten convulsions (Schema, 1760) beizuzählen.

77. Die Bemerkung Goethe's (S. 84), daß er die französische Sprache doch nicht gelernt, ist cum grano salis aufzunehmen. Den gewöhnlichen Schulunterricht hatte er allerdings auch im Französischen erhalten, wie solchen Henri Descostes (Belli, Leben, III. 87) ertheilte; die in den Labores juveniles enthaltenen Uebungen in dieser Sprache, ebenso die Benutzung des viersprachigen Orbis pictus von Comenius lassen auf Goethe's frühe Kenntniß derselben schließen (oben Anm. Nr. 39 zu Ende). Die Zunge wurde ihm aber erst jetzt gelöst, besonders durch den Umgang mit dem jungen

78. Derones (S. 86). Ist der Name fingirt oder wahr? Die Existenz der Familie ist bis jetzt nicht nachgewiesen. Aber der Umstand, daß Goethe auch in dem doch nur zum eignen Gebrauch entworfnen Schema der Thatsachen die „Kinder der Madame Derones" (1759 zu Ende) aufführt, berechtigt zu dem Schlusse, der ungewöhnliche Name und die Personen seien nicht erfunden. Der Name müßte franz. Déronès, dreisilbig, ausgesprochen werden oder zweisilbig de Ronnes lauten.

79. Die Stelle, in welcher sich Voltaire über den (S. 87) gerügten Mißbrauch so sehr beschwert, hat Lessing im 80. Stück seiner „Dramaturgie" (5. Febr. 1768) übersetzt: „Noch fand sich aber auch eine andere Ursache, die das hohe Pathetische von unserer Scene zurückhielt und die Handlung wirklich tragisch zu machen verhinderte: und diese war das enge schlechte Theater mit seinen armseligen Verzierungen. — Was ließ sich auf einem paar Dutzend Brettern, die noch dazu mit Zuschauern angefüllt waren, machen? Mit welchem Pomp, mit welchen Zurüstungen konnte man da die Augen der Zuschauer bestechen, fesseln, täuschen? Welche große tragische Aktion ließ sich da aufführen? Welche Freiheit konnte die Einbildungskraft des Dichters da haben?" In Paris wurde der Uebelstand zu Gunsten von Voltaire's „Semiramis" (1748) beseitigt. Aber „in den Provinzen bleibt man vorläufig bei der alten Mode und will lieber aller Illusion als dem Vorrechte entsagen, den Zairen und Meropen auf die Schleppe treten zu können" (Lessing, Dram., 10 St. v. 2. Juni 1767).

80. Der Spruch: heute roth, morgen todt (S. 90) kommt nach Wander (Sprichw.-Lex.) bereits 1588 in „Steinrück, Leichenpredigt auf den Grafen Josias", und 1605 in „Petri, der Teutschen Weisheit" vor. Der zweite Fundort konnte von uns beglaubigt werden. Hinsichtlich derartiger Vordeutungen (das.) vergl. Cicero, De divinatione, I. cap. 45, besonders die Beispiele dort und im folgenden Kapitel. „Neque solum deorum voces Pythagorei observitaverunt, sed etiam hominum quae vocant omina."

81. Broglio, den Goethe hier (90 u. 91) mit Vorliebe nennt, sowie noch später (S. 169), hatte unter Soubise, kurz vor der von Letzterem bekanntlich verlorenen Schlacht bei Roßbach, durch rechtzeitige Zerstörung der Saalbrücke bei Merseburg Friedrich's Anmarsch aufgehalten (Preuß, II. 89). Wie Goethe seiner rühmlich gedenkt, so auch der Preußen feindliche Fr. C. v. Moser (Reliquien, S. 134): „Man glaubte, Broglio sei der Einzige, der die Ehre der französischen Waffen im siebenjährigen Kriege gerettet haben würde, hätte er die ganze Armee kommandirt." Broglio blieb drei Jahre in Frankfurt; denn nach dem Anzeigeblatt fand die Versteigerung seiner Equipagen ꝛc. erst am 23. März 1762 dort statt (Belli-G., Leben, IV. 185, und V. 5). Unter ihm befehligte in der Stadt der General du Mesnil (Kriegk's Frankfurt, S. 516). Broglio wohnte auf der Zeil Litt. D. Nr. 214 (Belli, IV. 165). Den Vorschlag Thorane's, ihm ein öffentliches Denkmal zu setzen, lehnte die Stadt beharrlich ab.

82. Die Schlacht bei Bergen (S. 91 u. 92) eröffnete den Feldzug von 1759 für Preußen unglücklich; der Herzog Ferdinand hatte sich mit dem Angriff auf Frankfurt zu weit von seiner Operationsbasis entfernt. Friedrich der Große giebt zu Anfang des 10. Kapitels seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges eine Schilderung der Schlacht. Das Kapitel beginnt: „Les premières ouvertures de cette campagne (1759) se firent par les armées du prince Ferdinand de Brunswic et par celle de S. A. R. le prince Henri." Die Waffen Beider waren im März in Hessen und Thüringen siegreich gegen die Oestreicher und die Reichstruppen. „Alors le prince Ferdinand rassembla tous ses détachemens à Fulde; son dessein était de détruire les magasins que les Français avaient à Fritzlar, à Hanau et

dans ces environs, pour retarder et peut-être même empêcher les opérations qu'ils méditaient de faire en Hesse; il prit le chemin de Francfort, et surprit en marche plusieurs détachements français qui, ne pouvant se sauver, se rendirent prisonniers de guerre. En approchant de Bergen, il crut n'y trouver que quelques bataillons, qui, trop faibles pour lui résister, seraient obligés de se retirer ou de mettre les armes bas s'ils étaient assez téméraires pour l'attendre. Dans le temps qu'il les faisait charger, M. de Broglie parut sur la hauteur derrière ce village avec les brigades qu'il avait rassemblées des quartiers les plus voisins. L'attaque des alliés fut repoussée. Le prince d'Ysenbourg, qui la commandait, y perdit la vie. Le prince Ferdinand se trouva dans la nécessité de soutenir une affaire qui était une fois engagée; il emporta à la vérité le bas du village de Bergen, mais la partie supérieure, bien fortifiée, lui opposa des obstacles insurmontables. Les troupes françaises chargèrent en même temps les alliés à propos, et les contraignirent de lâcher prise. Les Saxons qui se trouvaient dans cette armée de M. de Broglie, voulurent poursuivre les troupes qui se retiraient; le prince Ferdinand s'en aperçut; il les fit attaquer par sa cavalerie qui en détruisit une partie, et leur fit quelques centaines de prisonniers; et le reste de la journée se passa à se canonner réciproquement. Le prince Ferdinand, voyant que son coup était manqué, se retira la même nuit vers la Hesse, sans que M. de Broglie l'inquiétât" (Oeuvres de Fr. le Gr., Tome V. p. 1—3).

Die Schlacht wurde am Charfreitag, dem 13. April 1759 auf heſſiſchem Gebiete geliefert, im Hanauiſchen Amte Bergen, zu welchem auch der durch den Frankfurter Thorthurm bekannte Ort Eſchersheim gehörte (Mitth., III. 319 flgd.), beſonders an der Berger Warte, da, wo das Wetterauiſche Hügelplateau zur Ebene abfällt.

Goethe's Schilderung der Verwundeten-Transporte (S. 92) ſtimmt genau überein mit der einer gleichzeitigen Familienchronik: „Anno 1759 iſt die Batallien bei Bergen zwiſchen den Franzoſen und Alliirten des Morgens als nehmlich auf den heil. Charfreitag mit anbrechendem Tag angegangen, gegen Mittag aber viele hundert Wagen mit Bleſſirten herein in die Stadt kommen und haben die Wagen mit den Bleſſirten gedauert bis 3:4 Uhr, da haben ſich die Alliirten etwas zurückgezogen,

die Stadt hat damahls in grausamen Aengsten geschwebt, die Blessirten aber sind nach und nach in die Spitäler gebracht worden. Ein Spital ist gewesen in dem Pestilenzhaus gegen dem Armenhaus über. Der andere nahe am Galgenthor, der dritte in der Maynzergaß im Carmeliterkloster, der vierte auf der Eschenheimergaß und so fort an; es sind nachgehends viele Tausend allhier gestorben und haben sie einen Karr'n und Pferd gehabt, damit haben sie sie hinausgeführt auf die Börnheimer Heid, da liegen sie begraben, oft manchen Tag 12 bis 16, und hat die Stadt viel Beschwerung gehabt, — bis sie endlich Anno 1763 um Ostern hin die Stadt wiederum verlassen haben" (Mitth., I. 149 u. 150).

Das von Goethe als Lazareth bezeichnete Liebfrauenkloster (S. 92) existirte jedoch nicht; es ist jedenfalls das nahe seinem väterlichen Hause belegene Karmeliterkloster gemeint.

Abgesehen von den blessirten Preußen gehörten auch zu den auf französischer Seite Verwundeten viele Deutsche, da solche aus „aller Herren Ländern" sich unter die Fahnen der französischen Regimenter Royal Suédois (Nr. 92) und Royal Deux-Ponts (Nr. 54) begeben hatten. Dazu kamen mehrere Regimenter der oben von Friedrich dem Großen erwähnten Sachsen. Diese hatten zu den von ihm bei Pirna gefangenen und unter die preußischen Truppen gesteckten sächsischen Truppen gehört, welche später in großen Massen davonliefen, in Ungarn sich neu bildeten und dann unter dem Prinz Xaver von Sachsen zu den Franzosen am Oberrhein stießen, um von hier aus den Feind ihres unglücklichen Landes zu bekämpfen. Ferner befehligte Broglio die schweizer Regimenter Planta und Waldner (Nr. 72). Die deutschen Generale Wurmser und Closen fielen auf französischer Seite (s. die beiden oben zu Nr. 69 angezogenen Säkularschriften und die Didaskalia vom 28. Sept. 1872. Nr. 270: „Frhr. v. Wurmbser sei fünf Tage nach der Schlacht zu Frankfurt verstorben").

83. Vater und Sohn waren bemüht, die Vorgänge unmittelbar zu beobachten, Letzterer von dem von Volger (Vaterh., S. 165) beschriebenen obersten Dachboden, Ersterer von seinem Garten aus vor dem Friedberger Thore (S. 92). Diesen hatte er von seinem Vater ererbt, der ihn seit 1725 besessen. „Noch heute zeigt das steinerne Thürgestöck des Gartens am Kappensteine die Inschrift: 17 F. G. 25" (Volger, a. a. O. S. 99, Note). Der Garten, Am Heideweg Nr. 32, wurde erst nach dem Tode der

Frau Rath, 1808, versteigert (Belli, Leben, IX. 90; Neues Frankf. Museum, 1861. S. 556, u. Mitth., IV. 139).

Die Bornheimer Heide (S. 92), in die der Vater sich wagte, liegt in der Richtung auf Bergen zu, welches Amt früher selbst „Amt Bornheimerberg" genannt wurde (Mitth., III. 320).

84. Die damalige Sitte frommer Leute, das Orakel ihres Schatzkästleins durch einen Nadelstich zu befragen (S. 92), erklärt Goethe näher in den Noten zum „West-östlichen Divan" (Werke, Bd. IV. S. 293 unter „Buch-Orakel") als die „überall herkömmliche Orakelfrage an irgend ein bedeutendes Buch, zwischen dessen Blätter man eine Nadel versenkt und die dadurch bezeichnete Stelle beim Aufschlagen gläubig beachtet. Wir waren früher mit Personen — wie seine Mutter und Frl. v. Klettenberg — genau verbunden, welche sich auf diese Weise bei der Bibel, dem Schatzkästlein und ähnlichen Erbauungswerken zutraulich Raths erholten und mehrmals in den größten Nöthen [z. B. bei Goethe's Krankheit 1768] Trost, ja Bestärkung fürs ganze Leben gewannen." Das bei jener Krankheit in der Bibel gefundene Orakel durchzieht Goethe's gesammten Briefwechsel mit seiner Mutter, namentlich den der letzten Lebensjahre (s. „Frau Rath" von Keil, Nr. 34, 55 u. 155). Frau Goethe mag das seiner Zeit sehr verbreitete „Güldne Schatzkästlein" (1718) des der pietistischen Richtung Francke's angehörigen Bogatzky benutzt haben. Später war das „Schatzkästlein der Kinder Gottes" von Jüdder (Basel 1790) berühmt, wie jetzt das Goßner'sche und das profane von Hebel (Schatzk. des rhein. Hausfreunds). Vergl. auch die „Stechbüchlein" in Görres' Volksbüchern, S. 177.

85. Wenn der Graf Thorane in dem von Goethe mit ebenso viel innerer Wahrheit als Humor wiedergegebenen Gespräche mit dem „dicken Gevatter" die Last der Stadt als gering (S. 95) bezeichnet, so ist zu entgegnen, daß die außerordentlichen Ausgaben, welche derselben durch die Besatzung nur für das erste Vierteljahr erwuchsen, nach Stricker (Bez., S. 38) sich auf 320,000 Gulden beliefen. Die Franzosen wollten aber nicht nur als getreue Alliirte des Kaisers (S. 95), sondern auch als Beschützer der Stadt gelten. In einer Münz-Streitigkeit des Kaisers mit der Stadt im folgenden Jahre trat der General du Mesnil (oben Nr. 81) auf die Seite der letztern, „da sein

König gleich bei der Sendung seiner Truppen nach Deutschland den Hauptzweck dahin gerichtet habe, als Garant des westphälischen Friedens dem deutschen Reich überhaupt, sowie der Stadt Frankfurt ins Besondere seinen Schutz und die Erhaltung der gesetzlichen Freiheiten angedeihen zu lassen" (Kriegk's Frankf., S. 517). Ebenso hatte auch Ludwig XV. in der am 20. März 1757 zu Regensburg übergebenen Denkschrift die Garantie jenes Friedens vorgeschützt.

Die Worte des Grafen Thorane: „Ich bin auch um Euretwillen vergnügt" (S. 93), lassen sich auf den Wegfall jenes Schutzes beziehen, wenn die Würfel des Krieges am 13. April anders gefallen wären. Die nächsten Verwandten der Kinder, namentlich die Großeltern, waren wegen ihrer ausgesprochnen Parteinahme für Oestreich und der durch sie herbeigeführten Uebergabe der Stadt an die Franzosen ernstlich gefährdet, und zwar nicht allein den Siegern, sondern mehr noch ihren auf sie erbitterten Mitbürgern gegenüber. „So oft vom Kriegsschauplatze eine für Preußen günstige Nachricht einlief, geriethen sie in Angst und Schrecken. Frau Melber [preußisch] pflegte dann zu ihren Freundinnen zu sagen: ‚Jetzt wird mein Vater wieder untröstbar sein'" (Kriegk's Senckenb., S. 137 flgd.).

Die kais. Reichsoberpostamts-Zeitung vom 4. Mai 1759 brachte daher Gedichte zum Preise des französischen Sieges, aus welchen wir mit Stricker (Bez., S. 39) die Verse anführen:

„Am Tag, da Gottes Sohn am Kreuz für uns gestorben,
Hat Ludwig's tapfres Heer die Rettung uns erworben."

86. Der vornehme und abstruse einsame Frankfurter (S. 98) könnte sehr wohl der im Vierten Buch (S. 147) geschilderte v. Reineck gewesen sein, nicht nur weil jene Prädikate auf ihn vorzüglich passen, sondern auch weil die Akten des Frankfurter Magistrats ergeben, daß sein Haus stark mit Einquartierung belastet war („zumalen gedachter v. Reineck zu Zeiten der französischen Bequartierung weit mehrere Zimmer hergegeben").

87. Den unter Nr. 76 genannten Theaterstücken treten hier (S. 99) noch hinzu:

a. Miß Sara Sampson, Lessing's bürgerliches Trauerspiel, auch damals noch neu, da es erst 1755 erschienen war, jedoch längst ein Liebling des Publikums. Die Ackermann'sche Gesellschaft rechnete es in den sechziger Jahren zu ihren Zugstücken,

der berühmte Eckhof als Mellefont, die Henfel oder Karoline Schulze als Sara (s. die Erinnerungen der Letztern in Riehl's hist. Taschenb. 1873, und Lessing's Dramat.).

b. Der Kaufmann von London oder die Geschichte George Barnwell's von Lillo (The London Merchant), gleichfalls ein bürgerliches Trauerspiel, seit 1755 in deutscher Uebersetzung (Goedeke, Grundr., II. S. 549. Nr. 485, wo jedoch Tillo Druckfehler ist für Lillo), eines der verbreitetsten Bühnenstücke damaliger Zeit.

c. Die Schelmstreiche Scapin's, Molière's Fourberies de Scapin, in welcher Art Goethe selbst noch später sein Singspiel „Scherz, List und Rache" (Werke, Bd. IX. S. 199) dichtete.

88. Daß er als Kind den Terenz nachgeahmt (S. 99), ist in den ersten beiden Büchern nirgends gesagt, ebenso wenig werden Terenz' Lustspiele unter den Stücken genannt, welche Goethe oder der junge Wilhelm Meister (Lehrj., I) für die Kinderbühne bearbeiteten. Aber es wird damit seine Richtigkeit haben, wie auch die „Zahme Xenie" darauf hindeutet:

„Anders lesen Knaben den Terenz,
Anders Grotius."
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten lassen muß.
(Werke, Bd. II. S. 369.)

Ebenso schrieb Goldoni im achten Jahre seine erste Komödie (s. Schiller's Werke, Bd. XIV. S. 490). Nicht minder finden sich von der Kenntniß des Plautus in Goethe's Stücken hie und da Spuren (vergl. Bd. VIII. S. 389 und die Note das.).

89. Pomey's Pantheon Mythicum (S. 99 unten) erschien zu Lyon 1659 und seitdem öfter. — Piron's Stücke (ebenda) hat Goethe in den Anmerkungen zum Rameau (Werke, XXXI. S. 131 u. 132; vergl. auch Gosche's Jahrb. 1865. S. 107) ausführlich erörtert. Zu den hier angegebenen Quellen seiner mythologischen und romantischen Stoffe könnte man noch die Texte „verschiedener italienisch-deutscher Opern" rechnen, welche dem jungen Wilhelm Meister in die Hände fielen. „Auch war es natürlich," sagt Dieser (Werke, Bd. XVII. S. 38), „daß mich die Oper mit ihren mannichfaltigen Veränderungen und Abenteuern mehr als Alles anziehen mußte. Ich fand darin stür-

mische Meere, Götter, die in Wolken herabkommen, und was mich vorzüglich glücklich machte, Blitz und Donner."

90. Wie der Knabe in der Fabel (S. 101), bezieht sich auf Goethe's eigne Parabel „Dilettant und Kritiker": „Es hatt' ein Knab' eine Taube zart", welche Taube er dem Freund Fuchs vorzeigt, aber „als Mißgeburt und in Fetzen" zurückempfängt (Werke, Bd. II. S. 280 u. 281).

91. Wegen des Theaterspiels beim Schöff von Olenschlager (S. 101) s. unten die Anm. zum Vierten Buch, S. 147.

92. Den Grundsatz der drei Einheiten (S. 101), die „theoretische Salbaderei des vorigen Jahrhunderts", d. h. des 17ten, hat Boileau im dritten Gesang seiner Art poëtique folgendermaßen hingestellt:

Qu'en un lieu, qu'en un jour, un seul fait accompli
Tienne jusqu' à la fin le théâtre rempli.

Goethe's biographisches Schema v. J. 1763 (s. die erste Anm. zum Fünften Buch) erwähnt die „Abhandlung vom Trauerspiele" im I. Bde der Bibl. der schönen Wissenschaften (S. 17 bis 68 v. J. 1757). Darin wird der Second Discours sur la Tragédie von Corneille erörtert und S. 32 gegen die drei Einheiten polemisirt. Lessing hat jedoch (im 81. St. der Dramat.) zuerst das Ansehn Corneille's und Racine's erschüttert: „Von Beiden aber ist es Corneille, welcher den meisten Schaden gestiftet und auf ihre tragischen Dichter den verderblichsten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch seine Muster verführt, Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich. Diese letztern besonders, von der ganzen Nation... als Orakelsprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt, haben ... nichts Anders als das kahlste, wässrigste, untragischste Zeug hervorbringen können." Im Folgenden geht Lessing auf die Aristotelische Katharsis näher ein, im 44. St. aber unter Nr. 1 auf die Einheit des Orts, im 45. St. Nr. 2 auf die der Zeit, welche auf Aristoteles' Poetik, Kap. 5 (ἡ τραγῳδία ὅτι μάλιστα πειρᾶται ὑπὸ μίαν περίοδον ἡλίου εἶναι ἢ μικρὸν ἐξαλλάττειν) gestützt wird und im 46. St. auf die Einheit der Handlung, für welche die Franzosen Horaz' Brief an

die Pisonen (23.152) vorzüglich anrufen. Hier sagt Lessing: „Die Einheit der Handlung war das erste dramatische Gesetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichsam nur Folgen aus jener ... Die Franzosen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geschmack fanden, ... betrachteten die Einheiten der Zeit und des Orts nicht als Folgen jener Einheit, sondern als für sich zur Vorstellung einer Handlung unumgängliche Erfordernisse." Corneille aber (seit 1634) fand sich ab mit diesen Einheiten, ohne sie wirklich zu beobachten, indem er die Zeit auf fünf Tage (den fünf Akten entsprechend) und den einen Ort auf eine größere Räumlichkeit, eine Stadt, einen Palast u. s. w. ausdehnte. Die Vorreden, auf welche Goethe (S. 101) hinweist, sind hauptsächlich, neben Corneille's „Abhandlung von den drei Einheiten" v. J. 1660 (Werke, in 12 Bdn., I. 16), der Avis au lecteur vor seiner La Veuve (I. 377) und vor der Galérie du Palais (II. 14), die Epistel vor La Suivante (II. 119), das Examen seines Heraclius (V. 153) u. a. m. Racine bekennt sich zu Corneille's Regeln unbedingt in der Vorrede zur Andromaque (vergl. F. Arnd, Gesch. der franz. Nationalliteratur, I. 225 flgd. und Brennecke, „Nachahmung der Alten", im Archiv f. Lit.-gesch. von Schnorr v. Carolsfeld, III. S. 225 flgd. 1873).

93. Die „despotische Unvernunft" Richelieu's gegen Corneille hebt Goethe in den „Sprüchen in Prosa" (Werke, Bd. XIX. Nr. 93) hervor. Vergl. Bd. XXIX. S. 667: „Aber wir bemerken leider, was die französische Akademie gegen den Cid gethan hat" (zu S. 101). Richelieu, der auf dem Parnaß wie im Kabinet herrschen wollte, ließ unter andern Dichtern auch Corneille an seinen Arbeiten Theil nehmen; aber bald mußte Corneille Paris mit Rouen vertauschen (1635). Richelieu trat seinem Cid entgegen, und die Akademie, zur Schiedsrichterin bestellt, nahm in vielen Punkten Partei gegen Corneille. Nach drei Jahren der Anfeindung schrieb er die „Horazier", „Cinna" und in steigender Progression 1640 „Polyeucte."

94. Aus den Worten (S. 104): Wir Alle wünschten die Bilder endlich fort zu sehen — ist auf die große Belästigung zu schließen, welche die Liebhaberei des Grafen der Familie verursachte. Hierin lag auch der Grund der Beschwerde des Raths Goethe, deren wir schon oben unter Nr. 47 gedacht. Denn der

Arzt Senckenberg schreibt am 1. April 1760: „Ohnlängst passirte, daß Mr. Thorane, lieutenant du roi, der bei Rath Goethe, genero sculteti Textoris, im Hause liegt, *demselben mit Gemälden alle Zimmer wegnahm* und sie sehr einschränkte. Er beschwerte sich gegen socerum Textorem, der ihn aber nicht hörte und sagte, er solle es hinnehmen." Dann folgte die unter Nr. 47 berichtete Scene zwischen socerum und generum. Letzteres kräftiger Wunsch (S. 104. Zeile 4 vom Absatz) ist dem früheren, noch energischeren (S. 93 unten) nah verwandt.

Thorane war über drei Jahre in seiner Stellung zu Frankfurt verblieben; denn nach einer Anzeige vom 5. Februar 1762 (Belli-G., V. 4) war seine Adresse noch: Mr. de Thorane, Lieutenant du Roy en la dite ville, proche la Comédie. Wann er jedoch das Goethische Haus verlassen, läßt sich nur vermuthen. Im Sommer 1761 wird die Familie Moritz schon eingezogen gewesen sein, da der Rath Goethe und die Brüder Moritz im August dieses Jahres schon gemeinschaftlich auftreten (s. unten Nr. 96). Auch bemerkt Kriegk (Senckenb., S. 324), daß Thorane im Juni 1761 Frankfurt — jedenfalls nur vorübergehend und ohne seine Stellung aufzugeben, — verlassen habe. Dort finden wir ihn sogar noch später in der Zeit vom 23. Januar bis 26. Februar 1763 wieder.

Viertes Buch (S. 107 bis 151).

95. *Goethe's biographisches Schema* (Forts. von Nr. 4, 46 u. 68):

1750 (sic). Roman in mehreren Sprachen. Einleitung. Englisch. Judendeutsch. — Hebräisch. Alter Rektor.

1762. Männer, die als Dilettanten, Kunstkenner, Liebhaber und Sammler und folgl. auch als reiche Leute Ansehen hatten. — Von *Uffenbach*, Schöff zu Frankfurt, hat[te] eine Reise nach Italien gemacht, und sich besonders der Musikliebhaberei ergeben; daher auch eine schöne Sammlung Musikalien mitgebracht. Es wurden Oratorien bei ihm aufgeführt, worin er selbst sang, auch übrigens die Musik protegirte; worüber sich denn, wie billig,

die eingeladenen Gäste und seine übrigen Mitbürger lustig machten. Von Haekel, ein hessischer reicher Edelmann, verheirathet, ohne Kinder. Besaß Gemälde, Kupferstiche, Antiken und manches Andre, was bei einem Liebhaber zusammenfließt. Er lebte sehr eingezogen, in einem schönen großen, nach damaliger Art wohlmöblirten Hause, gab den Honoratioren von Zeit zu Zeit ein Mittagessen, war übrigens sehr wohlthätig. Ich erinnere mich seiner kaum, aber doch dunkel, als eines freundlichen, wohlgebildeten Mannes, desto deutlicher aber seiner Auktion, der ich beiwohnte und theils auf Befehl meines Vaters, theils aus eigenem Antriebe Manches erstand.

Männer, die wegen Gelehrsamkeit, mehr aber noch wegen ihres besondern Charakters merkwürdig, geschätzt und viel beredet wurden: Doktor Orth, reich, Kapitalist, in sich gezogen, trefflicher Jurist, Verfasser des Kommentars über die Frankfurter Reformation, sah außer den Seinigen wenig Personen, hatte keine Stelle im Rath angenommen. Von Olenschlager, sein Schwiegersohn, Kommentator der goldenen Bulle, ein schöner, behaglicher, sanguinischer Mann. Von Reineck, aus einem altadligen Hause, tüchtig, rechtschaffen, aber starrsinnig. Das Unglück, daß ihm seine Tochter durch einen Hausfreund entführt wurde, den er mit dem heftigsten Prozeß verfolgte, zerstörte seine ganze Existenz. Er lebte auf eine Timonisch-Heautontimorumenische Weise und ließ sich erst spät bereden, seine Tochter und seine Enkel wieder zu sehen. — — Hofrath Hüsgen, kein gebürtiger Frankfurter; seltsame Gestalt desselben. Lebensart. Beschäftigung. Advocirte, aber nur in bedeutenden Rechtsfällen, lebte in Opposition mit Gott und der Welt. Er war Vater des Hüsgen, der sich durch verschiedene Schriften im Kunstfach bekannt gemacht, und mit dem ich erzogen worden. Des Vaters Lieblingsbuch war Agrippa de vanitate Scientiarum, welches er mir als Knaben besonders empfahl und dadurch freilich nicht viel Gutes

stiftete. Er liebte mich sehr; ich hatte sein großes Vertrauen, indessen ihm sein Sohn, obgleich der einzige, mißfiel. Dieser bildete sich auch wirklich erst in späteren Jahren, und der Vater erlebte seine gute Zeit nicht. Der Alte sagte mir einmal im Vertrauen, als er versicherte, wie wunderlich und schlecht es in der Welt aussehe, mit seinem näselnden, schnarrenden und energischen Tone: „Auch in Gott entdecke ich Fehler.“ Das Detail, auf wie verschiedene Weise ich mit diesen drei Männern gut stand, ist interessant genug. Sie haben großen Einfluß auf mich gehabt. Und weil nun Jeder mich lieber als seine Kinder hatte, so suchte Jeder in mir sein moralisches Ebenbild herzustellen. Dr. Olenschlager wollte mich zum Hofmann, Reineck zum diplomatischen Geschäftsmann bilden; Beide redeten mir mit Lebhaftigkeit Poesie und Schriftstellerei, Jeder auf seine Weise, aus; Hüsgen aber wollte mich zum Timon seiner Art, dabei aber zum tüchtigen Rechtsgelehrten haben, welches nothwendig sei, damit man sich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menschen regelmäßig vertheidigen, einem Unterdrückten beistehen und allenfalls einem Schelmen etwas am Zeuge flicken könne, welches Letztere jedoch weder besonders räthlich noch thunlich sei. Er war Mathematiker, und ich verdanke ihm meine elementaren Kenntnisse; hatte Freude an der Mechanik, ob er gleich nicht selbst arbeitete. Eine wundersame Uhr, die es wenigstens für die damaligen Zeiten war und sowol die Zeit als die Bewegung von Sonn' und Mond andeutete, ließ er nach seiner Angabe verfertigen, zog sie selbst auf und hielt sie in der Ordnung. In seinem Hause war Alles sehr reinlich. Er sah keine Gesellschaft. Angezogen aus dem Hause gehend, erinnere ich mich ihn in zehn Jahren kaum zweimal (Alles von Riemer's Hand; s. Goedeke's Grundr., II. S. 875 bis 877).

96. Die Verbindung Joh. Kaspar's mit den Brüdern Moritz (S. 107) erhellt aus einer durch Kriegk (Senckenb., S. 324) aufgefundenen, von dem Erstern eigenhändig geschriebenen Eingabe vom 27. August 1761, worin die drei Freunde die Theilnahme des Rathes an dem Ankauf von Brennholz, welches sie zur Steuer der Noth beschaffen wollten, vergebens nachsuchen. Nach seiner Todesanzeige vom Februar 1769 (Belli-G., Leben, V. 142) war der Aeltere, beider Rechte Licentiat, „Hochfürstl. Baden-Durlachischer wirklicher Hofrath, hochgräflich Solms-Rödelheimischer Kanzlei-Direktor, verschiedener hohen Reichsstände Kreisgesandter, auch Konsulent des hies. löbl. burgerlichen Ausschusses", der Jüngere dagegen nach dem Stadtkalender von 1763 (S. 22) „k. dänischer Legationsrath, verschiedener Fürsten und Stände Hofrath, Resident und Kreisgesandter". Er gehörte zu dem frommen Kreise der Klettenberg (Lappenberg, a. a. O. S. 236). Die Mutter von Charitas Meixner in Worms, einer Freundin von Kornelia und Wolfgang, mit der Dieser auch von Leipzig aus korrespondirte, war gleichfalls eine geborne Moritz. Mit den Nachkommen des ältern Moritz stand Goethe später noch in Verbindung; an sie empfahl er seine Frau, als diese sich 1808 allein zur Ordnung der mütterlichen Erbschaft nach Frankfurt begab, und richtete darauf an jene dankende Verse, die ungedruckt geblieben sind (Mittheilung des Professor Creizenach).

Der Legationsrath half Goethe in seinen mathematischen Kenntnissen weiter (S. 108). Nach dem biographischen Schema (1762) verdankte er jedoch die Anfänge dieser Wissenschaft dem Hofrath Hüsgen, während oben S. 150 dies nicht gesagt, sondern Hüsgen nur allgemein als Mathematiker bezeichnet ist. Später in Weimar fühlte Goethe das Bedürfniß, sich auch hierin fortzubilden, und er nahm in Jena Unterricht in der Algebra.

Zu Zeile 11 u. 12. S. 107 f. die Textrevision.

97. Bei Gelegenheit der Zeichenstunden (S. 108) hört man hier zuerst von architektonischen Rissen. Dieselben deuten auf Unterricht im Planzeichnen. — Die als Vorlegeblätter benutzten „Affekten von Lebrun" erwähnt Lessing. Er citirt in einer seiner Untersuchungen über den Unterschied zwischen Tragödie und Komödie das Urtheil eines Engländers, Hurd, der meint, „Le Brun's Buch von den Leidenschaften würde eine Folge der besten und richtigsten moralischen Porträte enthalten", sofern durch Anstrengung jeder Muskel und jeden Zugs, durch

Verzerrung und Ueberladung der Begriff eines charakteristischen Porträts erreicht würde (Dramat., 93. St.). So nennt sie auch Goethe Zerrbilder, obschon er später „die Wahrheit eines Lebrun" anerkennt (Werke, Bd. XXIX. S. 56).

Wer jenen Unterricht ertheilte, ist nicht bekannt. Wäre es mit bloßem Rathen gethan, so würden wir Mund nennen, „Burger und Kunstmaler allhier, auf der Zeil neben dem Viehhof wohnhaft ... gesonnen, sowohl im Zeichnen und Freizeichnen, als auch der Architektur und wie alle Dinge in das Perspectiv zu bringen ... Lectionen zu geben" (Frankf. Anzeige v. 10. Sept. 1754).

Des Venetianischen Malers Piazzetta gedenkt Goethe auch zu Anfang seiner Italienischen Reise in dem Brief aus Padua v. 27. Sept. 1786.

Daß Maximilian I. das Zeichnen Jedermann für nützlich gehalten (S. 110), ist wohl anzunehmen, da er so lebhaften Antheil an den großen Malern seiner Zeit, Albrecht Dürer und Holbein, bezeigt hat. Wo aber findet sich ein solches Wort von ihm überliefert?

98. Goethe sagt (S. 109), um diese Zeit habe er den ersten Musikunterricht erhalten. Es möchte dies in der Zeit zwischen Thorane's Auszug aus dem Hause und dem Ende des Krieges geschehen sein, also in den Jahren 1761 und 1762. Der scherzhafte Klaviermeister ist unbekannt. In den Frankfurter Nachrichten bietet unter dem 7. Mai 1762 ein Schöneck Klavierstunden an. Die Anzeige ist etwas charlatanmäßig, und der Mann war ursprünglich Zuckerbäcker. Ob er es ist, der sich an den Goethischen Kindern versucht, wissen wir jedoch nicht zu sagen. Von ähnlichen Klavierscherzen wie den hier erzählten (S. 110) berichtet auch Grillparzer in seiner Lebensgeschichte (Werke, Bd. X). Goethe wandte sich in seiner Jünglingszeit mehr dem Violoncell zu, während seine Schwester sich zu einem höheren Grade der Kunstfertigkeit auf dem Flügel ausbildete, wozu das später angeschaffte Instrument aus Friederici's Fabrik (S. 113) förderlich wurde. Die Friederici'schen Flügel hatten die hochberühmten Silbermann'schen verdrängt. Kornelia selbst giebt in ihrem von Jahn mitgetheilten Tagebuch eine Unterhaltung vom 27. Oktober 1768 wieder, in der ein Verwandter sie zum Klavierspielen einladet und dabei sagt: „Comment va donc la musique? Vous excelliez déjà l'hiver passé, que

ne sera-ce maintenant!" (Jahn, Goethe's Briefe an Leipziger Freunde, S. 264).

99. Von den (S. 110) angeführten natürlichen Dingen werden, wenn wir über die S. 111 oben berührte Vivisektion hinweggehn, die Phänomene des Magnetismus und der Elektrizität genannt. Die Armatur des Magnetsteins erklärt folgende Stelle: „Durch verschiedene Umstände kann ein Magnet nach und nach seine Kraft verlieren. Um dies zu verhindern, wendet man die sog. Armaturen an; mit diesem Namen bezeichnet man Stücke von weichem Eisen, welche man mit den Magneten in Berührung bringt, um sie selbst durch die im weichen Eisen hervorgebrachte magnetische Zersetzung in Thätigkeit zu erhalten" (Dr. Joh. Müller, Physik, S. 282).

Die Jugend des Hausfreunds, der sich mit elektrischen Versuchen abgab, wird in die Vierziger Jahre gefallen sein, da die Anfertigung von Elektrisirmaschinen, d. h. solchen, die Reiber, Reibzeug und Konduktor hatten, mit dem Jahre 1744 beginnt, während Vorrichtungen zum Drehen einer Kugel von Schwefel oder Glas, die an der Hand gerieben wurde, ohne Konduktor, schon früher im Gebrauch waren (K. Koppe, Anfangsgr. d. Physik, 6. A., Essen 1858, S. 159 u. 247). In einer Anzeige vom 9. April 1754 wurden Elektrisirmaschinen, auch bereits zu Heilungen, in Frankfurt von einem Schweizer feil geboten, und anfangs 1757 zeigte ein Bianchi Vorlesungen über Experimental-Physik im großen Hörsaale des Gymnasiums an; unter den dabei vorzuzeigenden „Instrumenten und Maschinen" befanden sich unzweifelhaft auch Elektrisirmaschinen.

In dem langen Briefe an Friederike Oeser v. 8. April 1769 zeigt folgende Stelle Goethe's Vertrautheit mit den elektrischen Erscheinungen: „Freudigkeit der Seele und Heroismus ist so kommunikabel wie die Elektrizität, und Sie haben so viel davon, als die elektrische Maschine Feuerfunken in sich enthält" (Jahn, a. a O., S. 150, u. Belli, Leben, IV. 44 u. 110).

100. Die Aeußerung S. 111 unten und 112 oben von den Hauslehrern dürfte sich nicht auf den in Nr. 51 erwähnten Scherbius beziehen, der Goethen im Jahre 1759 unterrichtete; derselbe, zwar im Juli 1758 erst verheirathet (Belli, a. a. O. S. 134), hätte als Gymnasiallehrer für Tertia den „Kindern" gegenüber wol nicht der erforderlichen Autorität entbehrt.

101. Zu den Engländern (S. 112), welche in der Pfeil'schen Pension sich zu ihrer Ausbildung aufhielten, gehörte auch Korneliens Freund Harry; er zeichnete sich durch sein Violinspiel aus, und für dieses war jene Pension, nach dem, was Goethe darüber erzählt, gewiß der günstigste Ort (s. im folgenden Theil, S. 17). Schon Lersner führt französische Schulhalter an (I. 258).

Die strittigen Punkte (S. 113) sind nicht weiter erklärt; die Seite vorher war umgekehrt in einem Punkte die Uebereinstimmung der Maximen Beider, Joh. Kaspar's und Pfeil's, geltend gemacht. Daß aber ihre ganze Lebensanschauung verschieden sein mußte, wird jedem Leser einleuchten, ohne daß es nöthig gewesen wäre, die Unterschiede klar zu legen.

102. Das Mansardzimmer (S. 113), wo die Seidenwürmer hausten, weist Volger (Vaterh., S. 124) als das gegen Süden gelegene Dachstübchen nach, welches lange für das Goethe-Zimmer gehalten wurde.

Seidenzucht in Hanau wird noch später (S. 141) erwähnt.

In jener Dachstube fand das Bleichen der Römischen Prospekte (S. 114) gleichfalls statt. Diese Bilder sind beschrieben oben S. 10 f., wozu Anm. Nr. 13. Die dort erwähnten Antichità Romane besaß Goethe später selbst (Schuchardt, Kunstsamml., I. S. 221. Nr. 70).

103. Wegen der spätern Uebung im Englischen (zu S. 115) s. das Sechste Buch. Goethe erlernte auch diese Sprache hinreichend, um selbst schwerere Dichter wie Lord Byron übersetzen und gelegentlich in ihr Briefe schreiben zu können (s. Düntzer, Zwei Bekehrte, 1873, S. 291).

104. Der siebensprachige Roman (S. 115) wird im biographischen Schema unter d. J. 1750 aufgeführt. Die Jahrszahl muß aber, wie auch die weiter darunter begriffenen Angaben zeigen, auf einem Schreib- oder Druckfehler beruhen; vielleicht ist dafür 1760 zu lesen.

Siegwart (S. 115 unten), Miller's Roman (1777), liebt allerdings die kurzen Sätze, um naive Menschen sich aussprechen zu lassen, z. B. Franz (I. 69) und den Junker Veit (I. 222). Vorzüglich aber hatte Goethe wol die Briefe Theresens an ihren Bruder Siegwart im Auge.

Goethe's Labores juveniles enthalten eine Uebung im Judendeutsch schon aus dem Jahre 1758 (Weismann, S. 69 u. Facsimile 4 u. 5).

105. Doktor Albrecht (S. 117) war seit 1748 Rektor des Gymnasiums und Lehrer in Prima (Kaldr. 1757 flgd.). Das Gymnasium (bis 1838) lag im Barfüßerkloster neben der jetzigen Paulskirche, ehemals der Barfüßerkirche. Eine Abbildung und Beschreibung des alten Gebäudes von W. Stricker findet sich im Neujahrsbl. des Frankfurter Vereins ꝛc. ꝛc. 1870. Die Rektorwohnung (das. S. 31) hat in der Abbildung noch das alte Klosterdach. Von dem Haupteingang (S. 32, rechts vom Beschauer) gelangte man links zu den Klosterräumen, rechts zur Rektorwohnung. Die meisten Fenster des ersten Stocks, sowol des Gebäudes S. 31 (Nr. 11 des Plans der Paulskirche, S. 5) als des S. 32 (Nr. 7 desselben Plans) führen auf Gänge (S. 117) und Korridore, von welchen aus man zu den Klassenzimmern und zu der Wohnung des Rektors gelangte. Alle diese Räume lagen hinten hinaus, nach den stillen Höfen und Hintergebäuden der Neuen Kräme (oben S. 14). Von der Haupttreppe aus führten ebensowol zu den Klassen als zu der Rektorwohnung Seitentreppen auf und ab (W. Stricker).

Einen Aesop mit Chorrock und Perücke (S. 117) nennt Goethe seinen ehemaligen Lehrer mit Rücksicht auf die herkömmliche Amtstracht des Gymnasial-Direktors. Auch die der Rathsherren bestand in einem langen Talar und einer Quarré-Perücke; so kostümirt waren dieselben in corpore auf dem Bal paré erschienen, mit welchem Prinz Soubise die Einnahme Frankfurt's 1759 gefeiert hatte (Nicolai's Reise durch Deutschland, 3. A., 1788, I. S. 263; Stricker, Im N. Reich, 1873. Nr. 31. S. 28). Uebrigens war Albrecht noch unter 70 Jahren.

Goethe's Vater war mit Albrecht eng befreundet, und der Arzt Senckenberg erzählt, daß, als Letzterer im Jahre 1762 erkrankt war, Joh. Kaspar mit ihm lateinisch korrespondirte (Kriegk, a. a. O. S. 325). Diese Freundschaft und der Umstand, daß Wolfgang, obwol kein Schüler des Gymnasiums, von den Lehrern seine Ausbildung empfing und demselben daher gleichsam affiliirt war, erklären hinlänglich die ihm widerfahrne Auszeichnung (S. 117, Mitte). Die Preisträger renuntiirte, d. h. verkündigte, bei der Progression oder Translokation, d. h. der Versetzung in eine höhere Klasse, einer der vertrauens-

würdigeren Schüler; diese Verrichtung lag zu Anfang der Sechziger Jahre in Quarta Max von Lersner ob, in welchem man auch den Maximilian der Labores juveniles (oben Nr. 51) erblicken könnte. Fast zwei Drittel der Schüler erhielten Prämien.

Das Konsistorium (S. 117) übte zugleich die Funktion des auch bei Lersner (I. 257) erwähnten Scholarchats aus, und die Geistlichen der Barfüßerkirche waren ständige Mitglieder des Konsistoriums. Es ist bezeugt, daß Fresenius, der Senior des Ministeriums bis 1761, zu den Gegnern Albrecht's und des diesem nah befreundeten Arztes Senckenberg zählte (Kriegk, a. a. O. S. 367) und daß die Lehrer des Gymnasiums über ihren Rektor wiederholt Beschwerde führten.

Ein Lucian (S. 117, 118, 120) in zwei Bänden, holländische Ausgabe in Quarto, den Albrecht's Witwe aus seinem Nachlasse dem Arzt Senckenberg geschenkt hatte, befindet sich noch in der Senckenberg'schen Bibliothek zu Frankfurt (Mittheilung von W. Stricker).

In den Frankfurter Nachrichten (Belli-G., Leben, V. 19) finden wir eine öffentliche Danksagung Albrecht's an einen ungenannten Wohlthäter, der zur Feier des Friedensschlusses 1763 ein Geschenk von 110 Gulden für arme Schüler gespendet hatte. Die charakteristische Anzeige Albrecht's vom 8. März 1763 lautet nach Mittheilung des anonymen Schreibens:

„Ich halte mich verbunden, diese rühmliche Vorsorge vor die arme Schuljugend zur Nachahmung öffentlich bekannt zu machen, und zugleich dem unbekannten Gönner meine ergebenste Danksagung abzustatten. Da aber Dieselben Dero Gütigkeit und Freundlichkeit gegen dürftige und fromme Schüler auf eine so ausnehmende Art zu offenbaren sich gefallen lassen, so wünsche, daß Ihnen auch der Höchste wolle zu schmecken geben, wie gütig und freundlich Er ist, und Sie in der That erfahren lassen, daß seine Güte besser ist denn leben. Frankfurt a. M. den 7. März 1763. J. G. A. G. R."

106. Die von Goethe (S. 118 u. 119) angedeuteten Eigenthümlichkeiten der hebräischen Buchstaben und Accente bedürfen nur geringer Erläuterung.

Das Alphabet besteht aus Konsonanten, von welchen jedoch drei zugleich als Vokale stehn; werden sie in diesem Falle nicht ausgesprochen, so heißen sie literae quiescibiles (in den Ruhestand versetzt, S. 119) oder fulcra lectionis (Lese-

stützen; als Stütze und Widerlage bei Goethe). Aleph und Ajin sind Kehllaute. Die Vokale werden als Punkte oder Striche (S. 118) den Konsonanten über-, unter- oder beigeschrieben (Punktation). Die Accente endlich zerfallen in domini (oder distinctivi) und servi (oder conjunctivi), je nach ihrer größern oder geringern Geltung, und die ersteren wiederum in Imperatores, Reges, Duces und Comites, in unserm Text (S. 119): Kaiser, Könige und Herzöge.

Goethe hat übrigens sein Hebräisch im Laufe des Lebens nicht ganz vergessen. Der Herausgeber besitzt ein Blatt aus seinen letzten zehn Jahren mit eigenhändig von ihm, unter andern auch hebräisch geschriebenen Wörtern.

107. Die Sonne, die zu Gibeon, und der Mond, der im Thal Ajalon still stand (S. 119). Die Stelle bezieht sich auf das Buch Josua, Kap. 10. V. 12 u. 13:

„Da redete Josua mit dem Herrn des Tages, da der Herr die Amoriter übergab vor den Kindern Israel, und sprach vor gegenwärtigem Israel: Sonne, stehe stille zu Gibeon, und Mond im Thal Ajalon!

„Da stand die Sonne und der Mond stille, bis daß sich das Volk an seinen Feinden rächete. Ist dies nicht geschrieben im Buch des Frommen? Also stund die Sonne mitten am Himmel und verzog unterzugehen einen ganzen Tag."

Andre Inkongruenzen hat Goethe später in seinem Aufsatz „Israel in der Wüste" (Werke, Bd. IV. S. 312 flgd.) auszugleichen gesucht.

Nach Jöcher (IV. 301) übersetzte Seb. Schmid die Bibel von Neuem lateinisch „und erläuterte dieselbe fast ganz mit seinen gelehrten Anmerkungen und Erklärungen"; er nennt im Einzelnen den Commentarium in Genesin, librum Judicum, in VIII priora Josuae capita et epistolam ad Hebraeos; in Hoseam, Jobum, Esaiam, Jeremiam, Ecclesiasten, priora XI capita Epist. ad Romanos, priora ad Corinthios, Galatas, Philipp., Coloss., Thessal., priora ad Timotheum, Philemonem, priora Joannis, Jacobi etc.

Auch im Elften Buch gedenkt Goethe jener Bibelübersetzung.

Das große, exegetische, englische Bibelwerk (S. 120), herausgegeben von deutschen Gottesgelehrten, erschien zu Leipzig in 19 Bänden von 1749 bis 1770, unter dem Titel: „Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, mit einer

vollständigen Erklärung derselben, welche aus den auserlesensten Anmerkungen verschiedner Engländischen Schriftsteller zusammengetragen ... nunmehr in dieser Deutschen Uebersetzung auf das Neue durchgesehen und mit vielen Anmerkungen" u. s. w. Die ersten neun Bände schlossen 1760 ab mit dem Propheten Jeremias, herausgegeben von Teller, Baumgarten, Dietelmair u. A. m.; der zehnte Band 1763, mit Daniel abschließend, jedenfalls aber der elfte 1766 mit den kleinen Propheten, und alle fernern fallen in die spätere Zeit, als Brucker das Unternehmen leitete. Bei Albrecht kann Goethe daher nur die ersten neun oder zehn Bände gesehen haben.

108. Seite 120 bis 130 ein Abriß der biblischen Anfänge. Auch Gottfried's Chronik fängt mit der Schöpfung und weitern biblischen Geschichte an, der Grundlage jeder damaligen allgemeinen historischen Darstellung. Diesen Weg hatte jedoch bereits Herder verlassen, der in seinen „Ideen" nur gelegentlich an die Bibel als „die älteste Schrifttradition über den Anfang der Menschengeschichte" (Buch 10. Kap. 5—7) anknüpft, auch im 12. Buch in der Geschichte der Hebräer (Kap. 3) von Abraham sogleich zur Auswanderung der Juden nach Aegypten und zu Moses übergeht.

Goethe scheint sich nicht an einen bestimmten Vorgänger mit seiner Darstellung anzulehnen, die unmittelbar aus der Bibel geschöpft ist und sich eben so weit von der rationalistischen Auffassung des 18ten Jahrhunderts entfernt, als sie es vermeidet, die thatsächlichen Ereignisse nur symbolisch, die Erzväter und deren Frauen als Repräsentanten ganzer Völkerschaften und das Ganze als einen späten Niederschlag großer Sagenkreise und Dichtungen aufzunehmen. Deutet Goethe daher die weiten Uebersichten und die reichen ethnographischen Gesichtspunkte, welche Ewald's spekulative „Geschichte des Volks Israel" auszeichnen, auch nicht einmal an, verzichtet er auf jede eigentliche Kritik und wissenschaftliche Durchdringung des berührten Abschnitts der Bibel, so entschädigt er dafür durch dessen warme und poetische Wiedergabe. Alles ist positiv, thatsächlich und konkret belassen, und er ist nur bemüht, die Erzählung durch Beziehung auf die Eigenthümlichkeiten des Hirtenstandes, des von den Erzvätern bewohnten Landes und des in solchen Umgebungen ihnen geoffenbarten Glaubens begreiflicher, anschaulicher und wirksamer zu machen. Was durch Eichhorn, Reiske, Niebuhr über das primitive Leben

jener Länder und Zeiten bekannt geworden war, gewährte Goethe neue poetische und religiöse Motive, statt, wie wol seine Zeitgenossen pflegten, auf Grund der Resultate der neuen Forschungen und Reisen die Wahrheit der biblischen Geschichte anzufechten. Goethe's Darstellung gewinnt daher das Gepräge einer unbefangenen Orthodoxie, vergleicht man sie mit gleichzeitigen Werken, und in diesem Lichte erschien sie besonders bei der ersten Veröffentlichung. Zur Vergleichung ziehen wir ein älteres populäres und das Ewald'sche Geschichtswerk an. Während Goethe S. 127 die Opferung Isaak's als von den Göttern befohlen, die Ausführung als von ihnen gehindert darstellt und den Charakter Abraham's als Glaubenshelden ins hellste Licht setzt, ist dieser Charakter in dem beliebtesten Geschichtswerk der Zeit für die Jugend völlig verwischt. Der Entschluß Abraham's, den Knaben zu opfern, ist hier sein eigner Einfall; daß „eine Stimme vom Himmel" ihm Schonung des Knaben anbefohlen, wird zwar erzählt, aber mit der Erläuterung: „Daß die Stimme vom Himmel ein dichterischer Zusatz ist, sieht man leicht; auch ist in der Urkunde selbst die Sache so vorgestellt, als sei der ganze Einfall Abraham's eine Eingebung von Gott gewesen, der seinen Gehorsam habe auf die Probe stellen wollen" (Becker's Weltgesch., 2. A. I. 1804. S. 54.).

Dagegen Ewald (a. a. O., I. S. 383): „Schon hat er das Messer erhoben, ja ihn schon so gut als geopfert, da trifft ihn ... eine Stimme von oben, nicht mehr wie jene Nacht- und Traumstimme, sondern eine helle und laute am vollen Tage, ihn abzuhalten von der wirklichen That, da die Gesinnung, der ächte Glaube bewährt sei. Die höchste Glaubensprüfung ist mit dem Gewinn einer neuen erhabenen Wahrheit vollendet" (daß nämlich Jehovah das semitische Menschenopfer, den Molochdienst, nicht wolle).

Goethe's Stellung zur Bibel wurzelt hier, wie bei Herder, in dem Antheil des Gemüths und in dem Sinn für die in ihr enthaltene Urpoesie. Er beschränkt sich auf die Geschichte von den drei Erzvätern. „Abraham, Isaak, Jakob-Israel sind nach dem ächten Volksbewußtsein allein die drei großen Namen der Anfänger und Vorbilder des kanaanäisch-hebräischen Volkes; erst einer sehr späten Betrachtung gehört es, ihnen auch nur Joseph beizugesellen. Im ganzen Zusammenhange aber der alten Sage scheidet sich ihr Gebiet von dem vorigen dadurch, daß sie erst den heiligen Boden betreten und so mit ihnen erst die Erzählung ihre rechte Mosaische Ausdehnung und Wärme empfängt,

von dem folgenden aber dadurch, daß sogar Joseph bereits in die Stufe des den Spätern gewöhnlichern Lebens herabfällt, während jene Drei alle auf der höhern Stufe des noch wenig geschwächten Heldenlebens stehen bleiben" (Ewald, a. a. O., I. S. 338 flgd. u. 341). Vieles, was Goethe hier andeutet, fand wenige Jahre darauf in seinem „Divan" poetischen Ausdruck, namentlich in dessen Eingangsgedicht. Eine genauere Vergleichung würde hier zu weit führen.

Das Einzelne nach dem Ersten Buch Mose (Genesis):

a. Die vier benannten Flüsse (S. 121) heißen im Kap. 2, V. 11—14, Pison, nach Herder der Ganges; Gihon, nach demselben und Eichhorn (Einl. in das Alte Test., §. 412) der Oxus; Hidekel, der Tigris, nach Herder ursprünglich der Indus, und der Phrath, Euphrat (Herder, Ideen, Buch 10. Kap. 6). Die ersten beiden Flüsse kommen in der Bibel nachher nicht weiter vor. Daß den Tigris sein Lauf zu bezeichnen schien, ist von seinen mäandrischen, eine getigerte Zeichnung wiedergebenden Windungen zu verstehn.

Genauere Spuren des Paradieses aufzusuchen, hielt auch Herder (Briefe, 2 und a. a. O.) für vergeblich. Doch unterläßt er nicht, an zweiter Stelle zu fragen: „Wie nun? Wenn ein glückliches Thal wie Kaschmire, beinah im Mittelpunkt dieser Ströme gelegen, ringsum von Bergen ummauert, ... noch bis jetzt wegen seines schönen Menschenstammes als das Paradies des Paradieses gepriesen, wenn ein solches der Ursitz unsers Geschlechts gewesen wäre?"

Der Thurmbau, Kap. 11, V. 1—9. Wegen der Elohim s. unten sub d.

b. Abraham (S. 122 bis 128), mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit behandelt, nach Eichhorn „der Mittelpunkt, von dem die Geschichte vor- und rückwärts ausgeht; rückwärts in zwei genealogischen Ketten, die unmittelbar auf ihn herablaufen —, und vorwärts sind seine Nachkommen die einzigen Helden der Geschichte" (Einl. zum A. Test., III. S. 172. §. 420).

Abraham's Auswanderung nach Kanaan und ferner nach Aegypten im 12. Kap., die Verheißung im 13. Kap. V. 14—17, die Bewirthung der Himmlischen im 18. Kap., der erst siegreiche, dann unglückliche Feldzug Kedor Laomor's bis zur Ertheilung des Segens durch Melchisedek (S. 124) im 14. Kapitel.

Goethe nennt Lot, den Sohn von Abraham's Bruder Haran,

stets Abraham's Bruder, worunter biblisch allgemein die nächsten Seitenverwandten im Mannsstamme bezeichnet werden, z. B. Kap. 13, V. 8: „Gebrüder", und V. 11: „Also schied sich ein Bruder von dem andern" (s. Ewald. I. S. 367, Note 2).

c. S. 124 betont Goethe den Zusammenhang der Weltgeschichte mit der Familiengeschichte, ein historisches Legitimitäts-Prinzip noch einige Jahre vor der Entdeckung des politischen aufstellend. Die neuere ethnographische Behandlung der Mosaischen Geschichte erblickt in der Familiengeschichte dieser Bücher wesentlich Erinnerungen an alte Volksbildungen. So erscheint Hagar bei Ewald als Ausdruck des Zusammenhangs der Wüsten-Araber mit Abraham (Goethe, S. 125). Hagräer kommen bei ihnen vor: „Wie diese Völker der Israelitischen Sage als Söhne Abraham's von Kebsweibern, d. i. als niedriger stehende, halbentartete gelten, so gingen sie gewiß auch in der Geschichte sehr frühe mehr in das arabische Wüstenleben über, zerstreuten sich in den weiten Flächen und trennten sich stärker von den stets mehr zum Landbau sich haltenden Völkerschaften verwandten Blutes" (a. a. O., I. S. 369). Auch Ewald erblickt hier die ehelichen Ereignisse jeder Art im Vorbilde (S. 124). Ihm ist Sara das Vorbild der Hausmutter, Hagar das des Kebsweibes, Rebekka (S. 128) mit Isaak das Vorbild der rechten Verlobung und Ehe, Deborah, von Goethe nicht genannt, Vorbild der Heldenamme, Lea und Rahel (S. 129) — denen bereits die Scholastik ganz symbolische Bedeutung beigelegt (Goethe's Werke, Bd. XIX. Nr. 494) — „Vorbilder der gerade in den Vorzeiten häufigen Stellung eines Weibes neben dem andern gleichberechtigten und doch oft mindergeliebten" (a. a. O., I. S. 342—344).

Zu zwei Frauen neben einander (S. 124 letzte Zeile) und zu Jakob's vier Frauen (S. 130) vergl. im Divan (IV. S. 107) die Sprüche:

„Ein Haus, worin zwei Weiber sind,
Es wird nicht rein gefegt;"

und als Gegenstück (das. S. 206):

„Viele Frauen hast und Ruh im Hause,
Werth, daß man darob das Paradies gewinnt."

d. Der wissenschaftlich jetzt überwundne Gegensatz natürlicher und geoffenbarter Religion gehört dem Deismus des

vorigen Jahrhunderts an und beherrschte besonders die Dogmatik der von Michaelis in Göttingen ausgehenden theologischen Schule, während dessen Gegner Herder alle Offenbarung als Naturoffenbarung auffaßte, jenen Gegensatz daher nicht zuließ (vergl. Werner, Herder als Theologe, 1871, S. 51). Andrerseits nimmt Goethe hier (S. 125 u. S. 129) den Begriff der geoffenbarten Religion enger, als den einer Hausreligion, in Uebereinstimmung mit den Resultaten der Bibelexegese, welche zwischen dem Nationalgotte, der sich Moses offenbarte, Jehovah (Jahve), den Mosaischen Elohim (S. 121) und den Hausgöttern der Erzväter unterscheidet. Vergl. Ewald a. a. O., S. 371: „In diesem Sinne konnte jeder der drei Erzväter desto leichter einen Gott festhalten, je mehr ihre Herrschaft noch die rein häusliche war, ihr Gott also wesentlich ein einzelner Hausgott blieb ... Allein ein solcher Hausgott, würde er auch schon erhaben aufgefaßt, erlaubt doch neben sich für andere Häuser und Menschen andere Götter, sichert also, zumal da diese leicht irgendwie ihm beigeordnet werden können, keineswegs vor Vielgötterei; und daß Gott in der vormosaischen Zeit mit diesem Begriffe der unbestimmten Ausdehnung und möglichen Theilbarkeit aufgefaßt wurde, beweist schon der stehende Gebrauch des Plurals „Elohim" (über dessen Etymologie s. Bunsen, Bibel, I. Abth. 1. S. 88). Auch „Islam" bedeutet unerschütterlichen Glauben (S. 129). Vergl. Goethe's „In Islam leben und sterben wir Alle" (Werke, Bd. IV. S. 108). In aller Unbefangenheit spricht Goethe hier das allgemeine Gottesbewußtsein theistisch, nicht pantheistisch aus. Der Gott, der sich gleichsam hinter der Natur verbirgt, (S. 128), ist zwar deshalb nicht schon der deistische Gott, „der nur von außen stieße" (Werke, Bd. II. S. 223), aber auch nicht der pantheistische, dem es ziemt, „die Welt im Innern zu bewegen, Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen." Hier bezeichnet ihn Goethe fast mit denselben Worten und zur selben Zeit (Ende 1811) wie Jacobi in der Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung": „Die Natur verbirgt Gott, weil sie überall nur Schicksal, eine unberechenbare Kette von lauter wirkenden Ursachen ohne Anfang und Ende offenbart," obgleich Goethe später, die philosophische Tragweite dieser Ausdrucksweise überschauend, in den „Annalen" v. J. 1811 dagegen reagirte und seine Anschauungsweise, „Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen", betonte. Schelling in seiner Gegenschrift („Denkmal der Schrift von den göttl. Dingen", noch aus dem Dezember

1811) bemerkte dagegen (S. 87), die Gott verbergende Natur könne demnach nur der verborgene Gott sein, d. h. der Goethische, der sich verbirgt, um sich durch die Natur zu offenbaren (vgl. Düntzer, Freundesbilder, 1853, S. 267).

e. In den hier (S. 126 u. 127) der Heiterkeit der Hirtenwelt (S. 126 heitre Religion, S. 125 ähnlich Günstiges und Heitres) gegenübergestellten Opfergebräuchen bezieht sich die Bundesschließung zwischen den Thierhälften hauptsächlich auf Kapitel 15, Vers 17 u. 18, wo Jehovah durch die Opferstücke schreitet, und die Opferung des Verlobten auf Jephta's Tochter (Richter, Kap. 11). „Sichtbar meinten auch seine an die Verwilderung (bei Goethe „Wahnsinn") gewöhnten Zeitgenossen, das theure Opfer sei durch eine höhere Nothwendigkeit bestimmt gewesen, für die Sünden des Vaterlandes zu fallen" (Ewald, a. a. O. II. 400). Ewald erinnert hierbei, namentlich bei Isaak, an die Aehnlichkeit der griechischen Sage von der Iphigenie und anderer, deren „Ursprünglichkeit" jedoch auf hebräischer Seite zu suchen sei. Nach Goedeke's scharfsinniger Entdeckung rührt die schöne Opferscene in Lavater's „Abraham und Isaak" (1776) von Goethe selbst her (Allgem. Ztg., 1874, Nr. 8). Die Eigenschaften, die der Mensch den Göttern anzudichten geneigt ist (S. 127) erinnern hier an die Worte der Iphigenie:

„Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an."

f. Auf Isaak, nicht den Lächerlichen wegen seiner Verspätung (S. 124), sondern den Lachenden, d. h. den Sanften und Freundlichen (Ewald, I. 387), folgt Jakob (S. 128), „der Listige", nach seiner menschlich niedrigen Seite, oder Israel, „der Gotteskämpfer", nach seinem endlichen göttlichen Siege (das. S. 350). Er ist der Odysseus der Hebräer; auf Beide häufte die Sage ihre Schätze mit Vorliebe (das. S. 392). Das Sich Balgen (S. 128) ist aus Vers 22 des 25. Kapitels (I. Mose) genommen.

Die Bemerkung oben S. 129 von den Gebrechen der jüdischen Glaubenshelden wiederholt auch Ewald (S. 130), indem er Jakob „das entsprechendste Bild aller Tugenden, aber auch aller Gebrechen des Volks im höhern Glanze abspiegeln" läßt, ferner den Wettstreit zwischen Jakob und Laban zwar auf alte Stammrivalitäten zurückführt (S. 393), ihn aber zugleich als

„ein ächthebräisches Lustspiel der Irrungen" wiederholt bezeichnet (S. 393, 397, 404).

„Jene bessere Zeit," sagt Ewald S. 340, „wo diese Helden lebten, wird der heilige Raum, in welchem sich das Volk als Haus oder Familie erst recht heimisch fühlt und um dessen Herd es die einzelnen geschichtlichen Gestalten in Reihe und Glied stellt, zu welchen es als zu den Vorbildern aller mannichfaltigen Glieder seines jetzigen niedern Hauses emporblickt."

g. In Joseph sieht Goethe dann (S. 131) einen Atavismus höchster Art, eine Verschmelzung aller Haupteigenschaften von drei Vorfahren. Der Urgroßvater Abraham heißt hier Urvater, wie Jakob vorher (S. 130) Altvater. Ueberhaupt braucht Goethe die Zusammensetzungen von „Vater" aufs Freieste und Sinnigste, z. B. auch im folgenden Theil, S. 74.

109. Von den biblischen Dichtern der Zeit (S. 131) sind Moser mit „Daniel in der Löwengruben" (sic) bereits unter Nr. 65 und Klopstock unter Nr. 67 besprochen; auch hat Goethe schon S. 83 einen ältern Aufsatz von der Geschichte Joseph's in zwölf Bildern angeführt. Die Bodmerischen Arbeiten (S. 131) bevorzugten gleichfalls Joseph in den epischen Gedichten: „Jakob und Joseph" (1751) und „Joseph und Zulika" (1753) und in den Tragödien: „Der erkannte Joseph" und „Der keusche Joseph" (1754). Den Verdacht, diese Stücke nachgeahmt zu haben, will Goethe von sich ablehnen.

110. Der blödsinnige junge Mann, Mündel des Vaters (S. 132), durch den Goethe so früh die Gewohnheit des Diktirens annahm, war der Rechtskandidat Clauer. Er hatte zur Miethe in dem Goethischen Hause vor dessen Umbau im Jahre 1755 gewohnt, war aber nach dem gezwungenen Verlassen desselben geistesirr geworden. Nach Senckenberg's Aufzeichnungen hätte ihn der Stadtschultheiß Textor zum Gatten seiner dritten Tochter ausersehn gehabt. Er war der Sohn eines Stadtarchivars (Kriegk, Senckenberg, S. 320). So lebte er nur noch von der Erinnerung seiner glücklichen akademischen Jahre, die der junge Wolfgang zum Vortheil Beider verwerthete. Die mehrgedachten Labores juveniles sind den S. 133 aufgeführten Privatübungen beizuzählen. Der hier (S. 133) erwähnte Quartband konnte nach Mylius', von Lessing 1754 herausgegebenen „Vermischten Schriften" oder nach den freilich viel späteren

„Vermischten Gedichten" Ad. Schlegel's benannt werden, auf welche wir zunächst gelenkt werden. Das Erscheinen derartiger „Vermischter Gedichte" wie Gellert's, Lavater's, Rost's u. A. fällt überhaupt etwas später.

111. Das Gedicht „über die Höllenfahrt Christi" (S. 133) kann als Beispiel dienen, wie Goethe das Verwandte in seiner Lebensgeschichte aus mehreren Jahren zusammenfaßt; denn während dieses erst 1765 entstand, nennt er damit in einem Athem die um ein Jahrzehnd früher zu setzenden Vorschriften des Schreibemeisters. Die „Höllenfahrt" ist neben den Versen auf Moors das älteste der erhaltenen Goethischen Gedichte (Werke, Bd. III. S. 177 bis 181, u. S. 313). Merkwürdig ist Eckermann's Erzählung (Gespräche mit Goethe, I. S. 245), daß der Dichter, der 1811 das Gedicht aus dem Gedächtniß angeführt, sich dessen bei der Ankündigung Eckermann's nicht erinnerte, dem seinerseits unsre Stelle nicht vorschwebte. Die Zeitschrift, in welcher das Gedicht, nach Goethe's Abgang, Anfangs 1766 erschien, ist jedoch bei Eckermann richtig „Die Sichtbaren", bei Goedeke (Grundr., §. 236. S. 878) dagegen ungenau angegeben. Dem Herausgeber liegen „Die Sichtbaren. Das drey und dreyßigste Stück. 1766" vom 14. Mai vor, 2 Quartblätter, enthaltend eine Ode von Schäl auf die Huldigung Joseph's II. Darunter ist gesagt: „Diese Blätter werden die Woche zwei Mal, Mittwochs und Sonnabends, bei dem Buchdrucker Johannes Bayrhoffer, dem Jüngern, gerade gegen der kleinen Gallen Gaß über, ausgegeben. Die Vorausbezahlung für ein halbes Jahr, ist 1 fl. Einzeln aber kostet das Stück 2 kr."

In der Erinnerung an sein Vorbild muß sich Goethe jedoch geirrt haben. Denn ein Jüngstes Gericht von Elias Schlegel (S. 133) ist nicht aufzufinden. Dieser Schlegel, Dramatiker und Anakreontiker, früh verstorben (1747, noch vor Klopstock's Auftreten), dessen Arbeiten brüderliche Sorgfalt bis auf das letzte Blatt in 5 Bänden vereinigt hat, worunter nicht ein geistliches Gedicht, muß mit seinem jüngern Bruder Adolf verwechselt sein. Aber auch dieser weniger begabte, obschon frommere Vater der sog. beiden Schlegel ist nicht der Verfasser eines „Jüngsten Gerichts". Es ist dies an sich durchaus unwesentlich. Denn mit Dichter und Gedicht soll hier nur eine Gattung bezeichnet werden. Ist daher auch in Adolf Schlegel's drei Bänden geistlicher Lieder (1765, 1769 und 1772) und in den

geistlichen Oden seiner zu Ende voriger Anmerkung gedachten „Vermischten Gedichte“ (2 Bde, 1787) kein solches Gedicht enthalten, noch sonst nachweisbar, so nehme man statt dessen das dritte dieser Gedichte (I. S. 30) „Ueber die Strafgerechtigkeit Gottes“, welches neun Strophen in dem jambischen Versmaße und hie und da auch im Stil des Goethischen Gedichts umfaßt. Wir setzen die letzte Strophe der dem Jahr 1746 zuzuweisenden Ode her:

„Wenn alle Todten nun erwachen;
Der Mond erbleicht, die Sonn' erlischt,
Und in der Elemente Krachen
Sich Heulen der Verzweiflung mischt:
Wie werdet ihr dann muthlos zagen;
Bedeckt uns! zu den Bergen sagen;
Verzehrt uns! zu den Flammen flehn!
Umsonst! Ihr müßt das Urtheil hören.
Jetzt könnt ihr noch der Rache wehren.
Jetzt sorgt, dereinst ihr zu entgehn.“

Die „Höllenfahrt Christi“ und das „Jüngste Gericht“ waren überhaupt geeignetere Vorwürfe für das unglückliche 17te als für das aufgeklärte und aufstrebende 18te Jahrhundert (s. Beispiele aus ersterem bei Goedeke, Grundr., §. 185. Nr. 63.5, §. 187. Nr. 118, u. a.).

112. Fresenius (S. 133), Prediger an der Barfüßerkirche und Konsistorialrath, starb am 4. Juli 1761, nachdem er zuletzt am fünften Sonntage nach Trinitatis gepredigt. Griesbach, der Vater, hielt in derselben Kirche die Beerdigungsrede (sie erschien gedruckt, Folio, 57 Seiten). Unzweifelhaft war es Erstere Bußpredigt, über die sich Wolfgang nach Bettina's Erzählung so frühreif geäußert hatte (s. oben Anm. Nr. 36). Denn wie zu dem Barfüßergymnasium, hielt sich Goethe's Vater mit der Familie auch zu der Barfüßerkirche, an welcher der Hauptgeistliche der Stadt fungirte, und hier hatte Fresenius seine (Frankf. 1756. 8°) gedruckt erschienenen „Busgedancken bey den grosen Erschütterungen, die Gott im Reich der Natur entstehen lässet; an dem auserordentlichen Bus- und Bet-Tage wegen des grosen Erdbebens, den 16. Jan. 1756“ vorgetragen. Daß er gegen die Herrnhuter aufgetreten (S. 134), zeigt seine „Vorläufige Antwort, welche er denjenigen zu ertheilen pfleget, die ihn fragen, ob sie zu der Herrnhutischen Gemeine übergehen

oder in derselben bleiben sollen?" (Frankf. a. M. 1745; 2. A. Leipzig und Görlitz 1746).

Die Bekehrung (S. 134) betraf den sächsischen, bei Bergen tödtlich verwundeten Generallieutenant von Dyhern. Eine frühere Bekehrung, die eines Barons von Wunsch, führt Goethe nicht an. Fresenius ließ über letztere 1750 die „Merkwürdige Nachricht von der Bekehrung eines Naturalisten, welcher darauf als ein glaubiger Christ gestorben" und über erstere 1759 seine „Merkwürdige Nachricht von der wunderbaren Bekehrung eines großen Naturalisten" u. s. w. besonders ausgehn. Beide Fälle, sowie die Bekehrung eines „in Zweifeln verwirreten Beamten" und „verführter Bauern", feierte sein, auch in der Allg. Deutschen Bibl. (VII. 1. 259) — unter Verwechslung seiner Vornamen mit denen seines Bruders — beurtheilter „Sieg der Warheit über den Unglauben, den die Barmherzigkeit Gottes offenbar werden lassen" u. s. w. Frankf. 1760. Ein Gedicht auf seinen Tod von Fräulein von Klettenberg läßt ihn im Jenseits daher von Wunsch und Dyhern empfangen werden (Lappenberg, a. a. O. S. 128):

„Wie froh stimmt Wunschen's Geist, wie englisch Dyhern ein:
Wir sind die Dir vom Herrn geschenkte große Beute."

Fresenius war nach Lappenberg (S. 227) das Urbild des „Oberhofpredigers" in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" (Werke, Bd. XVII. S. 378). Vergl. über ihn Heyden's Gallerie, S. 362—367; Mitth., III. 444; Kriegk, Senckenb., S. 365—368; Belli-G., Leben, IV. 193 u. VI. 33, und unten die Anm. zu Bd. XXI. S. 74.

113. Sein Nachfolger im Ministerium, Konsistorium und bei den Barfüßern ward Plitt (S. 134); er trat 1762 (Stadt-Kalender) im Alter von fünfunddreißig Jahren sein Amt an. Wolfgang's reger Kirchenbesuch fiel daher in den Sommer und Herbst 1762 bis zum Beginn der Adventszeit. Nach Stricker (Bez., S. 41) wurde Plitt jedoch nicht aus Marburg berufen, sondern aus Rinteln, wo er seit 1745 als Professor docirt hatte. Mit dem von Goethe accentuirten Professorhabitus hatte es daher jedenfalls seine Richtigkeit.

114. Bower's Geschichte der Päpste (S. 135) oder, wie der Titel in der deutschen Uebertragung von den beiden Rambach lautet, seine „Unpartheyische Historie der römischen

Päpste" bildete von 1751 bis 1780 zehn Bände. Der sechste Theil, der 1765 erschien, beginnt erst mit dem Jahre 838 (s. Allg. D. Bibl., XII, 1. 171). Sollte die Familie auch nur die ersten zwei oder drei Theile durchgearbeitet haben, so war das schon immer ein starkes Stück.

Bower, aus Dundee in Schottland gebürtig, Jesuit zu Rom, hatte sich 1726 zum evangelischen Glauben bekehrt. Das Nähere über diese Bekehrung ergiebt der Brief von Schiller an Goethe vom 10. März 1802, und zwar die Stelle: „Ich lese jetzt eine Geschichte der Päpste von einem Engländer, der selbst Jesuit war und der, indem er sich von den Grundfesten des Papstthums aus den Quellen zu unterrichten suchte, auf diesem Wege, wo er sich in seinem Glauben zu befestigen meinte, das Gegentheil gefunden hat, und der nun seine Gelehrsamkeit gegen das Papstthum anwendet. Es ist, ungeachtet der flachen Behandlung, eine durch ihre Konsequenz sehr anziehende Geschichte, unendlich mannichfaltig, weil sie sich mit Allem verschlingt, und doch wieder auf eine furchtbare Art identisch, weil alles Individuelle selbst in der idealen Einheit sich verliert" (Briefw., II. S. 355. Vergl. Düntzer, Schiller und Goethe, Uebersichten zu ihrem Briefw. 1859. S. 243 zu Nr. 847). Schiller's durchdringendes Urtheil, besonders im letzten Satze, rechtfertigt die Verzweiflung der Goethischen Familie zur Genüge.

115. Das hier (S. 135) gemeinte Buch von Hoppe (der sog. kleine Hopp') ist dessen Examen institutionum imperialium 1684, das in stets erneuerten Auflagen 1696, 1708, 1711 flg. und auch 1764 zu Frankfurt a. M. (12°), sowie als „Verdeutschtes Examen der institutionum Kaysers Justiniani nebst einem Memorial aller in jure vorkommenden actionum" (Francof. 1711) die Köpfe der angehenden Rechtsgelehrten ein Jahrhundert lang gequält hat. Den Gegensatz bildete der große Hopp', nämlich: Hoppii Commentatio succincta ad institut. Justin. 1683, später 1772 bei Varrentrapp zu Frankfurt in 2 Quartbänden wieder aufgelegt und hier in Nr. 64 der Gelehrten Anzeigen vom 10. August 1773 S. 529 beurtheilt (vergl. Jöcher, Bd. II). Spuren noch viel früherer juristischer Beschäftigung Goethe's finden sich bei Weismann, S. 23.

116. Auch Struve (S. 136) hatte ein als groß und ein als klein bezeichnetes Lehrbuch verfaßt, ersteres das Syn-

tagma juris civilis, letzteres, das hier gemeinte, die Jurisprudentia Romano-Germanica forensis (seit 1670), also ein nicht theoretisches, zum Gerichtsgebrauch bestimmtes Handbuch (Hugo, Lit.-Gesch. 2. A. S. 345, und Glover, S. 73).

Auch Struve, ganz dem 17ten Jahrhundert angehörig, behauptete seine Autorität weit in das folgende hinein.

Im Divan (Abschnitt „Chiffer") hebt Goethe mehr als hier (S. 135) die Bibelfestigkeit der frühern Generationen hervor.

117. Der Fecht- und Reitunterricht (S. 136 bis 138), den Goethe herangewachsen genommen haben will, wird wol einer späteren Zeit, den letzten beiden Jahren vor dem Abgange auf die Universität, und zwar als Vorbereitung für diese, zuzuweisen sein, und nicht schon dem Winter 1762 auf 1763, wie man nach der Stelle im Vierten Buch anzunehmen verleitet werden könnte.

Durch die Verbindung mit Jena war Goethe mit den verschiedenen Fechtmethoden vertraut geblieben, zuletzt noch in der Zeit der französischen Unterdrückung durch Vermittlung seines dort studirenden Sohnes. Dessen Freund Fr. Förster, ein überaus gewandter Schläger, wußte ihm davon zu erzählen.

War der Reitlehrer der Stadtstallmeister Runckel, den der Kalender von 1763 (S. 26), sowie die Frankfurter Archiv-Akten über die Krönung Joseph's II. nachweisen, so muß die Vernachlässigung des Schultheißen-Großsohns seitens des Lehrers einen absonderlichen Grund gehabt haben. Im „Reithaus auf dem Marstall" veranstaltete der Fürst Esterhazy 1764 Bälle. Diese Reitbahn war Anfangs der funfziger Jahre hinter dem „Weißen Hause", dem spätern Theatergebäude, neu angelegt worden. In letzterem befand sich auch der Fechtboden nach der Anzeige vom 26. Mai 1772: „Der Fechtsaal im weißen Haus neben dem Marstall wird aufgethan Morgens um 7 Uhr und Abends um 6 Uhr" (Belli, Leben, VI. 8, und Battonn, VI. S. 212).

Goethe wollte das fare il latino a cavallo vermeiden (S. 136), ein Ansehn, das er sich bei seinem ersten Besuche in Sesenheim nur zum Scherze gab. In der ersten Weimarischen Zeit pflegte er die Reitkunst mit Passion, zusammen mit dem Herzoge, und kam auf der Reise nach der Schweiz 1779 und sonst Tage und Wochen kaum vom Pferde (S. 138 oben). In den „Wanderjahren" (II, 9) machte er den Reitunterricht im Freien für die Zöglinge der pädagogischen Provinz obligatorisch.

118. Die bei der Annäherung des Frühlings eintretende größere Ruhe (S. 138) ist auf die Befreiung der Stadt von der Besatzung zu beziehen. Der Frühling, welcher auf den S. 135 erwähnten letzten Sonntag Trinitatis folgte, war der von 1763. Mit dem Ende Februar rückte das letzte fremde Regiment, Elsaß, aus, am 23sten die zwei ersten, am 25sten die beiden letzten Bataillone, welchen am 26sten Thorane und am 27sten der Stadtkommandant Marquis de Salles folgten. Am 18. März verkaufte das Bau-Amt die in den Straßen aufgeschlagenen und die Stadt in ein Kriegslager verwandelnden Ställe, Hütten, Wachthäuser und Baulichkeiten aller Art auf der Bockenheimer Gasse, dem Roßmarkt, der Stadtallee, dem Klapperfeld, dem Liebfrauenberge u. s. w. auf den Abbruch, und so hatte Alles wieder ein friedliches Ansehn gewonnen.

Nachdem Goethe die glückliche Epoche des Frühlings 1763 auf Seite 138 nur vorübergehend und unbestimmt angekündigt, läßt er uns S. 146 über das gemeinte Jahr nicht in Zweifel.

119. „Im Jahre 1616 waren Vincenz Fettmilch und sechs andere Bürger als Häupter der Empörung hingerichtet und die Köpfe von vier derselben zum abschreckenden Beispiele auf dem Brückenthurme aufgesteckt worden. Die Köpfe fielen später in den Main hinab, bis auf einen, welcher zu Goethe's Zeit noch vorhanden war und erst 1801 beim Abbruch des Brückenthurms verschwunden ist. Goethe redet bekanntlich im Vierten Buch von Dichtung und Wahrheit von diesem Kopfe und spricht dabei über jene Empörung ein unbedingt richtiges Urtheil aus" (Kriegk, Senckenb., S. 136 ff.). Ausführlich ist der Aufstand in Kriegk's Frankfurt (S. 237 bis 417) geschildert, er ist aber auch als Roman behandelt von Franck („V. Fettmilch"; s. Neues Frankf. Mus. 1861. S. 401). Lersner's Chronik, die Goethe S. 138 nennt, behandelt den Gegenstand I, S. 258, und Gottfried's Chronik sehr umständlich S. 1039 bis 1042, neben einer bildlichen Darstellung der Plünderung der Judengasse vom 22. August 1614.

„Mit Recht" — sagt Kriegk in seinem zuletzt angeführten Buche (S. 416) rekapitulirend — „schreibt Goethe den unglücklichen Opfern der Fettmilchischen Revolution das Verdienst zu, die Grundlage zu der im 18ten Jahrhundert entstandenen Verfassungs-Einrichtung gelegt zu haben". Nach der Revolution wurden nämlich, abgesehen von der Wiederein-

setzung der Juden in ihre Gasse unter „Römisch kaiserlicher Majestät und des heiligen Reichs Schutz", alle Zünfte und selbstständigen Korporationen aufgehoben, letztere mit Ausnahme der Häuser Limpurg und Frauenstein und des Graduirten-Kollegiums. Die Zünfte bestanden fort als unpolitische Gewerbsvereine, in unbedingter Abhängigkeit vom Rathe und mit beschränkter Berechtigung zur dritten Rathsbank. Der Artikel des ältern Bürgervertrages, welcher allen Bürgern gleiche Rechte und gleichen Schutz zugesagt hatte, verlor mit dieser aristokratischen Regierungsform seine Geltung (vgl. Mitth., I. 27, u. Kirchner, Anf., I. 143).

120. Die Judengasse (S. 139) ist neuerdings von W. Stricker historisch geschildert (Im N. Reich, 1872. I. S. 611—621). Sie lag früher zwischen der Schmiedegasse und der südlichen Ecke des Domkirchhofs und dem Heiligen-Geist-Hospital; erst 1462 wurde den Juden, sehr wider ihren Willen, ein wüster Platz auf dem Wollgraben, dessen Eigenthum jedoch der Stadt verblieb, — die jetzige Judengasse — überwiesen (Mitth., I. 73). Gottfried's Chronik enthält S. 610 und S. 719 (Thl. 6) die Abbildungen, welche Goethe (S. 139) im Sinne hat, die erstere v. J. 1250 eine solche Marter zu Saragossa, die zweite die Peinigung eines Christenkindes durch Juden zu Trient 1475 darstellend. Auch sonst ist diese Chronik angefüllt von Hexen-, Teufels- und Ketzergeschichten und allerlei Wunder- und Aberglauben. Der im zuletzt angeführten Bilde behandelte Vorfall soll den Anlaß zu dem großen Spott- und Schandgemälde unter dem Brückenthurm (S. 139) gegeben haben. Eine Beschreibung dieses, der „Kreuzigung Christi" gegenüber angebrachten Bildes aus dem 16ten Jahrhundert findet sich bei Battonn, I. S. 41. Man ließ das Bild in der letzten Zeit durch Staub unkenntlich werden, bis es mit dem Abbruche des Thurmes 1801 verschwand.

Das wenig angebaute und „wenig zugängliche wasserreiche Fischerfeld" (Archiv, N. F., IV. S. 39) braucht hier Goethe sehr charakteristisch als jüdisches Rendezvous, da — worüber Börne seine Lauge ergoß (Schriften, VI. S. 67) — der Rath den Juden an Sonn- und Festtagen alles Spazierengehen in der Stadt strengstens untersagte; ins Besondere sollten nach dem Edikt vom 23. Februar 1756 „alle Juden und Jüdinnen sich des Spazierengehns in der Allee auf dem Roßmarkt zu allen Zeiten schlechterdings enthalten." Denn dort sah sich die vornehme Welt. So blieb den Jüdinnen nur der Weg durch das „Fischerfeld-

Thürgen" (Belli, III. 89) zu dem, einsame Alleen und Gärten darbietenden Fischerfelde. Es umfaßte die Gegend zwischen dem Niederbruch und dem Mainwasen. Schon seit 1788 bildete sich dort ein neuer Stadttheil, anfangs die Neue Anlage oder die Neustadt genannt (Mitth., I. S. 108), jetzt Rechneistraße, Fischerfeldstraße, Schöne Aussicht, Langestraße, Schützenstraße u. s. w.

121. Von Bränden (S. 140) wurde Frankfurt viel heimgesucht; gleichwol kam eine 1771 bis 1775 beabsichtigte Feuerversicherung nicht zu Stande. Weiterhin erzählt Goethe von seiner Hilfeleistung bei Feuersbrünsten (Mitth., III. S. 292 u. 293, und „Dichtung und Wahrheit", Anfang des 16. Buchs).

Von Hinrichtungen (S. 140) erlebte Goethe als Knabe die einer Kindsmörderin: „Anno 1758 in der Herbstmeß ist die Fröhlichin, welche ihr Kind um's Leben gebracht hat, als Dienstmagd, dahier zum Bockenheimer Thor hinausgeführet . . . und unter Zuschauung vieler Tausend Menschen durch das Schwerd vom Leben zum Tode hingerichtet worden." Um Material zu Kerkerscene im „Faust" zu sammeln, konnte Goethe dem blutigen Schauspiel Dienstags den 14. Januar 1772 bei reiferen Jahren noch einmal beiwohnen; denn an diesem Tage „ist die Brandin, welche ihr Kind umgebracht hat, auf der Zeil an der Röhr auf einem erbauten Schaffot durch das Schwerd von dem Leben zum Tod gebracht worden" (Mitth., I. S. 149 und 154, sowie auch Archiv, II. S. 156 f., Anm.).

Wie es bei der Verbrennung eines Buchs (S. 140) zu Frankfurt herging, zeigt eine frühere Exekution, zwar nicht eines lasciven französischen Romans, sondern der Schriften Edelmann's, welche zu Frankfurt am 9. Mai 1750, „Andern zum Abscheu und Exempel" vollstreckt wurde. Der offizielle Bericht über den Akt ist im Frankf. Conversbl. v. J. 1862 (S. 1191) und danach in den Mitth., II. S. 248 abgedruckt. Derselbe dauerte anderthalb Stunden. Zuerst wurde durch acht Trommelschläger „von der Schwanenapothek bis an's Fahrthor" Appell geschlagen, nach einem zweiten Appell das Proklama verlesen, dann der Scheiterhaufen von Buchenholz mittelst Fackeln und Pechkränzen angezündet und die Bücher in die Holzfächer mit Gabeln und Haken gesteckt. „Vor der Römerthür rechter Hand über ist der Scheiterhaufen sechszehn Gänge weit gelegt und der Kreis von der Römerthür an bis an das Floß gemacht worden; vor der Römerthür stunden ex officio die zwei Herren Burgermeister

und im Kreis die Notarii als Zeugen." An derselben Stelle erlebte Goethe unzweifelhaft ganz denselben Hergang.

122. Die Verbindung Johann Kaspar's mit Hanau (S. 141) kennen wir schon von oben Nr. 102. — Der am 15. Februar 1763 geschlossene Hubertsburger Friede wurde (S. 143) zu Frankfurt a. M. Sonntag den 20. März gefeiert (Mitth., II. S. 252). Dazu kam am 29. März ein geistliches Konzert mit dem Oratorium „Isaak's Opfer" von Jomelli und Pergolese's „Stabat Mater" (Belli-G., V. 20).

Unter den glücklichen Folgen jenes Friedens sah Goethe den größten Theil seines Lebens verfließen (S. 146), d. h. die neunundzwanzig Jahre bis 1792; oder meinte er die dreiundvierzig Jahre bis 1806, oder nur die sechsundzwanzig Jahre bis 1789? Der längste Abschnitt seines Lebens bis 1811 war es jedenfalls gewesen.

123. Wegen Nothnagel (S. 144) vergl. oben Nr. 70 und Belli-Gontard, „Erinnerungen", S. 137, wo die Verfasserin eine Geschichte erzählt, die Nothnagel als Kunstkenner Ehre macht.

124. Der Garten vor dem Friedberger Thore ist schon in Nr. 83 erwähnt. Der Weinlese (S. 146) gedachte auch Goethe's Mutter in ihren Unterhaltungen mit Bettina und des Irrlichter-Tanzes, den ihr Sohn mit seinen Kameraden bei einem solchen Feste zum Schrecken der ehrsamen Bürger ausführte (Briefw., II. 258, und K. Enslin, Frankfurter Sagenbuch 1856). Frau Belli schildert die Frankfurter Herbstfreude aus einer späteren Zeit: „Ein Vergnügen für Alt und Jung waren die drei Herbsttage. Wer einen Garten besaß oder bewohnte, lud seine Bekannten dahin ein ... Die geladenen Herren brachten das Feuerwerk mit, dabei ward tüchtig mit Pistolen und kleinen Kanonen geknallt" (Erinnerungen, S. 101 und 133). Ebenso schildert Goethe „der Ernten schönste" in „Hermann und Dorothea" (Euterpe; s. Viehoff, Goethe's Leb., I. 117). Das schon oben in Nr. 17 mitgetheilte Gespräch zwischen Vater und Sohn aus dem Jahre 1757 (Weismann, Knabenzeit, S. 27—35) zeigt die frühe Theilnahme Wolfgang's an der Weinbereitung.

125. Der Schöff und jüngere Bürgermeister (1761) Olen-

schlager (S. 146) ist oben unter Nr. 62 als Schwiegersohn Orth's und als Herausgeber der Goldenen Bulle genannt. Dem Hause Frauenstein gehörte er seit 1771 an. Auch er hielt zur östreichischen Partei, und seine „Neue Erläuterung" des genannten Reichsgesetzes hat eine antipreußische Tendenz, indem er sie im Gegensatz gegen die „Vollständige Erläuterung" desselben Gesetzes verfaßte, welche aus preußischen Rechtsanschauungen heraus der Kanzler Ludewig zu Halle veröffentlicht hatte. Das Buch erschien 1766 in der Fleischer'schen Buchhandlung, also nach Goethe's Abgang zur Universität. Die Vorrede ist am 3. April genannten Jahres zur Erinnerung an die Krönung Joseph's II. geschrieben, „der wie die an einem heitern Morgen aufgehende Sonne dem frohlockenden Erdkreise nur Segen und Wonne verspricht." Mit der Morgensonne verglich in ähnlichen Worten Goethe später selbst Joseph's Regierungsantritt (Werke, Bd. V. S. 271). Ist Olenschlager's Buch auch erst nach Goethe's Abgang beendigt worden, so ist des Letztern Theilnahme an dem Werke damit nicht ausgeschlossen, die jedoch vorzugsweise in die Jahre 1764 und 1765 fiel. Senckenberg sagt von dem Verfasser in seinem Tagebuch: „Schöff von Olenschlager, ventosus Narcissus, ventosus ventre et spiritu, trägt jetzt eine runde Perücke, wie der französische General du Mesnil getragen [statt einer ehrsamen viereckigen; wegen du Mesnil s. oben Nr. 81]; so nennt man ihn jetzt den du Mesnil" (Kriegk, Senckenberg, S. 365). Ebenso führt Olenschlager als Verlobter der „schönen Seele" in deren „Bekenntnissen" den bezeichnenden Namen Narziß (Lappenberg, Reliquien, S. 184). Auf den Reisen, welche Goethe anführt, hatte Olenschlager um 1736 und 1737 Italien und Frankreich gesehen, und von den gleichfalls (S. 146) erwähnten Hof- und Staatsgeschäften finden sich Spuren in den ihm verliehenen Titeln als sächsisch-polnischer Hofrath (1738) und als kaiserlicher Freiherr (1748. Vergl. Stricker, Bez., S. 41 und 42, u. Lappenberg, a. a. O.).

Daß Goethe als Kind in seinem Hause viel verkehrt, zeigen die oben in Nr. 51 erwähnten Stechschriften, als deren Ordner Olenschlager wiederholt genannt wird. Die bei ihm später aufgeführten Stücke, der Canut von Elias Schlegel (1748), in Alexandrinern, eine Nachahmung des französischen Trauerspiels, damals dem besseren Bühnen-Repertoire angehörig, z. B. dem der Ackermann'schen Gesellschaft in Hamburg 1765, und Racine's Britannicus, beide Stücke sind charakteristisch

für Olenschlager's Richtung und den Zeitgeschmack überhaupt. Vergl. wegen Canut die Bibl. d. sch. Wissensch., 1757. S. 51 u. 57, Löbell, III. 167, und die mehrgedachten Erinnerungen der Kummerfeld; wegen Britannicus oben S. 101 u. Goedeke, II, 550. Nr. 492. Der jüngere Sohn des Hauses (S. 147), der an jenen Uebungen Theil nahm, Joh. Nicolaus, war um zwei Jahre jünger als Goethe (Stricker, a. a. O.). Olenschlager ward 1771 älterer Bürgermeister, und in dieser Stellung vereidigte und rezipirte er am 3. September dieses Jahres Goethen als Bürger und Advokaten (Kriegk, a. a. O. S. 329).

126. In der Liste der Frankfurter Räthe und Residenten jener Jahre wird von Reineck (S. 147) als „königlich polnischer, kurfürstlich sächsischer wirklicher geheimder Kriegsrath" geführt. Derselbe, nach Kriegk (Senckenb., S. 369) einer altadeligen Familie angehörig, hatte 1729 von Kaiser Karl VI. einen erneuten Adelsbrief erhalten. Die Geschichte der Entführung seiner einzigen Tochter erster Ehe (er hinterließ aus zwei Ehen je einen Sohn und eine Tochter) durch seinen Hausfreund, den Frankfurter Hauptmann Klenck im Jahre 1753 ist wiederholt Gegenstand ausführlicher Darstellung geworden. Wir verweisen deshalb auf Stricker, Beziehungen, S. 42 bis 47, sowie „Im Neuen Reich", 1872. I. S. 376 bis 381, und auf Kriegk's Senckenberg, S. 369 bis 377. Der Kaiser und der Reichshofrath, bei welchem Reineck den Frankfurter Rath verklagte, wurden in die Sache gezogen. Nachdem der Schwiegersohn Klenck vier Jahre in Haft zugebracht, schlug die Tübinger Fakultät den Prozeß zu seinen Gunsten nieder. Auch das Publikum im Allgemeinen und Reineck's Freund Häckel (oben S. 68) nahmen von Anfang an für das Paar und gegen den Vater und die Stiefmutter des Mädchens Partei. Da nun der Vater Reineck noch außerdem eine ganze Zahl von Rechtsstreitigkeiten zu bestehen hatte, „nämlich wegen seines Bürgerrechts, wegen seiner Abgaben, wegen dessen, was Schuldner ihm zu zahlen hatten, er auch mit den einst von ihm zu Schwiegersöhnen ausersehenen Herren von Wallbrunn und von Enderly in Prozeß gerieth" (Kriegk, a. a. O. S. 377), so ist nicht zu verwundern, daß ihm im Vergleich mit diesen Leiden ein rauchender Ofen nur als ein geringes Uebel erschien. Das Haus (S. 147) liegt in der Hasengasse (Nr. 6), dem Senckenbergischen Stammhause gegenüber. Der jüngere Sohn, Adalbert, war gleichen Alters

mit Goethe. Timon von Athen (S. 148, 150 und 151) ist aus Plutarch und Shakespeare bekannt und der Heautontimorumenos (Selbstquäler) durch die gleichlautenden Komödien des Menander und Terenz. Goethe liebt Bildungen wie Heautontimorumenie und heautontimorumenisch in Scherz und Spott (Werke, Bd. III. S. 277, XIX. S. 99, und oben S. 318).

127. Der hessen-kasselsche und schwedische Major von Malapart (S. 148), 1700 geboren, war — worauf Goethe sich nicht mehr genau besann — um sieben Jahre älter als Reineck. Das Geschlecht ist italienischen Ursprungs, jedoch schon im 16. Jahrh. nach Deutschland verpflanzt (Dr. Römer-Büchner, Mitth., I. S. 45 und 46). Seit 1657 befanden sich die Salinen (S. 148) zu Soden im Besitze der von Venedig nach Flandern und von da nach Frankfurt ausgewanderten Familie. Der Garten vor dem Bockenheimer Thore ist das jetzt zertheilte Grundstück auf der Bockenheimer Landstraße Nr. 62, 64 u. 66 (W. Stricker, Bez., S. 47, u. Belli, Erinn., S. 20). Hier trug sich die Begegnung mit Reineck zu (S. 149). Das oculis non manibus erinnert an das bekanntere manum de tabula des Plinius (Hist. nat., 35, 36). Vergl. auch Goethe's Spruch Nr. 737 (Bd. XIX. S. 157). Wegen der Redensart einen Hasen laufen lassen s. Textrevision.

Die Freiherren von Malapert, wie sie sich später nannten, blühen noch jetzt zu Frankfurt.

128. Der Dritte in der Reihe dieser Männer, die auf Goethe als Knaben „großen Einfluß gehabt" (S. 319), war Hüsgen (S. 149), unter den Räthen des Stadtkalenders aufgeführt (1763. S. 21) als „verschiedener Reichsfürsten resp. akkreditirter Hofrath und Rath." Der Hofrathstitel war ein brandenburg-ansbachischer. Hüsgen scheint erst Anfangs der vierziger Jahre sich in Frankfurt niedergelassen zu haben.

Sein Sohn Henrich Sebastian (S. 150), um fast vier Jahre älter als Goethe, ist der Verfasser der von uns öfter angezogenen „Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunstsachen" (1780).

Näheres über ihn, seine Schriften und seine reichen Sammlungen bei Gwinner (Kunst, S. 535 bis 539). Sein „Artistisches Magazin, Leben und Werke Frankfurter Künstler" (1790) widmete er seinem Jugendfreund Goethe.

Der Titel der S. 150 angeführten Schrift des Agrippa von Nettesheim lautet vollständig: Henrici Cornelii Agrippae ab Nettesheym, de incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium liber, lectu plane jucundus et elegans (erschien zuerst 1527). Das Buch durchschreitet den ganzen Kreis des damaligen Wissens, wenn auch nur obenhin, verweilt aber mit besonderer Vorliebe bei den Kapiteln von der Astrologie, der Chiromantie, der Geomantie, der Opferschau (de aruspicia), dem Traumdeuten, der mathematischen Magie, der heilenden Magie, der Nekromantie, der Theurgie, der Kabbala, dem Zaubern u. s. w.

129. Zu Ende (S. 151) gedenkt Goethe nur beiläufig der Gebrüder Schlosser als auf dem Gebiete des Staats, und Griesbach's, des späteren Professors der Theologie zu Jena, als auf dem Gebiete der Kirche zu den größten Erwartungen berechtigend. Die beiden Ersteren waren damals (1763) bereits unter die Frankfurter Advokaten aufgenommen, der ältere Schlosser, der spätere Schöff, schon seit dem Jahre 1757 (15. Dezember) Doktor beider Rechte, der jüngere, später Goethe's Schwager, seit 1762 (24. Mai). Diesen finden wir zunächst in Leipzig wieder.

Fünftes Buch (S. 153 bis 200).

130. Goethe's biographisches Schema (Fortsetzung von Nr. 4, 46, 68 u. 95):

1763. Hubertsburger Friede. 15. Febr. — Krönung. — Ungeheuer zurück in der Dichtk. — Abhandl. über die Trag. — Berliner Bibl. — Codrus Croneck. — Freigeist Brave. — Nicolai's Preis 1756.

1764. Krönung Joseph des II. — Klopstock's Salomo. (Goedeke, Grundr. S. 877).

---

131. Die Vögel, die Gimpel werden allerdings durch Lockspeisen gefangen (S. 153), geködert, mehr aber noch durch Lockpfeifen, wie Lessing's Derwisch, dem „so lieblich

klang des Voglers Pfeife" (Nathan, 1. 3), und Goethe's „Vögel", denen Hoffegut und Treufreund gleichfalls pfeifen (Werke, Bd. VIII. S. 386 u. 395).

132. Die Namen Gallen-Thor (S. 153) und Gallen-Gasse sind korrumpirt aus Galgen-Thor und Galgen-Gasse; Thor und Gasse, wie auch Galgenfeld, Galgenwarte, Galgenwall sind erst später dem heiligen Gallus gleichsam aufgetragen. Aber jener Umbildungsprozeß hatte schon in Goethe's Knabenzeit sich vollzogen, und wir fanden schon in der Anzeige v. J. 1766 (oben S. 334) eine „kleine Gallen Gaß." Die alte Form war jedoch nicht völlig verdrängt. Vgl. Belli-G., V. 25, „Gallenthor"; Archiv, I. Heft 8. S. 158 u. 159, v. J. 1764. „Gallenwart", „Gallenthor", aber „Galgen-Wall"; Mitth., I. 101: Gallen- und Galgengasse, und III. 451: Gallusstraße und Galgenstraße; auch besonders häufig „Gallusthor". Heute ist der Galgen aus jenen örtlichen Bezeichnungen völlig verschwunden. Aehnlich ist es in Halle. Auch dort sucht man die an Erinnerungen reiche ehemalige Galgstraße und das Galgthor vergebens.

133. Das Wort Gesell (S. 153 einigen lustigen Gesellen; S. 154 wohlgesinnte junge Gesell; S. 156 ich machte den Gesellen Vorwürfe) braucht Goethe hier wiederholt in dem eigentlichen Sinne von Genosse, Kamerad, entsprechend den Begriffen: sich gesellen, Gesellschaft. So nannte Walther von der Vogelweide seinen Freund „syn Trutgeselle", und Kaiser Maximilian I. redete die Leute gemeinhin an: „Lieber Gesell", was dem heutigen „lieber Freund" entspräche. Auch Gellert nennt in dem Gedichte: „Der süße Traum" den Schlafgenossen einen „Schlafgesellen". Mit dem Wiedereinführen oder Festhalten jenes richtigen Gebrauchs ist Goethe jedoch nicht durchgedrungen.

134. S. 156 erscheint nun die erste der Frauengestalten, welche Wolfgang's jugendliche Neigung gefesselt, Gretchen, von der, außer dem Namen, kaum etwas an ihre Schwester im „Faust" erinnert. Im biographischen Schema ist sie nicht erwähnt und die Oertlichkeiten und Personen, welche zugleich mit ihr uns vorgeführt werden; sind so unbestimmt gehalten, so wenig zu weitern Nachforschungen geeignet, daß grade in diesem Theile unserer Biographie sich Dichtung und Wahrheit am Wenigsten

sondern lassen. Der Charakter des Werks jedoch, wie ihn unsere Erläuterung der ersten vier Bücher klar erkennen läßt, verbietet es, für dieses Buch eine ganz abweichende Methode der Darstellung und in der Episode mit Gretchen reine Erfindung des Dichters anzunehmen. Die Grundzüge des Dargestellten sind gewiß thatsächlicher Natur und aus der Jugenderinnerung des Erzählenden geschöpft, die ihm, wenn auch in verblaßten Farben, Stoff in Fülle darbot und ihn der Mühe enthob, etwa aus künstlerischen Gründen eine Knabenliebschaft zu erdichten. Zur Gewinnung eines richtigen Abschlusses der Knabenzeit wollte Goethe zwar an dieser Stelle das Erwachen einer ersten Liebe schildern und deren Höhepunkt mit den äußerlich glänzendsten Tagen jener Zeit zusammenfallen lassen; aber seine Jugendzeit war ihm zu werth und sein Antheil an den Jugenderinnerungen zu lebendig, als daß er auf den ganz realen Boden seiner Geschichte Luftgebilde grade da hätte einführen sollen, wo sein Herz mehr als bisher betheiligt war. Ausgebildet, ausgeschmückt, gleichsam neu in Scene gesetzt — willkürlich umgemodelt sicherlich nur in ganz unwesentlichen Dingen — hat Goethe unzweifelhaft jene Liebesgeschichte, wenn man sie überhaupt so nennen darf, und hiezu war er genöthigt, wenn er eine vollständige und zusammenhängende Darstellung geben wollte, während seiner Erinnerung einige Einzelnheiten vielleicht in größter Bestimmtheit und Genauigkeit vorschwebten, Anderes, was vorhergegangen oder sich angeschlossen, dagegen im Lethestrom völlig versunken war. Um dies Fehlende zu ergänzen, mußte er Vorgänge erfinden, aber dies doch wieder so aus dem Gegebenen heraus, daß auch hier dichterische Erfindung nur ein anderer Name für Erinnerung sein kann. Dem widerspricht nicht, daß Goethe gelegentlich, auch wol, um ihm unbequemen Fragern den Mund zu schließen, das Ganze als freie Erfindung bezeichnet hat, z. B. noch in seinen letzten Jahren dem Münchner Maler Stieler gegenüber. (Privatmittheilung.)

Nach Bettina (Briefw., II. S. 260) hatte Goethe's Mutter eines Tages Kieselsteine und Sand in des Sohnes Weste gefunden, die dieser nach der Annahme der Mutter „von seinem Schatz bekommen haben" mußte; „den Tag vorher war er in Offenbach gewesen, da war ein Wirthshaus Zur Rose, die Tochter hieß das schöne Gretchen, er hatte sie sehr gerne, das war die Erste, von der ich weiß, daß er sie lieb hatte". Seine „funkelnden Augen, pochend Herz, rothe Wangen" u. s. w., welche die Mutter bei diesem Anlasse bemerkte, ergetzten sie noch in

später Zeit. Möglich, daß diese Mittheilung die Erinnerung an jene Jugendliebe bei Goethe zuerst wieder wach rief.

Das Offenbacher Gretchen soll in Frankfurt als Kellnerin im Bierhause zum Puppenschänkelchen in der Weißadlergasse Nr. 29, welches noch lange nachher bestand, gedient haben (so Belli-G., Leben, III. S. 106, Note, und danach auch Scherr, in der Gartenlaube 1873 über Goethe's Leben). Jene Schenke zum „Puppenschränkchen" (nach Frankfurter Mundart „Bobbeschänkelche") ist 1860 niedergerissen. W. Stricker, dem wir diese Notiz entnehmen (Bez., S. 48), macht mit Recht darauf aufmerksam, daß dem Hause, in welchem Goethe mit Gretchen zusammentraf, zwar ein Schankwirth gegenüber wohnte, dieses selbst aber nicht als Bierhaus, Gretchen nicht als Bierkellnerin geschildert ist. Wir erwähnen Alles dies nur um des negativen Resultates willen, daß die thatsächlichen Verhältnisse, welche Goethe's Erzählung zur Grundlage dienten, bis jetzt nicht aufgedeckt sind.

135. Nach dem, was S. 161 und flgd. von Pylades' Lebensumständen gesagt wird, muß man annehmen, daß er die Universität nicht habe besuchen können. Dies würde auf die bekannteren von Goethe's Frankfurter Freunden, namentlich auf Max Moors, Riese, Horn, v. Schweizer u. s. w. nicht passen Ueber Andre, wie Kehr und Müller (Jahn, Briefe an Leipz. Freunde, S. 61 und 279), sind wir nicht genügend unterrichtet. In der Zeit, von welcher Goethe spricht, also 1763, scheint Pylades es nur auf eine Kanzlisten-, Kalkulator- oder sonst eine Subalternstelle abgesehen zu haben.

136. Die Wasserfahrten (S. 164) weisen auf den Sommer 1763. Das Marktschiff ging am Fahrthor „nächst dem Zoll" (Belli-G., IV. S. 3) Vormittags um 10 Uhr ab, und ein anderes traf dort um 4 Uhr Nachmittags von Höchst wieder ein. In der Zwischenzeit konnte man daher, wie es Goethe beschreibt, zu Höchst bequem zu Mittag speisen. Da das Schiff von Höchst nach Frankfurt zu Berg fuhr, mußte es zurück von Pferden gezogen werden. Der Nikolaithürmer signalisirte, wenigstens in späterer Zeit, sowol die Abfahrt als die Rückkehr des Schiffs mit seinem Horne oder seiner Posaune (Belli, Erinnerungen, S. 142).

In diesem Sommer, und zwar Ende Augusts, wohnte Goethe „im Scharffischen Saale auf dem Liebfrauenberge" einem

Konzerte des siebenjährigen Mozart und der Schwester desselben bei (Belli-G., Leben, V. S. 25, Anzeige vom 30. August 1763). Noch am 3. Februar 1830 erinnerte sich Goethe dieses Konzerts: „Ich habe ihn [Mozart] als siebenjährigen Knaben gesehen, wo er auf einer Durchreise ein Konzert gab. Ich selber war etwa vierzehn Jahre alt, und ich erinnere mich des kleinen Mannes in seiner Frisur und Degen noch ganz deutlich" (Eckermann, Gespräche, II. 180).

137. Die Wahl eines römischen Königs und künftigen Kaisers (S. 166) mußte nach alter Reichsordnung zu Frankfurt am Main auf „Fränkischer Erde" geschehen, wo noch zu Ludwig des Bayern Zeiten der vornehmste Palast des Ostfränkischen Reichs gestanden, während die Krönung in Aachen's Mauern vollzogen und der erste königliche Hof- und Reichstag zu Nürnberg gehalten werden sollte (Olenschlager, G. B., S. 12 u. 382).

Das erste Kapitel der Goldenen Bulle Karl's IV. ordnet an: ut a die in literis ipsis expressa, infra tres menses continuos omnes et singuli principes Electores in Frankenford super Moganum esse debeant constituti, vel suos legales ad eundem terminum atque locum Nuncios destinare. Daher sind die Quartiere der Kurfürsten in den drei genannten Reichsstädten, ins Besondere in Frankfurt, wo man seit 1562 mit der Wahl die Krönung zu verbinden pflegte, vorher genau bestimmt (a. a. O., S. 286 flgd.). Wurden einzelne Kaiser, wie Maximilian II., Ferdinand II. und III. und Leopold I. anderswo gewählt, so sicherten Reversalien der Kurfürsten Frankfurt vor jedem Präjudiz (Archiv, N. F., 1. S. 86 flgd.).

Im Artikel 19 des zwischen Oestreich und Preußen am 15. Februar 1763 zu Hubertsburg geschlossenen Friedens wurde das deutsche Reich ausdrücklich in denselben miteinbegriffen und dem Erzherzog Joseph in Separatartikeln Friedrich's Kurstimme zur Königswahl zugesichert (Preuß, II. 341).

Im Oktober 1763 — wie Goethe S. 168 richtig anführt — wurde daher, und zwar durch kaiserliches Schreiben an den Kurfürsten von Mainz vom 3ten und durch Schreiben des Letztern an die übrigen Kurfürsten vom 16ten und an die Stadt Augsburg vom 22. Oktober der kurfürstliche Kollegialtag auf den 15. Dezember 1763 in genannter Stadt „als dem hiezu bequemsten und gelegensten Ort" angesetzt. Die Kurfürsten sollen an solchem Tage Gelegenheit finden, sich über die vorzuneh-

mende Wahl „collegialiter zu besprechen." Augsburg war jedoch nicht zur Aufnahme eingerichtet, und so wurde auf „allermildeste" Veranlassung des Kaisers und des Kurfürsten von Mainz Frankfurt im November auserwählt. Mittelst kurfürstlichen Notifikationsschreibens vom 30. November und Antwortschreibens des Frankfurter Raths vom 6. Dezember wurde der kurfürstliche Kollegialtag auf den 7. Januar 1764 festgesetzt, dieser Termin aber nachher nicht eingehalten. Vielmehr trafen die kurfürstlichen Botschafter zuerst am 6. Februar zusammen. Das Studium der von Freund Olenschlager mit Vorreden herausgegebenen Wahl- und Krönungsdiarien von 1742 u. 1745 (S. 166) wird hienach in den Anfang Dezember 1763 zu setzen sein.

138. Die Verkündigung des Edikts (S. 168) erfolgte auf Beschluß des Raths Montag, den 12. Dezember durch den Stadt-Kanzlei-Ingrossisten Horn in der von Goethe angegebenen Begleitung unter Trompetenschall an einundzwanzig Stellen der Stadt, u. a. auch „auf dem großen Hirschgraben an der guldenen Federgaß". Darin wurden alle Miethsverträge mit Fremden über Wohnungen in der Stadt für nichtig erklärt und die Einwohner angewiesen, diese dem Quartieramt des Raths zur Verfügung zu stellen (Diarium von der Wahl und Krönung Joseph des Andern. Erster Abschnitt, durch Seeger. Mainz 1767, 18 flgd.).

139. Der älteste Reichs-Erbmarschall (S. 168) Graf von Pappenheim sandte den ihm untergebenen Reichsquartiermeister von Lang Mitte Dezembers nach Frankfurt ab. Wenigstens ist die erste Eingabe des Letzteren an den Rath vom 20. Dezember datirt (a. a. O., S. 27). Der höchste Grad dieser Würden stand dem Kurfürsten von Sachsen als dem Reichs-Erzmarschall zu.

Von kurpfälzischen Kavalieren werden, außer dem ersten Botschafter Minister Freih. von Zettwitz und dem zweiten Botschafter von Reibold, der Regierungsrath Franz v. Brentano und der Hofgerichtsrath Belli genannt (a. a. O., S. 57). Diese Kavaliere trafen schon im Januar 1764 ein, der Nürnbergische Konsulent König von Königsthal dagegen erst Anfangs Februar, indem sein Kreditiv zu Nürnberg den 30. Januar ausgestellt ist und der Rath sein Eintreffen erst am 8. Februar aktenmäßig erfuhr.

140. Die Einrichtung der Zimmer auf dem Römer (S. 169) geschah auf Veranlassung des Schöff von Olenschlager, als des Seniors des Bauamts, durch Rathsbeschluß vom 19. Januar. Außerdem mußten in der Stadt viele bauliche Vorkehrungen getroffen, Häuser und Mauern durchbrochen und Küchen für das Gefolge der verschiedenen Botschaften im Freien errichtet werden. Vgl. das bei Goethe S. 179 Gesagte, u. Battonn, I. 83.

Montag den 6. Februar fand die erste solenne Gesammtauffahrt (S. 169) der kurfürstlichen Botschafter auf den Römer statt und nach derselben die erste Konsultation von 10 Uhr Vormittags bis nach 3 Uhr. Jede Botschaft fuhr in einem Sechsspänner, begleitet von den Subalternen in Zweispännern.

Die kaiserlichen Kommissarien, nämlich der regierende Fürst von Liechtenstein und der Reichshofrath Freih. von Bartenstein, trafen am Samstag, dem 11. Februar ein, am Riedhofe von einer Deputation des Raths und drei Bürger-Kavallerie-Kompagnien feierlichst eingeholt und beim Schall von hundert Kanonen nach ihrem Quartier, dem Braunfels (oben S. 14), geleitet. Am 12ten machten dann die Botschafter der drei geistlichen, am 13ten die der weltlichen Kurfürsten den kaiserlichen Kommissarien ihren Besuch, welchen diese am 14ten und 15ten erwiderten, worauf am 16ten die Auffahrt der Kommissarien ebenfalls auf den Römer und dort die erste Konferenz mit den Botschaftern folgte.

Von dem Glanz der Wahl Karl's des Siebenten (S. 169) ist schon oben S. 17 (wozu Anm. Nr. 25) die Rede gewesen. Doch fanden nach Loen die laudatores temporis acti einst bei dieser, daß die Krönung Karl's VI. viel prächtiger gewesen sei.

Nach Bekanntmachung vom 24. Februar erfolgte die Eröffnung des Wahlkonvents am 3. März. In demselben ward die Frage, „ob ein römischer König zu erwählen sei, durchgehends mit Ja entschieden und die zweite Frage: wann? — auf den 27. März bestimmt" (oben S. 171, u. Ehrengedächtniß, S. 137). Wegen des Wahlzimmers s. oben S. 247.

141. Von den Botschaftern nennt Goethe hier (S. 169) nur wenige, die beiden ersten kurmainzischen (der dritte war Freiherr von Forster), den Vorstand der kurböhmischen Botschaft, welche Maria Theresia als Kurfürst von Böhmen und Reichs-

Erzschenk vertrat, und den Freiherrn von Plotho als ersten Gesandten des Kurfürsten von Brandenburg; ihn begleitete Graf Schulenburg als zweiter Gesandter und Graf Podewils als Gesandtschaftsmarschall.

„Das Dokument des Dr. Aprill, wie er dem Freiherrn von Plotho in Regensburg die kaiserliche Citation übergeben wollen und von demselben schlimm abgefertigt worden" (zu S. 170) ist in Preuß' „Friedrich der Große" (II. S. 397 flgd.) abgedruckt. Der Vorgang trug sich Freitag den 14. Oktober 1757 zu. Als der kaiserliche Notar Aprill dem Freiherrn von Plotho die Citatio ad videndum et audiendum, se declarari in poenam Banni Imperii u. s. w. insinuiren wollte, war Dieser, nach Aprill's Bericht: „in diese Formalia wider mich ausgebrochen: ‚Was! Du Flegel, insinuiren?' Ich antwortete hierauf: ‚Dieses ist mein Notariat-Amt, deme ich nachkommen muß.'

„Dessen aber ohngeacht fallete mich er, Freih. v. P., mit allem Grimme an, ergriffe mich bei denen vorderen Theilen meines Mantels, mit dem Vermelden:

„‚Willst Du es zurücknehmen?'

„Da mich nun dessen geweigert, stoßete und schube er sothane Citation benebst dem opponendo vorwärts zwischen meinen Rock . . . und, da er mich annoch bei dem Mantel haltend zum Zimmer hinausgedrucket, ruffete er zu denen zwei vorhanden gewesenen Bedienten:

„‚Werfet ihn über den Gang hinunter!' welche aber . . . mich sambt denen Zeugen zurückbegleitet und aus dem Haus uns zu verfügen genöthiget."

Vergl. Carlyle's History of Friedrich II. of Prussia, Book XVIII. ch. 7. Vorher im 1. Kap. desselben Buchs schildert Carlyle den Gesandten Plotho in seiner drastischen Weise, die durch Uebersetzung so sehr verlieren würde, daß wir die Stelle im Originale mitzutheilen vorziehn:

Friedrichs own delegate at Regensburg, a Baron von Plotho, come of old Brandenburg kindred, is a resolute, ready-tongued, very undaunted gentleman; learned in Diplomacies and Reichs Law; carries his head high, and always has his story at hand . . . proud, deep-voiced, ruggedly logical; fairly beyond the Austrian quality in many cases — and always far briefer, which is another high merit.

Merkwürdig ist Gfrörer's Reizbarkeit, der Goethe noch nach so langer Zeit schmäht, weil er über die dem Notar Aprill widerfahrene Behandlung „mitgelacht" habe (Dessen Gesch. des 18ten Jahrh., herausgegeben von Weiß. Schaffhausen 1873).

Uebrigens gerieth Plotho persönlich mit der Stadt in Konflikt, und zwar im April wegen Verhaftung seines „bei der Nacht auf der Straße bei Schlaghändeln ergriffenen" Kammerdieners Gareisen; obgleich Letzteres Schuld keinem Zweifel unterlag, mußte der Rath doch nicht nur Gareisen's Strafe aufheben, sondern auch Plotho anderweitige Genugthuung gewähren. Die Sache wurde erst im Mai beigelegt (nach den Akten des Frankfurter Archiv's). Joseph erschien Plotho, der sich auch mit dem böhmischen Botschafter Borié überwarf, etwas als Pedant (Arneth, Maria Theresia und Joseph II, Wien 1867, I. 21 u. 58).

Goethe bemerkt, daß Derselbe durch eine gewisse Spärlichkeit sich auszeichnete (S. 170) und dieser Vorzug seinen Einfluß nur erhöhte. Eine ähnliche Bemerkung machte Loen von den Vertretern Friedrich's bei der Krönung v. J. 1742. Schon damals hatte die kurbrandenburgische Gesandtschaft die wenigste Pracht. „Allein ihr einziger Gesandtschafts-Sekretarius, der Hofrath Menzel, hatte mehr zu bedeuten als Diejenigen, die unter den andern Gefolgen drei bis vier Kutschen ausfülleten" (Kl. Schr., II. S. 119 u. 213).

Erthal (S. 169), Kurfürst von Mainz von 1774 bis 1802, spielte später im „Fürstenbunde" eine große Rolle. Joh. v. Müller und Forster traten in seine Dienste. Von Groschlag schreibt Joseph II: C'est le comte de Kaunitz en petit, parlant bien, mais pas avec tant d'esprit (Arneth, I. 82).

142. Die Verhandlungen der Kurfürsten und übrigen Reichsstände füllten hauptsächlich die Zeit vom 3. zum 27. März aus (zu S. 170 und 171). Diejenigen über die neue Wahlkapitulation mit den kaiserlichen Kommissarien waren jedoch schon so früh beendigt, daß diese am 9. März Frankfurt mit denselben Feierlichkeiten, mit welchen sie eingezogen waren, verließen. Sie kehrten folgenden Tags, jedoch „ohne Charakteur", dahin zurück. Nach der Goldnen Bulle, auf deren veraltete Vorschriften Goethe S. 171 verweist, darf ein Kurfürst nicht mehr als zweihundert Reisige und funfzig Bewaffnete in die Stadt bringen (Kap. I). Jetzt betrug das Gefolge Jedes weit über Tausend.

Inzwischen hatte die Stadt den Charakter angenommen,

welchen in dem „Ehrengedächtniß der römischen Krönungswahl" (S. 138) die Worte kennzeichnen: „Nunmehro sah man allhier bald ganz Paris, London und Wien zusammen in einem Bezirk versammelt" (wörtlich) entnommen Loen's Beschreibung der Krönung Karl's VII., Kl. Schr., II. 190). Der päpstliche Nuntius, der französische, spanische, portugiesische, holländische Gesandte waren eingetroffen, dazu eine Menge kleinerer deutscher Fürsten und Prinzessinnen und die höchsten östreichischen Würdenträger. Unter Letzteren befanden sich auch der berühmte Kaunitz, sowie ein geborener Frankfurter, der Reichshofrath Freiherr von Senckenberg (s. oben S. 72), der wol zu denjenigen Personen gehörte, denen der junge Goethe damals vorgestellt wurde (zu S. 184). Auch rückten die kursächsische Schweizergarde, die kaiserlich-königliche Nobelgarde, östreichische Küraſſiere und andere Elitetruppen ein.

Wenn Loen (a. a. O. S. 192) vom Jahre 1742 sagt: „man siehet nichts als Schauspiele, Bankette und Komödianten", so war es 1764 nicht anders. Der italienische Konzertmeister Maggiore gab wöchentlich drei Opern, der Schauspieldirektor Barizon seit Mitte Februar im Junghof französische Komödie, Koberwein und Ludwig deutsches Schauspiel, Babel „Schattenspiele" und Breitenbach, Gasthalter zum König von England, öffentliche Maskenbälle. Scharff wurde gestattet, „der schon einmal hier gewesenen Türkin ihre Exercitien" machen zu lassen, und Pierre de Coq, mathematische Kunststücke zu zeigen, doch ward die Erlaubniß zur Veranstaltung öffentlicher Bälle für die „herrschaftlichen Bedienten" vom Rathe verweigert.

Der vornehmen Welt hatte Fürst Liechtenstein bereits am 16. Februar einen Ball im „König von England" gegeben, und dasselbe geschah später wiederholt seitens des Fürsten Esterhazy im Reithaus auf dem Marstall (1873 abgebrochen).

143. Den 21. März erfolgte der feierliche Einzug des Kurfürsten Emmerich von Mainz von dem „Sammelplatz unweit der sog. Frankfurter Warte" nach dem Kompostell (S. 173) unter dem Donner von 125 Kanonenschlägen. Die gesammte Garnison war in den Straßen aufgestellt. Den Zug eröffneten Deputirte des Magistrats mit Gefolge (11 Gruppen), dann der Reichserbmarschall Graf Pappenheim mit Gefolge (8 Gruppen), und dann erst kam der kurmainzische Zug mit 28 Sechsspännern und anderen Wagen, Lakaien und Militär, im Ganzen 100 Grup-

pen (Ehrengeb., S. 142 bis 150), unter Nr. 74 des Kurfürsten ganz vergoldeter Leibwagen, „worinnen Se. kurfürstliche Gnaden in langem schwarzen Talar und Mantel mit bedecktem Haupte."

Diesen zum Theil kriegerischen Aufzug sah der erst zweiundzwanzigjährige Lavater auf der Rückkehr von seiner ersten Rundreise durch Deutschland, die er bis jenseits Berlin zu dem zu Barth in Pommern als Prediger angestellten Spalding ausgedehnt hatte, mit an. Seine Reise ist auch unten im Vierzehnten Buch erwähnt. In Frankfurt suchte Lavater vorzüglich Moser auf (Jördens, III. S. 165, u. oben S. 72).

Die Verse, in welchen Goethe bei dieser Gelegenheit empfangene Eindrücke wiederzufinden geglaubt, möchten im 19. Gesange von Lavater's „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn. Nach der Offenbarung Johannes" (1780) stehen. Hauptsächlich dürften Goethe folgende vorgeschwebt haben (S. 172):

Und nun öffneten sich die breiten goldenen Pforten
An des Fürsten der Fürsten Palast; der schimmernde Wagen
Mit zwölf prächtigen Pferden bespannt harrt Seiner im Vorhof.
Ha! Wie schüttelten stolz die Silberquasten die Pferde!
Stampften mit stählernem Hufe die Marmorpflaster! Die Funken
Kneisteten (sic) prächtig zu tausend bei jedem tönenden Hufschlag.
Alle Magnaten des Reichs umstaunten ringsum den Wagen —
Saßen wie gegossen auf hohen Pferden, wie Mauren;
Panzer an Panzer! Es weheten Büsch' auf den blitzenden Helmen!
Prächtige Fahnen, gestickt mit den Waafen (sic) und Namen des Abgotts,
Schwaderten unaufhaltsam am Hauche des schimmernden Morgens.
Und der Gewaltige trat, mit strahlenwerfender Krone,
Blendender Herrlichkeit voll, wie ein tausendseitiger Demant,
Unter die hohe Thür des Palastes.
Stieg die sammtenen Stufen des silbernen Schemels am Wagen;
Satzt' aufs weiche Polster — sich nieder.
Strömender strömte der Schall von den zehenmal zehen Drommeten,
Und die Läufer liefen. Es flogen die reitenden Rotten
Wegbereiter vorher — Da trabten die wiehernden Pferde!
Und der goldne Wagen erklang — und rollte wie Sturmwind

Ueber den hallenden Boden — und hinter ihm Fürsten und Helden;
Hinter den Fürsten und Helden Heere von Kriegern und Mengen
Unabsehlicher Wagen — Und immer begegneten neue
Heere dem Heere des Fürsten und schlossen sich hinten an seines,
Daß dem Monarchen sein Herz bei der Menge der Mengen emporschwoll.

Vergl. Goethe's Brief an Lavater vom 7. Februar 1780, und Düntzer, Freundesbilder, S. 8.

Den Nacheiferer Lavater's, welchem Goethe (S. 173) die neuernde Schilderung der heiligen drei Könige zum Vorwurf macht, wüßten wir nicht nachzuweisen. In Lavater's eignem „Jesus Messias oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen" (1783) sind die Magier in Bethlehem (Bd. I, Gesang XVII) nicht gerade über Gebühr modernisirt.

144. Wie Rousseau seine Julie die neue Heloise genannt, so bezeichnet Goethe hier (S. 174) analog ihren Geliebten St. Preux als den neuen Abälard.

145. Die Ablegung des Sicherheitseides (S. 175) erfolgte in der angegebenen Art am 23. März, zunächst seitens des Raths und der Stabsoffiziere und Kapitäne im Römer vor dem Kurfürsten von Mainz, dann im Freien auf dem Römerplatz seitens der Bürgerschaft und der Garnison. Dieser Eid ist im ersten Kapitel der Goldenen Bulle vorgeschrieben. Loen hat die Zeremonie umständlich geschildert (Kl. Schr., II. S. 173 flgd.).

Den 24. März trafen der Kurfürst von Trier und Tages darauf der Kurfürst von Köln (S. 175) zu Frankfurt ein, jeder mit einer Salve von 125 Kanonenschüssen empfangen.

Am 25. März wurde auf 21 Plätzen der Stadt das Edikt veröffentlicht, wonach, wegen der Dienstag den 27. bevorstehenden Wahl, alle Fremden sich schon am 26. aus der Stadt zu entfernen und die Juden am Wahltage in ihrer Gasse zu verbleiben hatten. Auch mußten die Thore am 26. nicht nur „frühzeitig geschlossen werden, sondern auch der sonst gewöhnliche nächtliche Einlaß an ermeldetem Montag gänzlich unterbleiben." Für

gewöhnlich wurden die Thore im März und April um 7 Uhr geschlossen, aber bis 10 Uhr noch Einlaß gewährt (Stadtkalender). Am Wahltag blieben sie ganz verschlossen. Jene Maßregeln beruhten gleichfalls auf der Goldenen Bulle, welche vorschreibt: Cives insuper antedicti de Frankenford per omne tempus illud, quo super electione saepedicta tractari et agi contigerit, neminem in praefatam Civitatem cujuscunque dignitatis, conditionis, vel status exstiterit, intromittant, vel intrare quovis modo permittant.

146. Wir sollten die höchsten Personen nach uralter Weise zu Pferde sehen (S. 175), d. h. am Wahltage, dem 27. März. Im Römer legten die Kurfürsten „den kurfürstlichen Ornat" an (Römer-B., Wahl, S. 18, Note 2) und begaben sich kurz nach 11 Uhr in feierlicher Prozession nach dem Dom. Jedem trug sein Erbmarschall entblößten Hauptes das kurfürstliche Schwert in der Scheide vor. Vom Kurfürsten von Mainz wird erwähnt, daß „Seine kurfürstliche Gnaden einen muthigen und herrlich aufgeschmückten Schimmel ritten." Im Dom folgte Gottesdienst, Messe, der Gesang Veni Creator Spiritus und die Vereidigung der Kurfürsten und Botschafter. Dann die Wahl selbst im Konklave, bei verschlossenen Thüren; dahin waren auch die Schlüssel der Stadtthore gebracht worden. Nachdem der Fürst Liechtenstein die väterliche Einwilligung zur Wahl Namens des Kaisers ertheilt, wurde diese verkündigt unter dem Abfeuern der Kanonen und dem Vivatrufen des Volks. „Die allgemeine Freude, das Jubeln und Jauchzen über dies höchst erwünschte Ereigniß ist hier so wenig zu beschreiben möglich als die Schönheit, die Pracht und der Reichthum, welche die große Feierlichkeit dieser itzigen römischen Königswahl den Augen darstellete. Desselbigen Abends, ganz spät, kamen bereits des Erzherzogs Leopold königliche Hoheit incognito in dieser beglückten Wahlstadt an" (Ehrengedächtniß, S. 164).

147. Schon den 23. März war Kaiser Franz mit seinen beiden ältesten Söhnen, Joseph und Leopold, in Heusenstamm (S. 176) auf darmstädtischem Gebiete nach zwölftägiger Reise von Wien eingetroffen. Dort hatten sie den Besuch der Kurfürsten u. s. w. und am 27. Abends durch den Reichserbmarschall Graf Pappenheim die Nachricht von der getroffenen Wahl erhalten. Am 29. März erfolgte dann der S. 177 bis 180 beschriebene

Einzug der Majestäten von Heusenstamm nach Riedhof, Sachsenhausen, über die Brücke, durch die Fahrgasse, die Zeil, durch die Katharinenpforte, über die Neue Kräme, den Römerberg und den Markt nach der Domkirche, wo der neu erwählte König die Wahlkapitulation beschwören mußte, unter Abfeuerung von 300 Kanonen von den Wällen und stätem Läuten der Glocken. Der von Goethe treu geschilderte Zug zerfiel in 71 Unterabtheilungen. In dem kaiserlichen Staatswagen saß Kaiser Franz vorwärts und König Joseph rückwärts; die sächsische Schweizergarde (s. oben S. 355) ging voran, und der Erbmarschall Graf Pappenheim trug das sächsische Schwert (S. 179), da der Kurfürst von Sachsen die Reichserzmarschallwürde bekleidete.

Joseph selbst schreibt darüber an seine Mutter: L'entrée a été, à ce que dit tout le monde, quelque chose de magnifique. Le peuple a fait paraître beaucoup de joie, car les cris étaient continuels. — J'ai été surpris de la quantité de jolies personnes, qu'on a vues, et l'on dit que toutes les beautés d'Allemagne sont rassemblées (Arneth, I. 57—61).

148. Der (S. 180) erzählte Vorfall hatte sich nicht unterhalb Aschaffenburg, sondern unterhalb Bettingen bei Wertheim am 21. September 1745 zugetragen (Mitth., III. S. 125).

149. Der bereits 74jährige Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt (S. 181) hatte sich von seinem Jagdschloß Kranichstein bei Darmstadt auf eine Waldstelle zwischen Heusenstamm und dem großen Kurfürstenzelt (S. 177) begeben und hier in und vor dem Forsthause den Kaiser in der rührendsten Weise begrüßt. Der Landgraf ließ auf das Ereigniß eine Denkmünze schlagen mit der Inschrift: Franciscum I. Rom. Imp. Josephum II. Regem elect. adventantes Ludovicus VIII. Hass. Land. adventans salutat, und auf der Rückseite: Clementiae comitatis obsequii et amoris vix visum certamen. Ad Francof. D. 29. Mart. MDCC. L. XIV. (s. Frankf. Didaskalia. 1873. Nr. 235, 236 und 246, u. besonders die Briefe Joseph's und Leopold's bei Arneth, I. 58).

150. Die Nürnberger Reichsinsignien (S. 182) trafen den 28. März Abends mit kurmainzischem Geleite ein. Ueber den Ort der Uebergabe der Insignien an den Deputirten des Raths und die ihn begleitende Kompagnie der Bürger-Kavallerie

war zwischen der Stadt und Kurmainz ein heftiger Streit ausgebrochen. Die Stadt gab schon erheblich nach, wenn sie das Mainzische Geleit, zwar nicht bis an das Affenthor, wie verlangt wurde, so doch bis an den „äußersten Schlag vor dem Steinweg, ohnweit des sog. Bettelbronnens, als woselbst auch ehemals die Quirins-Pforte gestanden", heranzukommen verstattete. Ebenda erfolgte im April auch die Rückgabe der Insignien, welche unten in Nr. 153 beschrieben sind.

151. Das kleine Guckfenster (S. 183), welches sich der Vater an der Seite nach dem Kleinen Hirschgraben zu hatte anbringen lassen, ist noch heute vorhanden.

152. Nachdem am 1. April ein Dank- und Freudenfest wegen der glücklich vollzogenen Wahl gefeiert worden mit Gottesdienst, Lösen von 300 Kanonen und Läuten aller Glocken, auch die Aachener Reichskleinodien eingetroffen, „erschien endlich den 3. April dieser große Tag, an welchem die Krönung des allertheuersten Joseph's des Zweiten vor sich gehen sollte, und an welchem man Alles sah, was die Einbildung sich Herrliches und Majestätisches vorstellen kann. Der aufgeklärte Himmel begünstigte diesen Krönungstag mit angenehmer Witterung" (Ehrengedächtniß, S. 180). Auch Joseph hebt wiederholt le temps admirable hervor. Doch trat am 1. April eine Sonnenfinsterniß ein (Arneth, I. 45, 69 u. 94).

153. Die Nürnberger Reichskleinodien (S. 185) bestehen in einer geschlossenen, mit Perlen und Edelsteinen gezierten Kaiserkrone von gediegenem Golde, dem Reichszepter, dem Reichsapfel, dem Schwerte Kaiser Karl's des Großen, dem Schwerte des heiligen Mauritius, der Dalmatika, der Alba, der Stola, dem Pluvial oder Chormantel, Handschuhen, Strümpfen, Schuhen, Sandalen und zwei Gürteln — Alles farbig abgebildet bei Römer-Büchner. Dazu die Aachener Kleinodien, nämlich: das alte, mit goldenen Buchstaben geschriebene Evangelienbuch aus der Gruft Karl's des Großen, dessen Säbel und das Kästlein mit der Erde, auf welche das Blut des Märtyrers Stephan geflossen ist.

Das erste Zeichen mit der Sturmglocke (S. 185) wurde Morgens um 6 Uhr gegeben, und um 9 Uhr verfügten sich die drei geistlichen Kurfürsten in den Dom, woselbst sie ihre Pontifikalien anlegten. Die ganze Bürgerschaft in ihren 14 Quartieren, so-

wie die gesammte Garnison der Stadt war auf dem Römerplatz aufgestellt.

„Unterdessen hatten sich der höchsten weltlichen Herren Kurfürsten erste vortreffliche Herren Botschafter in (so) prächtiger Mantelkleidung ... auf den Römer begeben, und dero reich geschmückte Pferde, worauf nachher Ihre Excellenzen ritten, wurden mit dahin geführet. Der Baldachin von gelbem Damast, worauf oben und unten der kaiserliche doppelte Adler künstlich gestickt, und dessen Kranz rings umher mit silbernen Franzen besetzt war, wurde durch 10 wohlmontirte Unteroffiziers von der Besatzung aus dem Römer nach dem kaiserlichen Palast getragen, und die 10 Herren Rathsdeputirten, welche denselben nachmals selbst getragen, folgten in schwarzen sammtnen Kleidern und seidnen Mänteln, die Hüte unter'm Arme, nach." Um 11 Uhr nahm von dem kaiserlichen Quartier, dem Cronstettischen Hause am Roßmarkt, der Zug seinen Anfang. Auf die Gesandtschaftskavaliere, die Minister, Kammerherren, die Reichsgrafen und Reichsfürsten zu Fuß folgten die ersten Botschafter der sechs weltlichen Kurfürsten „in reichster spanischer Manteltracht und Stutzfedern auf den Hüten" auf prächtig geschmückten Pferden, darauf ebenso zu Pferde die erblichen Reichswürdenträger mit den Reichsemblemen, und dann ritten „das allerhöchste Reichsoberhaupt, Seine Maj. der Kaiser, und nach Höchstdenenselben des römischen Königs Majestät, mit Hauskronen auf den Häuptern in majestätischer Pracht, unter vorbemeldetem Himmel oder Baldachin."

154. Statt des Hauses Frauenstein (S. 187) wird das Haus Limpurg, als an den Römer anstoßend, gemeint sein. Dies nennt auch Frau Belli (Leben, III. S. 58) bei der Schilderung derselben Scene.

155. Vater und Sohn waren wie Menächmen übereingekleidet (S. 188), indem Joseph den oben in Nr. 153 bezeichneten wirklichen Krönungsanzug trug, der Kaiser Franz dagegen einen neuen Ornat, welcher, abgesehen von den zwei Nürnbergischen Schwertern und der Reichskrone, ganz genau nach dem alten angefertigt war (Ehrenged., S. 93).

Das Gewicht des ganzen Ornats wog, wie die Nürnberger Abgeordneten Joseph II. selbst mitgetheilt hatten, mehr als 130 Pfund, die Krone allein 14 Pfund. Diese Last war acht und eine halbe Stunde zu tragen, so daß, wie nicht zu verwun-

dern, Joseph darunter sehr heiß wurde und sein Vater Kreuzschmerzen und zwei rothe Flecke auf der Stirn davontrug. Dies ergeben Joseph's Briefe an Maria Theresia (bei Arneth, I. 73 u. 74), woraus W. Stricker, „Im N. Reich", 1873 Nr. 31, interessante „Randbemerkungen" zu unserer Krönungsgeschichte mittheilt.

156. Die S. 189 u. 190 beschriebenen Verrichtungen der Erbwürdenträger, welche die Erzwürdenträger vertraten, beruhen auf den Bestimmungen der Goldenen Bulle, Kap. 27, (vergl. Faust, II. Theil, Akt 4). Wir fügen nur noch die Namen hinzu. Der Erbmarschall Graf Pappenheim ist schon oft genannt. Erbkämmerer war der Fürst von Hohenzollern in Vertretung Friedrich's des Großen als des abwesenden Reichs-Erzkämmerers. Auf jene Gegend zu, d. h. zu dem unweit des Springbrunnens aufgestellten, mit weißen Linnen bedeckten Tische. Den Erbtruchseß bezeichnete sein Name: Graf von Truchseß. Erbschenk war Graf von Althan und Erbschatzmeister Graf von Sinzendorf. Der Erbschenk ritt nicht grade zu dem Springbrunnen, sondern zu dem neben demselben stehenden Tische und entnahm diesem den Becher mit Wein (Römer-B., Wahl, S. 80, und Ehrengedächtniß, S. 188).

Von den ausgeworfenen Denkmünzen (S. 190) ist eine mit dem Motto: Virtute et exemplo in dem Krönungswerke (Ehrengedächtniß, S. 188 u. 189) beschrieben. Eine andere befand sich später in Goethe's Münzsammlung mit dem Brustbild Joseph's im Krönungsornate und der Inschrift: Imperium regat hoc cum seniore senex. Ebenso besaß Goethe eine Medaille auf Joseph's Wahl vom 27. März, der Revers mit einer aufgehenden Sonne und der Inschrift: Procedendo salutifer crescet (Schuchardt, Goethe's Kunstsamml., II. S. 161, Nr. 1318, und S. 162, Nr. 1327a).

157. Goethe erinnerte sich nicht mehr, wer den Sieg davongetragen (S. 190), ob die Metzger oder die Weinschröter. In „Ehrengedächtniß" (S. 189) und bei Belli (Leben, V. 42) werden aber die Letztern als Sieger bezeichnet: „Den gebratenen Ochsen erbeuteten die Weinschröter und trugen ihn davon." Nach Loen hatten bei der Krönung Karl's VII. die Metzger gesiegt (Kl. Schr., II. S. 223).

Wegen des gebratenen Ochsen kam es zwischen den Gewerken und den Truppen zum Kampf, wobei nach den Briefen

Joseph's II. an seine Mutter (bei Arneth, I. S. 76) an fünf Personen gefallen wären, darunter ein neunzehnjähriges Mädchen. Der Tod der Letzteren ist verbürgt. Es war des Schubkärchers Letter Tochter, welche den 6. April beerdigt wurde (Belli-G., Leben, V. 55).

Die Stelle der Ochsenküche (S. 191) wird noch heute durch vier Steine des Römerbergs, nahe der Nikolaikirche, bezeichnet, auf welchen die Buchstaben O. K. zu lesen sind (Stricker, Bez., S. 50).

158. Die Krönungsmahlzeit ist im 28. Kapitel der Goldnen Bulle angeordnet. Die große unbesetzte Tafel in der Mitte (S. 192) war für die übrigen Fürsten, die Grafen und die Abgeordneten der Reichsstädte bestimmt (Olenschlager, G. B., S. 381); aber die Berechtigten blieben Anstands halber aus weil diejenige Repräsentation, welche sie ihrem Range für geziemend erachteten, theils Widerspruch erfahren, theils ihnen zu große Geldopfer auferlegt haben würde. Joseph klagte über die lange Dauer der Mahlzeit und die Hitze, welche dabei herrschte

159. Von den Illuminationen des 3. April (S. 192 bis 194) hebt der Verfasser des „Ehrengedächtniß ꝛc." (S. 195) gleichfalls die kurpfälzische „in Ansehung des guten Geschmacks, der Kostbarkeit und der verschiedenen sehr wohl angebrachten Farben" hervor, außerdem aber die des Fürsten Liechtenstein, des fürstl. Taxischen Palais und des kaiserl. Oberpostamts, vor allen aber die des Fürsten Esterhazy, welche auch Joseph als „sehr schön" bezeichnet. Die Beschreibung nimmt vier Seiten ein. Es heißt dort: „An den 64 Bäumen der Linden-Alleen, dem kaiserlichen Quartiere gegenüber, waren oben durchaus grüne Fichtenäste befestigt und unten herum waren Geländer. Zwischen den Bäumen, längs des mittlern Gangs, waren Guirlanden und an denselben hingen Lüstres. Auf beiden äußern Seiten der Alleen waren wechselsweise Pyramiden und Armleuchter, Alles mit unzähligen kleinen Lampen erleuchtet. Am Vordertheile der Alleen war ein aus allen Ordnungen zusammengesetzter Säulengang vorgestellt, durch dessen mittlern Bogen und die beiden an den Seiten man durch die Gänge der Allee die schönen Erleuchtungen an dem obern Ende derselben sehen konnte." Dann folgt die Beschreibung der verschiedenen allegorischen Figuren und Embleme. „An den Seiten der Allee waren vier Behälter,

wo Wein und Speise für das Volk frei und endlich preisgegeben wurde. Dieser weite und einem erleuchteten Garten ähnliche Platz, wo Jedermann herumspazieren konnte, gab einen überaus lustigen, ergetzenden und prächtigen Anblick."

Die Illumination des Saalhofs (s. oben Nr. 18c) durch Plotho finden wir weder im „Ehrengedächtniß" noch sonst erwähnt. In Betreff ihrer scheint Goethe lediglich aus seiner Erinnerung geschöpft zu haben.

160. An Gretchens Seite glaubte Goethe in jenen glücklichen Gefilden Elysiums zu wandeln, wo man die krystallnen Gefäße vom Baume bricht, die sich mit dem gewünschten Wein sogleich füllen, und wo man Früchte schüttelt, die sich in jede beliebige Speise verwandeln (S. 194).

Goethe erinnert hier an ganz bestimmte poetische Vorstellungen. Diese glücklichen Gefilde Elysiums sind weder in dem Eden der Genesis noch in dem Mahometanischen Paradiese, wie Goethe solches im Divan (Buch XII, Nr. 2) beschrieben, noch in Virgil's „Baumgarten", worin „täglich Früchte reiften" (Görres, Volksb., S. 227), oder in Armidens Zaubergärten zu suchen. Goethe hatte eine Quelle des Alterthums im Sinne. In dem zweiten Buch von Lucian's „Wahrer Geschichte" (Kap. 14) heißt es von den Bewohnern der Insel der Seligen:

„Der Ort, wo sie beisammen speisen, liegt außerhalb der Stadt in dem sogenannten Elysischen Gefilde; es ist eine wunderschöne Wiese, ringsum mit einem dichten Wald von allerhand hohen Bäumen umgeben, die ihren Schatten auf die zu Tische Liegenden werfen. Sie liegen statt der Decken auf Blumen und werden von Zephyren bedient, die ihnen Alles bringen, was sie verlangen, außer daß sie ihnen keinen Wein einschenken. Die Ursache hiervon ist, weil dicht an dem Platze, wo sie speisen, große gläserne Bäume vom reinsten durchsichtigsten Glase stehen, die statt der Früchte Trinkgefäße von allen Formen und Größen tragen. Wenn nun Einer zum Essen kommt, so bricht er sich ein oder zwei Trinkgläser ab und stellt sie vor sich hin; sogleich füllen sie sich mit Wein, und er trinkt nach Belieben" (In Wieland's Uebersetzung Lucian's, IV. S. 196 u. 197, 1789). R. Köhler zu Weimar verweist uns zugleich auf die Schilderung des Schlaraffenlandes in den Predigten Geiler's von Kaisersberg über

Brant's Narrenschiff: „ubi albi panes tritici in arboribus pendent cum phialis vino optimo plenis (Ausg. des Narrenschiffs von Zarncke, S. 457).

Die Verwandlung der Früchte in jede beliebige Speise bezieht sich auf das biblische Manna. „Die Rabbinen hegen die Meinung, es habe das Manna einen Geschmack von sich gegeben, wie es Jeder nach seiner Phantasie hat haben wollen. Wer da z. E. Zitronen-Geschmack begehrt, der hätte ihn daran gefunden, wer da Feigengeschmack verlanget, dem wäre er geworden; Denen, die Fleisch essen wollen, wäre es gleichsam zu Fleisch, und zu Fischen Denen, die Fische genießen wollen, geworden und so ferner" (Zedler's Universal-Lex., XIX., S. 1010. Gleichfalls Nachweis Köhler's).

161. Von den schlimmen Händeln (S. 194), in die sich zwar nicht Goethe, aber doch die jungen Leute seiner Bekanntschaft eingelassen, hat bisher nichts ermittelt werden können. Professor Kriegk hat als Stadt-Archivar zu Frankfurt über jene Verhältnisse Nachforschungen angestellt, deren Resultat er wie folgt angiebt:

„Was das Verhältniß des jungen Dichters zu Gretchen und die damit zusammenhängende Kriminaluntersuchung von 1764 betrifft, so sind mir darüber weder Akten noch Privatnachrichten zu Gesicht gekommen, obgleich ich mich keine Mühe habe verdrießen lassen, beide aufzusuchen. Da es sich in diesem Fall um eine wirkliche Kriminaluntersuchung handelte, so setzt es billig in Erstaunen, daß keine Akten darüber vorhanden sind. Ich habe die sämmtlichen Kriminaluntersuchungen der Jahre 1764 und 1765 (es sind deren aus dem ersteren allein 113) durchgegangen, sowie das Verzeichniß derer aus den beiden nächsten Jahren; unter ihnen findet sich jedoch keine einzige, die sich mit der von Goethe 1764 gepflogenen Gesellschaft befaßt hätte oder auch nur auf dieselbe hindeutete. Ebensowenig ist in den Rathsprotokollen irgend etwas darauf Bezügliches zu finden, und doch hatte damals in Kriminalsachen der Rath das Urtheil zu sprechen. Zwar fehlt in den Faszikeln, welche die Kriminal-Akten von 1764 enthalten, eine Nummer; allein nach dem Katalog über dieselben betraf diese Nummer nur eine Zeugenaussage über verdächtige Bursche, welche mit Straßenräubern im Speier'schen eine Verbindung gehabt hatten: auch sie gehört also nicht hierher. Nur Eines in den Kriminalakten scheint mir mit

dieser Angelegenheit in Beziehung zu stehen: es ist eine Untersuchung gegen den Gerichts-Substituten Joh. Adolf Wagner und den Oberstrichter Raab wegen einiger Unterschleife in der Gerichtskanzlei. Sie wurde am 14. Mai 1764, also fast zu gleicher Zeit mit der von Goethe erwähnten Untersuchung, auf den Antrag zweier Schöffen begonnen, welche sich auf die unter der Hand geschehene Anzeige bezogen, daß in jener Kanzlei Gelder unterschlagen würden und andere Mißbräuche sich eingeschlichen hätten. Die darüber vorhandenen Akten beziehen sich jedoch lediglich auf gewisse Pflichtwidrigkeiten, welche bei einigen Konkurssachen vorgekommen waren. Die Untersuchung endigte mit dem durch eine Universität ertheilten Spruche, daß beide Beklagte in die Kosten und in den Empfang eines ernstlichen Verweises verurtheilt seien. Eine Beziehung zur Goethe'schen Angelegenheit zeigt diese Sache nur insofern, als Wagner der einzige von den 1762 und 1763 angestellten Beamten ist, welcher 1764 in Untersuchung kam, gerade in einem jener beiden Jahre aber das am Meisten gravirte Mitglied der damaligen Goethe'schen Gesellschaft durch Goethe's Empfehlung beim Stadtschultheißen angestellt worden war.

„Außer diesem Manne kommen in den Kriminalakten von 1764 keine Leute vor, bei denen auf Dinge hin untersucht worden wäre, welche Goethe als die seinen damaligen Bekannten vorgeworfenen Vergehungen bezeichnet hat. Es scheint also mit dieser Untersuchung folgendermaßen gegangen zu sein. Man beauftragte mit derselben, soweit sie Goethe und andere junge Leute von Stand betraf, nicht eine Magistratsperson oder einen Beamten, sondern einen Goethe'schen Hausfreund, den Rath Schneider; man warf nachher, wie Goethe's Schwester vorausgesagt hatte, um jener Vornehmeren willen auch über die Fehler der Anderen einen Schleier; man verfolgte schließlich die Sache nur bei einem der Betreffenden weiter, nämlich bei dem auf Goethe's Empfehlung mit einem Amte Betrauten, jedoch auch bei diesem nur, soweit sie seine Amtshandlungen betraf; man veranlaßte endlich Gretchen zur Heimkehr in ihre Vaterstadt. Die Untersuchung war, da Goethe von geheimen Akten darüber redet, allerdings niedergeschrieben worden; man hatte aber die Akten geheim gehalten und, als die ganze Sache klar geworden war, weder bei Rath vorgelegt noch registrirt, sondern offenbar sofort vernichtet. An dasjenige also, was bei dieser Sache das Interessanteste sein würde, die Erforschung des Familiennamens von

Gretchen und die dadurch ermöglichte Erkennung ihrer Verhältnisse und ihres Wesens, ist vermittelst der öffentlichen Aktenstücke nicht zu denken; man wird hierüber im Unklaren bleiben, wenn nicht vielleicht einmal irgend ein Tagebuch oder andere Papiere einen Aufschluß gewähren. Privatpapiere, welche sich auf jene Angelegenheit bezogen, sind wahrscheinlich noch vor etwa dreißig Jahren vorhanden gewesen, damals aber verschwunden. Im Goethe'schen Hause war nämlich zu Goethe's Jugendzeit der 1775 gestorbene Hofrath Burggrave Arzt gewesen, und die von demselben hinterlassenen Papiere waren in den Besitz eines Frankfurter Handelshauses gekommen, bei diesem noch um 1840, wiewol ungeordnet, aufbewahrt, damals aber, ohne daß man ihren Inhalt geprüft hatte, als Makulatur verkauft worden. Sie enthielten u. A. auch Mittheilungen über den jungen Dichter, wie daraus hervorgeht, daß ein noch lebender Kommis jenes Handlungshauses einst unter ihnen zwei Briefe des Raths Goethe und des Dr. Burggrave gesehen hat, in welchen vom jungen Wolfgang die Rede war. Auch diese beiden Briefe sind leider nicht mehr vorhanden" (Die Brüder Senckenberg, S. 325 bis 328).

Nach dem Stadtkalender von 1763 (S. 7) war Wagner einer der vier Gerichtskanzlisten, obschon nicht der älteste; nach dem von 1765 (S. 6) war derselbe in die 1763 noch vakante höhere Stelle eines Substituten des Gerichtsschreibers eingerückt. Raab war nach diesen Kalendern (1762 bis 1765) Obrist-Richter und Fiskal.

162. Von den Standeserhöhungen (S. 199) erwähnen wir nur die des Grafen Kaunitz in den Fürstenstand. — Der Kurfürst von der Pfalz, der einzige weltliche, traf am 4. April ein und besuchte andern Tages die Majestäten. — Es folgten nach dem 3. noch Konferenzen der Kurfürsten auf dem Römer, in deren letzter am 7. der sog. Kurfürsten-Verein (gegründet 1338 zu Rense) von den Kurfürsten von Mainz, Trier und der Pfalz (Köln fehlte) von Neuem beschworen wurde. — Das Dankfest fand am Sonntag dem 8. April statt, und Plitt hielt in der Barfüßerkirche die Krönungspredigt. — Die Abreise der Majestäten erfolgte am 10. April unter Lösung von 300, und an demselben Tage die des Kurfürsten von Köln unter Lösung von 125 Kanonen. Mit gleichen

Ehren verließen die Krönungsstadt Kur-Trier den 11. und Kur-Mainz den 12. April.

163. Der Arzt (S. 200) ist vorstehend (S. 367) genannt; es war der bereits bejahrte kurmainzische Leib-Medikus Dr. Burggrave, Hausarzt der Goethischen Familie (Stadt-Kal., 1763. S. 17).

164. Wir schließen mit Auszügen aus den Briefen Joseph's II. und Leopold's II., welche den unmittelbaren Eindruck der Krönungsfeierlichkeit vom 3. April 1764 treu wiedergeben. Joseph, noch in tiefer Trauer über den vier Monate vorher erlittenen Verlust seiner ersten Gemahlin, schreibt am 4. April an Maria Theresia: La cérémonie d'hier, je dois avouer qu'elle est superbe et auguste. J'ai tâché de la faire avec décence, mais sans embarras. Sa M. L'Empereur nous a avoué qu'il n'a pas pu retenir les larmes; on dit, que cela est presqu' arrivé à toute l'église. L'Electeur de Mayence a fait la cérémonie très-bien et on lui voyait que cela partait du coeur. Jl a une très-belle voix pour chanter. Le coup d'oeil à voir le Römer, comme il était rempli, était quelque chose d'unique.

Und Leopold schreibt an den Grafen Thurn, seinen ehemaligen Erzieher: J'ai vu toutes les fonctions tant sur la place qu' à l'église; elles sont vraiment grandes et augustes. La foule du peuple sur le Römer était incroyable, toutes les fenêtres, les tours et jusqu' aux gouttières, tout était rempli de spectateurs (Arneth, I. S. 75).

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Einundzwanzigster Theil.

Dichtung und Wahrheit.

Mit Einleitung und Anmerkungen von

H. von Loeper.

Zweiter Theil.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Zweiter Theil.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.

Sechstes Buch.

So trieb es mich wechselsweise, meine Genesung zu befördern und zu verhindern, und ein gewisser heimlicher Aerger gesellte sich noch zu meinen übrigen Empfindungen; denn ich bemerkte wohl, daß man mich beobachtete, daß man mir nicht leicht etwas Versiegeltes zustellte, ohne darauf Acht zu haben, was es für Wirkungen hervorbringe, ob ich es geheim hielt oder ob ich es offen hinlegte, und was dergleichen mehr war. Ich vermuthete daher, daß Pylades, ein Vetter oder wol gar Gretchen selbst den Versuch möchte gemacht haben, mir zu schreiben, um Nachricht zu geben oder zu erhalten; ich war nun erst recht verdrießlich neben meiner Bekümmerniß und hatte wieder neue Gelegenheit, meine Vermuthungen zu üben und mich in die seltsamsten Verknüpfungen zu verirren.

Es dauerte nicht lange, so gab man mir noch einen besondern Aufseher. Glücklicherweise war es ein Mann, den ich liebte und schätzte; er hatte eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet; sein bisheriger Zögling war allein auf die Akademie gegangen. Er besuchte mich öfters in meiner traurigen Lage, und man fand zuletzt nichts natürlicher, als ihm ein Zimmer neben dem meinigen einzuräumen, da er mich denn beschäftigen, beruhigen und, wie ich wohl merken konnte, im Auge behalten sollte. Weil ich ihn jedoch von Herzen schätzte und ihm auch früher gar Manches, nur nicht die Neigung zu Gretchen, vertraut hatte, so beschloß ich um so mehr, ganz offen und gerade gegen ihn zu sein, als es mir unerträglich war, mit Jemand täglich zu leben und auf einem unsicheren, gespannten Fuß mit ihm zu stehen. Ich säumte

daher nicht lange, sprach ihm von der Sache, erquickte mich in Erzählung und Wiederholung der kleinsten Umstände meines vergangenen Glücks und erreichte dadurch so viel, daß er als ein verständiger Mann einsah, es sei besser, mich mit dem Ausgang der Geschichte bekannt zu machen, und zwar im Einzelnen und Besonderen, damit ich klar über das Ganze würde und man mir mit Ernst und Eifer zureden könne, daß ich mich fassen, das Vergangene hinter mich werfen und ein neues Leben anfangen müsse. Zuerst vertraute er mir, wer die anderen jungen Leute von Stande gewesen, die sich anfangs zu verwegenen Mystifikationen, dann zu possenhaften Polizeiverbrechen, ferner zu lustigen Geldschneidereien und anderen solchen verfänglichen Dingen hatten verleiten lassen. Es war dadurch wirklich eine kleine Verschwörung entstanden, zu der sich gewissenlose Menschen gesellten, durch Verfälschung von Papieren, Nachbildung von Unterschriften manches Strafwürdige begingen und noch Strafwürdigeres vorbereiteten. Die Vettern, nach denen ich zuletzt ungeduldig fragte, waren ganz unschuldig, nur im Allgemeinsten mit jenen Andern bekannt, keineswegs aber vereinigt befunden worden. Mein Klient, durch dessen Empfehlung an den Großvater man mir eigentlich auf die Spur gekommen, war einer der Schlimmsten und bewarb sich um jenes Amt hauptsächlich, um gewisse Bubenstücke unternehmen oder bedecken zu können. Nach Allem diesem konnte ich mich zuletzt nicht halten und fragte, was aus Gretchen geworden sei, zu der ich ein- für allemal die größte Neigung bekannte. Mein Freund schüttelte den Kopf und lächelte: „Beruhigen Sie sich!" versetzte er; „dieses Mädchen ist sehr wohl bestanden und hat ein herrliches Zeugniß davongetragen. Man konnte nichts als Gutes und Liebes an ihr finden; die Herren Examinatoren selbst wurden ihr gewogen und haben ihr die Entfernung aus der Stadt, die sie wünschte, nicht versagen können. Auch das, was sie in Rücksicht auf Sie, mein Freund, bekannt hat, macht ihr Ehre; ich habe ihre Aussage in den geheimen Akten selbst gelesen und ihre Unterschrift gesehen." ‚Die Unterschrift,' rief ich aus, ‚die mich so glücklich und so unglücklich macht! Was hat sie denn bekannt, was hat sie unterschrieben?' Der Freund zauderte zu antworten; aber die Heiterkeit seines Gesichts zeigte mir an, daß er nichts Gefährliches verberge. „Wenn Sie's denn wissen wollen," versetzte er endlich: „als von Ihnen und Ihrem Umgang mit ihr die Rede war, sagte sie ganz freimüthig:

ich kann es nicht leugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet, und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können."

Der Freund fuhr noch weiter fort, Gretchen als eine Hofmeisterin reden zu lassen; ich hörte ihm aber schon lange nicht mehr zu; denn daß sie mich für ein Kind zu den Akten erklärt, nahm ich ganz entsetzlich übel und glaubte mich auf einmal von aller Leidenschaft für sie geheilt; ja, ich versicherte hastig meinen Freund, daß nun Alles abgethan sei. Auch sprach ich nicht mehr von ihr, nannte ihren Namen nicht mehr; doch konnte ich die böse Gewohnheit nicht lassen, an sie zu denken, mir ihre Gestalt, ihr Wesen, ihr Betragen zu vergegenwärtigen, das mir denn nun freilich jetzt in einem ganz anderen Lichte erschien. Ich fand es unerträglich, daß ein Mädchen, höchstens ein paar Jahre älter als ich, mich für ein Kind halten sollte, der ich doch für einen ganz gescheiten und geschickten Jungen zu gelten glaubte. Nun kam mir ihr kaltes, abstoßendes Wesen, das mich sonst so angereizt hatte, ganz widerlich vor; die Familiaritäten, die sie sich gegen mich erlaubte, mir aber zu erwidern nicht gestattete, waren mir ganz verhaßt. Das Alles wäre jedoch noch gut gewesen, wenn ich sie nicht wegen des Unterschreibens jener poetischen Liebesepistel, wodurch sie mir denn doch eine förmliche Neigung erklärte, für eine verschmitzte und selbstsüchtige Kokette zu halten berechtigt gewesen wäre. Auch maskirt zur Putzmacherin kam sie mir nicht mehr so unschuldig vor, und ich kehrte diese ärgerlichen Betrachtungen so lange bei mir hin und wieder, bis ich ihr alle liebenswürdigen Eigenschaften sämmtlich abgestreift hatte. Dem Verstande nach war ich überzeugt und glaubte sie verwerfen zu müssen: nur ihr Bild! ihr Bild strafte mich Lügen, so oft es mir wieder vorschwebte, welches freilich noch oft genug geschah.

Indessen war denn doch dieser Pfeil mit seinen Widerhaken aus dem Herzen gerissen, und es fragte sich, wie man der inneren jugendlichen Heilkraft zu Hilfe käme. Ich ermannte mich wirklich, und das Erste, was sogleich abgethan wurde, war das Weinen und Rasen, welches ich nun für höchst kindisch ansah. Ein großer Schritt zur Besserung! Denn ich hatte oft halbe

Nächte durch mich mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Thränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr schlingen konnte und der Genuß von Speise und Trank mir schmerzlich ward, auch die so nah verwandte Brust zu leiden schien. Der Verdruß, den ich über jene Entdeckung immerfort empfand, ließ mich jede Weichlichkeit verbannen; ich fand es schrecklich, daß ich um eines Mädchens willen Schlaf und Ruhe und Gesundheit aufgeopfert hatte, die sich darin gefiel, mich als einen Säugling zu betrachten und sich höchst ammenhaft weise gegen mich zu dünken.

Diese kränkenden Vorstellungen waren, wie ich mich leicht überzeugte, nur durch Thätigkeit zu verbannen; aber was sollte ich ergreifen? Ich hatte in gar vielen Dingen freilich Manches nachzuholen und mich in mehr als einem Sinne auf die Akademie vorzubereiten, die ich nun beziehen sollte; aber nichts wollte mir schmecken noch gelingen. Gar Manches erschien mir bekannt und trivial; zu mehrerer Begründung fand ich weder eigne Kraft noch äußere Gelegenheit und ließ mich daher durch die Liebhaberei meines braven Stubennachbarn zu einem Studium bewegen, das mir ganz neu und fremd war und für lange Zeit ein weites Feld von Kenntnissen und Betrachtungen darbot. Mein Freund fing nämlich an, mich mit den philosophischen Geheimnissen bekannt zu machen. Er hatte unter Daries in Jena studirt und als ein sehr wohlgeordneter Kopf den Zusammenhang jener Lehre scharf gefaßt, und so suchte er sie auch mir beizubringen. Aber leider wollten diese Dinge in meinem Gehirn auf eine solche Weise nicht zusammenhängen. Ich that Fragen, die er später zu beantworten, ich machte Forderungen, die er künftig zu befriedigen versprach. Unsere wichtigste Differenz war jedoch diese, daß ich behauptete, eine abgesonderte Philosophie sei nicht nöthig, indem sie schon in der Religion und Poesie vollkommen enthalten sei. Dieses wollte er nun keineswegs gelten lassen, sondern suchte mir vielmehr zu beweisen, daß erst diese durch jene begründet werden müßten, welches ich hartnäckig leugnete und im Fortgange unserer Unterhaltung bei jedem Schritt Argumente für meine Meinung fand. Denn da in der Poesie ein gewisser Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben solcher Glaube an das Unergründliche stattfinden muß, so schienen mir die Philosophen in einer sehr üblen Lage zu sein, die auf ihrem Felde Beides beweisen und erklären wollten; wie sich denn auch aus der

Geschichte der Philosophie sehr geschwind darthun ließ, daß immer Einer einen andern Grund suchte als der Andre und der Skeptiker zuletzt Alles für grund- und bodenlos ansprach.

Eben diese Geschichte der Philosophie jedoch, die mein Freund mit mir zu treiben sich genöthigt sah, weil ich dem dogmatischen Vortrag gar nichts abgewinnen konnte, unterhielt mich sehr, aber nur in dem Sinne, daß mir eine Lehre, eine Meinung so gut wie die andre vorkam, insofern ich nämlich in dieselbe einzudringen fähig war. An den ältesten Männern und Schulen gefiel mir am Besten, daß Poesie, Religion und Philosophie ganz in Eins zusammenfielen, und ich behauptete jene meine erste Meinung nur um desto lebhafter, als mir das Buch Hiob, das Hohe Lied und die Sprichwörter Salomonis ebenso gut als die Orphischen und Hesiodischen Gesänge dafür ein giltiges Zeugniß abzulegen schienen. Mein Freund hatte den kleinen Brucker zum Grunde seines Vortrags gelegt, und je weiter wir vorwärts kamen, je weniger wußte ich daraus zu machen. Was die ersten griechischen Philosophen wollten, konnte mir nicht deutlich werden. Sokrates galt mir für einen trefflichen weisen Mann, der wohl im Leben und Tod sich mit Christo vergleichen lasse. Seine Schüler hingegen schienen mir große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben, die sich nach des Meisters Tode sogleich entzweiten und offenbar jeder nur eine beschränkte Sinnesart für das Rechte erkannte. Weder die Schärfe des Aristoteles noch die Fülle des Plato fruchteten bei mir im Mindesten. Zu den Stoikern hingegen hatte ich schon früher einige Neigung gefaßt und schaffte nun den Epiktet herbei, den ich mit vieler Theilnahme studirte. Mein Freund ließ mich ungern in dieser Einseitigkeit hingehen, von der er mich nicht abzuziehen vermochte; denn ungeachtet seiner mannichfaltigen Studien wußte er doch die Hauptfrage nicht ins Enge zu bringen. Er hätte mir nur sagen dürfen, daß es im Leben blos aufs Thun ankomme, das Genießen und Leiden finde sich von selbst. Indessen darf man die Jugend nur gewähren lassen: nicht sehr lange haftet sie an falschen Maximen, das Leben reißt oder lockt sie bald davon wieder los.

Die Jahrszeit war schön geworden; wir gingen oft zusammen ins Freie und besuchten die Lustörter, die in großer Anzahl um die Stadt umherliegen. Aber gerade hier konnte es mir am Wenigsten wohl sein; denn ich sah noch die Gespenster der Vettern überall und fürchtete bald da, bald dort einen her-

vortreten zu sehen. Auch waren mir die gleichgiltigsten Blicke der Menschen beschwerlich. Ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken. Jetzt fing der hypochondrische Dünkel an, mich zu quälen, als erregte ich die Aufmerksamkeit der Leute, als wären ihre Blicke auf mein Wesen gerichtet, es festzuhalten, zu untersuchen und zu tadeln.

Ich zog daher meinen Freund in die Wälder, und indem ich die einförmigen Fichten floh, sucht' ich jene schönen belaubten Haine, die sich zwar nicht weit und breit in der Gegend erstrecken, aber doch immer von solchem Umfange sind, daß ein armes verwundetes Herz sich darin verbergen kann. In der größten Tiefe des Waldes hatte ich mir einen ernsten Platz ausgesucht, wo die ältesten Eichen und Buchen einen herrlich großen, beschatteten Raum bildeten. Etwas abhängig war der Boden und machte das Verdienst der alten Stämme nur desto bemerkbarer. Rings an diesen freien Kreis schlossen sich die dichtesten Gebüsche, aus denen bemooste Felsen mächtig und würdig hervorblickten und einem wasserreichen Bach einen raschen Fall verschafften.

Kaum hatte ich meinen Freund, der sich lieber in freier Landschaft am Strom unter Menschen befand, hierher genöthiget, als er mich scherzend versicherte, ich erweise mich wie ein wahrer Deutscher. Umständlich erzählte er mir aus dem Tacitus, wie sich unsere Urväter an den Gefühlen begnügt, welche uns die Natur in solchen Einsamkeiten mit ungekünstelter Bauart so herrlich vorbereitet. Er hatte mir nicht lange davon erzählt, als ich ausrief: „O, warum liegt dieser köstliche Platz nicht in tiefer Wildniß, warum dürfen wir nicht einen Zaun umher führen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzusondern! Gewiß, es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die blos aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserem Busen entspringt!" — Was ich damals fühlte, ist mir noch gegenwärtig; was ich sagte, wüßte ich nicht wiederzufinden. So viel ist aber gewiß, daß die unbestimmten, sich weit ausdehnenden Gefühle der Jugend und ungebildeter Völker allein zum Erhabenen geeignet sind, das, wenn es durch äußere Dinge in uns erregt werden soll, formlos oder zu unfaßlichen Formen gebildet, uns mit einer Größe umgeben muß, der wir nicht gewachsen sind.

Eine solche Stimmung der Seele empfinden mehr oder weniger alle Menschen, sowie sie dieses edle Bedürfniß auf mancherlei Weise zu befriedigen suchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht, wo sich die Gestalten vereinigen, gar leicht erzeugt wird, so wird es dagegen vom Tage verscheucht, der Alles sondert und trennt, und so muß es auch durch jede wachsende Bildung vernichtet werden, wenn es nicht glücklich genug ist, sich zu dem Schönen zu flüchten und sich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch denn beide gleich unsterblich und unverwüstlich sind.

Die kurzen Augenblicke solcher Genüsse verkürzte mir noch mein denkender Freund; aber ganz umsonst versuchte ich, wenn ich heraus an die Welt trat, in der lichten und mageren Umgebung ein solches Gefühl bei mir wieder zu erregen; ja, kaum die Erinnerung davon vermochte ich zu erhalten. Mein Herz war jedoch zu verwöhnt, als daß es sich hätte beruhigen können: es hatte geliebt, der Gegenstand war ihm entrissen, es hatte gelebt, und das Leben war ihm verkümmert. Ein Freund, der es zu deutlich merken läßt, daß er an Euch zu bilden gedenkt, erregt kein Behagen, indessen eine Frau, die Euch bildet, indem sie Euch zu verwöhnen scheint, wie ein himmlisches, freudebringendes Wesen angebetet wird. Aber jene Gestalt, an der sich der Begriff des Schönen mir hervorthat, war in die Ferne weggeschwunden; sie besuchte mich oft unter dem Schatten meiner Eichen, aber ich konnte sie nicht festhalten und ich fühlte einen gewaltigen Trieb, etwas Aehnliches in der Weite zu suchen.

Ich hatte meinen Freund und Aufseher unvermerkt gewöhnt, ja genöthigt, mich allein zu lassen; denn selbst in meinem heiligen Walde thaten mir jene unbestimmten, riesenhaften Gefühle nicht genug. Das Auge war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt faßte. Ich hatte von Kindheit auf zwischen Malern gelebt und mich gewöhnt, die Gegenstände wie sie in Bezug auf die Kunst anzusehen. Jetzt, da ich mir selbst und der Einsamkeit überlassen war, trat diese Gabe, halb natürlich, halb erworben, hervor; wo ich hinsah, erblickte ich ein Bild, und was mir auffiel, was mich erfreute, wollte ich festhalten und ich fing an, auf die ungeschickteste Weise nach der Natur zu zeichnen. Es fehlte mir hierzu nichts weniger als Alles; doch blieb ich hartnäckig daran, ohne irgend ein technisches Mittel das Herrlichste nachbilden zu wollen, was sich meinen Augen darstellte. Ich gewann freilich dadurch eine

große Aufmerksamkeit auf die Gegenstände; aber ich faßte sie nur im Ganzen, insofern sie Wirkung thaten, und so wenig mich die Natur zu einem deskriptiven Dichter bestimmt hatte, ebenso wenig wollte sie mir die Fähigkeit eines Zeichners fürs Einzelne verleihen. Da jedoch nur dies allein die Art war, die mir übrig blieb, mich zu äußern, so hing ich mit ebenso viel Hartnäckigkeit, ja mit Trübsinn daran, daß ich immer eifriger meine Arbeiten fortsetzte, je weniger ich etwas dabei herauskommen sah.

Leugnen will ich jedoch nicht, daß sich eine gewisse Schelmerei mit einmischte; denn ich hatte bemerkt, daß, wenn ich einen halbbeschatteten alten Stamm, an dessen mächtig gekrümmte Wurzeln sich wohlbeleuchtete Farrenkräuter anschmiegten, von blinkenden Graslichtern begleitet, mir zu einem qualreichen Studium ausgesucht hatte, mein Freund, der aus Erfahrung wußte, daß unter einer Stunde da nicht loszukommen sei, sich gewöhnlich entschloß, mit einem Buche ein anderes gefälliges Plätzchen zu suchen. Nun störte mich nichts, meiner Liebhaberei nachzuhängen, die um desto emsiger war, als mir meine Blätter dadurch lieb wurden, daß ich mich gewöhnte, an ihnen nicht sowol das zu sehen, was darauf stand, als dasjenige, was ich zu jeder Zeit und Stunde dabei gedacht hatte. So können uns Kräuter und Blumen der gemeinsten Art ein liebes Tagebuch bilden, weil nichts, was die Erinnerung eines glücklichen Moments zurückruft, unbedeutend sein kann; und noch jetzt würde es mir schwer fallen, manches dergleichen, was mir aus verschiedenen Epochen übriggeblieben, als werthlos zu vertilgen, weil es mich unmittelbar in jene Zeiten versetzt, deren ich mich zwar mit Wehmuth, doch nicht ungern erinnere.

Wenn aber solche Blätter irgend ein Interesse an und für sich haben könnten, so wären sie diesen Vorzug der Theilnahme und Aufmerksamkeit meines Vaters schuldig. Dieser, durch meinen Aufseher benachrichtiget, daß ich mich nach und nach in meinen Zustand finde und besonders mich leidenschaftlich auf das Zeichnen nach der Natur gewendet habe, war damit gar wohl zufrieden, theils weil er selbst sehr viel auf Zeichnung und Malerei hielt, theils weil Gevatter Seekatz ihm einigemal gesagt hatte, es sei Schade, daß ich nicht zum Maler bestimmt sei. Allein hier kamen die Eigenheiten des Vaters und Sohns wieder zum Konflikt; denn es war mir fast unmöglich, bei meinen Zeichnungen ein gutes weißes, völlig reines Papier zu ge-

brauchen: graue, veraltete, ja schon von einer Seite beschriebene Blätter reizten mich am Meisten, eben als wenn meine Unfähigkeit sich vor dem Prüfstein eines weißen Grundes gefürchtet hätte. So war auch keine Zeichnung ganz ausgefüllt; und wie hätte ich denn ein Ganzes leisten sollen, das ich wol mit Augen sah, aber nicht begriff, und wie ein Einzelnes, das ich zwar kannte, aber dem zu folgen ich weder Fertigkeit noch Geduld hatte! Wirklich war auch in diesem Punkte die Pädagogik meines Vaters zu bewundern. Er fragte wohlwollend nach meinen Versuchen und zog Linien um jede unvollkommene Skizze: er wollte mich dadurch zur Vollständigkeit und Ausführlichkeit nöthigen; die unregelmäßigen Blätter schnitt er zurechte und machte damit den Anfang zu einer Sammlung, in der er sich dereinst der Fortschritte seines Sohnes freuen wollte. Es war ihm daher keineswegs unangenehm, wenn mich mein wildes unstätes Wesen in der Gegend umhertrieb; vielmehr zeigte er sich zufrieden, wenn ich nur irgend ein Heft zurückbrachte, an dem er seine Geduld üben und seine Hoffnungen einigermaßen stärken konnte.

Man sorgte nicht mehr, daß ich in meine früheren Neigungen und Verhältnisse zurückfallen könnte, man ließ mir nach und nach vollkommene Freiheit. Durch zufällige Anregung, sowie in zufälliger Gesellschaft stellte ich manche Wanderungen nach dem Gebirge an, das von Kindheit auf so fern und ernsthaft vor mir gestanden hatte. So besuchten wir Homburg, Kroneburg, bestiegen den Feldberg, von dem uns die weite Aussicht immer mehr in die Ferne lockte. Da blieb denn Königstein nicht unbesucht; Wiesbaden, Schwalbach mit seinen Umgebungen beschäftigten uns mehrere Tage; wir gelangten an den Rhein, den wir von den Höhen herab weit her schlängeln gesehen. Mainz setzte uns in Verwunderung, doch konnte es den jugendlichen Sinn nicht fesseln, der ins Freie ging; wir erheiterten uns an der Lage von Biberich und nahmen zufrieden und froh unseren Rückweg.

Diese ganze Tour, von der sich mein Vater manches Blatt versprach, wäre beinahe ohne Frucht gewesen; denn welcher Sinn, welches Talent, welche Uebung gehört nicht dazu, eine weite und breite Landschaft als Bild zu begreifen! Unmerklich wieder zog es mich jedoch ins Enge, wo ich einige Ausbeute fand; denn ich traf kein verfallenes Schloß, kein Gemäuer, das auf die Vorzeit hindeutete, daß ich es nicht für einen würdigen

Gegenstand gehalten und so gut als möglich nachgebildet hätte. Selbst den Drusenstein auf dem Walle zu Mainz zeichnete ich mit einiger Gefahr und mit Unstatten, die ein Jeder erleben muß, der sich von Reisen einige bildliche Erinnerungen mit nach Hause nehmen will. Leider hatte ich abermals nur das schlechteste Konzeptpapier mitgenommen und mehrere Gegenstände unschicklich auf ein Blatt gehäuft; aber mein väterlicher Lehrer ließ sich dadurch nicht irre machen: er schnitt die Blätter aus einander, ließ das Zusammenpassende durch den Buchbinder aufziehen, faßte die einzelnen Blätter in Linien und nöthigte mich dadurch wirklich, die Umrisse verschiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen.

Konnten seine treuen Bemühungen auch mein Talent nicht steigern, so hatte doch dieser Zug seiner Ordnungsliebe einen geheimen Einfluß auf mich, der sich späterhin auf mehr als eine Weise lebendig erwies.

Von solchen halb lebenslustigen, halb künstlerischen Streifpartien, welche sich in kurzer Zeit vollbringen und öfters wiederholen ließen, ward ich jedoch wieder nach Hause gezogen, und zwar durch einen Magnet, der von jeher stark auf mich wirkte: es war meine Schwester. Sie, nur ein Jahr jünger als ich, hatte mein ganzes bewußtes Leben mit mir herangelebt und sich dadurch mit mir aufs Innigste verbunden. Zu diesen natürlichen Anlässen gesellte sich noch ein aus unserer häuslichen Lage hervorgehender Drang: ein zwar liebevoller und wohlgesinnter, aber ernster Vater, der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüth hegte, äußerlich mit unglaublicher Konsequenz eine eherne Strenge vorbildete, damit er zu dem Zwecke gelangen möge, seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten; dagegen eine Mutter, fast noch Kind, welche erst mit und in ihren beiden Aeltesten zum Bewußtsein heranwuchs; diese Drei, wie sie die Welt mit gesundem Blicke gewahr wurden, lebensfähig und nach gegenwärtigem Genuß verlangend. Ein solcher in der Familie schwebender Widerstreit vermehrte sich mit den Jahren. Der Vater verfolgte seine Absicht unerschüttert und ununterbrochen; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle, ihre Anforderungen, ihre Wünsche nicht aufgeben.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Bruder und Schwester sich fest an einander schlossen und sich zur Mutter

hielten, um die im Ganzen versagten Freuden wenigstens einzeln zu erhaschen. Da aber die Stunden der Eingezogenheit und Mühe sehr lang und weit waren gegen die Augenblicke der Erholung und des Vergnügens, besonders für meine Schwester, die das Haus niemals auf so lange Zeit als ich verlassen konnte, so ward ihr Bedürfniß, sich mit mir zu unterhalten, noch durch die Sehnsucht geschärft, mit der sie mich in die Ferne begleitete.

Und so wie in den ersten Jahren Spiel und Lernen, Wachsthum und Bildung den Geschwistern völlig gemein war, so daß sie sich wohl für Zwillinge halten konnten, so blieb auch unter ihnen diese Gemeinschaft, dieses Vertrauen bei Entwickelung physischer und moralischer Kräfte. Jenes Interesse der Jugend, jenes Erstaunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistige Formen, geistiger Bedürfnisse, die sich in sinnliche Gestalten einkleiden, alle Betrachtungen darüber, die uns eher verdüstern als aufklären, wie ein Nebel das Thal, woraus er sich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, theilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem sie sich einander mehr nähern, ins Klare treten wollten, nur immer gewaltiger aus einander hielt.

Ungern spreche ich dies im Allgemeinen aus, was ich vor Jahren darzustellen unternahm, ohne daß ich es hätte ausführen können. Da ich dieses geliebte, unbegreifliche Wesen nur zu bald verlor, fühlte ich genugsamen Anlaß, mir ihren Werth zu vergegenwärtigen, und so entstand bei mir der Begriff eines dichterischen Ganzen, in welchem es möglich gewesen wäre, ihre Individualität darzustellen; allein es ließ sich dazu keine andere Form denken als die der Richardson'schen Romane. Nur durch das genauste Detail, durch unendliche Einzelnheiten, die lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen und, indem sie aus einer wundersamen Tiefe hervorspringen, eine Ahnung von dieser Tiefe geben, nur auf solche Weise hätte es einigermaßen gelingen können, eine Vorstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeit mitzutheilen; denn die Quelle kann nur gedacht werden, insofern sie fließt. Aber von diesem schönen und frommen Vorsatz zog mich, wie von so vielen anderen, der Tumult der Welt zurück, und nun bleibt mir nichts übrig, als den Schatten jenes

seligen Geistes nur wie durch Hilfe eines magischen Spiegels auf einen Augenblick heranzurufen.

Sie war groß, wohl- und zart gebaut und hatte etwas Natürlichwürdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Gesichts, weder bedeutend noch schön, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war, noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am Meisten erwartete, und wenn sie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohne Gleichen; und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht zärtlich, wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas Sehnsüchtiges und Verlangendes mit sich führt; dieser Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er schien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen.

Was ihr Gesicht aber ganz eigentlich entstellte, so daß sie manchmal wirklich häßlich aussehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirn entblößte, sondern auch Alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsätzlich zu vergrößern. Da sie nun die weiblichste, reingewölbteste Stirn hatte und dabei ein Paar starke schwarze Augenbrauen und vorliegende Augen, so entstand aus diesen Verhältnissen ein Kontrast, der einen jeden Fremden für den ersten Augenblick wo nicht abstieß, doch wenigstens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dies Gefühl ward immer peinlicher, je mehr sie in die Jahre trat, wo beide Geschlechter eine unschuldige Freude empfinden, sich wechselseitig angenehm zu werden.

Niemandem kann seine eigne Gestalt zuwider sein: der Häßlichste wie der Schönste hat das Recht, sich seiner Gegenwart zu freuen; und da das Wohlwollen verschönt und sich Jedermann mit Wohlwollen im Spiegel besieht, so kann man behaupten, daß Jeder sich auch mit Wohlgefallen erblicken müsse, selbst wenn er sich dagegen sträuben wollte. Meine Schwester hatte jedoch eine so entschiedene Anlage zum Verstand, daß sie hier unmöglich blind und albern sein konnte; sie wußte vielmehr, vielleicht deutlicher als billig, daß sie hinter ihren Gespielinnen an äußerer Schönheit sehr weit zurückstehe, ohne zu ihrem Troste zu fühlen, daß sie ihnen an inneren Vorzügen unendlich überlegen sei.

Kann ein Frauenzimmer für den Mangel von Schönheit entschädigt werden, so war sie es reichlich durch das unbegrenzte

Vertrauen, die Achtung und Liebe, welche sämmtliche Freundinnen zu ihr trugen; sie mochten älter oder jünger sein, alle hegten die gleichen Empfindungen. Eine sehr angenehme Gesellschaft hatte sich um sie versammelt, es fehlte nicht an jungen Männern, die sich einzuschleichen wußten; fast jedes Mädchen fand einen Freund, nur sie war ohne Hälfte geblieben. Freilich, wenn ihr Aeußeres einigermaßen abstoßend war, so wirkte das Innere, das hindurchblickte, mehr ablehnend als anziehend; denn die Gegenwart einer jeden Würde weist den Andern auf sich selbst zurück. Sie fühlte es lebhaft, sie verbarg mir's nicht, und ihre Neigung wendete sich desto kräftiger zu mir. Der Fall war eigen genug. So wie Vertraute, denen man ein Liebesverständniß offenbart, durch aufrichtige Theilnahme wirklich Mitliebende werden, ja zu Rivalen heranwachsen und die Neigung zuletzt wol auf sich selbst hinziehen, so war es mit uns Geschwistern; denn indem mein Verhältniß zu Gretchen zerriß, tröstete mich meine Schwester um desto ernstlicher, als sie heimlich die Zufriedenheit empfand, eine Nebenbuhlerin los geworden zu sein; und so mußte auch ich mit einer stillen Halbschadenfreude empfinden, wenn sie mir Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß ich der Einzige sei, der sie wahrhaft liebe, sie kenne und sie verehre. Wenn sich nun bei mir von Zeit zu Zeit der Schmerz über Gretchens Verlust erneuerte und ich aus dem Stegreife zu weinen, zu klagen und mich ungeberdig zu stellen anfing, so erregte meine Verzweiflung über das Verlorene bei ihr eine gleichfalls verzweifelnde Ungeduld über das Niebesessene, Mißlungene und Vorübergestrichene solcher jugendlichen Neigungen, daß wir uns Beide grenzenlos unglücklich hielten, und um so mehr, als in diesem seltsamen Falle die Vertrauenden sich nicht in Liebende umwandeln durften.

Glücklicherweise mischte sich jedoch der wunderliche Liebesgott, der ohne Noth so viel Unheil anrichtet, hier einmal wohlthätig mit ein, um uns aus aller Verlegenheit zu ziehen. Mit einem jungen Engländer, der sich in der Pfeilischen Pension bildete, hatte ich viel Verkehr. Er konnte von seiner Sprache gute Rechenschaft geben, ich übte sie mit ihm und erfuhr dabei Manches von seinem Lande und Volke. Er ging lange genug bei uns aus und ein, ohne daß ich eine Neigung zu meiner Schwester an ihm bemerkte, doch mochte er sie im Stillen bis zur Leidenschaft genährt haben; denn endlich erklärte sich's unversehens und auf einmal. Sie kannte ihn, sie schätzte ihn, und er verdiente

es. Sie war oft bei unseren englischen Unterhaltungen die Dritte gewesen, wir hatten aus seinem Munde uns Beide die Wunderlichkeiten der englischen Aussprache anzueignen gesucht und uns dadurch nicht nur das Besondere ihres Tones und Klanges, sondern sogar das Besonderste der persönlichen Eigenheiten unseres Lehrers angewöhnt, so daß es zuletzt seltsam genug klang, wenn wir zusammen wie aus einem Munde zu reden schienen. Seine Bemühung, von uns auf gleiche Weise so viel vom Deutschen zu lernen, wollte nicht gelingen, und ich glaube bemerkt zu haben, daß auch jener kleine Liebeshandel sowol schriftlich als mündlich in englischer Sprache durchgeführt wurde. Beide junge Personen schickten sich recht gut für einander: er war groß und wohlgebaut wie sie, nur noch schlanker; sein Gesicht, klein und eng beisammen, hätte wirklich hübsch sein können, wäre es durch die Blattern nicht allzu sehr entstellt gewesen; sein Betragen war ruhig, bestimmt, man durfte es wol manchmal trocken und kalt nennen; aber sein Herz war voll Güte und Liebe, seine Seele voll Edelmuth und seine Neigungen so dauernd als entschieden und gelassen. Nun zeichnete sich dieses ernste Paar, das sich erst neuerlich zusammengefunden hatte, unter den anderen ganz eigen aus, die schon mehr mit einander bekannt, von leichteren Charakteren, sorglos wegen der Zukunft, sich in jenen Verhältnissen leichtsinnig herumtrieben, die gewöhnlich nur als ein fruchtloses Vorspiel künftiger ernsterer Verbindungen vorübergehen und sehr selten eine dauernde Folge auf das Leben bewirken.

Die gute Jahrszeit, die schöne Gegend blieb für eine so muntere Gesellschaft nicht unbenutzt: Wasserfahrten stellte man häufig an, weil diese die geselligsten von allen Lustpartien sind. Wir mochten uns jedoch zu Wasser oder zu Lande bewegen, so zeigten sich gleich die einzelnen anziehenden Kräfte; jedes Paar schloß sich zusammen, und für einige Männer, die nicht versagt waren, worunter ich auch gehörte, blieb entweder gar keine weibliche Unterhaltung oder eine solche, die man an einem lustigen Tage nicht würde gewählt haben. Ein Freund, der sich in gleichem Falle befand und dem es an einer Hälfte hauptsächlich deswegen ermangeln mochte, weil es ihm bei dem besten Humor an Zärtlichkeit und bei viel Verstand an jener Aufmerksamkeit fehlte, ohne welche sich Verbindungen solcher Art nicht denken lassen, dieser, nachdem er öfters seinen Zustand launig und geistreich beklagt, versprach, bei der nächsten Ver-

sammlung einen Vorschlag zu thun, wodurch ihm und dem Ganzen geholfen werden sollte. Auch verfehlte er nicht, sein Versprechen zu erfüllen; denn als wir nach einer glänzenden Wasserfahrt und einem sehr anmuthigen Spaziergang, zwischen schattigen Hügeln gelagert im Gras oder sitzend auf bemoosten Felsen und Baumwurzeln, heiter und froh ein ländliches Mahl verzehrt hatten und uns der Freund Alle heiter und guter Dinge sah, gebot er mit schalkhafter Würde, einen Halbkreis sitzend zu schließen, vor den er hintrat und folgendermaßen emphatisch zu peroriren anfing:

„Höchst werthe Freunde und Freundinnen, Gepaarte und Ungepaarte! — Schon aus dieser Anrede erhellet, wie nöthig es sei, daß ein Bußprediger auftrete und der Gesellschaft das Gewissen schärfe. Ein Theil meiner edlen Freunde ist gepaart und mag sich dabei ganz wohl befinden, ein anderer ungepaart, der befindet sich höchst schlecht, wie ich aus eigner Erfahrung versichern kann; und wenn nun gleich die lieben Gepaarten hier die Mehrzahl ausmachen, so gebe ich ihnen doch zu bedenken, ob es nicht eben gesellige Pflicht sei, für Alle zu sorgen. Warum vereinigen wir uns zahlreich, als um an einander wechselseitig Theil zu nehmen? Und wie kann das geschehen, wenn sich in unserem Kreise wieder so viele kleine Absonderungen bemerken lassen? Weit entfernt bin ich, etwas gegen so schöne Verhältnisse meinen oder nur daran rühren zu wollen; aber Alles hat seine Zeit! — ein schönes, großes Wort, woran freilich Niemand denkt, wenn ihm für Zeitvertreib hinreichend gesorgt ist."

Er fuhr darauf immer lebhafter und lustiger fort, die geselligen Tugenden den zärtlichen Empfindungen gegenüberzustellen. „Diese," sagte er, „können uns niemals fehlen, wir tragen sie immer bei uns, und Jeder wird darin leicht ohne Uebung ein Meister; aber jene müssen wir aufsuchen, wir müssen uns um sie bemühen, und wir mögen darin so viel wir wollen fortschreiten, so lernt man sie doch niemals ganz aus." — Nun ging er ins Besondere. Mancher mochte sich getroffen fühlen, und man konnte nicht unterlassen, sich unter einander anzusehen; doch hatte der Freund das Privilegium, daß man ihm nichts übel nahm, und so konnte er ungestört fortfahren:

„Die Mängel aufdecken ist nicht genug; ja, man hat Unrecht solches zu thun, wenn man nicht zugleich das Mittel zu dem besseren Zustande anzugeben weiß. Ich will Euch, meine Freunde, daher nicht etwa wie ein Charwochenprediger zur

Buße und Besserung im Allgemeinen ermahnen, vielmehr wünsche ich sämmtlichen liebenswürdigen Paaren das längste und dauerhafteste Glück, und um hiezu selbst auf das Sicherste beizutragen, thue ich den Vorschlag, für unsere geselligen Stunden diese kleinen allerliebsten Absonderungen zu trennen und aufzuheben. Ich habe," fuhr er fort, „schon für die Ausführung gesorgt, wenn ich Beifall finden sollte. Hier ist ein Beutel, in dem die Namen der Herren befindlich sind; ziehen Sie nun, meine Schönen, und lassen Sie sich's gefallen, Denjenigen auf acht Tage als Diener zu begünstigen, den Ihnen das Loos zuweist. Dies gilt nur innerhalb unseres Kreises; sobald er aufgehoben ist, sind auch diese Verbindungen aufgehoben, und wer Sie nach Hause führen soll, mag das Herz entscheiden."

Ein großer Theil der Gesellschaft war über diese Anrede und die Art, wie er sie vortrug, froh geworden und schien den Einfall zu billigen; einige Paare jedoch sahen vor sich hin, als glaubten sie dabei nicht ihre Rechnung zu finden; deshalb rief er mit launiger Heftigkeit:

„Fürwahr, es überrascht mich, daß nicht Jemand aufspringt und, obgleich noch Andere zaudern, meinen Vorschlag anpreist, dessen Vortheile auseinandersetzt und mir erspart, mein eigner Lobredner zu sein. Ich bin der Aelteste unter Ihnen, das mir Gott verzeihe! Schon habe ich eine Glatze; daran ist mein großes Nachdenken Schuld." —

Hier nahm er den Hut ab —

„Aber ich würde sie mit Freuden und Ehren zur Schau stellen, wenn meine eignen Ueberlegungen, die mir die Haut austrocknen und mich des schönsten Schmucks berauben, nur auch mir und Anderen einigermaßen förderlich sein könnten. Wir sind jung, meine Freunde, das ist schön, wir werden älter werden, das ist dumm; wir nehmen uns unter einander Wenig übel, das ist hübsch und der Jahreszeit gemäß. Aber bald, meine Freunde, werden die Tage kommen, wo wir uns selbst Manches übel zu nehmen haben: da mag denn Jeder sehen, wie er mit sich zurechte kommt; aber zugleich werden uns Andre Manches übel nehmen, und zwar, wo wir es gar nicht begreifen; darauf müssen wir uns vorbereiten, und dieses soll nunmehr geschehen."

Er hatte die ganze Rede, besonders aber die letzte Stelle mit Ton und Geberden eines Kapuziners vorgetragen; denn da

er katholisch war, so mochte er genugsame Gelegenheit gehabt haben, die Redekunst dieser Väter zu studiren. Nun schien er außer Athem, trocknete sein jung-kahles Haupt, das ihm wirklich das Ansehen eines Pfaffen gab, und setzte durch diese Possen die leichtgesinnte Sozietät in so gute Laune, daß Jedermann begierig war, ihn weiter zu hören. Allein anstatt fortzufahren, zog er den Beutel und wendete sich zur nächsten Dame: „Es kommt auf einen Versuch an!" rief er aus, „das Werk wird den Meister loben. Wenn es in acht Tagen nicht gefällt, so geben wir es auf, und es mag bei dem Alten bleiben!"

Halb willig, halb genöthigt zogen die Damen ihre Röllchen, und gar leicht bemerkte man, daß bei dieser geringen Handlung mancherlei Leidenschaften im Spiel waren. Glücklicherweise traf sich's, daß die Heitergesinnten getrennt wurden, die Ernsteren zusammenblieben; und so behielt auch meine Schwester ihren Engländer, welches sie beiderseits dem Gott der Liebe und des Glücks sehr gut aufnahmen. Die neuen Zufallspaare wurden sogleich von dem Antistes zusammengegeben, auf ihre Gesundheit getrunken und allen um so mehr Freude gewünscht, als ihre Dauer nur kurz sein sollte. Gewiß aber war dies der heiterste Moment, den unsre Gesellschaft seit langer Zeit genossen. Die jungen Männer, denen kein Frauenzimmer zu Theil geworden, erhielten nunmehr das Amt, diese Woche über für Geist, Seele und Leib zu sorgen, wie sich unser Redner ausdrückte, besonders aber, meinte er, für die Seele, weil die beiden anderen sich schon eher selbst zu helfen wüßten.

Die Vorsteher, die sich gleich Ehre machen wollten, brachten ganz artige neue Spiele schnell in Gang, bereiteten in einiger Ferne eine Abendkost, auf die man nicht gerechnet hatte, illuminirten bei unserer nächtlichen Rückkehr die Jacht, ob es gleich bei dem hellen Mondschein nicht nöthig gewesen wäre; sie entschuldigten sich aber damit, daß es der neuen geselligen Einrichtung ganz gemäß sei, die zärtlichen Blicke des himmlischen Mondes durch irdische Lichter zu überscheinen. In dem Augenblick, als wir ans Land stiegen, rief unser Solon: „Ite, missa est!" Ein Jeder führte die ihm durchs Loos zugefallene Dame noch aus dem Schiffe und übergab sie alsdann ihrer eigentlichen Hälfte, wogegen er sich wieder die seinige eintauschte.

Bei der nächsten Zusammenkunft ward diese wöchentliche Einrichtung für den Sommer festgesetzt und die Verloosung abermals vorgenommen. Es war keine Frage, daß durch diesen

Scherz eine neue und unerwartete Wendung in die Gesellschaft kam und ein Jeder angeregt ward, was ihm von Geist und Anmuth beiwohnte, an den Tag zu bringen und seiner augenblicklichen Schönen auf das Verbindlichste den Hof zu machen, indem er sich wohl zutraute, wenigstens für eine Woche genugsamen Vorrath zu Gefälligkeiten zu haben.

Man hatte sich kaum eingerichtet, als man unserem Redner, statt ihm zu danken, den Vorwurf machte, er habe das Beste seiner Rede, den Schluß, für sich behalten. Er versicherte darauf, das Beste einer Rede sei die Ueberredung, und wer nicht zu überreden gedenke, müsse gar nicht reden; denn mit der Ueberzeugung sei es eine mißliche Sache. Als man ihm demungeachtet keine Ruhe ließ, begann er sogleich eine Kapuzinade, fratzenhafter als je, vielleicht gerade darum, weil er die ernsthaftesten Dinge zu sagen gedachte. Er führte nämlich mit Sprüchen aus der Bibel, die nicht zur Sache paßten, mit Gleichnissen, die nicht trafen, mit Anspielungen, die nichts erläuterten, den Satz aus, daß wer seine Leidenschaften, Neigungen, Wünsche, Vorsätze, Plane nicht zu verbergen wisse, in der Welt zu nichts komme, sondern aller Orten und Enden gestört und zum Besten gehabt werde; vorzüglich aber, wenn man in der Liebe glücklich sein wolle, habe man sich des tiefsten Geheimnisses zu befleißigen.

Dieser Gedanke schlang sich durch das Ganze durch, ohne daß eigentlich ein Wort davon wäre ausgesprochen worden. Will man sich einen Begriff von diesem seltsamen Menschen machen, so bedenke man, daß er mit viel Anlage geboren, seine Talente und besonders seinen Scharfsinn in Jesuiterschulen ausgebildet und eine große Welt- und Menschenkenntniß, aber nur von der schlimmen Seite, zusammengewonnen hatte. Er war etwa zweiundzwanzig Jahr alt und hätte mich gern zum Proselyten seiner Menschenverachtung gemacht; aber es wollte nicht bei mir greifen, denn ich hatte noch immer große Lust, gut zu sein und Andere gut zu finden. Indessen bin ich durch ihn auf Vieles aufmerksam geworden.

Das Personal einer jeden heiteren Gesellschaft vollständig zu machen, gehört nothwendig ein Acteur, welcher Freude daran hat, wenn die Uebrigen, um so manchen gleichgiltigen Moment zu beleben, die Pfeile des Witzes gegen ihn richten mögen. Ist er nicht blos ein ausgestopfter Sarazene wie derjenige, an dem bei Lustkämpfen die Ritter ihre Lanzen übten, sondern versteht

er selbst zu scharmuziren, zu necken und aufzufordern, leicht zu verwunden und sich zurückzuziehen und, indem er sich preiszugeben scheint, Anderen Eins zu versetzen, so kann nicht wohl etwas Anmuthigeres gefunden werden. Einen solchen besaßen wir an unserem Freund Horn, dessen Name schon zu allerlei Scherzen Anlaß gab, und der wegen seiner kleinen Gestalt immer nur Hörnchen genannt wurde. Er war wirklich der Kleinste in der Gesellschaft, von derben, aber gefälligen Formen: eine Stumpfnase, ein etwas aufgeworfener Mund, kleine funkelnde Augen bildeten ein schwarzbraunes Gesicht, das immer zum Lachen aufzufordern schien. Sein kleiner gedrungener Schädel war mit krausen schwarzen Haaren reich besetzt, sein Bart frühzeitig blau, den er gar zu gern hätte wachsen lassen, um als komische Maske die Gesellschaft immer im Lachen zu erhalten. Uebrigens war er nett und behend, behauptete aber krumme Beine zu haben, welches man ihm zugab, weil er es gern so wollte, worüber denn mancher Scherz entstand; denn weil er als ein sehr guter Tänzer gesucht wurde, so rechnete er es unter die Eigenheiten des Frauenzimmers, daß sie die krummen Beine immer auf dem Plane sehen wollten. Seine Heiterkeit war unverwüstlich und seine Gegenwart bei jeder Zusammenkunft unentbehrlich. Wir Beide schlossen uns um so enger an einander, als er mir auf die Akademie folgen sollte, und er verdient wohl, daß ich seiner in allen Ehren gedenke, da er viele Jahre mit unendlicher Liebe, Treue und Geduld an mir gehalten hat.

Durch meine Leichtigkeit, zu reimen und gemeinen Gegenständen eine poetische Seite abzugewinnen, hatte er sich gleichfalls zu solchen Arbeiten verführen lassen. Unsere kleinen geselligen Reisen, Lustpartien und die dabei vorkommenden Zufälligkeiten stutzten wir poetisch auf, und so entstand durch die Schilderung einer Begebenheit immer eine neue Begebenheit. Weil aber gewöhnlich dergleichen gesellige Scherze auf Verspottung hinauslaufen und Freund Horn mit seinen burlesken Darstellungen nicht immer in den gehörigen Grenzen blieb, so gab es manchmal Verdruß, der aber bald wieder gemildert und getilgt werden konnte.

So versuchte er sich auch in einer Dichtungsart, welche sehr an der Tagesordnung war, im komischen Heldengedicht. Pope's „Lockenraub" hatte viele Nachahmungen erweckt; Zachariä kultivirte diese Dichtart auf deutschem Grund und Boden, und Jedermann gefiel sie, weil der gewöhnliche Gegenstand derselben

irgend ein täppischer Mensch war, den die Genien zum Besten hatten, indem sie den besseren begünstigten.

Es ist nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bei Betrachtung einer Literatur, besonders der deutschen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal gegebenen und in einer gewissen Form mit Glück behandelten Gegenstand nicht wieder loskommen kann, sondern ihn auf alle Weise wiederholt haben will; da denn zuletzt unter den angehäuften Nachahmungen das Original selbst verdeckt und erstickt wird.

Das Heldengedicht meines Freundes war ein Beleg zu dieser Bemerkung. Bei einer großen Schlittenfahrt wird einem täppischen Menschen ein Frauenzimmer zu Theil, das ihn nicht mag; ihm begegnet neckisch genug ein Unglück nach dem andern, das bei einer solchen Gelegenheit sich ereignen kann, bis er zuletzt, als er sich das Schlittenrecht erbittet, von der Pritsche fällt, wobei ihm denn, wie natürlich, die Geister ein Bein gestellt haben. Die Schöne ergreift die Zügel und fährt allein nach Hause; ein begünstigter Freund empfängt sie und triumphirt über den anmaßlichen Nebenbuhler. Uebrigens war es sehr artig ausgedacht, wie ihn die vier verschiedenen Geister nach und nach beschädigen, bis ihn endlich die Gnomen gar aus dem Sattel heben. Das Gedicht, in Alexandrinern geschrieben, auf eine wahre Geschichte gegründet, ergetzte unser kleines Publikum gar sehr, und man war überzeugt, daß es sich mit der „Walpurgisnacht" von Löwen oder dem „Renommisten" von Zachariä gar wohl messen könne.

Indem nun unsere geselligen Freuden nur einen Abend und die Vorbereitungen dazu wenige Stunden erforderten, so hatte ich Zeit genug zu lesen und, wie ich glaubte, zu studiren. Meinem Vater zu Liebe repetirte ich fleißig den kleinen Hoppe und konnte mich vorwärts und rückwärts darin examiniren lassen, wodurch ich mir denn den Hauptinhalt der Institutionen vollkommen zu eigen machte. Allein unruhige Wißbegierde trieb mich weiter, ich gerieth in die Geschichte der alten Literatur und von da in einen Encyklopädismus, indem ich Gesner's „Isagoge" und Morhof's „Polyhistor" durchlief und mir dadurch einen allgemeinen Begriff erwarb, wie manches Wunderliche in Lehr' und Leben schon mochte vorgekommen sein. Durch diesen anhaltenden und hastigen, Tag und Nacht fortgesetzten Fleiß verwirrte ich mich eher, als ich mich bildete; ich verlor

mich aber in ein noch größeres Labyrinth, als ich Baylen in meines Vaters Bibliothek fand und mich in denselben vertiefte.

Eine Hauptüberzeugung aber, die sich immer in mir erneuerte, war die Wichtigkeit der alten Sprachen; denn soviel drängte sich mir aus dem literarischen Wirrwarr immer wieder entgegen, daß in ihnen alle Muster der Redekünste und zugleich alles andere Würdige, was die Welt jemals besessen, aufbewahrt sei. Das Hebräische sowie die biblischen Studien waren in den Hintergrund getreten, das Griechische gleichfalls, da meine Kenntnisse desselben sich nicht über das Neue Testament hinaus erstreckten. Desto ernstlicher hielt ich mich ans Lateinische, dessen Musterwerke uns näher liegen und das uns nebst so herrlichen Originalproduktionen auch den übrigen Erwerb aller Zeiten in Uebersetzungen und Werken der größten Gelehrten darbietet. Ich las daher viel in dieser Sprache mit großer Leichtigkeit und durfte glauben, die Autoren zu verstehen, weil mir am buchstäblichen Sinne nichts abging. Ja, es verdroß mich gar sehr, als ich vernahm, Grotius habe übermüthig geäußert, er lese den Terenz anders als die Knaben. Glückliche Beschränkung der Jugend, ja der Menschen überhaupt, daß sie sich in jedem Augenblicke ihres Daseins für vollendet halten können und weder nach Wahrem noch Falschem, weder nach Hohem noch Tiefem fragen, sondern blos nach dem, was ihnen gemäß ist!

So hatte ich denn das Lateinische gelernt wie das Deutsche, das Französische, das Englische, nur aus dem Gebrauch, ohne Regel und ohne Begriff. Wer den damaligen Zustand des Schulunterrichts kennt, wird nicht seltsam finden, daß ich die Grammatik übersprang sowie die Redekunst; mir schien Alles natürlich zuzugehen, ich behielt die Worte, ihre Bildungen und Umbildungen in Ohr und Sinn und bediente mich der Sprache mit Leichtigkeit zum Schreiben und Schwätzen.

Michael, die Zeit, da ich die Akademie besuchen sollte, rückte heran, und mein Inneres ward eben so sehr vom Leben als von der Lehre bewegt. Eine Abneigung gegen meine Vaterstadt ward mir immer deutlicher. Durch Gretchens Entfernung war der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen; sie brauchte Zeit, um an den Seiten wieder auszuschlagen und den ersten Schaden durch neues Wachsthum zu überwinden. Meine Wanderungen durch die Straßen hatten aufgehört, ich ging nur, wie Andere, die nothwendigen Wege. Nach Gretchens Viertel kam ich nie wieder, nicht einmal in die

Gegend, und wie mir meine alten Mauern und Thürme nach und nach verleideten, so mißfiel mir auch die Verfassung der Stadt; Alles, was mir sonst so ehrwürdig vorkam, erschien mir in verschobenen Bildern. Als Enkel des Schultheißen waren mir die heimlichen Gebrechen einer solchen Republik nicht unbekannt geblieben, um so weniger, als Kinder ein ganz eignes Erstaunen fühlen und zu emsigen Untersuchungen angereizt werden, sobald ihnen etwas, das sie bisher unbedingt verehrt, einigermaßen verdächtig wird. Der vergebliche Verdruß rechtschaffener Männer im Widerstreit mit solchen, die von Parteien zu gewinnen, wol gar zu bestechen sind, war mir nur zu deutlich geworden, ich haßte jede Ungerechtigkeit über die Maßen; denn die Kinder sind alle moralische Rigoristen. Mein Vater, in die Angelegenheiten der Stadt nur als Privatmann verflochten, äußerte sich im Verdruß über manches Mißlungene sehr lebhaft. Und sah ich ihn nicht nach so viel Studien, Bemühungen, Reisen und mannichfaltiger Bildung endlich zwischen seinen Brandmauern ein einsames Leben führen, wie ich mir es nicht wünschen konnte? Dies zusammen lag als eine entsetzliche Last auf meinem Gemüthe, von der ich mich nur zu befreien wußte, indem ich mir einen ganz anderen Lebensplan als den mir vorgeschriebenen zu ersinnen trachtete. Ich warf in Gedanken die juristischen Studien weg und widmete mich allein den Sprachen, den Alterthümern, der Geschichte und Allem, was daraus hervorquillt.

Zwar machte mir jederzeit die poetische Nachbildung dessen, was ich an mir selbst, an Anderen und an der Natur gewahr geworden, das größte Vergnügen. Ich that es mit immer wachsender Leichtigkeit, weil es aus Instinkt geschah und keine Kritik mich irre gemacht hatte; und wenn ich auch meinen Produktionen nicht recht traute, so konnte ich sie wol als fehlerhaft, aber nicht als ganz verwerflich ansehen. Ward mir dieses oder jenes daran getadelt, so blieb es doch im Stillen meine Ueberzeugung, daß es nach und nach immer besser werden müßte und daß ich wol einmal neben Hagedorn, Gellert und anderen solchen Männern mit Ehre dürfte genannt werden. Aber eine solche Bestimmung allein schien mir allzu leer und unzulänglich; ich wollte mich mit Ernst zu jenen gründlichen Studien bekennen, und indem ich bei einer vollständigeren Ansicht des Alterthums in meinen eigenen Werken rascher vorzuschreiten dachte, mich zu einer akademischen Lehrstelle fähig

machen, welche mir das Wünschenswertheste schien für einen jungen Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung Anderer beizutragen gedachte.

Bei diesen Gesinnungen hatte ich immer Göttingen im Auge. Auf Männern, wie Heyne, Michaelis und so manchem Anderen ruhte mein ganzes Vertrauen; mein sehnlichster Wunsch war, zu ihren Füßen zu sitzen und auf ihre Lehren zu merken. Aber mein Vater blieb unbeweglich. Was auch einige Hausfreunde, die meiner Meinung waren, auf ihn zu wirken suchten, er bestand darauf, daß ich nach Leipzig gehen müsse. Nun hielt ich den Entschluß, daß ich gegen seine Gesinnungen und Willen eine eigne Studien- und Lebensweise ergreifen wollte, erst recht für Nothwehr. Die Hartnäckigkeit meines Vaters, der, ohne es zu wissen, sich meinen Planen entgegensetzte, bestärkte mich in meiner Impietät, daß ich mir gar kein Gewissen daraus machte, ihm Stunden lang zuzuhören, wenn er mir den Kursus der Studien und des Lebens, wie ich ihn auf Akademien und in der Welt zu durchlaufen hätte, vorerzählte und wiederholte.

Da mir alle Hoffnung nach Göttingen abgeschnitten war, wendete ich nun meinen Blick nach Leipzig. Dort erschien mir Ernesti als ein helles Licht, auch Morus erregte schon viel Vertrauen. Ich ersann mir im Stillen einen Gegenkursus, oder vielmehr ich baute ein Luftschloß auf einen ziemlich soliden Grund, und es schien mir sogar romantisch ehrenvoll, sich seine eigne Lebensbahn vorzuzeichnen, die mir um so weniger phantastisch vorkam, als Griesbach auf dem ähnlichen Wege schon große Fortschritte gemacht hatte und deshalb von Jedermann gerühmt wurde. Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchgefeilt hat, kann nicht größer sein, als die meine war, indem ich die Tage schwinden und den Oktober herannahen sah. Die unfreundliche Jahreszeit, die bösen Wege, von denen Jedermann zu erzählen wußte, schreckten mich nicht. Der Gedanke, an einem fremden Orte zu Winterszeit Einstand geben zu müssen, machte mich nicht trübe; genug, ich sah nur meine gegenwärtigen Verhältnisse düster und stellte mir die übrige unbekannte Welt licht und heiter vor. So bildete ich mir meine Träume, denen ich ausschließlich nachhing, und versprach mir in der Ferne nichts als Glück und Zufriedenheit.

So sehr ich auch gegen Jedermann von diesen meinen Vorsätzen ein Geheimniß machte, so konnte ich sie doch meiner

Schwester nicht verbergen, die, nachdem sie anfangs darüber sehr erschrocken war, sich zuletzt beruhigte, als ich ihr versprach, sie nachzuholen, damit sie sich meines erworbenen glänzenden Zustandes mit mir erfreuen und an meinem Wohlbehagen Theil nehmen könnte.

Michael kam endlich, sehnlich erwartet, heran, da ich denn mit dem Buchhändler Fleischer und dessen Gattin, einer geborenen Triller, welche ihren Vater in Wittenberg besuchen wollte, mit Vergnügen abfuhr und die werthe Stadt, die mich geboren und erzogen, gleichgiltig hinter mir ließ, als wenn ich sie nie wieder betreten wollte.

So lösen sich in gewissen Epochen Kinder von Eltern, Diener von Herren, Begünstigte von Gönnern los, und ein solcher Versuch, sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen Selbst zu leben, er gelinge oder nicht, ist immer dem Willen der Natur gemäß.

Wir waren zur Allerheiligenpforte hinausgefahren und hatten bald Hanau hinter uns, da ich denn zu Gegenden gelangte, die durch ihre Neuheit meine Aufmerksamkeit erregten, wenn sie auch in der jetzigen Jahrszeit wenig Erfreuliches darboten. Ein anhaltender Regen hatte die Wege äußerst verdorben, welche überhaupt noch nicht in den guten Stand gesetzt waren, in welchem wir sie nachmals finden, und unsere Reise war daher weder angenehm noch glücklich. Doch verdankte ich dieser feuchten Witterung den Anblick eines Naturphänomens, das wol höchst selten sein mag; denn ich habe nichts Aehnliches jemals wieder gesehen, noch auch von Anderen, daß sie es gewahrt hätten, vernommen. Wir fuhren nämlich zwischen Hanau und Gelnhausen bei Nachtzeit eine Anhöhe hinauf und wollten, ob es gleich finster war, doch lieber zu Fuße gehen, als uns der Gefahr und Beschwerlichkeit dieser Wegstrecke aussetzen. Auf einmal sah ich an der rechten Seite des Wegs in einer Tiefe eine Art von wundersam erleuchtetem Amphitheater. Es blinkten nämlich in einem trichterförmigen Raume unzählige Lichtchen stufenweise über einander und leuchteten so lebhaft, daß das Auge davon geblendet wurde. Was aber den Blick noch mehr verwirrte, war, daß sie nicht etwa still saßen, sondern hin und wieder hüpften, sowol von oben nach unten, als umgekehrt und nach allen Seiten. Die meisten jedoch blieben ruhig und flimmerten fort. Nur höchst ungern ließ ich mich von diesem Schauspiel abrufen, das ich genauer zu beobachten gewünscht

hätte. Auf Befragen wollte der Postillon zwar von einer solchen Erscheinung nichts wissen, sagte aber, daß in der Nähe sich ein alter Steinbruch befinde, dessen mittlere Vertiefung mit Wasser angefüllt sei. Ob dieses nun ein Pandämonium von Irrlichtern oder eine Gesellschaft von leuchtenden Geschöpfen gewesen, will ich nicht entscheiden.

Durch Thüringen wurden die Wege noch schlimmer, und leider blieb unser Wagen in der Gegend von Auerstädt bei einbrechender Nacht stecken. Wir waren von allen Menschen entfernt und thaten das Mögliche, uns los zu arbeiten. Ich ermangelte nicht, mich mit Eifer anzustrengen, und mochte mir dadurch die Bänder der Brust übermäßig ausgedehnt haben; denn ich empfand bald nachher einen Schmerz, der verschwand und wiederkehrte und erst nach vielen Jahren mich völlig verließ.

Doch sollte ich noch in derselbigen Nacht, als wenn sie recht zu abwechselnden Schicksalen bestimmt gewesen wäre, nach einem unerwartet glücklichen Ereigniß einen neckischen Verdruß empfinden. Wir trafen nämlich in Auerstädt ein vornehmes Ehepaar, das, durch ähnliche Schicksale verspätet, eben auch erst angekommen war, einen ansehnlichen würdigen Mann in den besten Jahren mit einer sehr schönen Gemahlin. Zuvorkommend veranlaßten sie uns, in ihrer Gesellschaft zu speisen, und ich fand mich sehr glücklich, als die treffliche Dame ein freundliches Wort an mich wenden wollte. Als ich aber hinausgesandt ward, die gehoffte Suppe zu beschleunigen, überfiel mich, der ich freilich des Wachens und der Reisebeschwerden nicht gewohnt war, eine so unüberwindliche Schlafsucht, daß ich ganz eigentlich im Gehen schlief, mit dem Hut auf dem Kopfe wieder in das Zimmer trat, mich, ohne zu bemerken, daß die Anderen ihr Tischgebet verrichteten, bewußtlos gelassen gleichfalls hinter den Stuhl stellte und mir nicht träumen ließ, daß ich durch mein Betragen ihre Andacht auf eine sehr lustige Weise zu stören gekommen sei. Madame Fleischer, der es weder an Geist und Witz noch an Zunge fehlte, ersuchte die Fremden, noch ehe man sich setzte, sie möchten nicht auffallend finden, was sie hier mit Augen sähen; der junge Reisegefährte habe große Anlage zum Quäker, welche Gott und den König nicht besser zu verehren glaubten als mit bedecktem Haupte. Die schöne Dame, die sich des Lachens nicht enthalten konnte, ward dadurch nur noch schöner, und ich hätte Alles in der Welt darum gegeben, nicht Ursache an einer Heiterkeit gewesen zu

sein, die ihr so fürtrefflich zu Gesicht stand. Ich hatte jedoch den Hut kaum bei Seite gebracht, als die Personen nach ihrer Weltsitte den Scherz sogleich fallen ließen und durch den besten Wein aus ihrem Flaschenkeller Schlaf, Mißmuth und das Andenken an alle vergangenen Uebel völlig auslöschten.

Als ich in Leipzig ankam, war es gerade Meßzeit, woraus mir ein besonderes Vergnügen entsprang; denn ich sah hier die Fortsetzung eines vaterländischen Zustandes vor mir, bekannte Waaren und Verkäufer, nur an anderen Plätzen und in einer anderen Folge. Ich durchstrich den Markt und die Buden mit vielem Antheil; besonders aber zogen meine Aufmerksamkeit an sich, in ihren seltsamen Kleidern, jene Bewohner der östlichen Gegenden, die Polen und Russen, vor allen aber die Griechen, deren ansehnlichen Gestalten und würdigen Kleidungen ich gar oft zu Gefallen ging.

Diese lebhafte Bewegung war jedoch bald vorüber, und nun trat mir die Stadt selbst mit ihren schönen, hohen und unter einander gleichen Gebäuden entgegen. Sie machte einen sehr guten Eindruck auf mich, und es ist nicht zu leugnen, daß sie überhaupt, besonders aber in stillen Momenten der Sonn- und Feiertage etwas Imposantes hat, sowie denn auch im Mondschein die Straßen, halb beschattet, halb erleuchtet, mich oft zu nächtlichen Promenaden einluden.

Indessen genügte mir gegen das, was ich bisher gewohnt war, dieser neue Zustand keineswegs. Leipzig ruft dem Beschauer keine alterthümliche Zeit zurück; es ist eine neue, kurz vergangene, von Handelsthätigkeit, Wohlhabenheit, Reichthum zeugende Epoche, die sich uns in diesen Denkmalen ankündet. Jedoch ganz nach meinem Sinn waren die mir ungeheuer scheinenden Gebäude, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind. In einem dieser seltsamen Räume quartierte ich mich ein, und zwar in der Feuerkugel zwischen dem Alten und Neuen Neumarkt. Ein paar artige Zimmer, die in den Hof sahen, der wegen des Durchgangs nicht unbelebt war, bewohnte der Buchhändler Fleischer während der Messe und ich für die übrige Zeit um einen leidlichen Preis. Als Stubennachbarn fand ich einen Theologen, der in seinem Fache gründlich unterrichtet, wohldenkend, aber arm war und, was ihm große Sorge für die Zukunft machte, sehr an den Augen litt. Er hatte sich

dieses Uebel durch übermäßiges Lesen bis in die tiefste Dämmerung, ja sogar, um das wenige Oel zu ersparen, bei Mondschein, zugezogen. Unsre alte Wirthin erzeigte sich wohlthätig gegen ihn, gegen mich jederzeit freundlich und gegen Beide sorgsam.

Nun eilte ich mit meinem Empfehlungsschreiben zu Hofrath Böhme, der, ein Zögling von Mascov, nunmehr sein Nachfolger, Geschichte und Staatsrecht lehrte. Ein kleiner, untersetzter, lebhafter Mann empfing mich freundlich genug und stellte mich seiner Gattin vor. Beide, sowie die übrigen Personen, denen ich aufwartete, gaben mir die beste Hoffnung wegen meines künftigen Aufenthaltes; doch ließ ich mich anfangs gegen Niemand merken, was ich im Schilde führte, ob ich gleich den schicklichen Moment kaum erwarten konnte, wo ich mich von der Jurisprudenz frei und dem Studium der Alten verbunden erklären wollte. Vorsichtig wartete ich ab, bis Fleischers wieder abgereist waren, damit mein Vorsatz nicht allzu geschwind den Meinigen verrathen würde. Sodann aber ging ich ohne Anstand zu Hofrath Böhmen, dem ich vor Allen die Sache glaubte vertrauen zu müssen, und erklärte ihm mit vieler Konsequenz und Parrhesie meine Absicht. Allein ich fand keineswegs eine gute Aufnahme meines Vortrags. Als Historiker und Staatsrechtler hatte er einen erklärten Haß gegen Alles, was nach schönen Wissenschaften schmeckte. Unglücklicherweise stand er mit Denen, welche sie kultivirten, nicht im besten Vernehmen, und Gellerten besonders, für den ich ungeschickt genug viel Zutrauen geäußert hatte, konnte er nun gar nicht leiden. Jenen Männern also einen treuen Zuhörer zuzuweisen, sich selbst aber einen zu entziehen, und noch dazu unter solchen Umständen, schien ihm ganz und gar unzulässig. Er hielt mir daher aus dem Stegreif eine gewaltige Strafpredigt, worin er betheuerte, daß er ohne Erlaubniß meiner Eltern einen solchen Schritt nicht zugeben könne, wenn er ihn auch, wie hier der Fall nicht sei, selbst billigte. Er verunglimpfte darauf leidenschaftlich Philologie und Sprachstudien, noch mehr aber die poetischen Uebungen, die ich freilich im Hintergrunde hatte durchblicken lassen. Er schloß zuletzt, daß, wenn ich ja dem Studium der Alten mich nähern wolle, solches viel besser auf dem Wege der Jurisprudenz geschehen könne. Er brachte mir so manchen eleganten Juristen, Eberhard Otto und Heineccius, ins Gedächtniß, versprach mir von den römischen Alterthümern und der

Rechtsgeschichte goldne Berge und zeigte mir sonnenklar, daß ich hier nicht einmal einen Umweg mache, wenn ich auch späterhin noch jenen Vorsatz nach reiferer Ueberlegung und mit Zustimmung meiner Eltern auszuführen gedächte. Er ersuchte mich freundlich, die Sache nochmals zu überlegen und ihm meine Gesinnungen bald zu eröffnen, weil es nöthig sei, wegen bevorstehenden Anfangs der Kollegien sich zunächst zu entschließen.

Es war noch ganz artig von ihm, nicht auf der Stelle in mich zu dringen. Seine Argumente und das Gewicht, womit er sie vortrug, hatten meine biegsame Jugend schon überzeugt, und ich sah nun erst die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten einer Sache, die ich mir im Stillen so thulich ausgebildet hatte. Frau Hofrath Böhme ließ mich kurz darauf zu sich einladen. Ich fand sie allein. Sie war nicht mehr jung und sehr kränklich, unendlich sanft und zart und machte gegen ihren Mann, dessen Gutmüthigkeit sogar polterte, einen entschiedenen Kontrast. Sie brachte mich auf das von ihrem Manne neulich geführte Gespräch und stellte mir die Sache nochmals so freundlich, liebevoll und verständig im ganzen Umfange vor, daß ich mich nicht enthalten konnte, nachzugeben; die wenigen Reservationen, auf denen ich bestand, wurden von jener Seite denn auch bewilligt.

Der Gemahl regulirte darauf meine Stunden: da sollte ich denn Philosophie, Rechtsgeschichte und Institutionen und noch einiges Andere hören. Ich ließ mir das gefallen; doch setzte ich durch, Gellert's Literargeschichte über Stockhausen und außerdem sein Praktikum zu frequentiren.

Die Verehrung und Liebe, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Ich hatte ihn schon besucht und war freundlich von ihm aufgenommen worden. Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, einen feinen Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts: Alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Es kostete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwei Famuli schienen Priester, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht Jedem, noch zu jeder Zeit der Zutritt erlaubt ist; und eine solche Vorsicht war wol nothwendig; denn er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen.

Meine Kollegia besuchte ich anfangs emsig und treulich; die Philosophie wollte mich jedoch keineswegs aufklären. In der Logik kam es mir wunderlich vor, daß ich diejenigen Geistesoperationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, so auseinanderzerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte ich ungefähr so viel zu wissen als der Lehrer selbst, und es schien mir an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Doch ging Alles noch in ziemlicher Folge bis gegen Fastnacht, wo in der Nähe des Professor Winckler auf dem Thomasplan gerade um die Stunde die köstlichsten Kräpfel heiß aus der Pfanne kamen, welche uns denn dergestalt verspäteten, daß unsere Hefte locker wurden und das Ende derselben gegen das Frühjahr mit dem Schnee zugleich verschmolz und sich verlor.

Mit den juristischen Kollegien ward es bald ebenso schlimm; denn ich wußte gerade schon so viel, als uns der Lehrer zu überliefern für gut fand. Mein erst hartnäckiger Fleiß im Nachschreiben wurde nach und nach gelähmt, indem ich es höchst langweilig fand, dasjenige nochmals aufzuzeichnen, was ich bei meinem Vater, theils fragend, theils antwortend, oft genug wiederholt hatte, um es für immer im Gedächtniß zu behalten. Der Schaden, den man anrichtet, wenn man junge Leute auf Schulen in manchen Dingen zu weit führt, hat sich späterhin noch mehr ergeben, da man den Sprachübungen und der Begründung in dem, was eigentliche Vorkenntnisse sind, Zeit und Aufmerksamkeit abbrach, um sie an sogenannte Realitäten zu wenden, welche mehr zerstreuen als bilden, wenn sie nicht methodisch und vollständig überliefert werden.

Noch ein anderes Uebel, wodurch Studirende sehr bedrängt sind, erwähne ich hier beiläufig. Professoren, so gut wie andere in Aemtern angestellte Männer, können nicht alle von *einem* Alter sein; da aber die jüngeren eigentlich nur lehren, um zu lernen, und noch dazu, wenn sie gute Köpfe sind, dem Zeitalter voreilen, so erwerben sie ihre Bildung durchaus auf Unkosten der Zuhörer, weil diese nicht in dem unterrichtet werden, was sie eigentlich brauchen, sondern in dem, was der Lehrer für sich zu bearbeiten nöthig findet. Unter den ältesten Professoren dagegen sind manche schon lange Zeit stationär; sie überliefern im Ganzen nur fixe Ansichten, und was das Einzelne betrifft, Vieles, was die Zeit schon als unnütz und falsch verurtheilt

hat. Durch Beides entsteht ein trauriger Konflikt, zwischen welchem junge Geister hin und her gezerrt werden, und welcher kaum durch die Lehrer des mittleren Alters, die, obschon genugsam unterrichtet und gebildet, doch immer noch ein thätiges Streben zum Wissen und Nachdenken bei sich empfinden, ins Gleiche gebracht werden kann.

Wie ich nun auf diesem Wege viel Mehreres kennen als zurechte legen lernte, wodurch sich ein immer wachsendes Mißbehagen in mir hervordrang, so hatte ich auch vom Leben manche kleine Unannehmlichkeiten; wie man denn, wenn man den Ort verändert und in neue Verhältnisse tritt, immer Einstand geben muß. Das Erste, was die Frauen an mir tadelten, bezog sich auf die Kleidung; denn ich war vom Hause freilich etwas wunderlich equipirt auf die Akademie gelangt.

Mein Vater, dem nichts so sehr verhaßt war, als wenn etwas vergeblich geschah, wenn Jemand seine Zeit nicht zu brauchen wußte oder sie zu benutzen keine Gelegenheit fand, trieb seine Oekonomie mit Zeit und Kräften so weit, daß ihm nichts mehr Vergnügen machte, als zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Er hatte deswegen niemals einen Bedienten, der nicht im Hause zu noch etwas nützlich gewesen wäre. Da er nun von je her Alles mit eigener Hand schrieb und später die Bequemlichkeit hatte, jenem jungen Hausgenossen in die Feder zu diktiren, so fand er am Vortheilhaftesten, Schneider zu Bedienten zu haben, welche die Stunden gut anwenden mußten, indem sie nicht allein ihre Livreen, sondern auch die Kleider für Vater und Kinder zu fertigen, nicht weniger alles Flickwerk zu besorgen hatten. Mein Vater war selbst um die besten Tücher und Zeuge bemüht, indem er auf den Messen von auswärtigen Handelsherren seine Waare bezog und sie in seinen Vorrath legte; wie ich mich denn noch recht wohl erinnere, daß er die Herren von Löwenicht von Aachen jederzeit besuchte und mich von meiner frühesten Jugend an mit diesen und anderen vorzüglichen Handelsherren bekannt machte.

Für die Tüchtigkeit des Zeugs war also gesorgt und genugsamer Vorrath verschiedener Sorten Tücher, Sarschen, Göttinger Zeug, nicht weniger das nöthige Unterfutter vorhanden, so daß wir dem Stoff nach uns wohl hätten dürfen sehen lassen; aber die Form verdarb meist Alles; denn wenn ein solcher Hausschneider allenfalls ein guter Geselle gewesen wäre, um einen meisterhaft zugeschnittenen Rock wohl zu nähen und zu

fertigen, so sollte er nun auch das Kleid selbst zuschneiden, und dieses gerieth nicht immer zum Besten. Hiezu kam noch, daß mein Vater Alles, was zu seinem Anzuge gehörte, sehr gut und reinlich hielt und viele Jahre mehr bewahrte als benutzte, daher eine Vorliebe für gewissen alten Zuschnitt und Verzierungen trug, wodurch unser Putz mitunter ein wunderliches Ansehen bekam.

Auf eben diesem Wege hatte man auch meine Garderobe, die ich mit auf die Akademie nahm, zu Stande gebracht; sie war recht vollständig und ansehnlich und sogar ein Tressenkleid darunter. Ich, diese Art von Aufzug schon gewohnt, hielt mich für geputzt genug; allein es währte nicht lange, so überzeugten mich meine Freundinnen, erst durch leichte Neckereien, dann durch vernünftige Vorstellungen, daß ich wie aus einer fremden Welt hereingeschneit aussehe. So viel Verdruß ich auch hierüber empfand, sah ich doch anfangs nicht, wie ich mir helfen sollte. Als aber Herr von Masuren, der so beliebte poetische Dorfjunker, einst auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat und mehr wegen seiner äußeren als inneren Abgeschmacktheit herzlich belacht wurde, faßte ich Muth und wagte, meine sämmtliche Garderobe gegen eine neumodische, dem Ort gemäße auf einmal umzutauschen, wodurch sie aber freilich sehr zusammenschrumpfte.

Nach dieser überstandenen Prüfung sollte abermals eine neue eintreten, welche mir weit unangenehmer auffiel, weil sie eine Sache betraf, die man nicht so leicht ablegt und umtauscht.

Ich war nämlich in dem oberdeutschen Dialekt geboren und erzogen, und obgleich mein Vater sich stets einer gewissen Reinheit der Sprache befliß und uns Kinder auf das, was man wirklich Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerksam gemacht und zu einem besseren Sprechen vorbereitet hatte, so blieben mir doch gar manche tiefer liegende Eigenheiten, die ich, weil sie mir ihrer Naivität wegen gefielen, mit Behagen hervorhob und mir dadurch von meinen neuen Mitbürgern jedesmal einen strengen Verweis zuzog. Der Oberdeutsche nämlich, und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt (denn große Flüsse haben wie das Meeresufer immer etwas Belebendes), drückt sich viel in Gleichnissen und Anspielungen aus, und bei einer inneren, menschenverständigen Tüchtigkeit bedient er sich sprichwörtlicher Redens-

arten. In beiden Fällen ist er öfters derb, doch, wenn man auf den Zweck des Ausdruckes sieht, immer gehörig; nur mag freilich manchmal etwas mit unterlaufen, was gegen ein zarteres Ohr sich anstößig erweist.

Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeit lang auszuschließen gewußt hat, ist Jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt. Was ein junger lebhafter Mensch unter diesem beständigen Hofmeistern ausgestanden habe, wird Derjenige leicht ermessen, der bedenkt, daß nun mit der Aussprache, in deren Veränderung man sich endlich wol ergäbe, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter sollten aufgeopfert werden. Und diese unerträgliche Forderung wurde von gebildeten Männern und Frauen gemacht, deren Ueberzeugung ich mir nicht zueignen konnte, deren Unrecht ich zu empfinden glaubte, ohne mir es deutlich machen zu können. Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein, sowie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich sollte vergessen, daß ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch statt vieles Hin- und Herfackelns den Nagel gleich auf den Kopf treffen; Alles dies, das ich mir mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, sollte ich missen, ich fühlte mich in meinem Innersten paralysirt und wußte kaum mehr, wie ich mich über die gemeinsten Dinge zu äußern hatte. Daneben hörte ich, man solle reden, wie man schreibt, und schreiben, wie man spricht, da mir Reden und Schreiben ein- für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wol seine eignen Rechte behaupten möchte. Und hatte ich doch auch im meißner Dialekt Manches zu hören, was sich auf dem Papier nicht sonderlich würde ausgenommen haben.

Jedermann, der hier vernimmt, welchen Einfluß auf einen jungen Studirenden gebildete Männer und Frauen, Gelehrte und sonst in einer feinen Sozietät sich gefallende Personen so entschieden ausüben, würde, wenn es auch nicht ausgesprochen wäre, sich sogleich überzeugt halten, daß wir uns in Leipzig befinden. Jede der deutschen Akademien hat eine besondere Ge-

stalt; denn weil in unserem Vaterlande keine allgemeine Bildung durchdringen kann, so beharrt jeder Ort auf seiner Art und Weise und treibt seine charakteristischen Eigenheiten bis aufs Letzte; eben dieses gilt von den Akademien. In Jena und Halle war die Rohheit aufs Höchste gestiegen; körperliche Stärke, Fechtergewandtheit, die wildeste Selbsthilfe war dort an der Tagesordnung, und ein solcher Zustand kann sich nur durch den gemeinsten Saus und Braus erhalten und fortpflanzen. Das Verhältniß der Studirenden zu den Einwohnern jener Städte, so verschieden es auch sein mochte, kam doch darin überein, daß der wilde Fremdling keine Achtung vor dem Bürger hatte und sich als ein eignes, zu aller Freiheit und Frechheit privilegirtes Wesen ansah. Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant sein, sobald er mit reichen, wohl und genau gesitteten Einwohnern in einigem Bezug stehen wollte.

Alle Galanterie freilich, wenn sie nicht als Blüthe einer großen und weiten Lebensweise hervortritt, muß beschränkt, stationär und aus gewissen Gesichtspunkten vielleicht albern erscheinen; und so glaubten jene wilden Jäger von der Saale über die zahmen Schäfer an der Pleiße ein großes Uebergewicht zu haben. Zachariä's „Renommist" wird immer ein schätzbares Dokument bleiben, woraus die damalige Lebens- und Sinnesart anschaulich hervortritt, wie überhaupt seine Gedichte Jedem willkommen sein müssen, der sich einen Begriff von dem zwar schwachen, aber wegen seiner Unschuld und Kindlichkeit liebenswürdigen Zustande des damaligen geselligen Lebens und Wesens machen will.

Alle Sitten, die aus einem gegebenen Verhältniß eines gemeinen Wesens entspringen, sind unverwüstlich, und zu meiner Zeit erinnerte noch Manches an Zachariä's Heldengedicht. Ein einziger unserer akademischen Mitbürger hielt sich für reich und unabhängig genug, der öffentlichen Meinung ein Schnippchen zu schlagen. Er trank Schwägerschaft mit allen Lohnkutschern, die er, als wären's die Herren, sich in die Wagen setzen ließ und selbst vom Bocke fuhr, sie einmal umzuwerfen für einen großen Spaß hielt, die zerbrochenen Halbchaisen sowie die zufälligen Beulen zu vergüten wußte, übrigens aber Niemanden beleidigte, sondern nur das Publikum in Masse zu verhöhnen schien. Einst bemächtigte er und ein Spießgesell sich am schönsten Promenadentage der Esel des Thomasmüllers; sie

ritten wohlgekleidet, in Schuhen und Strümpfen mit dem größten Ernst um die Stadt, angestaunt von allen Spaziergängern, von denen das Glacis wimmelte. Als ihm einige Wohldenkende hierüber Vorstellungen thaten, versicherte er ganz unbefangen, er habe nur sehen wollen, wie sich der Herr Christus in einem ähnlichen Falle möchte ausgenommen haben. Nachahmer fand er jedoch keinen und wenig Gesellen.

Denn der Studirende von einigem Vermögen und Ansehen hatte alle Ursache, sich gegen den Handelsstand ergeben zu erweisen und sich um so mehr schicklicher äußerer Formen zu befleißigen, als die Kolonie ein Musterbild französischer Sitten darstellte. Die Professoren, wohlhabend durch eignes Vermögen und gute Pfründen, waren von ihren Schülern nicht abhängig, und der Landeskinder mehrere, auf den Fürstenschulen oder sonstigen Gymnasien gebildet und Beförderung hoffend, wagten es nicht, sich von der herkömmlichen Sitte loszusagen. Die Nähe von Dresden, die Aufmerksamkeit von da her, die wahre Frömmigkeit der Oberaufseher des Studienwesens konnte nicht ohne sittlichen, ja religiösen Einfluß bleiben.

Mir war diese Lebensart im Anfange nicht zuwider; meine Empfehlungsbriefe hatten mich in gute Häuser eingeführt, deren verwandte Zirkel mich gleichfalls wohl aufnahmen. Da ich aber bald empfinden mußte, daß die Gesellschaft gar Manches an mir auszusetzen hatte und ich, nachdem ich mich ihrem Sinne gemäß gekleidet, ihr nun auch nach dem Munde reden sollte und dabei doch deutlich sehen konnte, daß mir dagegen von alle dem wenig geleistet wurde, was ich mir von Unterricht und Sinnesförderung bei meinem akademischen Aufenthalt versprochen hatte: so fing ich an lässig zu werden und die geselligen Pflichten der Besuche und sonstigen Attentionen zu versäumen, und ich wäre noch früher aus allen solchen Verhältnissen herausgetreten, hätte mich nicht an Hofrath Böhmen Scheu und Achtung und an seine Gattin Zutrauen und Neigung festgeknüpft. Der Gemahl hatte leider nicht die glückliche Gabe, mit jungen Leuten umzugehen, sich ihr Vertrauen zu erwerben und sie für den Augenblick nach Bedürfniß zu leiten. Ich fand niemals Gewinn davon, wenn ich ihn besuchte; seine Gattin dagegen zeigte ein aufrichtiges Interesse an mir. Ihre Kränklichkeit hielt sie stets zu Hause. Sie lud mich manchen Abend zu sich und wußte mich, der ich zwar gesittet war, aber doch eigentlich, was man Lebensart nennt, nicht besaß, in manchen kleinen Aeußerlich-

keiten zurechtzuführen und zu verbessern. Nur eine einzige Freundin brachte die Abende bei ihr zu; diese war aber schon herrischer und schulmeisterlicher, deswegen sie mir äußerst mißfiel und ich ihr zum Trutz öfters jene Unarten wieder annahm, welche mir die Andere schon abgewöhnt hatte. Sie übten unterdessen noch immer Geduld genug an mir, lehrten mich Piquet, l'Hombre und was andere dergleichen Spiele sind, deren Kenntniß und Ausübung in der Gesellschaft für unerläßlich gehalten wird.

Worauf aber Madame Böhme den größten Einfluß bei mir hatte, war auf meinen Geschmack, freilich auf eine negative Weise, worin sie jedoch mit den Kritikern vollkommen übereintraf. Das Gottschedische Gewässer hatte die deutsche Welt mit einer wahren Sündfluth überschwemmt, welche sogar über die höchsten Berge hinaufzusteigen drohte. Bis sich eine solche Fluth wieder verläuft, bis der Schlamm austrocknet, dazu gehört viele Zeit, und da es der nachäffenden Poeten in jeder Epoche eine Unzahl giebt, so brachte die Nachahmung des Seichten, Wässrigen einen solchen Wust hervor, von dem gegenwärtig kaum ein Begriff mehr geblieben ist. Das Schlechte schlecht zu finden, war daher der größte Spaß, ja der Triumph damaliger Kritiker. Wer nur einigen Menschenverstand besaß, oberflächlich mit den Alten, etwas näher mit den Neueren bekannt war, glaubte sich schon mit einem Maßstabe versehen, den er überall anlegen könne. Madame Böhme war eine gebildete Frau, welcher das Unbedeutende, Schwache und Gemeine widerstand; sie war noch überdies Gattin eines Mannes, der mit der Poesie überhaupt in Unfrieden lebte und dasjenige nicht gelten ließ, was sie allenfalls noch gebilligt hätte. Nun hörte sie mir zwar einige Zeit mit Geduld zu, wenn ich ihr Verse oder Prose von namhaften, schon in gutem Ansehen stehenden Dichtern zu rezitiren mir herausnahm; — denn ich behielt nach wie vor Alles auswendig, was mir nur einigermaßen gefallen mochte; — allein ihre Nachgiebigkeit war nicht von langer Dauer. Das Erste, was sie mir ganz entsetzlich heruntermachte, waren die „Poeten nach der Mode" von Weiße, welche so eben mit großem Beifall öfters wiederholt wurden und mich ganz besonders ergetzt hatten. Besah ich nun freilich die Sache näher, so konnte ich ihr nicht Unrecht geben. Auch einigemal hatte ich gewagt, ihr etwas von meinen eigenen Gedichten, jedoch anonym vorzutragen, denen es denn nicht besser ging als der übrigen Ge-

sellschaft. Und so waren mir in kurzer Zeit die schönen bunten Wiesen in den Gründen des deutschen Parnasses, wo ich so gern lustwandelte, unbarmherzig niedergemäht und ich sogar genöthigt, das trocknende Heu selbst mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verspotten, was mir kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte.

Diesen ihren Lehren kam, ohne es zu wissen, der Professor Morus zu Hilfe, ein ungemein sanfter und freundlicher Mann, den ich an dem Tische des Hofraths Ludwig kennen lernte und der mich sehr gefällig aufnahm, wenn ich mir die Freiheit ausbat, ihn zu besuchen. Indem ich mich nun bei ihm um das Alterthum erkundigte, so verbarg ich ihm nicht, was mich unter den Neuern ergetzte; da er denn mit mehr Ruhe als Madame Böhme, was aber noch schlimmer war, mit mehr Gründlichkeit über solche Dinge sprach und mir, anfangs zum größten Verdruß, nachher aber doch zum Erstaunen und zuletzt zur Erbauung die Augen öffnete.

Hiezu kamen noch die Jeremiaden, mit denen uns Gellert in seinem Praktikum von der Poesie abzumahnen pflegte. Er wünschte nur prosaische Aufsätze und beurtheilte auch diese immer zuerst. Die Verse behandelte er nur als eine traurige Zugabe, und was das Schlimmste war, selbst meine Prose fand wenig Gnade vor seinen Augen; denn ich pflegte nach meiner alten Weise immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte. Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Stil ging über die gewöhnliche Prose hinaus, und der Inhalt mochte freilich nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntniß des Verfassers zeugen; und so war ich denn von unserem Lehrer sehr wenig begünstigt, ob er gleich meine Arbeiten so gut als die der Andern genau durchsah, mit rother Tinte korrigirte und hie und da eine sittliche Anmerkung hinzufügte. Mehrere Blätter dieser Art, welche ich lange Zeit mit Vergnügen bewahrte, sind leider endlich auch im Lauf der Jahre aus meinen Papieren verschwunden.

Wenn ältere Personen recht pädagogisch verfahren wollten, so sollten sie einem jungen Manne etwas, was ihm Freude macht, es sei von welcher Art es wolle, weder verbieten noch verleiden, wenn sie nicht zu gleicher Zeit ihm etwas Anderes dafür einzusetzen hätten oder unterzuschieben wüßten. Jedermann protestirte gegen meine Liebhabereien und Neigungen, und das, was man mir dagegen anpries, lag theils so weit von mir ab,

daß ich seine Vorzüge nicht erkennen konnte, oder es stand mir so nah, daß ich es eben nicht für besser hielt als das Gescholtene. Ich kam darüber durchaus in Verwirrung und hatte mir aus einer Vorlesung Ernesti's über Cicero's Orator das Beste versprochen; ich lernte wol auch etwas in diesem Kollegium, jedoch über das, woran mir eigentlich gelegen war, wurde ich nicht aufgeklärt. Ich forderte einen Maßstab des Urtheils und glaubte gewahr zu werden, daß ihn gar Niemand besitze; denn Keiner war mit dem Andern einig, selbst wenn sie Beispiele vorbrachten; und wo sollten wir ein Urtheil hernehmen, wenn man einem Manne wie Wieland so manches Tadelhafte in seinen liebenswürdigen, uns Jüngere völlig einnehmenden Schriften aufzuzählen wußte!

In solcher vielfachen Zerstreuung, ja Zerstückelung meines Wesens und meiner Studien traf sich's, daß ich bei Hofrath Ludwig den Mittagstisch hatte. Er war Medikus, Botaniker, und die Gesellschaft bestand außer Morus in lauter angehenden oder der Vollendung näheren Aerzten. Ich hörte nun in diesen Stunden gar kein ander Gespräch als von Medizin oder Naturhistorie, und meine Einbildungskraft wurde in ein ganz ander Feld hinübergezogen. Die Namen Haller, Linné, Büffon hörte ich mit großer Verehrung nennen, und wenn auch manchmal wegen Irrthümer, in die sie gefallen sein sollten, ein Streit entstand, so kam doch zuletzt dem anerkannten Uebermaß ihrer Verdienste zu Ehren Alles wieder ins Gleiche. Die Gegenstände waren unterhaltend und bedeutend und spannten meine Aufmerksamkeit. Viele Benennungen und eine weitläuftige Terminologie wurden mir nach und nach bekannt, die ich um so lieber auffaßte, weil ich mich fürchtete, einen Reim niederzuschreiben, wenn er sich mir auch noch so freiwillig darbot, oder ein Gedicht zu lesen, indem mir bange war, es möchte mir gegenwärtig gefallen, und ich müsse es denn doch wie so manches Andere vielleicht nächstens für schlecht erklären.

Diese Geschmacks- und Urtheilsungewißheit beunruhigte mich täglich mehr, so daß ich zuletzt in Verzweiflung gerieth. Ich hatte von meinen Jugendarbeiten, was ich für das Beste hielt, mitgenommen, theils weil ich mir denn doch einige Ehre dadurch zu verschaffen hoffte, theils um meine Fortschritte desto sicherer prüfen zu können; aber ich befand mich in dem schlimmen Falle, in den man gesetzt ist, wenn eine vollkommene Sinnesänderung verlangt wird, eine Entsagung alles dessen, was man

bisher geliebt und für gut befunden hat. Nach einiger Zeit und nach manchem Kampfe warf ich jedoch eine so große Verachtung auf meine begonnenen und geendigten Arbeiten, daß ich eines Tags Poesie und Prose, Plane, Skizzen und Entwürfe sämmtlich zugleich auf dem Küchenherd verbrannte und durch den das ganze Haus erfüllenden Rauchqualm unsre gute alte Wirthin in nicht geringe Furcht und Angst versetzte.

Siebentes Buch.

Ueber den Zustand der deutschen Literatur jener Zeit ist so Vieles und Ausreichendes geschrieben worden, daß wol Jedermann, der einigen Antheil hieran nimmt, vollkommen unterrichtet sein kann, wie denn auch das Urtheil darüber wol ziemlich übereinstimmen dürfte; und was ich gegenwärtig stück- und sprungweise davon zu sagen gedenke, ist nicht sowol, wie sie an und für sich beschaffen sein mochte, als vielmehr, wie sie sich zu mir verhielt. Ich will deshalb zuerst von solchen Dingen sprechen, durch welche das Publikum besonders aufgeregt wird, von den beiden Erbfeinden alles behaglichen Lebens und aller heiteren, selbstgenügsamen, lebendigen Dichtkunst: von der Satire und der Kritik.

In ruhigen Zeiten will Jeder nach seiner Weise leben, der Bürger sein Gewerb, sein Geschäft treiben und sich nachher vergnügen: so mag auch der Schriftsteller gern etwas verfassen, seine Arbeiten bekannt machen und wo nicht Lohn, doch Lob dafür hoffen, weil er glaubt, etwas Gutes und Nützliches gethan zu haben. In dieser Ruhe wird der Bürger durch den Satiriker, der Autor durch den Kritiker gestört und so die friedliche Gesellschaft in eine unangenehme Bewegung gesetzt.

Die literarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch. Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigne unmöglich ausbilden. Es drangen sich ihr zu so manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde Worte nöthiger und unnöthiger Weise mit auf, und auch für schon bekannte Gegenstände ward man veranlaßt, sich ausländischer Ausdrücke und

Wendungen zu bedienen. Der Deutsche, seit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken. Dies sollte aber auch in der Muttersprache geschehen, da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutschung sowol den Welt- als Geschäftsstil lächerlich machte. Ueberdies faßte man die Gleichnißreden der südlichen Sprachen unmäßig auf und bediente sich derselben höchst übertrieben. Ebenso zog man den vornehmen Anstand der fürstengleichen Römischen Bürger auf deutsche kleinstädtische Gelehrtenverhältnisse herüber und war eben nirgends, am Wenigsten bei sich zu Hause.

Wie aber schon in dieser Epoche genialische Werke entsprangen, so regte sich auch hier der deutsche Frei- und Frohsinn. Dieser, begleitet von einem aufrichtigen Ernste, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmischung fremder Worte und wie es der gemeine, verständliche Sinn gab, geschrieben würde. Durch diese löblichen Bemühungen ward jedoch der vaterländischen breiten Plattheit Thür und Thor geöffnet, ja der Damm durchstochen, durch welchen das große Gewässer zunächst eindringen sollte. Indessen hielt ein steifer Pedantismus in allen vier Fakultäten lange Stand, bis er sich endlich viel später aus einer in die andere flüchtete.

Gute Köpfe, freiaufblickende Naturkinder hatten daher zwei Gegenstände, an denen sie sich üben, gegen die sie wirken und, da die Sache von keiner großen Bedeutung war, ihren Muthwillen auslassen konnten: diese waren eine durch fremde Worte, Wortbildungen und Wendungen verunzierte Sprache und sodann die Werthlosigkeit solcher Schriften, die sich von jenem Fehler frei zu erhalten besorgt waren, wobei Niemandem einfiel, daß, indem man ein Uebel bekämpfte, das andere zu Hilfe gerufen ward.

Liscov, ein junger kühner Mensch, wagte zuerst, einen seichten, albernen Schriftsteller persönlich anzufallen, dessen ungeschicktes Benehmen ihm bald Gelegenheit gab, heftiger zu verfahren. Er griff sodann weiter um sich und richtete seinen Spott immer gegen bestimmte Personen und Gegenstände, die er verachtete und verächtlich zu machen suchte, ja mit leidenschaftlichem Haß verfolgte. Allein seine Laufbahn war kurz; er starb gar bald, verschollen als ein unruhiger, unregelmäßiger

Jüngling. In dem, was er gethan, ob er gleich wenig geleistet, mochte seinen Landsleuten das Talent, der Charakter schätzenswerth vorkommen, wie denn die Deutschen immer gegen frühabgeschiedene, Gutes versprechende Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen haben; genug, uns ward Liscov sehr früh als ein vorzüglicher Satiriker, der sogar den Rang vor dem allgemein beliebten Rabener verlangen könnte, gepriesen und anempfohlen. Hierbei sahen wir uns freilich nicht gefördert; denn wir konnten in seinen Schriften weiter nichts erkennen, als daß er das Alberne albern gefunden habe, welches uns eine ganz natürliche Sache schien.

Rabener, wohl erzogen, unter gutem Schulunterricht aufgewachsen, von heiterer und keineswegs leidenschaftlicher oder gehässiger Natur, ergriff die allgemeine Satire. Sein Tadel der sogenannten Laster und Thorheiten entspringt aus reinen Ansichten des ruhigen Menschenverstandes und aus einem bestimmten sittlichen Begriff, wie die Welt sein sollte. Die Rüge der Fehler und Mängel ist harmlos und heiter; und damit selbst die geringe Kühnheit seiner Schriften entschuldigt werde, so wird vorausgesetzt, daß die Besserung der Thoren durchs Lächerliche kein fruchtloses Unternehmen sei.

Rabener's Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen. Als tüchtiger, genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Oberen; nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgiebt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr, als daß er sie bespottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Ebenso spaßt er über seinen eignen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod.

Die Art, wie dieser Schriftsteller seine Gegenstände behandelt, hat wenig Aesthetisches. In den äußeren Formen ist er zwar mannichfaltig genug, aber durchaus bedient er sich der direkten Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelnswürdige lobt und das Lobenswürdige tadelt, welches rednerische Mittel nur höchst selten angewendet werden sollte; denn auf die Dauer fällt es einsichtigen Menschen verdrießlich, die schwachen macht es irre und behagt freilich der großen Mittelklasse, welche ohne besonderen Geistesaufwand sich klüger dünken kann als Andere. Was er aber und wie er es auch vorbringt, zeugt von seiner

Rechtlichkeit, Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen; der unbegrenzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge.

Daß man zu seinen allgemeinen Schilderungen Musterbilder suchte und fand, war natürlich; daß Einzelne sich über ihn beschwerten, folgte daraus; seine allzu langen Vertheidigungen, daß seine Satire keine persönliche sei, zeugen von dem Verdruß, den man ihm erregt hat. Einige seiner Briefe setzen ihm als Menschen und Schriftsteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben, worin er die Dresdner Belagerung schildert, wie er sein Haus, seine Habseligkeiten, seine Schriften und Perücken verliert, ohne auch im Mindesten seinen Gleichmuth erschüttert, seine Heiterkeit getrübt zu sehen, ist höchst schätzenswerth, ob ihm gleich seine Zeit- und Stadtgenossen diese glückliche Gemüthsart nicht verzeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme seiner Kräfte, von seinem nahen Tode spricht, ist äußerst respektabel, und Rabener verdient, von allen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden.

Ungern reiße ich mich von ihm los, nur das bemerke ich noch: seine Satire bezieht sich durchaus auf den Mittelstand; er läßt hie und da vermerken, daß er die höheren auch wohl kenne, es aber nicht für räthlich halte, sie zu berühren. Man kann sagen, daß er keinen Nachfolger gehabt, daß sich Niemand gefunden, der sich ihm gleich oder ähnlich hätte halten dürfen.

Nun zur Kritik, und zwar vorerst zu den theoretischen Versuchen! Wir holen nicht zu weit aus, wenn wir sagen, daß damals das Ideelle sich aus der Welt in die Religion geflüchtet hatte, ja sogar in der Sittenlehre kaum zum Vorschein kam; von einem höchsten Prinzip der Kunst hatte Niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottsched's „Critische Dichtkunst" in die Hände: sie war brauchbar und belehrend genug; denn sie überlieferte von allen Dichtungsarten eine historische Kenntniß, sowie vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen desselben; das poetische Genie ward vorausgesetzt! Uebrigens aber sollte der Dichter Kenntnisse haben, ja gelehrt sein, er sollte Geschmack besitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazens Dichtkunst; wir staunten einzelne Goldsprüche dieses unschätzbaren Werks mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht

im Geringsten, was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen sollten.

Die Schweizer traten auf als Gottsched's Antagonisten, sie mußten doch also etwas Anderes thun, etwas Besseres leisten wollen; so hörten wir denn auch, daß sie wirklich vorzüglicher seien. Breitinger's „Critische Dichtkunst" ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen größeren Irrgarten, der desto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Uebersicht rechtfertige diese Worte.

Für die Dichtkunst an und für sich hatte man keinen Grundsatz finden können; sie war zu geistig und flüchtig. Die Malerei, eine Kunst, die man mit den Augen festhalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, schien zu solchem Ende günstiger; Engländer und Franzosen hatten schon über bildende Kunst theoretisirt, und man glaubte nun durch ein Gleichniß von daher die Poesie zu begründen. Jene stellte Bilder vor die Augen, diese vor die Phantasie; die poetischen Bilder also waren das Erste, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von den Gleichnissen an, Beschreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darstellbar gewesen wäre, kam zur Sprache.

Bilder also! Wo sollte man nun aber diese Bilder anders hernehmen als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie sie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden: sie enthält so vieles Unbedeutende, Unwürdige, man muß also wählen; was bestimmt aber die Wahl? Man muß das Bedeutende aufsuchen; was ist aber bedeutend?

Hierauf zu antworten, mögen sich die Schweizer lange bedacht haben; denn sie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja lustigen Einfall, indem sie sagen, am Bedeutendsten sei immer das Neue; und nachdem sie dies eine Weile überlegt haben, so finden sie, das Wunderbare sei immer neuer als alles Andere.

Nun hatten sie die poetischen Erfordernisse ziemlich beisammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares auch leer sein könne und ohne Bezug auf den Menschen. Ein solcher nothwendig geforderter Bezug müsse aber moralisch sein, woraus denn offenbar die Besserung des Menschen folge, und so habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es außer

allem anderen Geleisteten noch nützlich werde. Nach diesen sämmtlichen Erfordernissen wollte man nun die verschiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, sodann wunderbar und zugleich auch von sittlichem Zweck und Nutzen sei, sollte für die erste und oberste gelten. Und nach vieler Ueberlegung ward endlich dieser große Vorrang mit höchster Ueberzeugung der Aesopischen Fabel zugeschrieben.

So wunderlich uns jetzt eine solche Ableitung vorkommen mag, so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß so viele Andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man sehen, wie es die Menschen meinen, und aus den Meinungen voraussagen, was sie thun werden.

Doch wir dürfen unsere Schweizertheorie nicht verlassen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, soviel er sich auch bemüht, ist theoretisch und praktisch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einsichtsvoller Mann, dem, als er sich recht umsah, die sämmtlichen Erfordernisse einer Dichtung nicht entgingen; ja, es läßt sich nachweisen, daß er die Mängel seiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig ist z. B. seine Frage, ob ein gewisses beschreibendes Gedicht von König auf das Lustlager August's des Zweiten wirklich ein Gedicht sei, sowie die Beantwortung derselben guten Sinn zeigt. Zu seiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen, daß er, von einem falschen Punkte ausgehend, nach beinahe schon durchlaufenem Kreise doch noch auf die Hauptsache stößt und die Darstellung der Sitten, Charaktere, Leidenschaften, kurz, des inneren Menschen, auf den die Dichtkunst doch wol vorzüglich angewiesen ist, am Ende seines Buchs gleichsam als Zugabe anzurathen sich genöthigt findet.

In welche Verwirrung junge Geister durch solche ausgerenkte Maximen, halb verstandene Gesetze und zersplitterte Lehren sich versetzt fühlten, läßt sich wohl denken. Man hielt sich an Beispiele und war auch da nicht gebessert; die ausländischen standen zu weit ab, so sehr wie die alten, und aus den besten inländischen blickte jedesmal eine entschiedene Individualität hervor, deren Tugenden man sich nicht anmaßen

konnte, und in deren Fehler zu fallen, man fürchten mußte. Für Den, der etwas Produktives in sich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zustand.

Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günther's, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet: genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.

Durch ein unfertiges Betragen hatte sich Günther das Glück verscherzt, an dem Hofe August's des Zweiten angestellt zu werden, wo man zu allem übrigen Prunk sich auch nach einem Hofpoeten umsah, der den Festlichkeiten Schwung und Zierde geben und eine vorübergehende Pracht verewigen könnte. Von König war gesitteter und glücklicher, er bekleidete diese Stelle mit Würde und Beifall.

In allen souveränen Staaten kommt der Gehalt für die Dichtkunst von oben herunter, und vielleicht war das Lustlager bei Mühlberg der erste würdige, wo nicht nationelle, doch provinzielle Gegenstand, der vor einem Dichter auftrat. Zwei Könige, die sich in Gegenwart eines großen Heers begrüßen, ihr sämmtlicher Hof- und Kriegsstaat um sie her, wohlgehaltene Truppen, ein Scheinkrieg, Feste aller Art: Beschäftigung genug für den äußeren Sinn und überfließender Stoff für schildernde und beschreibende Poesie.

Freilich hatte dieser Gegenstand einen inneren Mangel, eben daß es nur Prunk und Schein war, aus dem keine That hervortreten konnte. Niemand außer den Ersten machte sich bemerkbar, und wenn es ja geschehen wäre, durfte der Dichter den Einen nicht hervorheben, um Andere nicht zu verletzen. Er

mußte den Hof- und Staatskalender zu Rathe ziehen, und die Zeichnung der Personen lief daher ziemlich trocken ab; ja, schon die Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, er habe die Pferde besser geschildert als die Menschen. Sollte dies aber nicht gerade zu seinem Lobe gereichen, daß er seine Kunst gleich da bewies, wo sich ein Gegenstand für dieselbe darbot? Auch scheint die Hauptschwierigkeit sich ihm bald offenbart zu haben; denn das Gedicht hat sich nicht über den ersten Gesang hinaus erstreckt.

Unter solchen Studien und Betrachtungen überraschte mich ein unvermuthetes Ereigniß und vereitelte das löbliche Vorhaben, unsere neuere Literatur von vorne herein kennen zu lernen. Mein Landsmann Johann Georg Schlosser hatte, nachdem er seine akademischen Jahre mit Fleiß und Anstrengung zugebracht, sich zwar in Frankfurt am Main auf den gewöhnlichen Weg der Advokatur begeben; allein sein strebender und das Allgemeine suchender Geist konnte sich aus mancherlei Ursachen in diese Verhältnisse nicht finden. Er nahm eine Stelle als Geheimsekretär bei dem Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, der sich in Treptow aufhielt, ohne Bedenken an; denn der Fürst war unter denjenigen Großen genannt, die auf eine edle und selbstständige Weise sich, die Ihrigen und das Ganze aufzuklären, zu bessern und zu höheren Zwecken zu vereinigen gedachten. Dieser Fürst Friedrich ist es, welcher, um sich wegen der Kinderzucht Raths zu erholen, an Rousseau geschrieben hatte, dessen bekannte Antwort mit der bedenklichen Phrase anfängt: „Si j'avais le malheur d'être né prince.“ —

Den Geschäften des Fürsten nicht allein, sondern auch der Erziehung seiner Kinder sollte nun Schlosser wo nicht vorstehen, doch mit Rath und That willig zu Handen sein. Dieser junge, edle, den besten Willen hegende Mann, der sich einer vollkommenen Reinigkeit der Sitten befliß, hätte durch eine gewisse trockene Strenge die Menschen leicht von sich entfernt, wenn nicht eine schöne und seltene literarische Bildung, seine Sprachkenntnisse, seine Fertigkeit, sich schriftlich sowol in Versen als in Prosa auszudrücken, Jedermann angezogen und das Leben mit ihm erleichtert hätte. Daß dieser durch Leipzig kommen würde, war mir angekündigt, und ich erwartete ihn mit Sehnsucht. Er kam und trat in einem kleinen Gast- oder Weinhause ab, das im Brühl lag und dessen Wirth Schönkopf hieß. Dieser hatte eine Frankfurterin zur Frau, und ob er gleich die übrige

Zeit des Jahres wenig Personen bewirthete und in das kleine Haus keine Gäste aufnehmen konnte, so war er doch Messenzeits von vielen Frankfurtern besucht, welche dort zu speisen und im Nothfall auch wol Quartier zu nehmen pflegten. Dorthin eilte ich, um Schlossern aufzusuchen, als er mir seine Ankunft melden ließ. Ich erinnerte mich kaum, ihn früher gesehen zu haben, und fand einen jungen, wohlgebauten Mann mit einem runden zusammengefaßten Gesicht, ohne daß die Züge deshalb stumpf gewesen wären. Die Form seiner gerundeten Stirn zwischen schwarzen Augenbrauen und Locken deutete auf Ernst, Strenge und vielleicht Eigensinn. Er war gewissermaßen das Gegentheil von mir, und eben dies begründete wol unsere dauerhafte Freundschaft. Ich hatte die größte Achtung für seine Talente, um so mehr, als ich gar wohl bemerkte, daß er mir in der Sicherheit dessen, was er that und leistete, durchaus überlegen war. Die Achtung und das Zutrauen, das ich ihm bewies, bestätigten seine Neigung und vermehrten die Nachsicht, die er mit meinem lebhaften, fahrigen und immer regsamen Wesen, im Gegensatz mit dem seinigen, haben mußte. Er studirte die Engländer fleißig, Pope war, wo nicht sein Muster, doch sein Augenmerk, und er hatte im Widerstreit mit dem „Versuch über den Menschen" jenes Schriftstellers ein Gedicht in gleicher Form und Silbenmaß geschrieben, welches der christlichen Religion über jenen Deismus den Triumph verschaffen sollte. Aus dem großen Vorrath von Papieren, die er bei sich führte, ließ er mir sodann poetische und prosaische Aufsätze in allen Sprachen sehen, die, indem sie mich zur Nachahmung aufriefen, mich abermals unendlich beunruhigten. Doch wußte ich mir durch Thätigkeit sogleich zu helfen. Ich schrieb an ihn gerichtete deutsche, französische, englische, italienische Gedichte, wozu ich den Stoff aus unseren Unterhaltungen nahm, welche durchaus bedeutend und unterrichtend waren.

Schlosser wollte nicht Leipzig verlassen, ohne die Männer, welche Namen hatten, von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Ich führte ihn gern zu den mir bekannten; die von mir noch nicht besuchten lernte ich auf diese Weise ehrenvoll kennen, weil er als ein unterrichteter, schon charakterisirter Mann mit Auszeichnung empfangen wurde und den Aufwand des Gesprächs recht gut zu bestreiten wußte. Unsern Besuch bei Gottsched darf ich nicht übergehen, indem die Sinnes- und Sittenweise dieses Mannes daraus hervortritt. Er wohnte sehr

anständig in dem ersten Stock des goldenen Bären, wo ihm der ältere Breitkopf wegen des großen Vortheils, den die Gottschedischen Schriften, Uebersetzungen und sonstigen Assistenzen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugesagt hatte.

Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Geberde, die er machte, nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu sagen; genug, wir glaubten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Scene; denn in dem Augenblick trat Gottsched, der große, breite, riesenhafte Mann, in einem gründamastnen, mit rothem Tafft gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Thüre herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt sein; denn der Bediente sprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitenthüre herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockner Geberde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Thüre hinaus wirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitätisch zu sitzen nöthigte und einen ziemlich langen Diskurs mit gutem Anstand durchführte.

So lange Schlosser in Leipzig blieb, speiste ich täglich mit ihm und lernte eine sehr angenehme Tischgesellschaft kennen. Einige Livländer und der Sohn des Oberhofpredigers Hermann in Dresden, nachheriger Burgemeister zu Leipzig, und ihre Hofmeister, Hofrath Pfeil, Verfasser des „Grafen von P.", eines Pendants zu Gellert's „Schwedischer Gräfin", Zachariä, ein Bruder des Dichters, und Krebel, Redacteur geographischer und genealogischer Handbücher, waren gesittete, heitre und freundliche Menschen. Zachariä der Stillste, Pfeil ein feiner, beinahe etwas Diplomatisches an sich habender Mann, doch ohne Ziererei und mit großer Gutmüthigkeit, Krebel ein wahrer Falstaff, groß, wohlbeleibt, blond, vorliegende, heitere, himmelhelle Augen, immer froh und guter Dinge. Diese Personen begegneten mir sämmtlich theils wegen Schlosser's, theils auch wegen meiner eigenen offenen Gutmüthigkeit und Zuthätigkeit auf das Allerartigste, und es brauchte kein großes Zureden,

künftig mit ihnen den Tisch zu theilen. Ich blieb wirklich nach Schlosser's Abreise bei ihnen, gab den Ludwigischen Tisch auf und befand mich in dieser geschlossenen Gesellschaft um so wohler, als mir die Tochter vom Hause, ein gar hübsches, nettes Mädchen, sehr wohl gefiel und mir Gelegenheit ward, freundliche Blicke zu wechseln, ein Behagen, das ich seit dem Unfall mit Gretchen weder gesucht noch zufällig gefunden hatte. Die Stunden des Mittagsessens brachte ich mit meinen Freunden heiter und nützlich zu. Krebel hatte mich wirklich lieb und wußte mich mit Maßen zu necken und anzuregen; Pfeil hingegen bewies mir eine ernste Neigung, indem er mein Urtheil über Manches zu leiten und zu bestimmen suchte.

Bei diesem Umgange wurde ich durch Gespräche, durch Beispiele und durch eignes Nachdenken gewahr, daß der erste Schritt, um aus der wässrigen, weitschweifigen, nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präzision und Kürze gethan werden könne. Bei dem bisherigen Stil konnte man das Gemeine nicht vom Besseren unterscheiden, weil Alles unter einander ins Flache gezogen wird. Schon hatten Schriftsteller diesem breiten Unheil zu entgehen gesucht, und es gelang ihnen mehr oder weniger. Haller und Ramler waren von Natur zum Gedrängten geneigt; Lessing und Wieland sind durch Reflexion dazu geführt worden. Der Erste wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der „Minna", lakonisch in „Emilia Galotti", später kehrte er erst zu einer heiteren Naivität zurück, die ihn so wohl kleidet im „Nathan". Wieland, der noch im „Agathon", „Don Sylvio", den „Komischen Erzählungen" mitunter prolix gewesen war, wird in „Musarion" und „Idris" auf eine wundersame Weise gefaßt und genau, mit großer Anmuth. Klopstock, in den ersten Gesängen der Messiade, ist nicht ohne Weitschweifigkeit; in den Oden und anderen kleinen Gedichten erscheint er gedrängt, so auch in seinen Tragödien. Durch seinen Wettstreit mit den Alten, besonders dem Tacitus, sieht er sich immer mehr ins Enge genöthigt, wodurch er zuletzt unverständlich und ungenießbar wird. Gerstenberg, ein schönes, aber bizarres Talent, nimmt sich auch zusammen, sein Verdienst wird geschätzt, macht aber im Ganzen wenig Freude. Gleim, weitschweifig, behaglich von Natur, wird kaum einmal konzis in den Kriegsliedern. Ramler ist eigentlich mehr Kritiker als Poet. Er fängt an, was Deutsche im Lyrischen geleistet, zu sammeln. Nun findet er, daß ihm

kaum ein Gedicht völlig genugthut; er muß auslassen, redigiren, verändern, damit die Dinge nur einige Gestalt bekommen. Hierdurch macht er sich fast so viel Feinde, als es Dichter und Liebhaber giebt, da sich Jeder eigentlich nur an seinen Mängeln wiedererkennt und das Publikum sich eher für ein fehlerhaftes Individuelle interessirt als für das, was nach einer allgemeinen Geschmacksregel hervorgebracht oder verbessert wird. Die Rhythmik lag damals noch in der Wiege, und Niemand wußte ein Mittel, ihre Kindheit zu verkürzen. Die poetische Prosa nahm überhand. Geßner und Klopstock erregten manche Nachahmer; Andere wieder forderten doch ein Silbenmaß und übersetzten diese Prose in faßliche Rhythmen. Aber auch Diese machten es Niemand zu Dank; denn sie mußten auslassen und zusetzen, und das prosaische Original galt immer für das Bessere. Je mehr aber bei allem diesem das Gedrungene gesucht wird, desto mehr wird Beurtheilung möglich, weil das Bedeutende, enger zusammengebracht, endlich eine sichere Vergleichung zuläßt. Es ergab sich auch zugleich, daß mehrere Arten von wahrhaft poetischen Formen entstanden; denn indem man von einem jeden Gegenstande, den man nachbilden wollte, nur das Nothwendige darzustellen suchte, so mußte man einem jeden Gerechtigkeit widerfahren lassen, und auf diese Weise, ob es gleich Niemand mit Bewußtsein that, vermannichfaltigten sich die Darstellungsweisen, unter welchen es freilich auch fratzenhafte gab und mancher Versuch unglücklich ablief.

Ganz ohne Frage besaß Wieland unter Allen das schönste Naturell. Er hatte sich früh in jenen ideellen Regionen ausgebildet, wo die Jugend so gern verweilt; da ihm aber diese durch das, was man Erfahrung nennt, durch Begegnisse an Welt und Weibern verleidet wurden, so warf er sich auf die Seite des Wirklichen und gefiel sich und Andern im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst im leichten Gefecht sein Talent am Allerschönsten zeigte. Wie manche seiner glänzenden Produktionen fallen in die Zeit meiner akademischen Jahre! „Musarion" wirkte am Meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Aushängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Oeser mittheilte. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte. Alles, was in Wieland's Genie plastisch ist, zeigte sich hier aufs Vollkommenste, und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon sich

zuletzt wieder mit seinem Mädchen und der Welt versöhnt, so mag man die menschenfeindliche Epoche wol auch mit ihm durchleben. Uebrigens gab man diesen Werken sehr gern einen heiteren Widerwillen gegen erhöhte Gesinnungen zu, welche bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben öfters der Schwärmerei verdächtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache.

Wie kümmerlich die Kritik solchen Arbeiten damals entgegenkam, läßt sich aus den ersten Bänden der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" ersehen. Der „Komischen Erzählungen" geschieht ehrenvolle Erwähnung; aber hier ist keine Spur von Einsicht in den Charakter der Dichtart selbst. Der Rezensent hatte seinen Geschmack, wie damals alle, an Beispielen gebildet. Hier ist nicht bedacht, daß man vor allen Dingen bei Beurtheilung solcher parodistischen Werke den originalen edlen, schönen Gegenstand vor Augen haben müsse, um zu sehen, ob der Parodist ihm wirklich eine schwache und komische Seite abgewonnen, ob er ihm etwas geborgt oder unter dem Schein einer solchen Nachahmung vielleicht gar selbst eine treffliche Erfindung geliefert. Von allem dem ahnet man nichts, sondern die Gedichte werden stellenweis gelobt und getadelt. Der Rezensent hat, wie er selbst gesteht, so viel, was ihm gefallen, angestrichen, daß er nicht einmal im Druck Alles anführen kann. Kommt man nun gar der höchst verdienstlichen Uebersetzung Shakespeare's mit dem Ausruf entgegen: „Von Rechts wegen sollte man einen Mann wie Shakespeare gar nicht übersetzt haben," so begreift sich ohne Weiteres, wie unendlich weit die „Allgemeine deutsche Bibliothek" in Sachen des Geschmacks zurück war, und daß junge Leute, von wahrem Gefühl belebt, sich nach anderen Leitsternen umzusehen hatten.

Den Stoff, der auf diese Weise mehr oder weniger die Form bestimmte, suchten die Deutschen überall auf. Sie hatten wenig oder keine Nationalgegenstände behandelt. Schlegel's „Herrmann" deutete nur darauf hin. Die idyllische Tendenz verbreitete sich unendlich. Das Charakterlose der Geßner'schen, bei großer Anmuth und kindlicher Herzlichkeit, machte Jeden glauben, daß er etwas Aehnliches vermöge. Ebenso blos aus dem Allgemeinmenschlichen gegriffen waren jene Gedichte, die ein Fremdnationelles darstellen sollten, z. B. die jüdischen

Schäfergedichte, überhaupt die patriarchalischen und was sich sonst auf das Alte Testament bezog. Bodmer's „Noachide" war ein vollkommenes Symbol der um den deutschen Parnaß angeschwollenen Wasserfluth, die sich nur langsam verlief. Das Anakreontische Gegängel ließ gleichfalls unzählige mittelmäßige Köpfe im Breiten herumschwanken. Die Präzision des Horaz nöthigte die Deutschen, doch nur langsam, sich ihm gleichzustellen. Komische Heldengedichte, meist nach dem Vorbild von Pope's „Lockenraub", dienten auch nicht, eine bessere Zeit herbeizuführen.

Noch muß ich hier eines Wahnes gedenken, der so ernsthaft wirkte, als er lächerlich sein muß, wenn man ihn näher beleuchtet. Die Deutschen hatten nunmehr genugsam historische Kenntniß von allen Dichtarten, worinne sich die verschiedenen Nationen ausgezeichnet hatten. Von Gottsched war schon dieses Fächerwerk, welches eigentlich den inneren Begriff von Poesie zu Grunde richtet, in seiner „Critischen Dichtkunst" ziemlich vollständig zusammengezimmert und zugleich nachgewiesen, daß auch schon deutsche Dichter mit vortrefflichen Werken alle Rubriken auszufüllen gewußt. Und so ging es denn immer fort. Jedes Jahr wurde die Kollektion ansehnlicher; aber auch jedes Jahr vertrieb eine Arbeit die andere aus dem Lokal, in dem sie bisher geglänzt hatte. Wir besaßen nunmehr, wo nicht Homere, doch Virgile und Miltone, wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theokriten war kein Mangel, und so wiegte man sich mit Vergleichungen nach außen, indem die Masse poetischer Werke immer wuchs, damit auch endlich eine Vergleichung nach innen stattfinden konnte.

Stand es nun mit den Sachen des Geschmacks auf einem sehr schwankenden Fuße, so konnte man jener Epoche auf keine Weise streitig machen, daß innerhalb des protestantischen Theils von Deutschland und der Schweiz sich dasjenige gar lebhaft zu regen anfing, was man Menschenverstand zu nennen pflegt. Die Schulphilosophie, welche jederzeit das Verdienst hat, alles dasjenige, wornach der Mensch nur fragen kann, nach angenommenen Grundsätzen, in einer beliebten Ordnung, unter bestimmten Rubriken vorzutragen, hatte sich durch das oft Dunkle und Unnützscheinende ihres Inhalts, durch unzeitige Anwendung einer an sich respektablen Methode und durch die allzu große Verbreitung über so viele Gegenstände der Menge fremd, ungenießbar und endlich entbehrlich gemacht. Mancher gelangte zur

Ueberzeugung, daß ihm wol die Natur so viel guten und geraden Sinn zur Ausstattung gegönnt habe, als er ungefähr bedürfe, sich von den Gegenständen einen so deutlichen Begriff zu machen, daß er mit ihnen fertig werden und zu seinem und Anderer Nutzen damit gebahren könne, ohne gerade sich um das Allgemeinste mühsam zu bekümmern und zu forschen, wie doch die entferntesten Dinge, die uns nicht sonderlich berühren, wol zusammenhangen möchten. Man machte den Versuch, man that die Augen auf, sah gerade vor sich hin, war aufmerksam, fleißig, thätig und glaubte, wenn man in seinem Kreis richtig urtheile und handle, sich auch wol herausnehmen zu dürfen, über Anderes, was entfernter lag, mitzusprechen.

Nach einer solchen Vorstellung war nun Jeder berechtiget, nicht allein zu philosophiren, sondern sich auch nach und nach für einen Philosophen zu halten. Die Philosophie war also ein mehr oder weniger gesunder und geübter Menschenverstand, der es wagte, ins Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen. Ein heller Scharfsinn und eine besondere Mäßigkeit, indem man durchaus die Mittelstraße und Billigkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verschaffte solchen Schriften und mündlichen Aeußerungen Ansehen und Zutrauen, und so fanden sich zuletzt Philosophen in allen Fakultäten, ja in allen Ständen und Hantirungen.

Auf diesem Wege mußten die Theologen sich zu der sogenannten natürlichen Religion hinneigen, und wenn zur Sprache kam, inwiefern das Licht der Natur uns in der Erkenntniß Gottes, der Verbesserung und Veredlung unserer selbst zu fördern hinreichend sei, so wagte man gewöhnlich, sich zu dessen Gunsten ohne viel Bedenken zu entscheiden. Aus jenem Mäßigkeitsprinzip gab man sodann sämmtlichen positiven Religionen gleiche Rechte, wodurch denn eine mit der andern gleichgiltig und unsicher wurde. Uebrigens ließ man denn doch aber Alles bestehen, und weil die Bibel so voller Gehalt ist, daß sie mehr als jedes andere Buch Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit zu Betrachtungen über die menschlichen Dinge darbietet, so konnte sie durchaus nach wie vor bei allen Kanzelreden und sonstigen religiosen Verhandlungen zum Grunde gelegt werden.

Allein diesem Werke stand, sowie den sämmtlichen Profanskribenten, noch ein eigenes Schicksal bevor, welches im Laufe der Zeit nicht abzuwenden war. Man hatte nämlich bisher auf Treu und Glauben angenommen, daß dieses Buch der

Bücher in einem Geiste verfaßt, ja daß es von dem göttlichen Geiste eingehaucht und gleichsam diktirt sei. Doch waren schon längst von Gläubigen und Ungläubigen die Ungleichheiten der verschiedenen Theile desselben bald gerügt, bald vertheidigt worden. Engländer, Franzosen, Deutsche hatten die Bibel mit mehr oder weniger Heftigkeit, Scharfsinn, Frechheit, Muthwillen angegriffen, und ebenso war sie wieder von ernsthaften, wohldenkenden Menschen einer jeden Nation in Schutz genommen worden. Ich für meine Person hatte sie lieb und werth; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, Alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weise wirksam gewesen. Mir mißfielen daher die ungerechten, spöttlichen und verdrehenden Angriffe; doch war man damals schon so weit, daß man theils als einen Hauptvertheidigungsgrund vieler Stellen sehr willig annahm, Gott habe sich nach der Denkweise und Fassungskraft der Menschen gerichtet, ja die vom Geiste Getriebenen hätten doch deswegen nicht ihren Charakter, ihre Individualität verleugnen können, und Amos als Kuhhirte führe nicht die Sprache Jesaia's, welcher ein Prinz solle gewesen sein.

Aus solchen Gesinnungen und Ueberzeugungen entwickelte sich, besonders bei immer wachsenden Sprachkenntnissen, gar natürlich jene Art des Studiums, daß man die orientalischen Lokalitäten, Nationalitäten, Naturprodukte und Erscheinungen genauer zu studiren und sich auf diese Weise jene alte Zeit zu vergegenwärtigen suchte. Michaelis legte die ganze Gewalt seines Talents und seiner Kenntnisse auf diese Seite. Reisebeschreibungen wurden ein kräftiges Hilfsmittel zu Erklärung der heiligen Schriften, und neuere Reisende, mit vielen Fragen ausgerüstet, sollten durch Beantwortung derselben für die Propheten und Apostel zeugen.

Indessen aber man von allen Seiten bemüht war, die heiligen Schriften zu einem natürlichen Anschauen heranzuführen und die eigentliche Denk- und Vorstellungsweise derselben allgemeiner faßlich zu machen, damit durch diese historisch-kritische Ansicht mancher Einwurf beseitigt, manches Anstößige getilgt und jede schale Spötterei unwirksam gemacht würde, so trat in einigen Männern gerade die entgegengesetzte Sinnesart hervor, indem solche die dunkelsten, geheimnißvollsten Schriften zum Gegenstand ihrer Betrachtungen wählten und solche aus sich

selbst durch Konjekturen, Rechnungen und andere geistreiche und seltsame Kombinationen zwar nicht aufhellen, aber doch bekräftigen und, insofern sie Weissagungen enthielten, durch den Erfolg begründen und dadurch einen Glauben an das Nächstzuerwartende rechtfertigen wollten.

Der ehrwürdige Bengel hatte seinen Bemühungen um die Offenbarung Johannis dadurch einen entschiedenen Eingang verschafft, daß er als ein verständiger, rechtschaffener, gottesfürchtiger, als ein Mann ohne Tadel bekannt war. Tiefe Gemüther sind genöthigt, in der Vergangenheit sowie in der Zukunft zu leben. Das gewöhnliche Treiben der Welt kann ihnen von keiner Bedeutung sein, wenn sie nicht in dem Verlauf der Zeiten bis zur Gegenwart enthüllte Prophezeiungen und in der nächsten wie in der fernsten Zukunft verhüllte Weissagungen verehren. Hierdurch entspringt ein Zusammenhang, der in der Geschichte vermißt wird, die uns nur ein zufälliges Hin- und Wiederschwanken in einem nothwendig geschlossenen Kreise zu überliefern scheint. Doktor Crusius gehörte zu Denen, welchen der prophetische Theil der heiligen Schriften am Meisten zusagte, indem er die zwei entgegengesetztesten Eigenschaften des menschlichen Wesens zugleich in Thätigkeit setzt, das Gemüth und den Scharfsinn. Dieser Lehre hatten sich viele Jünglinge gewidmet und bildeten schon eine ansehnliche Masse, die um desto mehr in die Augen fiel, als Ernesti mit den Seinigen das Dunkel, in welchem Jene sich gefielen, nicht aufzuhellen, sondern völlig zu vertreiben drohte. Daraus entstanden Händel, Haß und Verfolgung und manches Unannehmliche. Ich hielt mich zur klaren Partei und suchte mir ihre Grundsätze und Vortheile zuzueignen, ob ich mir gleich zu ahnen erlaubte, daß durch diese höchst löbliche, verständige Auslegungsweise zuletzt der poetische Gehalt jener Schriften mit dem prophetischen verloren gehen müsse.

Näher aber lag Denen, welche sich mit deutscher Literatur und schönen Wissenschaften abgaben, die Bemühung solcher Männer, die, wie Jerusalem, Zollikofer, Spalding, in Predigten und Abhandlungen durch einen guten und reinen Stil der Religion und der ihr so nah verwandten Sittenlehre auch bei Personen von einem gewissen Sinn und Geschmack Beifall und Anhänglichkeit zu erwerben suchten. Eine gefällige Schreibart fing an durchaus nöthig zu werden, und weil eine solche vor allen Dingen faßlich sein muß, so standen von vielen Seiten Schriftsteller auf, welche von ihren Studien, ihrem Metier klar,

deutlich, eindringlich und sowol für die Kenner als für die Menge zu schreiben unternahmen.

Nach dem Vorgange eines Ausländers, Tissot, fingen nunmehr auch die Aerzte mit Eifer an, auf die allgemeine Bildung zu wirken. Sehr großen Einfluß hatten Haller, Unzer, Zimmermann, und was man im Einzelnen gegen sie, besonders gegen den Letzten auch sagen mag, sie waren zu ihrer Zeit sehr wirksam. Und davon sollte in der Geschichte, vorzüglich aber in der Biographie die Rede sein; denn nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern insofern er wirkt und genießt und Andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung.

Die Rechtsgelehrten, von Jugend auf gewöhnt an einen abstrusen Stil, welcher sich in allen Expeditionen, von der Kanzellei des unmittelbaren Ritters bis auf den Reichstag zu Regensburg auf die barockste Weise erhielt, konnten sich nicht leicht zu einer gewissen Freiheit erheben, um so weniger, als die Gegenstände, welche sie zu behandeln hatten, mit der äußeren Form und folglich auch mit dem Stil aufs Genaueste zusammenhingen. Doch hatte der jüngere von Moser sich schon als ein freier und eigenthümlicher Schriftsteller bewiesen und Pütter durch die Klarheit seines Vortrags auch Klarheit in seinen Gegenstand und den Stil gebracht, womit er behandelt werden sollte. Alles, was aus seiner Schule hervorging, zeichnet sich dadurch aus. Und nun fanden die Philosophen selbst sich genöthigt, um popular zu sein, auch deutlich und faßlich zu schreiben. Mendelssohn, Garve traten auf und erregten allgemeine Theilnahme und Bewunderung.

Mit der Bildung der deutschen Sprache und des Stils in jedem Fache wuchs auch die Urtheilsfähigkeit, und wir bewundern in jener Zeit Rezensionen von Werken über religiose und sittliche Gegenstände, sowie über ärztliche, wenn wir dagegen bemerken, daß die Beurtheilungen von Gedichten und was sich sonst auf schöne Literatur beziehen mag, wo nicht erbärmlich, doch wenigstens sehr schwach befunden werden. Dieses gilt sogar von den Literaturbriefen und von der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" wie von der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", wovon man gar leicht bedeutende Beispiele anführen könnte.

Dieses Alles mochte jedoch so bunt durcheinandergehen, als es wollte, so blieb einem Jeden, der etwas aus sich zu produziren gedachte, der nicht seinen Vorgängern die Worte und

Phrasen nur aus dem Munde nehmen wollte, nichts weiter übrig, als sich früh und spät nach einem Stoffe umzusehen, den er zu benutzen gedächte. Auch hier wurden wir sehr in der Irre herumgeführt. Man trug sich mit einem Worte von Kleist, das wir oft genug hören mußten. Er hatte nämlich gegen Diejenigen, welche ihn wegen seiner öftern einsamen Spaziergänge beriefen, scherzhaft, geistreich und wahrhaft geantwortet: er sei dabei nicht müssig, er gehe auf die Bilderjagd. Einem Edelmann und Soldaten ziemte dies Gleichniß wohl, der sich dadurch Männern seines Standes gegenüberstellte, die mit der Flinte im Arm auf die Hasen- und Hühnerjagd, so oft sich nur Gelegenheit zeigte, auszugehen nicht versäumten. Wir finden daher in Kleistens Gedichten von solchen einzelnen, glücklich aufgehaschten, obgleich nicht immer glücklich verarbeiteten Bildern gar Manches, was uns freundlich an die Natur erinnert. Nun aber ermahnte man uns auch ganz ernstlich, auf die Bilderjagd auszugehen, die uns denn doch zuletzt nicht ganz ohne Frucht ließ, obgleich Apel's Garten, die Kuchengärten, das Rosenthal, Gohlis, Raschwitz und Konnewitz das wunderlichste Revier sein mochte, um poetisches Wildpret darin aufzusuchen. Und doch ward ich aus jenem Anlaß öfters bewogen, meinen Spaziergang einsam anzustellen, und weil weder von schönen noch erhabenen Gegenständen dem Beschauer viel entgegentrat und in dem wirklich herrlichen Rosenthale zur besten Jahrszeit die Mücken keinen zarten Gedanken aufkommen ließen, so ward ich bei unermüdet fortgesetzter Bemühung auf das Kleinleben der Natur (ich möchte dieses Wort nach der Analogie von Stilleben gebrauchen) höchst aufmerksam, und weil die zierlichen Begebenheiten, die man in diesem Kreise gewahr wird, an und für sich wenig vorstellen, so gewöhnte ich mich, in ihnen eine Bedeutung zu sehen, die sich bald gegen die symbolische, bald gegen die allegorische Seite hinneigte, je nachdem Anschauung, Gefühl oder Reflexion das Uebergewicht behielt. Ein Ereigniß statt vieler gedenke ich zu erzählen.

Ich war nach Menschenweise in meinen Namen verliebt und schrieb ihn, wie junge und ungebildete Leute zu thun pflegen, überall an. Einst hatte ich ihn auch sehr schön und genau in die glatte Rinde eines Lindenbaums von mäßigem Alter geschnitten. Den Herbst darauf, als meine Neigung zu Annetten in ihrer besten Blüthe war, gab ich mir die Mühe, den ihrigen oben darüber zu schneiden. Indessen hatte ich gegen Ende des

Winters, als ein launischer Liebender, manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um sie zu quälen und ihr Verdruß zu machen; Frühjahrs besuchte ich zufällig die Stelle, und der Saft, der mächtig in die Bäume trat, war durch die Einschnitte, die ihren Namen bezeichneten und die noch nicht verharscht waren, hervorgequollen und benetzte mit unschuldigen Pflanzenthränen die schon hart gewordenen Züge des meinigen. Sie also hier über mich weinen zu sehen, der ich oft ihre Thränen durch meine Unarten hervorgerufen hatte, setzte mich in Bestürzung. In Erinnerung meines Unrechts und ihrer Liebe kamen mir selbst die Thränen in die Augen, ich eilte, ihr Alles doppelt und dreifach abzubitten, verwandelte dies Ereigniß in eine Idylle, die ich niemals ohne Neigung lesen und ohne Rührung Anderen vortragen konnte.

Indem ich nun als ein Schäfer an der Pleiße mich in solche zarte Gegenstände kindlich genug vertiefte und immer nur solche wählte, die ich geschwind in meinen Busen zurückführen konnte, so war für deutsche Dichter von einer größeren und wichtigeren Seite her längst gesorgt gewesen.

Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist.

Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt.

Ramler singt auf eine andere, höchst würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, be-

schäftigen uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth.

Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht leugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent durch Behandlung aus Allem Alles machen und den widerspänstigsten Stoff bezwingen könne. Genau besehen entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als Derjenige, in dessen Namen sie Alles thaten, ein- für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die französische Kolonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten eine Masse französischer Kultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; ebenso war die Abneigung Friedrich's gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens ein Glück. Man that Alles, um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung, man that, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Rechte anerkennen und schätzen solle. Dies geschah nicht und konnte nicht geschehen; denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzu spät entwickelt und genießbar zu sehen? In Handwerks- und Fabriksachen mochte er wol sich, besonders aber seinem Volke statt fremder vortrefflicher Waaren sehr mäßige Surrogate aufnöthigen; aber hier geht Alles geschwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen.

Eines Werks aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjäh-

rigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that: „Minna von Barnhelm". Lessing, der im Gegensatze von Klopstock und Gleim die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Kriegs gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowol an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.

Habe ich durch diese kursorischen und desultorischen Bemerkungen über deutsche Literatur meine Leser in einige Verwirrung gesetzt, so ist es mir geglückt, eine Vorstellung von jenem chaotischen Zustande zu geben, in welchem sich mein armes Gehirn befand, als im Konflikt zweier für das literarische Vaterland so bedeutender Epochen so viel Neues auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, so viel Altes sein Recht noch über mich gelten machte, da ich schon Ursache zu haben glaubte, ihm völlig entsagen zu dürfen. Welchen Weg ich einschlug, mich aus dieser Noth, wenn auch nur Schritt vor Schritt zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu überliefern suchen.

Die weitschweifige Periode, in welche meine Jugend ge-

fallen war, hatte ich treufleißig in Gesellschaft so vieler würdigen Männer durchgearbeitet. Die mehreren Quartbände Manuskript, die ich meinem Vater zurückließ, konnten zum genugsamen Zeugnisse dienen, und welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Vorsätzen war mehr aus Mißmuth als aus Ueberzeugung in Rauch aufgegangen! Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch so manche widerstreitende Meinung, besonders aber durch meinen Tischgenossen, den Hofrath Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Konzise der Behandlung mehr und mehr schätzen, ohne mir jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen und wie dieses zu erreichen sei. Denn bei der großen Beschränktheit meines Zustandes, bei der Gleichgiltigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen war ich genöthigt, Alles in mir selbst zu suchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierem Silbenmaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meist eine epigrammatische Wendung.

Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowol meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wol Niemand nöthiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein ein gewagter Versuch ist.

Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Aennchen übergetragen, von der ich nicht mehr zu sagen wüßte, als daß sie jung, hübsch, munter, liebevoll und so angenehm war, daß sie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden,

um ihr jede Verehrung zu widmen, welche zu ertheilen oft mehr Behagen erregt als zu empfangen. Ich sah sie täglich ohne Hindernisse, sie half die Speisen bereiten, die ich genoß, sie brachte mir wenigstens Abends den Wein, den ich trank, und schon unsere mittägige abgeschlossene Tischgesellschaft war Bürge, daß das kleine, von wenig Gästen außer der Messe besuchte Haus seinen guten Ruf wohl verdiente. Es fand sich zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit und Lust. Da sie sich aber aus dem Hause wenig entfernen konnte noch durfte, so wurde denn doch der Zeitvertreib etwas mager. Wir sangen die Lieder von Zachariä, spielten den „Herzog Michel" von Krüger, wobei ein zusammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der Nachtigall vertreten mußte, und so ging es eine Zeit lang noch ganz leidlich. Weil aber dergleichen Verhältnisse, je unschuldiger sie sind, desto weniger Mannichfaltigkeit auf die Dauer gewähren, so ward ich von jener bösen Sucht befallen, die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen. Die böse Laune über das Mißlingen meiner poetischen Versuche, über die anscheinende Unmöglichkeit, hierüber ins Klare zu kommen, und über Alles, was mich hie und da sonst kneipen mochte, glaubte ich an ihr auslassen zu dürfen, weil sie mich wirklich von Herzen liebte und, was sie nur immer konnte, mir zu Gefallen that. Durch ungegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb ich mir und ihr die schönsten Tage. Sie ertrug es eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die ich grausam genug war aufs Aeußerste zu treiben. Allein zu meiner Beschämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß sich ihr Gemüth von mir entfernt habe und daß ich nun wol zu den Tollheiten berechtigt sein möchte, die ich mir ohne Noth und Ursache erlaubt hatte. Es gab auch schreckliche Scenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann; und nun fühlte ich erst, daß ich sie wirklich liebte und daß ich sie nicht entbehren könne. Meine Leidenschaft wuchs und nahm alle Formen an, deren sie unter solchen Umständen fähig ist, ja zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Alles Mögliche suchte ich hervor, um ihr gefällig zu sein, ihr sogar durch Andere Freude zu verschaffen; denn ich konnte mir die Hoffnung, sie wiederzugewinnen, nicht versagen. Allein es war zu spät, ich hatte sie wirklich verloren, und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir selbst rächte, indem ich auf

mancherlei unsinnige Weise in meine physische Natur stürmte, um der sittlichen etwas zu Leide zu thun, hat sehr viel zu den körperlichen Uebeln beigetragen, unter denen ich einige der besten Jahre meines Lebens verlor; ja, ich wäre vielleicht an diesem Verlust völlig zu Grunde gegangen, hätte sich nicht hier das poetische Talent mit seinen Heilkräften besonders hilfreich erwiesen.

Schon früher hatte ich in manchen Intervallen meine Unart deutlich genug wahrgenommen. Das arme Kind dauerte mich wirklich, wenn ich sie so ganz ohne Noth von mir verletzt sah. Ich stellte mir ihre Lage, die meinige und dagegen den zufriedenen Zustand eines anderen Paares aus unserer Gesellschaft so oft und so umständlich vor, daß ich endlich nicht lassen konnte, diese Situation zu einer quälenden und belehrenden Buße dramatisch zu behandeln. Daraus entsprang die älteste meiner überbliebenen dramatischen Arbeiten, das kleine Stück „Die Laune des Verliebten", an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird.

Allein mich hatte eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt schon früher angesprochen. Bei meiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Sozietät unterminirt ist. Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, Alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten, und Jedermann beträgt sich daselbst anständig genug; aber im Innern sieht es öfters um desto wüster aus, und ein glattes Aeußere übertüncht als ein schwacher Bewurf manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zu Rettung und Hilfe öfters die Hand geboten; denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit keine Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am Liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit, zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten, und was sonst nur Alles geleistet werden kann, wobei

es nicht fehlen konnte, daß ich sowol an mir selbst als durch Andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um mir Luft zu verschaffen, entwarf ich mehrere Schauspiele und schrieb die Expositionen von den meisten. Da aber die Verwicklungen jederzeit ängstlich werden mußten und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten, ließ ich eins nach dem anderen fallen. „Die Mitschuldigen" sind das einzige fertig gewordene, dessen heiteres und burleskes Wesen auf dem düsteren Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet erscheint, so daß es bei der Vorstellung im Ganzen ängstiget, wenn es im Einzelnen ergetzt. Die hart ausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen verletzen das ästhetische und moralische Gefühl, und deswegen konnte das Stück auf dem deutschen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen desselben, welche sich fern von jenen Klippen gehalten, mit Beifall aufgenommen worden.

Beide genannte Stücke jedoch sind, ohne daß ich mir dessen bewußt gewesen wäre, in einem höheren Gesichtspunkt geschrieben. Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: „Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf!"

Ueber diesen Ernst, der meine ersten Stücke verdüsterte, beging ich den Fehler, sehr günstige Motive zu versäumen, welche ganz entschieden in meiner Natur lagen. Es entwickelte sich nämlich unter jenen ernsten, für einen jungen Menschen fürchterlichen Erfahrungen in mir ein verwegner Humor, der sich dem Augenblick überlegen fühlt, nicht allein keine Gefahr scheut, sondern sie vielmehr muthwillig herbeilockt. Der Grund davon lag in dem Uebermuthe, in welchem sich das kräftige Alter so sehr gefällt, und der, wenn er sich possenhaft äußert, sowol im Augenblick als in der Erinnerung viel Vergnügen macht. Diese Dinge sind so gewöhnlich, daß sie in dem Wörterbuche unserer jungen akademischen Freunde Suiten genannt werden, und daß man wegen der nahen Verwandtschaft ebenso gut Suiten reißen sagt, als Possen reißen.

Solche humoristische Kühnheiten, mit Geist und Sinn auf das Theater gebracht, sind von der größten Wirkung. Sie unterscheiden sich von der Intrigue dadurch, daß sie momentan sind und daß ihr Zweck, wenn sie ja einen haben sollten, nicht in der Ferne liegen darf. Beaumarchais hat ihren ganzen

Werth gefaßt, und die Wirkungen seiner Figaro's entspringen vorzüglich daher. Wenn nun solche gutmüthige Schalks- und Halbschelmenstreiche zu edlen Zwecken mit persönlicher Gefahr ausgeübt werden, so sind die daraus entspringenden Situationen, ästhetisch und moralisch betrachtet, für das Theater von dem größten Werth; wie denn z. B. die Oper „Der Wasserträger" vielleicht das glücklichste Sujet behandelt, das wir je auf dem Theater gesehen haben.

Um die unendliche Langeweile des täglichen Lebens zu erheitern, übte ich unzählige solcher Streiche, theils ganz vergeblich, theils zu Zwecken meiner Freunde, denen ich gern gefällig war. Für mich selbst wüßte ich nicht, daß ich ein einzig Mal hiebei absichtlich gehandelt hätte; auch kam ich niemals darauf, ein Unterfangen dieser Art als einen Gegenstand für die Kunst zu betrachten; hätte ich aber solche Stoffe, die mir so nahe zur Hand lagen, ergriffen und ausgebildet, so wären meine ersten Arbeiten heiterer und brauchbarer gewesen. Einiges, was hierher gehört, kommt zwar später bei mir vor, aber einzeln und absichtlos.

Denn da uns das Herz immer näher liegt als der Geist und uns dann zu schaffen macht, wenn dieser sich wohl zu helfen weiß, so waren mir die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigsten erschienen. Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über alle das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Auch hier suchte ich das, was mich quälte, in einem Lied, einem Epigramm, in irgend einem Reim loszuwerden, die, weil sie sich auf die eigensten Gefühle und auf die besondersten Umstände bezogen, kaum jemand Anderes interessiren konnten als mich selbst.

Meine äußeren Verhältnisse hatten sich indessen nach Verlauf weniger Zeit gar sehr verändert. Madame Böhme war nach einer langen und traurigen Krankheit endlich gestorben; sie hatte mich zuletzt nicht mehr vor sich gelassen. Ihr Mann konnte nicht sonderlich mit mir zufrieden sein; ich schien ihm nicht fleißig genug und zu leichtsinnig. Besonders nahm er es mir sehr übel, als ihm verrathen wurde, daß ich im deutschen Staatsrechte, anstatt gehörig nachzuschreiben, die darin aufgeführten Personen, als den Kammerrichter, die Präsidenten und Beisitzer mit seltsamen Perücken an dem Rand meines Heftes

abgebildet und durch diese Possen meine aufmerksamen Nachbarn zerstreut und zum Lachen gebracht hatte. Er lebte nach dem Verlust seiner Frau noch eingezogener als vorher, und ich vermied ihn zuletzt, um seinen Vorwürfen auszuweichen. Besonders aber war es ein Unglück, daß Gellert sich nicht der Gewalt bedienen wollte, die er über uns hätte ausüben können. Freilich hatte er nicht Zeit, den Beichtvater zu machen und sich nach der Sinnesart und den Gebrechen eines Jeden zu erkundigen; daher nahm er die Sache sehr im Ganzen und glaubte uns mit den kirchlichen Anstalten zu bezwingen, deswegen er gewöhnlich, wenn er uns einmal vor sich ließ, mit gesenktem Köpfchen und der weinerlich angenehmen Stimme zu fragen pflegte, ob wir denn auch fleißig in die Kirche gingen, wer unser Beichtvater sei und ob wir das heilige Abendmahl genössen. Wenn wir nun bei diesem Examen schlecht bestanden, so wurden wir mit Wehklagen entlassen; wir waren mehr verdrießlich als erbaut, konnten aber doch nicht umhin, den Mann herzlich lieb zu haben.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, aus meiner früheren Jugend etwas nachzuholen, um anschaulich zu machen, wie die großen Angelegenheiten der kirchlichen Religion mit Folge und Zusammenhang behandelt werden müssen, wenn sie sich fruchtbar, wie man von ihr erwartet, beweisen soll. Der protestantische Gottesdienst hat zu wenig Fülle und Konsequenz, als daß er die Gemeine zusammenhalten könnte; daher geschieht es leicht, daß Glieder sich von ihr absondern und entweder kleine Gemeinen bilden oder ohne kirchlichen Zusammenhang neben einander geruhig ihr bürgerliches Wesen treiben. So klagte man schon vor geraumer Zeit, die Kirchgänger verminderten sich von Jahr zu Jahr und in eben dem Verhältniß die Personen, welche den Genuß des Nachtmahls verlangten. Was Beides, besonders aber das Letztere betrifft, liegt die Ursache sehr nah; doch wer wagt sie auszusprechen? Wir wollen es versuchen.

In sittlichen und religiosen Dingen, ebensowol als in physischen und bürgerlichen, mag der Mensch nicht gern etwas aus dem Stegreife thun: eine Folge, woraus Gewohnheit entspringt, ist ihm nöthig; das, was er lieben und leisten soll, kann er sich nicht einzeln, nicht abgerissen denken, und um etwas gern zu wiederholen, muß es ihm nicht fremd geworden sein. Fehlt es dem protestantischen Kultus im Ganzen an Fülle, so

untersuche man das Einzelne, und man wird finden, der Protestant hat zu wenig Sakramente, ja er hat nur eins, bei dem er sich thätig erweist, das Abendmahl; denn die Taufe sieht er nur an Anderen vollbringen, und es wird ihm nicht wohl dabei. Die Sakramente sind das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer außerordentlichen göttlichen Gunst und Gnade. In dem Abendmahle sollen die irdischen Lippen ein göttliches Wesen verkörpert empfangen und unter der Form irdischer Nahrung einer himmlischen theilhaftig werden. Dieser Sinn ist in allen christlichen Kirchen ebenderselbe, es werde nun das Sakrament mit mehr oder weniger Ergebung in das Geheimniß, mit mehr oder weniger Akkommodation an das, was verständlich ist, genossen; immer bleibt es eine heilige, große Handlung, welche sich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen setzt, was der Mensch weder erlangen noch entbehren kann. Ein solches Sakrament dürfte aber nicht allein stehen; kein Christ kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben ist, genießen, wenn nicht der symbolische oder sakramentliche Sinn in ihm genährt ist. Er muß gewohnt sein, die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche als vollkommen eins anzusehen, als das große allgemeine Sakrament, das sich wieder in so viel andere zergliedert und diesen Theilen seine Heiligkeit, Unzerstörlichkeit und Ewigkeit mittheilt.

Hier reicht ein jugendliches Paar sich einander die Hände, nicht zum vorübergehenden Gruß oder zum Tanze: der Priester spricht seinen Segen darüber aus, und das Band ist unauflöslich. Es währt nicht lange, so bringen diese Gatten ein Ebenbild an die Schwelle des Altars: es wird mit heiligem Wasser gereinigt und der Kirche dergestalt einverleibt, daß es diese Wohlthat nur durch den ungeheuersten Abfall verscherzen kann. Das Kind übt sich im Leben an den irdischen Dingen selbst heran, in himmlischen muß es unterrichtet werden. Zeigt sich bei der Prüfung, daß dies vollständig geschehen sei, so wird es nunmehr als wirklicher Bürger, als wahrhafter und freiwilliger Bekenner in den Schooß der Kirche aufgenommen, nicht ohne äußere Zeichen der Wichtigkeit dieser Handlung. Nun ist er erst entschieden ein Christ, nun kennt er erst die Vortheile, jedoch auch die Pflichten. Aber inzwischen ist ihm als Menschen manches Wunderliche begegnet, durch Lehren und Strafen ist ihm aufgegangen, wie bedenklich es mit seinem Innern aussehe,

und immerfort wird noch von Lehren und von Uebertretungen die Rede sein; aber die Strafe soll nicht mehr stattfinden. Hier ist ihm nun in der unendlichen Verworrenheit, in die er sich bei dem Widerstreit natürlicher und religioser Forderungen verwickeln muß, ein herrliches Auskunftsmittel gegeben, seine Thaten und Unthaten, seine Gebrechen und seine Zweifel einem würdigen, eigens dazu bestellten Manne zu vertrauen, der ihn zu beruhigen, zu warnen, zu stärken, durch gleichfalls symbolische Strafen zu züchtigen und ihn zuletzt durch ein völliges Auslöschen seiner Schuld zu beseligen und ihm rein und abgewaschen die Tafel seiner Menschheit wieder zu übergeben weiß. So, durch mehrere sakramentliche Handlungen, welche sich wieder bei genauerer Ansicht in sakramentliche kleinere Züge verzweigen, vorbereitet und rein beruhigt, kniet er hin, die Hostie zu empfangen; und daß ja das Geheimniß dieses hohen Akts noch gesteigert werde, sieht er den Kelch nur in der Ferne: es ist kein gemeines Essen und Trinken, was befriedigt, es ist eine Himmelsspeise, die nach himmlischem Tranke durstig macht.

Jedoch glaube der Jüngling nicht, daß es damit abgethan sei; selbst der Mann glaube es nicht! Denn wol in irdischen Verhältnissen gewöhnen wir uns zuletzt, auf uns selber zu stehen, und auch da wollen nicht immer Kenntnisse, Verstand und Charakter hinreichen; in himmlischen Dingen dagegen lernen wir nie aus. Das höhere Gefühl in uns, das sich oft selbst nicht einmal recht zu Hause findet, wird noch überdies von so viel Aeußerem bedrängt, daß unser eignes Vermögen wol schwerlich Alles darreicht, was zu Rath, Trost und Hilfe nöthig wäre. Dazu aber verordnet findet sich nun auch jenes Heilmittel für das ganze Leben, und stets harrt ein einsichtiger, frommer Mann, um Irrende zurechtzuweisen und Gequälte zu erledigen.

Und was nun durch das ganze Leben so erprobt worden, soll an der Pforte des Todes alle seine Heilkräfte zehenfach thätig erweisen. Nach einer von Jugend auf eingeleiteten, zutraulichen Gewohnheit nimmt der Hinfällige jene symbolischen, deutsamen Versicherungen mit Inbrunst an, und ihm wird da, wo jede irdische Garantie verschwindet, durch eine himmlische für alle Ewigkeit ein seliges Dasein zugesichert. Er fühlt sich entschieden überzeugt, daß weder ein feindseliges Element, noch ein mißwollender Geist ihn hindern könne, sich mit einem verklärten Leibe zu umgeben, um in unmittelbaren Verhältnissen

zur Gottheit an den unermeßlichen Seligkeiten Theil zu nehmen, die von ihr ausfließen.

Zum Schlusse werden sodann, damit der ganze Mensch geheiligt sei, auch die Füße gesalbt und gesegnet. Sie sollen, selbst bei möglicher Genesung, einen Widerwillen empfinden, diesen irdischen, harten, undurchdringlichen Boden zu berühren. Ihnen soll eine wundersame Schnellkraft mitgetheilt werden, wodurch sie den Erdschollen, der sie bisher anzog, unter sich abstoßen. Und so ist durch einen glänzenden Zirkel gleichwürdig heiliger Handlungen, deren Schönheit von uns nur kurz angedeutet worden, Wiege und Grab, sie mögen zufällig noch so weit aus einander gerückt liegen, in einem stetigen Kreise verbunden.

Aber alle diese geistigen Wunder entsprießen nicht, wie andere Früchte, dem natürlichen Boden; da können sie weder gesäet noch gepflanzt noch gepflegt werden. Aus einer anderen Region muß man sie herüberflehen, welches nicht Jedem, noch zu jeder Zeit gelingen würde. Hier entgegnet uns nun das höchste dieser Symbole aus alter frommer Ueberlieferung. Wir hören, daß ein Mensch vor dem andern von oben begünstigt, gesegnet und geheiligt werden könne. Damit aber dies ja nicht als Naturgabe erscheine, so muß diese große, mit einer schweren Pflicht verbundene Gunst von einem Berechtigten auf den anderen übergetragen und das größte Gut, was ein Mensch erlangen kann, ohne daß er jedoch dessen Besitz von sich selbst weder erringen, noch ergreifen könne, durch geistige Erbschaft auf Erden erhalten und verewigt werden. Ja, in der Weihe des Priesters ist Alles zusammengefaßt, was nöthig ist, um diejenigen heiligen Handlungen wirksam zu begehen, wodurch die Menge begünstigt wird, ohne daß sie irgend eine andere Thätigkeit dabei nöthig hätte als die des Glaubens und des unbedingten Zutrauens. Und so tritt der Priester in der Reihe seiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreise seiner Mitgesalbten, den höchsten Segnenden darstellend, um so herrlicher auf, als es nicht er ist, den wir verehren, sondern sein Amt, nicht sein Wink, vor dem wir die Kniee beugen, sondern der Segen, den er ertheilt, und der um desto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen scheint, weil ihn das irdische Werkzeug nicht einmal durch sündhaftes, ja lasterhaftes Wesen schwächen oder gar entkräften könnte.

Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im

Protestantismus zersplittert, indem ein Theil gedachter Symbole für apokryphisch und nur wenige für kanonisch erklärt werden; und wie will man uns durch das Gleichgiltige der einen zu der hohen Würde der anderen vorbereiten?

Ich ward zu meiner Zeit bei einem guten, alten, schwachen Geistlichen, der aber seit vielen Jahren der Beichtvater des Hauses gewesen, in den Religionsunterricht gegeben. Den Katechismus, eine Paraphrase desselben, die Heilsordnung wußte ich an den Fingern herzuerzählen, von den kräftig beweisenden biblischen Sprüchen fehlte mir keiner; aber von alle dem erntete ich keine Frucht; denn als man mir versicherte, daß der brave alte Mann seine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichte, so verlor ich alle Lust und Liebe zur Sache, ließ mich die letzten acht Tage in allerlei Zerstreuungen ein, legte die von einem älteren Freund erborgten, dem Geistlichen abgewonnenen Blätter in meinen Hut und las gemüth- und sinnlos Alles dasjenige her, was ich mit Gemüth und Ueberzeugung wol zu äußern gewußt hätte.

Aber ich fand meinen guten Willen und mein Aufstreben in diesem wichtigen Falle durch trocknen, geistlosen Schlendrian noch schlimmer paralysirt, als ich mich nunmehr dem Beichtstuhle nahen sollte. Ich war mir wol mancher Gebrechen, aber doch keiner großen Fehler bewußt, und gerade das Bewußtsein verringerte sie, weil es mich auf die moralische Kraft wies, die in mir lag und die mit Vorsatz und Beharrlichkeit doch wol zuletzt über den alten Adam Herr werden sollte. Wir waren belehrt, daß wir eben darum viel besser als die Katholiken seien, weil wir im Beichtstuhl nichts Besonderes zu bekennen brauchten, ja, daß es auch nicht einmal schicklich wäre, selbst wenn wir es thun wollten. Dieses Letzte war mir gar nicht recht; denn ich hatte die seltsamsten religiösen Zweifel, die ich gern bei einer solchen Gelegenheit berichtiget hätte. Da nun dieses nicht sein sollte, so verfaßte ich mir eine Beichte, die, indem sie meine Zustände wohl ausdrückte, einem verständigen Manne dasjenige im Allgemeinen bekennen sollte, was mir im Einzelnen zu sagen verboten war. Aber als ich in das alte Barfüßerchor hineintrat, mich den wunderlichen vergitterten Schränken näherte, in welchen die geistlichen Herren sich zu diesem Akte einzufinden pflegten, als mir der Glöckner die Thüre eröffnete und ich mich nun gegen meinen geistlichen Großvater in dem engen Raume eingesperrt sah und er mich mit seiner schwachen, näselnden

Stimme willkommen hieß, erlosch auf einmal alles Licht meines Geistes und Herzens; die wohl memorirte Beichtrede wollte mir nicht über die Lippen, ich schlug in der Verlegenheit das Buch auf, das ich in Händen hatte, und las daraus die erste beste kurze Formel, die so allgemein war, daß ein Jeder sie ganz gerubig hätte aussprechen können. Ich empfing die Absolution und entfernte mich weder warm noch kalt, ging den andern Tag mit meinen Eltern zu dem Tische des Herrn und betrug mich ein paar Tage, wie es sich nach einer so heiligen Handlung wohl ziemte.

In der Folge trat jedoch bei mir das Uebel hervor, welches aus unserer durch mancherlei Dogmen komplizirten, auf Bibelsprüche, die mehrere Auslegungen zulassen, gegründeten Religion bedenkliche Menschen dergestalt anfällt, daß es hypochondrische Zustände nach sich zieht und diese bis zu ihrem höchsten Gipfel, zu fixen Ideen steigert. Ich habe mehrere Menschen gekannt, die bei einer ganz verständigen Sinnes- und Lebensweise sich von dem Gedanken an die Sünde in den heiligen Geist und von der Angst, solche begangen zu haben, nicht losmachen konnten. Ein gleiches Unheil drohte mir in der Materie von dem Abendmahl. Es hatte nämlich schon sehr früh der Spruch, daß Einer, der das Sakrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, einen ungeheueren Eindruck auf mich gemacht. Alles Furchtbare, was ich in den Geschichten der Mittelzeit von Gottesurtheilen, den seltsamsten Prüfungen durch glühendes Eisen, flammendes Feuer, schwellendes Wasser gelesen hatte, selbst was uns die Bibel von der Quelle erzählt, die dem Unschuldigen wohl bekommt, den Schuldigen aufbläht und bersten macht, das Alles stellte sich meiner Einbildungskraft dar und vereinigte sich zu dem höchsten Furchtbaren, indem falsche Zusage, Heuchelei, Meineid, Gotteslästerung, Alles bei der heiligsten Handlung auf dem Unwürdigen zu lasten schien, welches um so schrecklicher war, als ja Niemand sich für würdig erklären durfte und man die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt Alles ausgeglichen werden sollte, doch auf so manche Weise bedingt fand, daß man nicht sicher war, sie sich mit Freiheit zueignen zu dürfen.

Dieser düstre Skrupel quälte mich dergestalt, und die Auskunft, die man mir als hinreichend vorstellen wollte, schien mir so kahl und schwach, daß jenes Schreckbild nur an furchtbarem Ansehen dadurch gewann und ich mich, sobald ich Leipzig er-

reicht hatte, von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden suchte. Wie drückend mußten mir daher Gellert's Anmahnungen werden, den ich, bei seiner ohnehin lakonischen Behandlungsart, womit er unsere Zudringlichkeit abzulehnen genöthigt war, mit solchen wunderlichen Fragen nicht belästigen wollte, um so weniger, als ich mich derselben in heiteren Stunden selbst schämte und zuletzt diese seltsame Gewissensangst mit Kirche und Altar völlig hinter mir ließ.

Gellert hatte sich nach seinem frommen Gemüth eine Moral aufgesetzt, welche er von Zeit zu Zeit öffentlich ablas und sich dadurch gegen das Publikum auf eine ehrenvolle Weise seiner Pflicht entledigte. Gellert's Schriften waren so lange Zeit schon das Fundament der deutschen sittlichen Kultur, und Jedermann wünschte sehnlich, jenes Werk gedruckt zu sehen, und da dieses nur nach des guten Mannes Tode geschehen sollte, so hielt man sich sehr glücklich, es bei seinem Leben von ihm selbst vortragen zu hören. Das philosophische Auditorium war in solchen Stunden gedrängt voll, und die schöne Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edlen Mannes an unserem Wohl, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wol einen augenblicklichen Eindruck; allein er hielt nicht lange nach, um so weniger, als sich doch manche Spötter fanden, welche diese weiche und, wie sie glaubten, entnervende Manier uns verdächtig zu machen wußten. Ich erinnere mich eines durchreisenden Franzosen, der sich nach den Maximen und Gesinnungen des Mannes erkundigte, welcher einen so ungeheueren Zulauf hatte. Als wir ihm den nöthigen Bericht gegeben, schüttelte er den Kopf und sagte lächelnd: „Laissez-le faire, il nous forme des dupes.“

Und so wußte denn auch die gute Gesellschaft, die nicht leicht etwas Würdiges in ihrer Nähe dulden kann, den sittlichen Einfluß, welchen Gellert auf uns haben mochte, gelegentlich zu verkümmern. Bald wurde es ihm übel genommen, daß er die vornehmen und reichen Dänen, die ihm besonders empfohlen waren, besser als die übrigen Studirenden unterrichte und eine ausgezeichnete Sorge für sie trage; bald wurde es ihm als Eigennutz und Nepotismus angerechnet, daß er eben für diese jungen Männer einen Mittagstisch bei seinem Bruder einrichten lassen. Dieser, ein großer, ansehnlicher, derber, kurz gebundener, etwas roher Mann sollte Fechtmeister gewesen sein und bei

allzu großer Nachsicht seines Bruders die edlen Tischgenossen manchmal hart und rauh behandeln; daher glaubte man nun wieder sich dieser jungen Leute annehmen zu müssen und zerrte so den guten Namen des trefflichen Gellert dergestalt hin und wieder, daß wir zuletzt, um nicht irre an ihm zu werden, gleichgiltig gegen ihn wurden und uns nicht mehr vor ihm sehen ließen; doch grüßten wir ihn immer auf das Beste, wenn er auf seinem zahmen Schimmel einhergeritten kam. Dieses Pferd hatte ihm der Kurfürst geschenkt, um ihn zu einer seiner Gesundheit so nöthigen Bewegung zu verbinden, eine Auszeichnung, die ihm nicht leicht zu verzeihen war.

Und so rückte nach und nach der Zeitpunkt heran, wo mir alle Autorität verschwinden und ich selbst an den größten und besten Individuen, die ich gekannt oder mir gedacht hatte, zweifeln, ja verzweifeln sollte.

Friedrich der Zweite stand noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts in meinen Gedanken, und es mußte mir daher sehr befremdend vorkommen, daß ich ihn so wenig vor den Einwohnern von Leipzig als sonst in meinem großväterlichen Hause loben durfte. Sie hatten freilich die Hand des Krieges schwer gefühlt, und es war ihnen deshalb nicht zu verargen, daß sie von Demjenigen, der ihn begonnen und fortgesetzt, nicht das Beste dachten. Sie wollten ihn daher wol für einen vorzüglichen, aber keineswegs für einen großen Mann gelten lassen. Es sei keine Kunst, sagten sie, mit großen Mitteln Einiges zu leisten; und wenn man weder Länder, noch Geld, noch Blut schone, so könne man zuletzt schon seinen Vorsatz ausführen. Friedrich habe sich in keinem seiner Plane und in nichts, was er sich eigentlich vorgenommen, groß bewiesen. So lange es von ihm abgehangen, habe er nur immer Fehler gemacht, und das Außerordentliche sei nur alsdann zum Vorschein gekommen, wenn er genöthigt gewesen, eben diese Fehler wieder gut zu machen; und blos daher sei er zu dem großen Rufe gelangt, weil jeder Mensch sich dieselbe Gabe wünsche, die Fehler, die man häufig begeht, auf eine geschickte Weise wieder ins Gleiche zu bringen. Man dürfe den siebenjährigen Krieg nur Schritt vor Schritt durchgehen, so werde man finden, daß der König seine treffliche Armee ganz unnützerweise aufgeopfert und selbst Schuld daran gewesen, daß diese verderbliche Fehde sich so sehr in die Länge gezogen. Ein wahrhaft großer Mann und Heerführer wäre mit seinen Feinden viel geschwinder fertig geworden. Sie

hatten, um diese Gesinnungen zu behaupten, ein unendliches Detail anzuführen, welches ich nicht zu leugnen wußte und nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte, die ich diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte.

Wie mich nun die Einwohner von Leipzig um das angenehme Gefühl brachten, einen großen Mann zu verehren, so verminderte ein neuer Freund, den ich zu der Zeit gewann, gar sehr die Achtung, welche ich für meine gegenwärtigen Mitbürger hegte. Dieser Freund war einer der wunderlichsten Käuze, die es auf der Welt geben kann. Er hieß Behrisch und befand sich als Hofmeister bei dem jungen Grafen Lindenau. Schon sein Aeußeres war sonderbar genug. Hager und wohlgebaut, weit in den Dreißigen, eine sehr große Nase und überhaupt markirte Züge; eine Haartour, die man wohl eine Perücke hätte nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett und ging niemals aus, als den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arm. Er war einer von den Menschen, die eine ganz besondere Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr die aus nichts etwas zu machen wissen, um sie zu vertreiben. Alles, was er that, mußte mit Langsamkeit und einem gewissen Anstand geschehen, den man affektirt hätte nennen können, wenn Behrisch nicht schon von Natur etwas Affektirtes in seiner Art gehabt hätte. Er ähnelte einem alten Franzosen, auch sprach und schrieb er sehr gut und leicht Französisch. Seine größte Lust war, sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen und irgend einen albernen Einfall bis ins Unendliche zu verfolgen. So trug er sich beständig grau, und weil die verschiedenen Theile seines Anzugs von verschiedenen Zeugen und also auch Schattirungen waren, so konnte er Tage lang darauf sinnen, wie er sich noch ein Grau mehr auf den Leib schaffen wollte, und war glücklich, wenn ihm das gelang und er uns beschämen konnte, die wir daran gezweifelt oder es für unmöglich erklärt hatten. Alsdann hielt er uns lange Strafpredigten über unseren Mangel an Erfindungskraft und über unsern Unglauben an seine Talente.

Uebrigens hatte er gute Studien, war besonders in den neueren Sprachen und ihren Literaturen bewandert und schrieb eine vortreffliche Hand. Mir war er sehr gewogen, und ich, der ich immer gewohnt und geneigt war, mit ältern Personen umzugehen, attachirte mich bald an ihn. Mein Umgang diente

auch ihm zur besonderen Unterhaltung, indem er Vergnügen daran fand, meine Unruhe und Ungeduld zu zähmen, womit ich ihm dagegen auch genug zu schaffen machte. In der Dichtkunst hatte er dasjenige, was man Geschmack nannte, ein gewisses allgemeines Urtheil über das Gute und Schlechte, das Mittelmäßige und Zulässige; doch war sein Urtheil mehr tadelnd, und er zerstörte noch den wenigen Glauben, den ich an gleichzeitige Schriftsteller bei mir hegte, durch lieblose Anmerkungen, die er über die Schriften und Gedichte dieses und jenes mit Witz und Laune vorzubringen wußte. Meine eigenen Sachen nahm er mit Nachsicht auf und ließ mich gewähren, nur unter der Bedingung, daß ich nichts sollte drucken lassen. Er versprach mir dagegen, daß er diejenigen Stücke, die er für gut hielt, selbst abschreiben und in einem schönen Bande mir verehren wolle. Dieses Unternehmen gab nun Gelegenheit zu dem größtmöglichsten Zeitverderb. Denn eh er das rechte Papier finden, ehe er mit sich über das Format einig werden konnte, ehe er die Breite des Randes und die innere Form der Schrift bestimmt hatte, ehe die Rabenfedern herbeigeschafft, geschnitten und Tusche eingerieben war, vergingen ganze Wochen, ohne daß auch das Mindeste geschehen wäre. Mit eben solchen Umständen begab er sich denn jedesmal ans Schreiben und brachte wirklich nach und nach ein allerliebstes Manuskript zusammen. Die Titel der Gedichte waren Fraktur, die Verse selbst von einer stehenden sächsischen Handschrift, an dem Ende eines jeden Gedichtes eine analoge Vignette, die er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wol selbst erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzschnitte und Druckerstöcke, die man bei solcher Gelegenheit braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte. Mir diese Dinge, indem er fortrückte, vorzuzeigen, mir das Glück auf eine komisch-pathetische Weise vorzurühmen, daß ich mich in so vortrefflicher Handschrift verewigt sah, und zwar auf eine Art, die keine Druckerpresse zu erreichen im Stande sei, gab abermals Veranlassung, die schönsten Stunden durchzubringen. Indessen war sein Umgang wegen der schönen Kenntnisse, die er besaß, doch immer im Stillen lehrreich und, weil er mein unruhiges, heftiges Wesen zu dämpfen wußte, auch im sittlichen Sinne für mich ganz heilsam. Auch hatte er einen ganz besonderen Widerwillen gegen alles Rohe, und seine Späße waren durchaus barock, ohne jemals ins Derbe oder Triviale zu fallen. Gegen seine Landsleute erlaubte er sich eine fratzen-

hafte Abneigung und schilderte, was sie auch vornehmen mochten, mit lustigen Zügen. Besonders war er unerschöpflich, einzelne Menschen komisch darzustellen, wie er denn an dem Aeußeren eines Jeden etwas auszusetzen fand. So konnte er sich, wenn wir zusammen am Fenster lagen, Stunden lang beschäftigen, die Vorübergehenden zu rezensiren und, wenn er genugsam an ihnen getadelt, genau und umständlich anzuzeigen, wie sie sich eigentlich hätten kleiden sollen, wie sie gehen, wie sie sich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erscheinen. Dergleichen Vorschläge liefen meistentheils auf etwas Ungehöriges und Abgeschmacktes hinaus, so daß man nicht sowol lachte über das, wie der Mensch aussah, sondern darüber, wie er allenfalls hätte aussehen können, wenn er verrückt genug gewesen wäre, sich zu verbilden. In allen solchen Dingen ging er ganz unbarmherzig zu Werk, ohne daß er nur im Mindesten boshaft gewesen wäre. Dagegen wußten wir ihn von unserer Seite zu quälen, wenn wir versicherten, daß man ihn nach seinem Aeußeren wo nicht für einen französischen Tanzmeister, doch wenigstens für den akademischen Sprachmeister ansehen müsse. Dieser Vorwurf war denn gewöhnlich das Signal zu stundenlangen Abhandlungen, worin er den himmelweiten Unterschied herauszusetzen pflegte, der zwischen ihm und einem alten Franzosen obwalte. Hierbei bürdete er uns gewöhnlich allerlei ungeschickte Vorschläge auf, die wir ihm zu Veränderung und Modifizirung seiner Garderobe hätten thun können.

Die Richtung meines Dichtens, das ich nur um desto eifriger trieb, als die Abschrift schöner und sorgfältiger vorrückte, neigte sich nunmehr gänzlich zum Natürlichen, zum Wahren; und wenn die Gegenstände auch nicht immer bedeutend sein konnten, so suchte ich sie doch immer rein und scharf auszudrücken, um so mehr, als mein Freund mir öfters zu bedenken gab, was das heißen wolle, einen Vers mit der Rabenfeder und Tusche auf holländisch Papier schreiben, was dazu für Zeit, Talent und Anstrengung gehöre, die man an nichts Leeres und Ueberflüssiges verschwenden dürfe. Dabei pflegte er gewöhnlich ein fertiges Heft aufzuschlagen und umständlich auseinanderzusetzen, was an dieser oder jener Stelle nicht stehen dürfe, und uns glücklich zu preisen, daß es wirklich nicht da stehe. Er sprach hierauf mit großer Verachtung von der Buchdruckerei, agirte den Setzer, spottete über dessen Geberden, über das eilige Hin- und Wiedergreifen, und leitete aus diesem

Manöver alles Unglück der Literatur her. Dagegen erhob er den Anstand und die edle Stellung eines Schreibenden und setzte sich sogleich hin, um sie uns vorzuzeigen, wobei er uns denn freilich ausschalt, daß wir uns nicht nach seinem Beispiel und Muster ebenso am Schreibtisch betrügen. Nun kam er wieder auf den Kontrast mit dem Setzer zurück, kehrte einen angefangenen Brief das Oberste zu unterst und zeigte, wie unanständig es sei, etwa von unten nach oben oder von der Rechten zur Linken zu schreiben, und was dergleichen Dinge mehr waren, womit man ganze Bände anfüllen könnte.

Mit solchen unschädlichen Thorheiten vergeudeten wir die schöne Zeit, wobei Keinem eingefallen wäre, daß aus unserem Kreis zufällig etwas ausgeben würde, welches allgemeine Sensation erregen und uns nicht in den besten Leumund bringen sollte.

Gellert mochte wenig Freude an seinem Praktikum haben, und wenn er allenfalls Lust empfand, einige Anleitung im prosaischen und poetischen Stil zu geben, so that er es privatissime nur Wenigen, unter die wir uns nicht zählen durften. Die Lücke, die sich dadurch in dem öffentlichen Unterricht ergab, gedachte Professor Clodius auszufüllen, der sich im Literarischen, Kritischen und Poetischen einigen Ruf erworben hatte und als ein junger, munterer, zuthätiger Mann sowol bei der Akademie als in der Stadt viel Freunde fand. An die nunmehr von ihm übernommene Stunde wies uns Gellert selbst, und was die Hauptsache betraf, so merkten wir wenig Unterschied. Auch er kritisirte nur das Einzelne, korrigirte gleichfalls mit rother Tinte, und man befand sich in Gesellschaft von lauter Fehlern, ohne eine Aussicht zu haben, worin das Rechte zu suchen sei. Ich hatte ihm einige von meinen kleinen Arbeiten gebracht, die er nicht übel behandelte. Allein gerade zu jener Zeit schrieb man mir von Hause, daß ich auf die Hochzeit meines Oheims nothwendig ein Gedicht liefern müsse. Ich fühlte mich so weit von jener leichten und leichtfertigen Periode entfernt, in welcher mir ein Aehnliches Freude gemacht hätte, und da ich der Lage selbst nichts abgewinnen konnte, so dachte ich meine Arbeit mit äußerlichem Schmuck auf das Beste herauszustutzen. Ich versammelte daher den ganzen Olymp, um über die Heirath eines Frankfurter Rechtsgelehrten zu rathschlagen, und zwar ernsthaft genug, wie es sich zum Feste eines solchen Ehrenmanns wol schickte. Venus und Themis hatten sich um seinetwillen überworfen;

doch ein schelmischer Streich, den Amor der Letzteren spielte, ließ Jene den Prozeß gewinnen, und die Götter entschieden für die Heirath.

Die Arbeit mißfiel mir keineswegs. Ich erhielt von Hause darüber ein schönes Belobungsschreiben, bemühte mich mit einer nochmaligen guten Abschrift und hoffte meinem Lehrer doch auch einigen Beifall abzunöthigen. Allein hier hatte ich's schlecht getroffen. Er nahm die Sache streng, und indem er das Parodistische, was denn doch in dem Einfall lag, gar nicht beachtete, so erklärte er den großen Aufwand von göttlichen Mitteln zu einem so geringen menschlichen Zweck für äußerst tadelnswerth, verwies den Gebrauch und Mißbrauch solcher mythologischen Figuren als eine falsche, aus pedantischen Zeiten sich herschreibende Gewohnheit, fand den Ausdruck bald zu hoch, bald zu niedrig und hatte zwar im Einzelnen der rothen Tinte nicht geschont, versicherte jedoch, daß er noch zu wenig gethan habe.

Solche Stücke wurden zwar anonym vorgelesen und rezensirt; allein man paßte einander auf, und es blieb kein Geheimniß, daß diese verunglückte Götterversammlung mein Werk gewesen sei. Da mir jedoch seine Kritik, wenn ich seinen Standpunkt annahm, ganz richtig zu sein schien und jene Gottheiten, näher besehen, freilich nur hohle Scheingestalten waren, so verwünschte ich den gesammten Olymp, warf das ganze mythische Pantheon weg, und seit jener Zeit sind Amor und Luna die einzigen Gottheiten, die in meinen kleinen Gedichten allenfalls auftreten.

Unter den Personen, welche sich Behrisch zu Zielscheiben seines Witzes erlesen hatte, stand gerade Clodius obenan; auch war es nicht schwer, ihm eine komische Seite abzugewinnen. Als eine kleine, etwas starke, gedrängte Figur war er in seinen Bewegungen heftig, etwas fahrig in seinen Aeußerungen und unstät in seinem Betragen. Durch Alles dies unterschied er sich von seinen Mitbürgern, die ihn jedoch wegen seiner guten Eigenschaften und der schönen Hoffnungen, die er gab, recht gern gelten ließen.

Man übertrug ihm gewöhnlich die Gedichte, welche sich bei feierlichen Gelegenheiten nothwendig machten. Er folgte in der sogenannten Ode der Art, deren sich Ramler bediente, den sie aber auch ganz allein kleidete. Clodius aber hatte sich als Nachahmer besonders die fremden Worte gemerkt, wodurch jener Ramler'schen Gedichte mit einem majestätischen Pompe auftreten

der, weil er der Größe seines Gegenstandes und der übrigen poetischen Behandlung gemäß ist, auf Ohr, Gemüth und Einbildungskraft eine sehr gute Wirkung thut. Bei Clodius hingegen erschienen diese Ausdrücke fremdartig, indem seine Poesie übrigens nicht geeignet war, den Geist auf irgend eine Weise zu erheben.

Solche Gedichte mußten wir nun oft schön gedruckt und höchlich gelobt vor uns sehen, und wir fanden es höchst anstößig, daß er, der uns die heidnischen Götter verkümmert hatte, sich nun eine andere Leiter auf den Parnaß aus griechischen und römischen Wortsprossen zusammenzimmern wollte. Diese oft wiederkehrenden Ausdrücke prägten sich fest in unser Gedächtniß, und zu lustiger Stunde, da wir in den Kohlgärten den trefflichsten Kuchen verzehrten, fiel mir auf einmal ein jene Kraft- und Machtworte in ein Gedicht an den Kuchenbäcker Händel zu versammeln. Gedacht, gethan! Und so stehe es denn auch hier, wie es an eine Wand des Hauses mit Bleistift angeschrieben wurde:

O Händel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu Deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Briten emsig suchen,
Mit schöpfrischem Genie originelle Kuchen.
Des Kaffee's Ocean, der sich vor Dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Glück
Und raubte dem Kothurn gar manch Achtgroschenstück.
Glänzt Deine Urn' dereinst in majestät'schem Pompe,
Dann weint der Patriot an Deiner Katakombe.
Doch leb! Dein Torus sei von edler Brut ein Nest,
Steh hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest!
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten
Vermög' Germanien und Händeln zu verwüsten.
Dein Wohl ist unser Stolz, Dein Leiden unser Schmerz,
Und Händel's Tempel ist der Musensöhne Herz.

Dieses Gedicht stand lange Zeit unter so vielen anderen, welche die Wände jener Zimmer verunzierten, ohne bemerkt zu werden, und wir, die wir uns genugsam daran ergetzt hatten, vergaßen es ganz und gar über anderen Dingen. Geraume Zeit hernach trat Clodius mit seinem „Medon" hervor, dessen

Weisheit, Großmuth und Tugend wir unendlich lächerlich fanden, so sehr auch die erste Vorstellung des Stücks beklatscht wurde. Ich machte gleich Abends, als wir zusammen in unser Weinhaus kamen, einen Prolog in Knittelversen, wo Arlekin mit zwei großen Säcken auftritt, sie an beide Seiten des Prosceniums stellt und nach verschiedenen vorläufigen Späßen den Zuschauern vertraut, daß in den beiden Säcken moralisch-ästhetischer Sand befindlich sei, den ihnen die Schauspieler sehr häufig in die Augen werfen würden. Der eine sei nämlich mit Wohlthaten gefüllt, die nichts kosteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten Gesinnungen, die nichts hinter sich hätten. Er entfernte sich ungern und kam einigemal wieder, ermahnte die Zuschauer ernstlich, sich an seine Warnung zu kehren und die Augen zuzumachen, erinnerte sie, wie er immer ihr Freund gewesen und es gut mit ihnen gemeint, und was dergleichen Dinge mehr waren. Dieser Prolog wurde auf der Stelle von Freund Horn im Zimmer gespielt; doch blieb der Spaß ganz unter uns, es ward nicht einmal eine Abschrift genommen und das Papier verlor sich bald. Horn jedoch, der den Arlekin ganz artig vorgestellt hatte, ließ sich's einfallen, mein Gedicht an Händel um mehrere Verse zu erweitern und es zunächst auf den „Medon" zu beziehen. Er las es uns vor, und wir konnten keine Freude daran haben, weil wir die Zusätze nicht eben geistreich fanden und das erste, in einem ganz anderen Sinn geschriebene Gedicht uns entstellt vorkam. Der Freund, unzufrieden über unsere Gleichgiltigkeit, ja unseren Tadel, mochte es Anderen vorgezeigt haben, die es neu und lustig fanden. Nun machte man Abschriften davon, denen der Ruf des Clodius'schen Medon's sogleich eine schnelle Publizität verschaffte. Allgemeine Mißbilligung erfolgte hierauf, und die Urheber (man hatte bald erfahren, daß es aus unserer Clique hervorgegangen war) wurden höchlich getadelt; denn seit Cronegk's und Rost's Angriffen auf Gottsched war dergleichen nicht wieder vorgekommen. Wir hatten uns ohnehin früher schon zurückgezogen, und nun befanden wir uns gar im Falle der Schuhu gegen die übrigen Vögel. Auch in Dresden mochte man die Sache nicht gut finden, und sie hatte für uns wo nicht unangenehme, doch ernste Folgen. Der Graf Lindenau war schon eine Zeit lang mit dem Hofmeister seines Sohns nicht ganz zufrieden. Denn obgleich der junge Mann keineswegs vernachlässigt wurde und Behrisch sich entweder in dem Zimmer des jungen Grafen oder

wenigstens daneben hielt, wenn die Lehrmeister ihre täglichen Stunden gaben, die Kollegia mit ihm sehr ordentlich frequentirte, bei Tage nicht ohne ihn ausging, auch denselben auf allen Spaziergängen begleitete, so waren wir Andern doch auch immer in Apel's Hause zu finden und zogen mit, wenn man lustwandelte; das machte schon einiges Aufsehen. Behrisch gewöhnte sich auch an uns, gab zuletzt meistentheils Abends gegen neun Uhr seinen Zögling in die Hände des Kammerdieners und suchte uns im Weinhause auf, wohin er jedoch niemals anders als in Schuhen und Strümpfen, den Degen an der Seite und gewöhnlich den Hut unterm Arm zu kommen pflegte. Die Späße und Thorheiten, die er insgemein angab, gingen ins Unendliche. So hatte zum Beispiel einer unserer Freunde die Gewohnheit, Punkt Zehne wegzugehen, weil er mit einem hübschen Kinde in Verbindung stand, mit welchem er sich nur um diese Zeit unterhalten konnte. Wir vermißten ihn ungern, und Behrisch nahm sich eines Abends, wo wir sehr vergnügt zusammen waren, im Stillen vor, ihn diesmal nicht wegzulassen. Mit dem Schlage Zehn stand Jener auf und empfahl sich. Behrisch rief ihn an und bat, einen Augenblick zu warten, weil er gleich mitgehen wolle. Nun begann er auf die anmuthigste Weise erst nach seinem Degen zu suchen, der doch ganz vor den Augen stand, und geberdete sich beim Anschnallen desselben so ungeschickt, daß er damit niemals zu Stande kommen konnte. Er machte es auch anfangs so natürlich, daß Niemand ein Arges dabei hatte. Als er aber, um das Thema zu variiren, zuletzt weiter ging, daß der Degen bald auf die rechte Seite, bald zwischen die Beine kam, so entstand ein allgemeines Gelächter, in das der Forteilende, welcher gleichfalls ein lustiger Geselle war, mit einstimmte und Behrisch so lange gewähren ließ, bis die Schäferstunde vorüber war, da denn nun erst eine gemeinsame Lust und vergnügliche Unterhaltung bis tief in die Nacht erfolgte.

Unglücklicherweise hatte Behrisch, und wir durch ihn, noch einen gewissen anderen Hang zu einigen Mädchen, welche besser waren als ihr Ruf, wodurch denn aber unser Ruf nicht gefördert werden konnte. Man hatte uns manchmal in ihrem Garten gesehen, und wir lenkten auch wol unsern Spaziergang dahin, wenn der junge Graf dabei war. Dieses Alles mochte zusammen aufgespart und dem Vater zuletzt berichtet worden sein: genug, er suchte auf eine glimpfliche Weise den Hofmeister

los zu werden, dem es jedoch zum Glück gereichte. Sein gutes Aeußere, seine Kenntnisse und Talente, seine Rechtschaffenheit, an der Niemand etwas auszusetzen wußte, hatten ihm die Neigung und Achtung vorzüglicher Personen erworben, auf deren Empfehlung er zu dem Erbprinzen von Dessau als Erzieher berufen wurde und an dem Hofe eines in jeder Rücksicht trefflichen Fürsten ein solides Glück fand.

Der Verlust eines Freundes wie Behrisch war für mich von der größten Bedeutung. Er hatte mich verzogen, indem er mich bildete, und seine Gegenwart war nöthig, wenn das einigermaßen für die Sozietät Frucht bringen sollte, was er an mich zu wenden für gut gefunden hatte. Er wußte mich zu allerlei Artigem und Schicklichem zu bewegen, was gerade am Platz war, und meine geselligen Talente herauszusetzen. Weil ich aber in solchen Dingen keine Selbstständigkeit erworben hatte, so fiel ich gleich, da ich wieder allein war, in mein wirriges, störrisches Wesen zurück, welches immer zunahm, je unzufriedener ich über meine Umgebung war, indem ich mir einbildete, daß sie nicht mit mir zufrieden sei. Mit der willkürlichsten Laune nahm ich übel auf, was ich mir hätte zum Vortheil rechnen können, entfernte Manchen dadurch, mit dem ich bisher in leidlichem Verhältniß gestanden hatte, und mußte bei mancherlei Widerwärtigkeiten, die ich mir und Anderen, es sei nun im Thun oder Unterlassen, im Zuviel oder Zuwenig, zugezogen hatte, von Wohlwollenden die Bemerkung hören, daß es mir an Erfahrung fehle. Das Gleiche sagte mir wol irgend ein Gutdenkender, der meine Produktionen sah, besonders wenn sie sich auf die Außenwelt bezogen. Ich beobachtete diese, so gut ich konnte, fand aber daran wenig Erbauliches und mußte noch immer genug von dem Meinigen hinzuthun, um sie nur erträglich zu finden. Auch meinem Freunde Behrisch hatte ich manchmal zugesetzt, er solle mir deutlich machen, was Erfahrung sei. Weil er aber voller Thorheiten steckte, so vertröstete er mich von einem Tage zum andern und eröffnete mir zuletzt nach großen Vorbereitungen: die wahre Erfahrung sei ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrner die Erfahrung erfahrend erfahren müsse. Wenn wir ihn nun hierüber äußerst ausschalten und zur Rede setzten, so versicherte er, hinter diesen Worten stecke ein großes Geheimniß, das wir alsdann erst begreifen würden, wenn wir erfahren hätten, — und immer so weiter; denn es kostete ihm nichts, Viertelstunden lang so fort-

zusprechen, — da denn das Erfahren immer erfahrner und zuletzt zur wahrhaften Erfahrung werden würde. Wollten wir über solche Possen verzweifeln, so betheuerte er, daß er diese Art, sich deutlich und eindrücklich zu machen, von den neusten und größten Schriftstellern gelernt, welche uns aufmerksam gemacht, wie man eine ruhige Ruhe ruhen und wie die Stille im Stillen immer stiller werden könnte.

Zufälligerweise rühmte man in guter Gesellschaft einen Offizier, der sich unter uns auf Urlaub befand, als einen vorzüglich wohldenkenden und erfahrnen Mann, der den siebenjährigen Krieg mitgefochten und sich ein allgemeines Zutrauen erworben habe. Es fiel nicht schwer, mich ihm zu nähern, und wir spazierten öfters mit einander. Der Begriff von Erfahrung war beinah fix in meinem Gehirne geworden und das Bedürfniß, mir ihn klar zu machen, leidenschaftlich. Offenmüthig, wie ich war, entdeckte ich ihm die Unruhe, in der ich mich befand. Er lächelte und war freundlich genug, mir im Gefolg meiner Fragen etwas von seinem Leben und von der nächsten Welt überhaupt zu erzählen, wobei freilich zuletzt wenig Besseres herauskam, als daß die Erfahrung uns überzeuge, daß unsere besten Gedanken, Wünsche und Vorsätze unerreichbar seien und daß man Denjenigen, welcher dergleichen Grillen hege und sie mit Lebhaftigkeit äußere, vornehmlich für einen unerfahrnen Menschen halte.

Da er jedoch ein wackerer, tüchtiger Mann war, so versicherte er mir, er habe diese Grillen selbst noch nicht ganz aufgegeben und befinde sich bei dem wenigen Glaube, Liebe und Hoffnung, was ihm übrig geblieben, noch ganz leidlich. Er mußte mir darauf Vieles vom Krieg erzählen, von der Lebensweise im Feld, von Scharmützeln und Schlachten, besonders insofern er Antheil daran genommen, da denn diese ungeheueren Ereignisse, indem sie auf ein einzelnes Individuum bezogen wurden, ein gar wunderliches Ansehen gewannen. Ich bewog ihn alsdann zu einer offenen Erzählung der kurz vorher bestandenen Hofverhältnisse, welche ganz märchenhaft zu sein schienen. Ich hörte von der körperlichen Stärke August's des Zweiten, den vielen Kindern desselben und seinem ungeheueren Aufwand, sodann von des Nachfolgers Kunst- und Sammlungslust, vom Grafen Brühl und dessen grenzenloser Prunkliebe, deren Einzelnes beinahe abgeschmackt erschien, von so viel Festen und Prachtergetzungen, welche sämmtlich durch den Einfall Friedrich's

in Sachsen abgeschnitten worden. Nun lagen die königlichen Schlösser zerstört, die Brühl'schen Herrlichkeiten vernichtet, und es war von Allem nur ein sehr beschädigtes herrliches Land übrig geblieben.

Als er mich über jenen unsinnigen Genuß des Glücks verwundert und sodann über das erfolgte Unglück betrübt sah und mich bedeutete, wie man von einem erfahrnen Manne geradezu verlange, daß er über keins von beiden erstaunen, noch daran einen zu lebhaften Antheil nehmen solle, so fühlte ich große Lust, in meiner bisherigen Unerfahrenheit noch eine Weile zu verharren, worin er mich denn bestärkte und recht angelegentlich bat, ich möchte mich bis auf Weiteres immer an die angenehmen Erfahrungen halten und die unangenehmen so viel als möglich abzulehnen suchen, wenn sie sich mir aufdringen sollten. Einst aber, als wieder im Allgemeinen die Rede von Erfahrung war und ich ihm jene possenhaften Phrasen des Freundes Behrisch erzählte, schüttelte er lächelnd den Kopf und sagte: „Da sieht man, wie es mit Worten geht, die nur einmal ausgesprochen sind! Diese da klingen so neckisch, ja so albern, daß es fast unmöglich scheinen dürfte, einen vernünftigen Sinn hineinzulegen; und doch ließe sich vielleicht ein Versuch machen."

Und als ich in ihn drang, versetzte er mit seiner verständig heiteren Weise: „Wenn Sie mir erlauben, indem ich Ihren Freund kommentire und supplire, in seiner Art fortzufahren, so dünkt mich, er habe sagen wollen, daß die Erfahrung nichts Anderes sei, als daß man erfährt, was man nicht zu erfahren wünscht, worauf es wenigstens in dieser Welt meistens hinausläuft."

Achtes Buch.

Ein anderer Mann, obgleich in jedem Betracht von Behrisch unendlich verschieden, konnte doch in einem gewissen Sinne mit ihm verglichen werden: ich meine Oesern, welcher auch unter diejenigen Menschen gehörte, die ihr Leben in einer bequemen Geschäftigkeit hinträumen. Seine Freunde selbst bekannten im Stillen, daß er bei einem sehr schönen Naturell seine jungen Jahre nicht in genugsamer Thätigkeit verwendet, deswegen er auch nie dahin gelangt sei, die Kunst mit vollkommner Technik auszuüben. Doch schien ein gewisser Fleiß seinem Alter vorbehalten zu sein, und es fehlte ihm die vielen Jahre, die ich ihn kannte, niemals an Erfindung noch Arbeitsamkeit. Er hatte mich gleich den ersten Augenblick sehr an sich gezogen; schon seine Wohnung, wundersam und ahnungsvoll, war für mich höchst reizend. In dem alten Schlosse Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine erneute, heitre Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenakademie, deren Direktor er war, fand man sodann links hell und geräumig; aber zu ihm selbst gelangte man nur durch einen engen, dunklen Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläuftigen Kornboden man so eben hergegangen war. Das erste Gemach war mit Bildern geschmückt aus der späteren italienischen Schule, von Meistern, deren Anmuth er höchlich zu preisen pflegte. Da ich Privatstunden mit einigen Edelleuten bei ihm genommen hatte, so war uns erlaubt, hier zu zeichnen, und wir gelangten auch manchmal in sein daran stoßendes inneres Kabinet, welches zugleich seine wenigen Bücher, Kunst- und Naturaliensammlungen und was ihn sonst zunächst interessiren mochte, enthielt. Alles

war mit Geschmack, einfach und dergestalt geordnet, daß der kleine Raum sehr Vieles umfaßte. Die Möbeln, Schränke, Portefeuilles elegant ohne Ziererei oder Ueberfluß. So war auch das Erste, was er uns empfahl und worauf er immer wieder zurückkam, die Einfalt in Allem, was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind. Als ein abgesagter Feind des Schnörkel- und Muschelwesens und des ganzen barocken Geschmacks zeigte er uns dergleichen in Kupfer gestochne und gezeichnete alte Muster im Gegensatz mit besseren Verzierungen und einfacheren Formen der Möbel sowol als anderer Zimmerumgebungen, und weil Alles um ihn her mit diesen Maximen übereinstimmte, so machten die Worte und Lehren auf uns einen guten und dauernden Eindruck. Auch außerdem hatte er Gelegenheit, uns seine Gesinnungen praktisch sehen zu lassen, indem er sowol bei Privat- als Regimentspersonen in gutem Ansehen stand und bei neuen Bauten und Veränderungen um Rath gefragt wurde. Ueberhaupt schien er geneigter zu sein, etwas gelegentlich, zu einem gewissen Zweck und Gebrauch zu verfertigen, als daß er für sich bestehende Dinge, welche eine größere Vollendung verlangen, unternommen und ausgearbeitet hätte: deshalb er auch immer bereit und zur Hand war, wenn die Buchhändler größere und kleinere Kupfer zu irgend einem Werk verlangten, wie denn die Vignetten zu Winckelmann's ersten Schriften von ihm radirt sind. Oft aber machte er nur sehr skizzenhafte Zeichnungen, in welche sich Geyser ganz gut zu schicken verstand. Seine Figuren hatten durchaus etwas Allgemeines, um nicht zu sagen Ideelles. Seine Frauen waren angenehm und gefällig, seine Kinder naiv genug; nur mit den Männern wollte es nicht fort, die bei seiner zwar geistreichen, aber doch immer nebulistischen und zugleich abbrevirenden Manier meistentheils das Ansehn von Lazzaroni erhielten. Da er seine Kompositionen überhaupt weniger auf Form als auf Licht, Schatten und Massen berechnete, so nahmen sie sich im Ganzen gut aus, wie denn Alles, was er that und hervorbrachte, von einer eignen Grazie begleitet war. Weil er nun dabei eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegorischen, einen Nebengedanken Erregenden nicht bezwingen konnte noch wollte, so gaben seine Werke immer etwas zu sinnen und wurden vollständig durch einen Begriff, da sie es der Kunst und der Ausführung nach nicht sein konnten. Diese Richtung, welche immer gefährlich ist, führte ihn manchmal bis an die Grenze

des guten Geschmacks, wo nicht gar darüber hinaus. Seine Absichten suchte er oft durch die wunderlichsten Einfälle und durch grillenhafte Scherze zu erreichen; ja, seinen besten Arbeiten ist stets ein humoristischer Anstrich verliehen. War das Publikum mit solchen Dingen nicht immer zufrieden, so rächte er sich durch eine neue, noch wunderlichere Schnurre. So stellte er später in dem Vorzimmer des großen Konzertsaales eine ideale Frauenfigur seiner Art vor, die eine Lichtschere nach einer Kerze hin bewegte, und er freute sich außerordentlich, wenn er veranlassen konnte, daß man über die Frage stritt, ob diese seltsame Muse das Licht zu putzen oder auszulöschen gedenke, wo er denn allerlei neckische Beigedanken schelmisch hervorblicken ließ.

Doch machte die Erbauung des neuen Theaters zu meiner Zeit das größte Aufsehen, in welchem sein Vorhang, da er noch ganz neu war, gewiß eine außerordentlich liebliche Wirkung that. Oeser hatte die Musen aus den Wolken, auf denen sie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich schweben, auf die Erde versetzt. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhms schmückten die Statuen des Sophokles und Aristophanes, um welche sich alle neueren Schauspieldichter versammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künste gleichfalls gegenwärtig und Alles würdig und schön. Nun aber kommt das Wunderliche. Durch die freie Mitte sah man das Portal des fernstehenden Tempels, und ein Mann in leichter Jacke ging zwischen beiden obgedachten Gruppen, ohne sich um sie zu bekümmern, hindurch, gerade auf den Tempel los; man sah ihn daher im Rücken, er war nicht besonders ausgezeichnet. Dieser nun sollte Shakespearen bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne sich um die Muster zu bekümmern, auf seine eigne Hand der Unsterblichkeit entgegengehe. Auf dem großen Boden über dem neuen Theater ward dieses Werk vollbracht. Wir versammelten uns dort oft um ihn, und ich habe ihm daselbst die Aushängebogen von „Musarion" vorgelesen.

Was mich betraf, so rückte ich in Ausübung der Kunst keineswegs weiter. Seine Lehre wirkte auf unsern Geist und unsern Geschmack; aber seine eigne Zeichnung war zu unbestimmt, als daß sie mich, der ich an den Gegenständen der Kunst und Natur auch nur hindämmerte, hätte zu einer strengen und entschiedenen Ausübung anleiten sollen. Von den Gesichtern und Körpern selbst überlieferte er uns mehr die An-

sichten als die Formen, mehr die Geberden als die Proportionen. Er gab uns die Begriffe von den Gestalten und verlangte, wir sollten sie in uns lebendig werden lassen. Das wäre denn auch schön und recht gewesen, wenn er nicht blos Anfänger vor sich gehabt hätte. Konnte man ihm daher ein vorzügliches Talent zum Unterricht wol absprechen, so mußte man dagegen bekennen, daß er sehr gescheit und weltklug sei und daß eine glückliche Gewandtheit des Geistes ihn in einem höhern Sinne recht eigentlich zum Lehrer qualifizire. Die Mängel, an denen Jeder litt, sah er recht gut ein; er verschmähte jedoch, sie direkt zu rügen, und deutete vielmehr Lob und Tadel indirekt sehr lakonisch an. Nun mußte man über die Sache denken und kam in der Einsicht schnell um Vieles weiter. So hatte ich zum Beispiel auf blaues Papier einen Blumenstrauß nach einer vorhandenen Vorschrift mit schwarzer und weißer Kreide sehr sorgfältig ausgeführt und theils mit Wischen, theils mit Schraffiren das kleine Bild hervorzuheben gesucht. Nachdem ich mich lange dergestalt bemüht, trat er einstens hinter mich und sagte: „Mehr Papier!“ worauf er sich sogleich entfernte. Mein Nachbar und ich zerbrachen uns den Kopf, was das heißen könne; denn mein Bouquet hatte auf einem großen halben Bogen Raum genug um sich her. Nachdem wir lange nachgedacht, glaubten wir endlich seinen Sinn zu treffen, wenn wir bemerkten, daß ich durch das Ineinanderarbeiten des Schwarzen und Weißen den blauen Grund ganz zugedeckt, die Mitteltinte zerstört und wirklich eine unangenehme Zeichnung mit großem Fleiß hervorgebracht hatte. Uebrigens ermangelte er nicht, uns von der Perspektive, von Licht und Schatten zwar genugsam, doch immer nur so zu unterrichten, daß wir uns anzustrengen und zu quälen hatten, um eine Anwendung der überlieferten Grundsätze zu treffen. Wahrscheinlich war seine Absicht, an uns, die wir doch nicht Künstler werden sollten, nur die Einsicht und den Geschmack zu bilden und uns mit den Erfordernissen eines Kunstwerks bekannt zu machen, ohne gerade zu verlangen, daß wir es hervorbringen sollten. Da nun der Fleiß ohnehin meine Sache nicht war — denn es machte mir nichts Vergnügen, als was mich anflog —, so wurde ich nach und nach wo nicht lässig, doch mißmuthig, und weil die Kenntniß bequemer ist als das Thun, so ließ ich mir gefallen, wohin er uns nach seiner Weise zu führen gedachte.

Zu jener Zeit war das „Leben der Maler“ von d'Argen-

ville ins Deutsche übersetzt; ich erhielt es ganz frisch und studirte es emsig genug. Dies schien Oesern zu gefallen, und er verschaffte uns Gelegenheit, aus den großen Leipziger Sammlungen manches Portefeuille zu sehen, und leitete uns dadurch zur Geschichte der Kunst ein. Aber auch diese Uebungen brachten bei mir eine andere Wirkung hervor, als er im Sinn haben mochte. Die mancherlei Gegenstände, welche ich von den Künstlern behandelt sah, erweckten das poetische Talent in mir, und wie man ja wol ein Kupfer zu einem Gedicht macht, so machte ich nun Gedichte zu den Kupfern und Zeichnungen, indem ich mir die darauf vorgestellten Personen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zustande zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen wol geziemt hätte, zu dichten wußte und so mich gewöhnte, die Künste in Verbindung mit einander zu betrachten. Ja, selbst die Fehlgriffe, die ich that, daß meine Gedichte manchmal beschreibend wurden, waren mir in der Folge, als ich zu mehrerer Besinnung kam, nützlich, indem sie mich auf den Unterschied der Künste aufmerksam machten. Von solchen kleinen Dingen standen mehrere in der Sammlung, welche Behrisch veranstaltet hatte; es ist aber nichts davon übrig geblieben.

Das Kunst- und Geschmackselement, worin Oeser lebte, und auf welchem man selbst, insofern man ihn fleißig besuchte, getragen wurde, ward auch dadurch immer würdiger und erfreulicher, daß er sich gern abgeschiedener oder abwesender Männer erinnerte, mit denen er in Verhältniß gestanden hatte, oder solches noch immerfort erhielt, wie er denn, wenn er Jemandem einmal seine Achtung geschenkt, unveränderlich in dem Betragen gegen denselben blieb und sich immer gleich geneigt erwies.

Nachdem wir unter den Franzosen vorzüglich Caylus hatten rühmen hören, machte er uns auch mit deutschen in diesem Fache thätigen Männern bekannt. So erfuhren wir, daß Professor Christ als Liebhaber, Sammler, Kenner, Mitarbeiter der Kunst schöne Dienste geleistet und seine Gelehrsamkeit zu wahrer Förderung derselben angewendet habe. Heinecke dagegen durfte nicht wohl genannt werden, theils weil er sich mit den allzu kindlichen Anfängen der deutschen Kunst, welche Oeser wenig schätzte, gar zu emsig abgab, theils weil er einmal mit Winckelmann unsäuberlich verfahren war, welches ihm denn niemals verziehen werden konnte. Auf Lippert's Bemühungen jedoch ward unsere Aufmerksamkeit kräftig hingeleitet, indem

unser Lehrer das Verdienst derselben genugsam herauszusetzen wußte. Denn obgleich, sagte er, die Statuen und größeren Bildwerke Grund und Gipfel aller Kunstkenntniß blieben, so seien sie doch sowol im Original als Abguß selten zu sehen, dahingegen durch Lippert eine kleine Welt von Gemmen bekannt werde, in welcher der Alten faßlicheres Verdienst, glückliche Erfindung, zweckmäßige Zusammenstellung, geschmackvolle Behandlung, auffallender und begreiflicher werde, auch bei so großer Menge die Vergleichung eher möglich sei. Indem wir uns nun damit so viel, als erlaubt war, beschäftigten, so wurde auf das hohe Kunstleben Winckelmann's in Italien hingedeutet, und wir nahmen dessen erste Schriften mit Andacht in die Hände; denn Oeser hatte eine leidenschaftliche Verehrung für ihn, die er uns gar leicht einzuflößen vermochte. Das Problematische jener kleinen Aufsätze, die sich noch dazu durch Ironie selbst verwirren und sich auf ganz spezielle Meinungen und Ereignisse beziehen, vermochten wir zwar nicht zu entziffern; allein weil Oeser viel Einfluß darauf gehabt und er das Evangelium des Schönen, mehr noch des Geschmackvollen und Angenehmen auch uns unablässig überlieferte, so fanden wir den Sinn im Allgemeinen wieder und dünkten uns bei solchen Auslegungen um desto sicherer zu gehen, als wir es für kein geringes Glück achteten, aus derselben Quelle zu schöpfen, aus der Winckelmann seinen ersten Durst gestillt hatte.

Einer Stadt kann kein größeres Glück begegnen, als wenn mehrere im Guten und Rechten gleichgesinnte, schon gebildete Männer daselbst neben einander wohnen. Diesen Vorzug hatte Leipzig und genoß ihn um so friedlicher, als sich noch nicht so manche Entzweiungen des Urtheils hervorgethan hatten. Huber, Kupferstichsammler und wohlgeübter Kenner, hatte noch außerdem das dankbar anerkannte Verdienst, daß er den Werth der deutschen Literatur auch den Franzosen bekannt zu machen gedachte; Kreuchauff, Liebhaber mit geübtem Blick, der als Freund der ganzen Kunstsozietät alle Sammlungen für die seinigen ansehen konnte; Winkler, der die einsichtsvolle Freude, die er an seinen Schätzen hegte, sehr gern mit Anderen theilte, mancher Andere, der sich anschloß, Alle lebten und wirkten nur in einem Sinne, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, so oft ich auch, wenn sie Kunstwerke durchsahen, beiwohnen durfte, daß jemals ein Zwiespalt entstanden wäre; immer kam billigerweise die Schule in Betracht, aus welcher der Künstler hervorgegangen,

die Zeit, in der er gelebt, das besondere Talent, das ihm die Natur verliehen, und der Grad, auf welchen er es in der Ausführung gebracht. Da war keine Vorliebe weder für geistliche noch für weltliche Gegenstände, für ländliche oder für städtische, lebendige oder leblose: die Frage war immer nach dem Kunstgemäßen.

Ob sich nun gleich diese Liebhaber und Sammler nach ihrer Lage, Sinnesart, Vermögen und Gelegenheit mehr gegen die niederländische Schule richteten, so ward doch, indem man sein Auge an den unendlichen Verdiensten der nordwestlichen Künstler übte, ein sehnsuchtsvoll verehrender Blick nach Südosten immer offen gehalten.

Und so mußte die Universität, wo ich die Zwecke meiner Familie, ja meine eignen versäumte, mich in demjenigen begründen, worin ich die größte Zufriedenheit meines Lebens finden sollte; auch ist mir der Eindruck jener Lokalitäten, in welchen ich so bedeutende Anregungen empfangen, immer höchst lieb und werth geblieben. Die alte Pleißenburg, die Zimmer der Akademie, vor allen aber Oeser's Wohnung, nicht weniger die Winkler'sche und Richter'sche Sammlungen habe ich noch immer lebhaft gegenwärtig.

Ein junger Mann jedoch, der, indem sich ältere unter einander von schon bekannten Dingen unterhalten, nur beiläufig unterrichtet wird und welchem das schwerste Geschäft, das Alles zurechtzulegen, dabei überlassen bleibt, muß sich in einer sehr peinlichen Lage befinden. Ich sah mich daher mit Anderen sehnsuchtsvoll nach einer neuen Erleuchtung um, die uns denn auch durch einen Mann kommen sollte, dem wir schon so viel schuldig waren.

Auf zweierlei Weise kann der Geist höchlich erfreut werden: durch Anschauung und Begriff. Aber jenes erfordert einen würdigen Gegenstand, der nicht immer bereit, und eine verhältnißmäßige Bildung, zu der man nicht gerade gelangt ist. Der Begriff hingegen will nur Empfänglichkeit, er bringt den Inhalt mit und ist selbst das Werkzeug der Bildung. Daher war uns jener Lichtstrahl höchst willkommen, den der vortrefflichste Denker durch düstre Wolken auf uns herableitete. Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessing's „Laokoon" auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene ‚Ut pictura

poesis' war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Rede-Künste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wol mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöst und glaubten mit einigem Mitleid auf das sonst so herrliche sechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in deutschen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines schellenbehangenen Narren, den Tod unter der Unform eines klappernden Gerippes, sowie die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt unter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte.

Am Meisten entzückte uns die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt und beide, wie es Menächmen geziemt, zum Verwechseln gleich gebildet. Hier konnten wir nun erst den Triumph des Schönen höchlich feiern und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben ist, im Reiche der Kunst nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweisen.

Die Herrlichkeit solcher Haupt- und Grundbegriffe erscheint nur dem Gemüth, auf welches sie ihre unendliche Wirksamkeit ausüben, erscheint nur der Zeit, in welcher sie ersehnt im rechten Augenblick hervortreten. Da beschäftigen sich Die, welchen mit solcher Nahrung gedient ist, liebevoll ganze Epochen ihres Lebens damit und erfreuen sich eines überschwänglichen Wachsthums, indessen es nicht an Menschen fehlt, die sich auf der Stelle einer solchen Wirkung widersetzen, und nicht an andern, die in der Folge an dem hohen Sinne markten und mäkeln.

Wie sich aber Begriff und Anschauung wechselsweise fordern, so konnte ich diese neuen Gedanken nicht lange verarbeiten, ohne daß ein unendliches Verlangen bei mir entstanden wäre, doch einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken. Ich entschied mich daher, Dresden ohne Aufenthalt zu besuchen. An der nöthigen Baarschaft fehlte es mir nicht;

aber es waren andere Schwierigkeiten zu überwinden, die ich durch mein grillenhaftes Wesen noch ohne Noth vermehrte; denn ich hielt meinen Vorsatz vor Jedermann geheim, weil ich die dortigen Kunstschätze ganz nach eigner Art zu betrachten wünschte und, wie ich meinte, mich von Niemand wollte irre machen lassen. Außer diesem ward durch noch eine andre Wunderlichkeit eine so einfache Sache verwickelter.

Wir haben angeborne und anerzogene Schwächen, und es möchte noch die Frage sein, welche von beiden uns am Meisten zu schaffen geben. So gern ich mich mit jeder Art von Zuständen bekannt machte und dazu manchen Anlaß gehabt hatte, war mir doch von meinem Vater eine äußerste Abneigung gegen alle Gasthöfe eingeflößt worden. Auf seinen Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland hatte sich diese Gesinnung fest bei ihm eingewurzelt. Ob er gleich selten in Bildern sprach und dieselben nur, wenn er sehr heiter war, zu Hilfe rief, so pflegte er doch manchmal zu wiederholen: in dem Thore eines Gasthofs glaube er immer ein großes Spinnengewebe ausgespannt zu sehen, so künstlich, daß die Insekten zwar hineinwärts, aber selbst die privilegirten Wespen nicht ungerupft heraus fliegen könnten. Es schien ihm etwas Erschreckliches, dafür, daß man seinen Gewohnheiten und Allem, was Einem lieb im Leben wäre, entsagte und nach der Weise des Wirths und der Kellner lebte, noch übermäßig bezahlen zu müssen. Er pries die Hospitalität alter Zeiten, und so ungern er sonst auch etwas Ungewohntes im Hause duldete, so übte er doch Gastfreundschaft, besonders an Künstlern und Virtuosen; wie denn Gevatter Seekatz immer sein Quartier bei uns behielt und Abel, der letzte Musiker, welcher die Gambe mit Glück und Beifall behandelte, wohl aufgenommen und bewirthet wurde. Wie hätte ich mich nun mit solchen Jugendeindrücken, die bisher durch nichts ausgelöscht worden, entschließen können, in einer fremden Stadt einen Gasthof zu betreten? Nichts wäre leichter gewesen, als bei guten Freunden ein Quartier zu finden; Hofrath Krebel, Assessor Hermann und Andere hatten mir schon oft davon gesprochen; allein auch Diesen sollte meine Reise ein Geheimniß bleiben, und ich gerieth auf den wunderlichsten Einfall. Mein Stubennachbar, der fleißige Theolog, dem seine Augen leider immer mehr ablegten, hatte einen Verwandten in Dresden, einen Schuster, mit dem er von Zeit zu Zeit Briefe wechselte. Dieser Mann war mir wegen seiner Aeußerungen

schon längst höchst merkwürdig geworden, und die Ankunft eines seiner Briefe ward von uns immer festlich gefeiert. Die Art, womit er die Klagen seines die Blindheit befürchtenden Vetters erwiderte, war ganz eigen; denn er bemühte sich nicht um Trostgründe, welche immer schwer zu finden sind, aber die heitere Art, womit er sein eignes enges, armes, mühseliges Leben betrachtete, der Scherz, den er selbst den Uebeln und Unbequemlichkeiten abgewann, die unverwüstliche Ueberzeugung, daß das Leben an und für sich ein Gut sei, theilte sich Demjenigen mit, der den Brief las, und versetzte ihn, wenigstens für Augenblicke, in eine gleiche Stimmung. Enthusiastisch, wie ich war, hatte ich diesen Mann öfters verbindlich grüßen lassen, seine glückliche Naturgabe gerühmt und den Wunsch, ihn kennen zu lernen, geäußert. Dieses Alles vorausgesetzt, schien mir nichts natürlicher, als ihn aufzusuchen, mich mit ihm zu unterhalten, ja bei ihm zu wohnen und ihn recht genau kennen zu lernen. Mein guter Kandidat gab mir nach einigem Widerstreben einen mühsam geschriebenen Brief mit, und ich fuhr, meine Matrikel in der Tasche, mit der gelben Kutsche sehnsuchtsvoll nach Dresden.

Ich suchte nach meinem Schuster und fand ihn bald in der Vorstadt. Auf seinem Schemel sitzend, empfing er mich freundlich und sagte lächelnd, nachdem er den Brief gelesen: „Ich sehe hieraus, junger Herr, daß Ihr ein wunderlicher Christ seid.“ ‚Wie das, Meister?‘ versetzte ich. „Wunderlich ist nicht übel gemeint,“ fuhr er fort; „man nennt Jemand so, der sich nicht gleich ist, und ich nenne Sie einen wunderlichen Christen, weil Sie sich in einem Stück als den Nachfolger des Herrn bekennen, in dem anderen aber nicht.“ Auf meine Bitte, mich aufzuklären, sagte er weiter: „Es scheint, daß Ihre Absicht ist, eine fröhliche Botschaft den Armen und Niedrigen zu verkündigen; das ist schön, und diese Nachahmung des Herrn ist löblich; Sie sollten aber dabei bedenken, daß er lieber bei wohlhabenden und reichen Leuten zu Tische saß, wo es gut herging, und daß er selbst den Wohlgeruch des Balsams nicht verschmähte, wovon Sie wol bei mir das Gegentheil finden könnten.“

Dieser lustige Anfang setzte mich gleich in guten Humor, und wir neckten einander eine ziemliche Weile herum. Die Frau stand bedenklich, wie sie einen solchen Gast unterbringen und bewirthen solle. Auch hierüber hatte er sehr artige Einfälle, die sich nicht allein auf die Bibel, sondern auch

auf Gottfried's Chronik bezogen, und als wir einig waren, daß ich bleiben solle, so gab ich meinen Beutel, wie er war, der Wirthin zum Aufheben und ersuchte sie, wenn etwas nöthig sei, sich daraus zu versehen. Da er es ablehnen wollte und mit einiger Schalkheit zu verstehen gab, daß er nicht so abgebrannt sei, als es aussehen möchte, so entwaffnete ich ihn dadurch, daß ich sagte: und wenn es auch nur wäre, um das Wasser in Wein zu verwandeln, so würde wol, da heut zu Tage keine Wunder mehr geschehen, ein solches probates Hausmittel nicht am unrechten Orte sein. Die Wirthin schien mein Reden und Handeln immer weniger seltsam zu finden, wir hatten uns bald in einander geschickt und brachten einen sehr heiteren Abend zu. Er blieb sich immer gleich, weil Alles aus einer Quelle floß. Sein Eigenthum war ein tüchtiger Menschenverstand, der auf einem heiteren Gemüth ruhte und sich in der gleichmäßigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Daß er unablässig arbeitete, war sein Erstes und Nothwendigstes; daß er alles Uebrige als zufällig ansah, dies bewahrte sein Behagen, und ich mußte ihn vor vielen Andern in die Klasse Derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, bewußtlose Weltweisen genannt wurden.

Die Stunde, wo die Galerie eröffnet werden sollte, mit Ungeduld erwartet, erschien. Ich trat in dieses Heiligthum, und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit noch näher, in der sie vergoldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt erschien. Ich ließ mir die kursorische Demonstration meines Führers gar wohl gefallen, nur erbat ich mir, in der äußeren Galerie bleiben zu dürfen. Hier fand ich mich zu meinem Behagen wirklich zu Hause. Schon hatte ich Werke mehrerer Künstler gesehn, andere kannte ich durch Kupferstiche, andere dem Namen nach; ich verhehlte es nicht und flößte meinem Führer dadurch einiges Vertrauen ein, ja ihn ergetzte das Entzücken, das ich bei Stücken äußerte, wo der Pin-

sel über die Natur den Sieg davontrug; denn solche Dinge waren es vorzüglich, die mich an sich zogen, wo die Vergleichung mit der bekannten Natur den Werth der Kunst nothwendig erhöhen mußte.

Als ich bei meinem Schuster wieder eintrat, um das Mittagsmahl zu genießen, traute ich meinen Augen kaum; denn ich glaubte ein Bild von Ostade vor mir zu sehen, so vollkommen, daß man es nur auf die Galerie hätte hängen dürfen. Stellung der Gegenstände, Licht, Schatten, bräunlicher Teint des Ganzen, magische Haltung, Alles, was man in jenen Bildern bewundert, sah ich hier in der Wirklichkeit. Es war das erste Mal, daß ich auf einen so hohen Grad die Gabe gewahr wurde, die ich nachher mit mehrerem Bewußtsein übte, die Natur nämlich mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, dessen Werken ich so eben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Diese Fähigkeit hat mir viel Genuß gewährt, aber auch die Begierde vermehrt, der Ausübung eines Talents, das mir die Natur versagt zu haben schien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen.

Ich besuchte die Galerie zu allen vergönnten Stunden und fuhr fort, mein Entzücken über manche köstliche Werke vorlaut auszusprechen. Ich vereitelte dadurch meinen löblichen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben; und da sich bisher nur ein Unteraufseher mit mir abgegeben hatte, nahm nun auch der Galerie-Inspektor, Rath Riedel, von mir Notiz und machte mich auf gar Manches aufmerksam, welches vorzüglich in meiner Sphäre zu liegen schien. Ich fand diesen trefflichen Mann damals eben so thätig und gefällig, als ich ihn nachher mehrere Jahre hindurch gesehen und wie er sich noch heute erweist. Sein Bild hat sich mir mit jenen Kunstschätzen so in Eins verwoben, daß ich beide niemals gesondert erblicke, ja, sein Andenken hat mich nach Italien begleitet, wo mir seine Gegenwart in manchen großen und reichen Sammlungen sehr wünschenswerth gewesen wäre.

Da man auch mit Fremden und Unbekannten solche Werke nicht stumm und ohne wechselseitige Theilnahme betrachten kann, ihr Anblick vielmehr am Ersten geeignet ist, die Gemüther gegen einander zu eröffnen, so kam ich auch daselbst mit einem jungen Manne ins Gespräch, der sich in Dresden aufzuhalten und einer Legation anzugehören schien. Er lud mich ein, Abends in einen Gasthof zu kommen, wo sich eine muntere Gesellschaft

versammle, und wo man, indem Jeder eine mäßige Zeche bezahle, einige ganz vergnügte Stunden zubringen könne.

Ich fand mich ein, ohne die Gesellschaft anzutreffen, und der Kellner setzte mich einigermaßen in Verwunderung, als er mir von dem Herrn, der mich bestellt, ein Kompliment ausrichtete, wodurch dieser eine Entschuldigung, daß er etwas später kommen werde, an mich gelangen ließ, mit dem Zusatze, ich sollte mich an nichts stoßen, was vorgehe, auch werde ich nichts weiter als meine eigne Zeche zu bezahlen haben. Ich wußte nicht, was ich aus diesen Worten machen sollte; aber die Spinneweben meines Vaters fielen mir ein, und ich faßte mich, um zu erwarten, was da kommen möchte. Die Gesellschaft versammelte sich, mein Bekannter stellte mich vor, und ich durfte nicht lange aufmerken, so fand ich, daß es auf Mystifikation eines jungen Menschen hinausgehe, der als ein Neuling sich durch ein vorlautes, anmaßliches Wesen auszeichnete; ich nahm mich daher gar sehr in Acht, daß man nicht etwa Lust finden möchte, mich zu seinem Gefährten auszuersehen. Bei Tische ward jene Absicht Jedermann deutlicher, nur nicht ihm. Man zechte immer stärker, und als man zuletzt seiner Geliebten zu Ehren gleichfalls ein Vivat angestimmt, so schwur Jeder hoch und theuer, aus diesen Gläsern dürfe nun weiter kein Trunk geschehen: man warf sie hinter sich, und dies war das Signal zu weit größeren Thorheiten. Endlich entzog ich mich ganz sachte, und der Kellner, indem er mir eine sehr billige Zeche abforderte, ersuchte mich, wiederzukommen, da es nicht alle Abende so bunt hergehe. Ich hatte weit in mein Quartier, und es war nah an Mitternacht, als ich es erreichte. Die Thüren fand ich unverschlossen, Alles war zu Bette, und eine Lampe erleuchtete den enghäuslichen Zustand, wo denn mein immer mehr geübtes Auge sogleich das schönste Bild von Schalken erblickte, von dem ich mich nicht losmachen konnte, so daß es mir allen Schlaf vertrieb.

Die wenigen Tage meines Aufenthalts in Dresden waren allein der Gemäldegalerie gewidmet. Die Antiken standen noch in den Pavillons des Großen Gartens; ich lehnte ab, sie zu sehen, sowie alles Uebrige, was Dresden Köstliches enthielt, nur zu voll von der Ueberzeugung, daß in und an der Gemäldesammlung selbst mir noch Vieles verborgen bleiben müsse. So nahm ich den Werth der italienischen Meister mehr auf Treu und Glauben an, als daß ich mir eine Einsicht in denselben

hätte anmaßen können. Was ich nicht als Natur ansehen, an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstand vergleichen konnte, war auf mich nicht wirksam. Der materielle Eindruck ist es, der den Anfang selbst zu jeder höheren Liebhaberei macht.

Mit meinem Schuster vertrug ich mich ganz gut. Er war geistreich und mannichfaltig genug, und wir überboten uns manchmal an neckischen Einfällen; jedoch ein Mensch, der sich glücklich preist und von Andern verlangt, daß sie das Gleiche thun sollen, versetzt uns in ein Mißbehagen, ja die Wiederholung solcher Gesinnungen macht uns Langeweile. Ich fand mich wol beschäftigt, unterhalten, aufgeregt, aber keineswegs glücklich, und die Schuhe nach seinem Leisten wollten mir nicht passen. Wir schieden jedoch als die besten Freunde, und auch meine Wirthin war beim Abschiede nicht unzufrieden mit mir.

So sollte mir denn auch noch kurz vor meiner Abreise etwas sehr Angenehmes begegnen. Durch die Vermittelung jenes jungen Mannes, der sich wieder bei mir in einigen Kredit zu setzen wünschte, ward ich dem Direktor von Hagedorn vorgestellt, der mir seine Sammlung mit großer Güte vorwies und sich an dem Enthusiasmus des jungen Kunstfreundes höchlich ergetzte. Er war, wie es einem Kenner geziemt, in die Bilder, die er besaß, ganz eigentlich verliebt und fand daher selten an Anderen eine Theilnahme, wie er sie wünschte. Besonders machte es ihm Freude, daß mir ein Bild von Swanevelt ganz übermäßig gefiel, daß ich dasselbe in jedem einzelnen Theile zu preisen und zu erheben nicht müde ward; denn gerade Landschaften, die mich an den schönen heiteren Himmel, unter welchem ich herangewachsen, wieder erinnerten, die Pflanzenfülle jener Gegenden, und was sonst für Gunst ein wärmeres Klima den Menschen gewährt, rührten mich in der Nachbildung am Meisten, indem sie eine sehnsüchtige Erinnerung in mir aufregten.

Diese köstlichen, Geist und Sinn zur wahren Kunst vorbereitenden Erfahrungen wurden jedoch durch einen der traurigsten Anblicke unterbrochen und gedämpft, durch den zerstörten und verödeten Zustand so mancher Straße Dresden's, durch die ich meinen Weg nahm. Die Mohrenstraße im Schutt, sowie die Kreuzkirche mit ihrem geborstenen Thurm drückten sich mir tief ein und stehen noch wie ein dunkler Fleck in meiner Einbildungskraft. Von der Kuppel der Frauenkirche sah ich diese leidigen Trümmer zwischen die schöne städtische Ordnung

hineingesäet; da rühmte mir der Küster die Kunst des Baumeisters, welcher Kirche und Kuppel auf einen so unerwünschten Fall schon eingerichtet und bombenfest erbaut hatte. Der gute Sakristan deutete mir alsdann auf Ruinen nach allen Seiten und sagte bedenklich lakonisch: „Das hat der Feind gethan!"

So kehrte ich nun zuletzt, obgleich ungern, nach Leipzig zurück und fand meine Freunde, die solche Abschweifungen von mir nicht gewohnt waren, in großer Verwunderung, beschäftigt mit allerlei Konjekturen, was meine geheimnißvolle Reise wol habe bedeuten sollen. Wenn ich ihnen darauf meine Geschichte ganz ordentlich erzählte, erklärten sie mir solche für ein Märchen und suchten scharfsinnig hinter das Räthsel zu kommen, das ich unter der Schusterherberge zu verhüllen muthwillig genug sei.

Hätten sie mir aber ins Herz sehen können, so würden sie keinen Muthwillen darin entdeckt haben; denn die Wahrheit jenes alten Worts: Zuwachs an Kenntniß ist Zuwachs an Unruhe, hatte mich mit ganzer Gewalt getroffen, und je mehr ich mich anstrengte, dasjenige, was ich gesehn, zu ordnen und mir zuzueignen, je weniger gelang es mir; ich mußte mir zuletzt ein stilles Nachwirken gefallen lassen. Das gewöhnliche Leben ergriff mich wieder, und ich fühlte mich zuletzt ganz behaglich, wenn ein freundschaftlicher Umgang, Zunahme an Kenntnissen, die mir gemäß waren, und eine gewisse Uebung der Hand mich auf eine weniger bedeutende, aber meinen Kräften mehr proportionirte Weise beschäftigten.

Eine sehr angenehme und für mich heilsame Verbindung, zu der ich gelangte, war die mit dem Breitkopfischen Hause. Bernhard Christoph Breitkopf, der eigentliche Stifter der Familie, der als ein armer Buchdruckergesell nach Leipzig gekommen war, lebte noch und bewohnte den Goldenen Bären, ein ansehnliches Gebäude auf dem Neuen Neumarkt, mit Gottsched als Hausgenossen. Der Sohn, Johann Gottlob Immanuel, war auch schon längst verheirathet und Vater mehrerer Kinder. Einen Theil ihres ansehnlichen Vermögens glaubten sie nicht besser anwenden zu können, als indem sie ein großes neues Haus, Zum silbernen Bären, dem ersten gegenüber errichteten, welches höher und weitläuftiger als das Stammhaus selbst angelegt ward. Gerade zu der Zeit des Baues ward ich mit der Familie bekannt. Der älteste Sohn mochte einige Jahre mehr haben als ich, ein wohlgestalteter junger Mann, der Musik ergeben und geübt, sowol den Flügel als die Violine fertig zu

behandeln. Der zweite, eine treue gute Seele, gleichfalls musikalisch, belebte nicht weniger als der älteste die Konzerte, die öfters veranstaltet wurden. Sie waren mir beide, sowie auch Eltern und Schwestern, gewogen; ich ging ihnen beim Auf- und Ausbau, beim Möbliren und Einziehen zur Hand und begriff dadurch Manches, was sich auf ein solches Geschäft bezieht; auch hatte ich Gelegenheit, die Oeserischen Lehren angewendet zu sehn. In dem neuen Hause, das ich also entstehen sah, war ich oft zum Besuch. Wir trieben Manches gemeinschaftlich, und der älteste komponirte einige meiner Lieder, die, gedruckt, seinen Namen, aber nicht den meinigen führten und wenig bekannt geworden sind. Ich habe die besseren ausgezogen und zwischen meine übrigen kleinen Poesien eingeschaltet. Der Vater hatte den Notendruck erfunden oder vervollkommnet. Von einer schönen Bibliothek, die sich meistens auf den Ursprung der Buchdruckerei und ihr Wachsthum bezog, erlaubte er mir den Gebrauch, wodurch ich mir in diesem Fache einige Kenntniß erwarb. Ingleichen fand ich daselbst gute Kupferwerke, die das Alterthum darstellten, und setzte meine Studien auch von dieser Seite fort, welche dadurch noch mehr gefördert wurden, daß eine ansehnliche Schwefelsammlung beim Umziehen in Unordnung gerathen war. Ich brachte sie, so gut ich konnte, wieder zurechte und war genöthigt, dabei mich im Lippert und Anderen umzusehen. Einen Arzt, Doktor Reichel, gleichfalls einen Hausgenossen, konsultirte ich von Zeit zu Zeit, da ich mich, wo nicht krank, doch unmustern fühlte, und so führten wir zusammen ein stilles, anmuthiges Leben.

Nun sollte ich in diesem Hause noch eine andere Art von Verbindung eingehen. Es zog nämlich in die Mansarde der Kupferstecher Stock. Er war aus Nürnberg gebürtig, ein sehr fleißiger und in seinen Arbeiten genauer und ordentlicher Mann. Auch er stach, wie Geyser, nach Oeserischen Zeichnungen größere und kleinere Platten, die zu Romanen und Gedichten immer mehr in Schwung kamen. Er radirte sehr sauber, so daß die Arbeit aus dem Aetzwasser beinahe vollendet herauskam und mit dem Grabstichel, den er sehr gut führte, nur Weniges nachzuhelfen blieb. Er machte einen genauen Ueberschlag, wie lange ihn eine Platte beschäftigen würde, und nichts war vermögend, ihn von seiner Arbeit abzurufen, wenn er nicht sein täglich vorgesetztes Pensum vollbracht hatte. So saß er an einem breiten Arbeitstisch am großen Giebelfenster, in einer

sehr ordentlichen und reinlichen Stube, wo ihm Frau und zwei Töchter häusliche Gesellschaft leisteten. Von diesen letzten ist die eine glücklich verheirathet und die andere eine vorzügliche Künstlerin; sie sind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben. Ich theilte nun meine Zeit zwischen den obern und untern Stockwerken und attachirte mich sehr an den Mann, der bei seinem anhaltenden Fleiße einen herrlichen Humor besaß und die Gutmüthigkeit selbst war.

Mich reizte die reinliche Technik dieser Kunstart, und ich gesellte mich zu ihm, um auch etwas dergleichen zu verfertigen. Meine Neigung hatte sich wieder auf die Landschaft gelenkt, die mir bei einsamen Spaziergängen unterhaltend, an sich erreichbar und in den Kunstwerken faßlicher erschien als die menschliche Figur, die mich abschreckte. Ich radirte daher unter seiner Anleitung verschiedene Landschaften nach Thiele und Andern, die, obgleich von einer ungeübten Hand verfertigt, doch einigen Effekt machten und gut aufgenommen wurden. Das Grundiren der Platten, das Weißanstreichen derselben, das Radiren selbst und zuletzt das Aetzen gab mannichfaltige Beschäftigung, und ich war bald dahin gelangt, daß ich meinem Meister in manchen Dingen beistehen konnte. Mir fehlte nicht die beim Aetzen nöthige Aufmerksamkeit, und selten, daß mir etwas mißlang; aber ich hatte nicht Vorsicht genug, mich gegen die schädlichen Dünste zu verwahren, die sich bei solcher Gelegenheit zu entwickeln pflegen, und sie mögen wol zu den Uebeln beigetragen haben, die mich nachher eine Zeit lang quälten. Zwischen solchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit ja Alles versucht würde, in Holz geschnitten. Ich verfertigte verschiedene kleine Druckerstöcke nach französischen Mustern, und Manches davon ward brauchbar gefunden.

Man lasse mich hier noch einiger Männer gedenken, welche sich in Leipzig aufhielten oder daselbst auf kurze Zeit verweilten. Kreissteuereinnehmer Weiße, in seinen besten Jahren, heiter, freundlich und zuvorkommend, ward von uns geliebt und geschätzt. Zwar wollten wir seine Theaterstücke nicht durchaus für musterhaft gelten lassen, ließen uns aber doch davon hinreißen, und seine Opern, durch Hillern auf eine leichte Weise belebt, machten uns viel Vergnügen. Schiebeler von Hamburg betrat dieselbige Bahn, und dessen „Lisuart und Dariolette" ward von uns gleichfalls begünstigt. Eschenburg, ein schöner junger Mann, nur um Weniges älter als wir, zeichnete sich unter

den Studirenden vortheilhaft aus. Zachariä ließ sich's einige Wochen bei uns gefallen und speiste, durch seinen Bruder eingeleitet, mit uns an einem Tische. Wir schätzten es, wie billig, für eine Ehre, wechselsweise durch ein paar außerordentliche Gerichte, reichlicheren Nachtisch und ausgesuchteren Wein unserm Gast zu willfahren, der, als ein großer, wohlgestalteter, behaglicher Mann, seine Neigung zu einer guten Tafel nicht verhehlte. Lessing traf zu einer Zeit ein, wo wir, ich weiß nicht was, im Kopf hatten; es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts Seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir aufs Höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen.

Bei allen Bemühungen jedoch, welche sich auf Kunst und Alterthum bezogen, hatte Jeder stets Winckelmann vor Augen, dessen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthusiasmus anerkannt wurde. Wir lasen fleißig seine Schriften und suchten uns die Umstände bekannt zu machen, unter welchen er die ersten geschrieben hatte. Wir fanden darin manche Ansichten, die sich von Oesern herzuschreiben schienen, ja sogar Scherz und Grillen nach seiner Art, und ließen nicht nach, bis wir uns einen ungefähren Begriff von der Gelegenheit gemacht hatten, bei welcher diese merkwürdigen und doch mitunter so räthselhaften Schriften entstanden waren, ob wir es gleich dabei nicht sehr genau nahmen; denn die Jugend will lieber angeregt als unterrichtet sein, und es war nicht das letzte Mal, daß ich eine bedeutende Bildungsstufe sibyllinischen Blättern verdanken sollte.

Es war damals in der Literatur eine schöne Zeit, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde, obgleich die Klotzischen Händel und Lessing's Kontroversen schon darauf hindeuteten, daß diese Epoche sich bald schließen werde. Winckelmann genoß einer solchen allgemeinen, unangetasteten Verehrung, und man weiß, wie empfindlich er war gegen irgend etwas Oeffentliches, das seiner wohlgefühlten Würde nicht gemäß schien. Alle Zeitschriften stimmten zu seinem Ruhme überein, die besseren Reisenden kamen belehrt und entzückt von ihm zurück, und die neuen Ansichten, die er gab, verbreiteten sich

über Wissenschaft und Leben. Der Fürst von Dessau hatte sich zu einer gleichen Achtung emporgeschwungen. Jung, wohl- und edeldenkend, hatte er sich auf seinen Reisen und sonst recht wünschenswerth erwiesen. Winckelmann war im höchsten Grade von ihm entzückt und belegte ihn, wo er seiner gedachte, mit den schönsten Beinamen. Die Anlage eines damals einzigen Parks, der Geschmack zur Baukunst, welchen von Erdmannsdorf durch seine Thätigkeit unterstützte, Alles sprach zu Gunsten eines Fürsten, der, indem er durch sein Beispiel den übrigen vorleuchtete, Dienern und Unterthanen ein goldnes Zeitalter versprach. Nun vernahmen wir jungen Leute mit Jubel, daß Winckelmann aus Italien zurückkehren, seinen fürstlichen Freund besuchen, unterwegs bei Oefern eintreten und also auch in unsern Gesichtskreis kommen würde. Wir machten keinen Anspruch, mit ihm zu reden; aber wir hofften, ihn zu sehen, und weil man in solchen Jahren einen jeden Anlaß gern in eine Lustpartie verwandelt, so hatten wir schon Ritt und Fahrt nach Dessau verabredet, wo wir in einer schönen, durch Kunst verherrlichten Gegend, in einem wohl administrirten und zugleich äußerlich geschmückten Lande bald da, bald dort aufzupassen dachten, um die über uns so weit erhabenen Männer mit eigenen Augen umherwandeln zu sehen. Oefer war selbst ganz exaltirt, wenn er daran nur dachte, und wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel fiel die Nachricht von Winckelmann's Tode zwischen uns nieder. Ich erinnere mich noch der Stelle, wo ich sie zuerst vernahm: es war in dem Hofe der Pleißenburg, nicht weit von der kleinen Pforte, durch die man zu Oefer hinaufzusteigen pflegte. Es kam mir ein Mitschüler entgegen, sagte mir, daß Oefer nicht zu sprechen sei, und die Ursache, warum. Dieser ungeheuere Vorfall that eine ungeheuere Wirkung; es war ein allgemeines Jammern und Wehklagen, und sein frühzeitiger Tod schärfte die Aufmerksamkeit auf den Werth seines Lebens. Ja, vielleicht wäre die Wirkung seiner Thätigkeit, wenn er sie auch bis in ein höheres Alter fortgesetzt hätte, nicht so groß gewesen, als sie jetzt werden mußte, da er, wie mehrere außerordentliche Menschen, auch noch durch ein seltsames und widerwärtiges Ende vom Schicksal ausgezeichnet worden.

Indem ich nun aber Winckelmann's Abscheiden grenzenlos beklagte, so dachte ich nicht, daß ich mich bald in dem Falle befinden würde, für mein eignes Leben besorgt zu sein; denn unter allem Diesen hatten meine körperlichen Zustände nicht die

beste Wendung genommen. Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als verschwächte. Der Schmerz auf der Brust, den ich seit dem Auerstädter Unfall von Zeit zu Zeit empfand und der nach einem Sturz mit dem Pferde merklich gewachsen war, machte mich mißmuthig. Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung; das schwere Merseburger Bier verdüsterte mein Gehirn, der Kaffee, der mir eine ganz eigne triste Stimmung gab, besonders mit Milch nach Tische genossen, paralysirte meine Eingeweide und schien ihre Funktionen völlig aufzuheben, so daß ich deshalb große Beängstigungen empfand, ohne jedoch den Entschluß zu einer vernünftigeren Lebensart fassen zu können. Meine Natur, von hinlänglichen Kräften der Jugend unterstützt, schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen. Ferner war damals die Epoche des Kaltbadens eingetreten, welches unbedingt empfohlen ward. Man sollte auf hartem Lager schlafen, nur leicht zugedeckt, wodurch denn alle gewohnte Ausdünstung unterdrückt wurde. Diese und andere Thorheiten in Gefolg von mißverstandenen Anregungen Rousseau's würden uns, wie man versprach, der Natur näher führen und uns aus dem Verderbnisse der Sitten retten. Alles Obige nun, ohne Unterscheidung mit unvernünftigem Wechsel angewendet, empfanden Mehrere als das Schädlichste, und ich verhetzte meinen glücklichen Organismus dergestalt, daß die darin enthaltenen besondern Systeme zuletzt in eine Verschwörung und Revolution ausbrechen mußten, um das Ganze zu retten.

Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturz auf und hatte noch so viel Kraft und Besinnung, meinen Stubennachbar zu wecken. Doktor Reichel wurde gerufen, der mir aufs Freundlichste hilfreich ward, und so schwankte ich mehrere Tage zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude an einer erfolgenden Besserung wurde dadurch vergällt, daß sich bei jener Eruption zugleich ein Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte, den man jetzt erst nach vorübergegangner Gefahr zu bemerken Zeit fand. Genesung ist jedoch immer angenehm und erfreulich, wenn sie auch langsam und kümmerlich von Statten geht, und da bei mir sich die Natur geholfen, so schien ich auch nunmehr ein anderer Mensch geworden zu sein; denn ich hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als ich mir

lange nicht gekannt, ich war froh, mein Inneres frei zu fühlen, wenn mich gleich äußerlich ein langwieriges Leiden bedrohte.

Was mich aber in dieser Zeit besonders aufrichtete, war, zu sehen, wie viel vorzügliche Männer mir unverdient ihre Neigung zugewendet hatten. Unverdient, sage ich; denn es war keiner darunter, dem ich nicht durch widerliche Launen beschwerlich gewesen wäre, keiner, den ich nicht durch krankhaften Widersinn mehr als einmal verletzt, ja, den ich nicht im Gefühl meines eignen Unrechts eine Zeit lang störrisch gemieden hätte. Dies Alles war vergessen, sie behandelten mich aufs Liebreichste und suchten mich theils auf meinem Zimmer, theils sobald ich es verlassen konnte, zu unterhalten und zu zerstreuen. Sie fuhren mit mir aus, bewirtheten mich auf ihren Landhäusern, und ich schien mich bald zu erholen.

Unter diesen Freunden nenne ich wol zuförderst den damaligen Rathsherrn, nachherigen Burgemeister von Leipzig, Doktor Hermann. Er war unter denen Tischgenossen, die ich durch Schlosser kennen lernte, derjenige, zu dem sich ein immer gleiches und dauerndes Verhältniß bewährte. Man konnte ihn wohl zu den fleißigsten der akademischen Mitbürger rechnen. Er besuchte seine Kollegien auf das Regelmäßigste, und sein Privatfleiß blieb sich immer gleich. Schritt vor Schritt, ohne die mindeste Abweichung, sah ich ihn den Doktorgrad erreichen, dann sich zur Assessur emporheben, ohne daß ihm hiebei etwas mühsam geschienen, daß er im Mindesten etwas übereilt oder verspätet hätte. Die Sanftheit seines Charakters zog mich an, seine lehrreiche Unterhaltung hielt mich fest; ja, ich glaube wirklich, daß ich mich an seinem geregelten Fleiß vorzüglich deswegen erfreute, weil ich mir von einem Verdienste, dessen ich mich keineswegs rühmen konnte, durch Anerkennung und Hochschätzung wenigstens einen Theil zuzueignen meinte.

Ebenso regelmäßig als in seinen Geschäften war er in Ausübung seiner Talente und im Genuß seiner Vergnügungen. Er spielte den Flügel mit großer Fertigkeit, zeichnete mit Gefühl nach der Natur und regte mich an, das Gleiche zu thun; da ich denn in seiner Art auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide gar manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser nachzubilden und dabei immer sehnsüchtig meinen Grillen nachzuhängen pflegte. Er wußte mein mitunter komisches Wesen durch heitere Scherze zu erwidern, und ich erinnere mich mancher vergnügten Stunde,

die wir zusammen zubrachten, wenn er mich mit scherzhafter Feierlichkeit zu einem Abendessen unter vier Augen einlud, wo wir mit eignem Anstand bei angezündeten Wachslichtern einen sogenannten Rathshasen, der ihm als Deputat seiner Stelle in die Küche gelaufen war, verzehrten und mit gar manchen Späßen in Behrischens Manier das Essen zu würzen und den Geist des Weines zu erhöhen beliebten. Daß dieser treffliche und noch jetzt in seinem ansehnlichen Amte immerfort wirksame Mann mir bei meinem zwar geahneten, aber in seiner ganzen Größe nicht vorausgesehenen Uebel den treulichsten Beistand leistete, mir jede freie Stunde schenkte und durch Erinnerung an frühere Heiterkeiten den trüben Augenblick zu erhellen wußte, erkenne ich noch immer mit dem aufrichtigsten Dank und freue mich, nach so langer Zeit ihn öffentlich abstatten zu können.

Außer diesem werthen Freunde nahm sich Gröning von Bremen besonders meiner an. Ich hatte erst kurz vorher seine Bekanntschaft gemacht, und sein Wohlwollen gegen mich ward ich erst bei dem Unfalle gewahr; ich fühlte den Werth dieser Gunst um so lebhafter, als Niemand leicht eine nähere Verbindung mit Leidenden sucht. Er sparte nichts, um mich zu ergetzen, mich aus dem Nachsinnen über meinen Zustand herauszuziehen und mir Genesung und gesunde Thätigkeit in der nächsten Zeit vorzuzeigen und zu versprechen. Wie oft habe ich mich gefreut, in dem Fortgange des Lebens zu hören, wie sich dieser vorzügliche Mann in den wichtigsten Geschäften seiner Vaterstadt nützlich und heilbringend erwiesen!

Hier war es auch, wo Freund Horn seine Liebe und Aufmerksamkeit ununterbrochen wirken ließ. Das ganze Breitkopfische Haus, die Stockische Familie, manche Andere behandelten mich als einen nahen Verwandten, und so wurde mir durch das Wohlwollen so vieler freundlicher Menschen das Gefühl meines Zustandes auf das Zarteste gelindert.

Umständlicher muß ich jedoch hier eines Mannes erwähnen, den ich erst in dieser Zeit kennen lernte und dessen lehrreicher Umgang mich über die traurige Lage, in der ich mich befand, dergestalt verblendete, daß ich sie wirklich vergaß. Es war Langer, nachheriger Bibliothekar in Wolfenbüttel. Vorzüglich gelehrt und unterrichtet, freute er sich an meinem Heißhunger nach Kenntnissen, der sich nun bei der krankhaften Reizbarkeit völlig fieberhaft äußerte. Er suchte mich durch deutliche Uebersichten zu beruhigen, und ich bin seinem obwol kurzen Umgange

sehr viel schuldig geworden, indem er mich auf mancherlei Weise zu leiten verstand und mich aufmerksam machte, wohin ich mich gerade gegenwärtig zu richten hätte. Ich fand mich diesem bedeutenden Manne um so mehr verpflichtet, als mein Umgang ihn einiger Gefahr aussetzte; denn als er nach Behrischen die Hofmeisterstelle bei dem jungen Grafen Lindenau erhielt, machte der Vater dem neuen Mentor ausdrücklich zur Bedingung, keinen Umgang mit mir zu pflegen. Neugierig, ein so gefährliches Subjekt kennen zu lernen, wußte er mich mehrmals am dritten Orte zu sehen. Ich gewann bald seine Neigung, und er, klüger als Behrisch, holte mich bei Nachtzeit ab, wir gingen zusammen spazieren, unterhielten uns von interessanten Dingen, und ich begleitete ihn endlich bis an die Thüre seiner Geliebten; denn auch dieser äußerlich streng scheinende, ernste, wissenschaftliche Mann war nicht frei von den Netzen eines sehr liebenswürdigen Frauenzimmers geblieben.

Die deutsche Literatur und mit ihr meine eignen poetischen Unternehmungen waren mir schon seit einiger Zeit fremd geworden, und ich wendete mich wieder, wie es bei einem solchen autodidaktischen Kreisgange zu erfolgen pflegt, gegen die geliebten Alten, die noch immer wie ferne blaue Berge, deutlich in ihren Umrissen und Massen, aber unkenntlich in ihren Theilen und inneren Beziehungen, den Horizont meiner geistigen Wünsche begrenzten. Ich machte einen Tausch mit Langer, wobei ich zugleich den Glaukus und Diomedes spielte: ich überließ ihm ganze Körbe deutscher Dichter und Kritiker und erhielt dagegen eine Anzahl griechischer Autoren, deren Benutzung mich, selbst bei dem langsamsten Genesen, erquicken sollte.

Das Vertrauen, welches neue Freunde sich einander schenken, pflegt sich stufenweise zu entwickeln. Gemeinsame Beschäftigungen und Liebhabereien sind das Erste, worin sich eine wechselseitige Uebereinstimmung hervorthut; sodann pflegt die Mittheilung sich über vergangene und gegenwärtige Leidenschaften, besonders über Liebesabenteuer zu erstrecken; es ist aber noch ein Tieferes, das sich aufschließt, wenn das Verhältniß sich vollenden will, es sind die religiosen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben und welche sowol den Grund einer Freundschaft befestigen als ihren Gipfel zieren.

Die christliche Religion schwankte zwischen ihrem eignen Historisch-Positiven und einem reinen Deismus, der, auf Sitt-

lichkeit gegründet, wiederum die Moral begründen sollte. Die Verschiedenheit der Charaktere und Denkweisen zeigte sich hier in unendlichen Abstufungen, besonders da noch ein Hauptunterschied mit einwirkte, indem die Frage entstand, wie viel Antheil die Vernunft, wie viel die Empfindung an solchen Ueberzeugungen haben könne und dürfe. Die lebhaftesten und geistreichsten Männer erwiesen sich in diesem Falle als Schmetterlinge, welche, ganz uneingedenk ihres Raupenstandes, die Puppenhülle wegwerfen, in der sie zu ihrer organischen Vollkommenheit gediehen sind. Andere, treuer und bescheidner gesinnt, konnte man den Blumen vergleichen, die, ob sie sich gleich zur schönsten Blüthe entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Mutterstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen. Von dieser letztern Art war Langer; denn obgleich Gelehrter und vorzüglich Bücherkenner, so mochte er doch der Bibel vor anderen überlieferten Schriften einen besondern Vorzug gönnen und sie als ein Dokument ansehen, woraus wir allein unsern sittlichen und geistigen Stammbaum darthun könnten. Er gehörte unter Diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittelung nothwendig, deren Analogon er überall in irdischen und himmlischen Dingen zu finden glaubte. Sein Vortrag, angenehm und konsequent, fand bei einem jungen Menschen leicht Gehör, der, durch eine verdrießliche Krankheit von irdischen Dingen abgesondert, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden höchst erwünscht fand. Bibelfest, wie ich war, kam es blos auf den Glauben an, das, was ich menschlicherweise zeither geschätzt, nunmehr für göttlich zu erklären, welches mir um so leichter fiel, da ich die erste Bekanntschaft mit diesem Buche als einem göttlichen gemacht hatte. Einem Duldenden, zart, ja schwächlich Fühlenden war daher das Evangelium willkommen, und wenn auch Langer bei seinem Glauben zugleich ein sehr verständiger Mann war und fest darauf hielt, daß man die Empfindung nicht solle vorherrschen, sich nicht zur Schwärmerei solle verleiten lassen, so hätte ich doch nicht recht gewußt, mich ohne Gefühl und Enthusiasmus mit dem Neuen Testament zu beschäftigen.

Mit solchen Unterhaltungen verbrachten wir manche Zeit, und er gewann mich als einen getreuen und wohl vorbereiteten Proselyten dergestalt lieb, daß er manche seiner Schönen zuge-

dachte Stunde mir aufzuopfern nicht anstand, ja sogar Gefahr lief, verrathen und wie Vehrisch von seinem Patron übel angesehen zu werden. Ich erwiderte seine Neigung auf das Dankbarste, und wenn dasjenige, was er für mich that, zu jeder Zeit wäre schätzenswerth gewesen, so mußte es mir in meiner gegenwärtigen Lage höchst verehrlich sein.

Da nun aber gewöhnlich, wenn unser Seelenkonzert am Geistigsten gestimmt ist, die rohen, kreischenden Töne des Weltwesens am Gewaltsamsten und Ungestümsten einfallen und der ingeheim immer fortwaltende Kontrast, auf einmal hervortretend, nur desto empfindlicher wirkt, so sollte ich auch nicht aus der peripatetischen Schule meines Langer's entlassen werden, ohne vorher noch ein, für Leipzig wenigstens, seltsames Ereigniß erlebt zu haben, einen Tumult nämlich, den die Studirenden erregten, und zwar aus folgendem Anlasse. Mit den Stadtsoldaten hatten sich junge Leute veruneinigt, es war nicht ohne Thätlichkeiten abgelaufen. Mehrere Studirende verbanden sich, die zugefügten Beleidigungen zu rächen. Die Soldaten widerstanden hartnäckig, und der Vortheil war nicht auf der Seite der sehr unzufriedenen akademischen Bürger. Nun ward erzählt, es hätten angesehene Personen wegen tapferen Widerstands die Obsiegenden gelobt und belohnt, und hierdurch ward nun das jugendliche Ehr- und Rachgefühl mächtig aufgefordert. Man erzählte sich öffentlich, daß den nächsten Abend Fenster eingeworfen werden sollten, und einige Freunde, welche mir die Nachricht brachten, daß es wirklich geschehe, mußten mich hinführen, da Jugend und Menge wol immer durch Gefahr und Tumult angezogen wird. Es begann wirklich ein seltsames Schauspiel. Die übrigens freie Straße war an der einen Seite von Menschen besetzt, welche ganz ruhig ohne Lärm und Bewegung abwarteten, was geschehen solle. Auf der leeren Bahn gingen etwa ein Dutzend junge Leute einzeln hin und wieder, in anscheinender größter Gelassenheit; sobald sie aber gegen das bezeichnete Haus kamen, so warfen sie im Vorbeigehn Steine nach den Fenstern, und dies zu wiederholten Malen hin- und wiederkehrend, so lange die Scheiben noch klirren wollten. Ebenso ruhig, wie dieses vorging, verlief sich auch endlich Alles, und die Sache hatte keine weiteren Folgen.

Mit einem so gellenden Nachklange akademischer Großthaten fuhr ich im September 1768 von Leipzig ab, in dem bequemen Wagen eines Hauderers und in Gesellschaft einiger mir be-

kannten zuverlässigen Personen. In der Gegend von Auerstädt gedachte ich jenes früheren Unfalls; aber ich konnte nicht ahnen, was viele Jahre nachher mich von dorther mit größerer Gefahr bedrohen würde, ebenso wenig als in Gotha, wo wir uns das Schloß zeigen ließen, ich in dem großen mit Stuckaturbildern verzierten Saale denken durfte, daß mir an eben der Stelle so viel Gnädiges und Liebes widerfahren sollte.

Je mehr ich mich nun meiner Vaterstadt näherte, desto mehr rief ich mir bedenklicherweise zurück, in welchen Zuständen, Aussichten, Hoffnungen ich von Hause weggegangen, und es war ein sehr niederschlagendes Gefühl, daß ich nunmehr gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte. Da ich mir jedoch nicht sonderlich viel vorzuwerfen hatte, so wußte ich mich ziemlich zu beruhigen; indessen war der Willkommen nicht ohne Bewegung. Die große Lebhaftigkeit meiner Natur, durch Krankheit gereizt und erhöht, verursachte eine leidenschaftliche Scene. Ich mochte übler aussehen, als ich selbst wußte; denn ich hatte lange keinen Spiegel zu Rath gezogen, und wer wird sich denn nicht selbst gewohnt! Genug, man kam stillschweigend überein, mancherlei Mittheilungen erst nach und nach zu bewirken und vor allen Dingen sowol körperlich als geistig einige Beruhigung eintreten zu lassen.

Meine Schwester gesellte sich gleich zu mir, und wie vorläufig aus ihren Briefen, so konnte ich nunmehr umständlicher und genauer die Verhältnisse und die Lage der Familie vernehmen. Mein Vater hatte nach meiner Abreise seine ganze didaktische Liebhaberei der Schwester zugewendet und ihr bei einem völlig geschlossenen, durch den Frieden gesicherten und selbst von Miethleuten geräumten Hause fast alle Mittel abgeschnitten, sich auswärts einigermaßen umzuthun und zu erholen. Das Französische, Italienische, Englische mußte sie abwechselnd treiben und bearbeiten, wobei er sie einen großen Theil des Tags sich an dem Klaviere zu üben nöthigte. Das Schreiben durfte auch nicht versäumt werden, und ich hatte wol schon früher gemerkt, daß er ihre Korrespondenz mit mir dirigirt und seine Lehren durch ihre Feder mir hatte zukommen lassen. Meine Schwester war und blieb ein indefinibles Wesen, das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit, von Eigensinn und Nachgiebigkeit, welche Eigenschaften bald vereint, bald durch Willen und Neigung vereinzelt wirkten. So hatte sie auf eine Weise, die mir fürchterlich erschien, ihre Härte gegen den Vater gewendet, dem sie nicht verzieh, daß er ihr diese drei Jahre

lang so manche unschuldige Freude verhindert oder vergällt, und von dessen guten und trefflichen Eigenschaften sie auch ganz und gar keine anerkennen wollte. Sie that Alles, was er befahl oder anordnete, aber auf die unliebliche Weise von der Welt. Sie that es in hergebrachter Ordnung, aber auch nichts drüber und nichts drunter. Aus Liebe oder Gefälligkeit bequemte sie sich zu nichts, so daß dies eins der ersten Dinge war, über die sich die Mutter in einem geheimen Gespräch mit mir beklagte. Da nun aber meine Schwester so liebebedürftig war als irgend ein menschliches Wesen, so wendete sie nun ihre Neigung ganz auf mich. Ihre Sorge für meine Pflege und Unterhaltung verschlang alle ihre Zeit; ihre Gespielinnen, die von ihr beherrscht wurden, ohne daß sie daran dachte, mußten gleichfalls allerlei aussinnen, um mir gefällig und trostreich zu sein. Sie war erfinderisch, mich zu erheitern, und entwickelte sogar einige Keime von possenhaftem Humor, den ich an ihr nie gekannt hatte, und der ihr sehr gut ließ. Es entspann sich bald unter uns eine Koterie-Sprache, wodurch wir vor allen Menschen reden konnten, ohne daß sie uns verstanden, und sie bediente sich dieses Rothwälsches öfters mit vieler Keckheit in Gegenwart der Eltern.

Persönlich war mein Vater in ziemlicher Behaglichkeit. Er befand sich wohl, brachte einen großen Theil des Tags mit dem Unterrichte meiner Schwester zu, schrieb an seiner Reisebeschreibung und stimmte seine Laute länger, als er darauf spielte. Er verhehlte dabei, so gut er konnte, den Verdruß, anstatt eines rüstigen, thätigen Sohns, der nun promoviren und jene vorgeschriebene Lebensbahn durchlaufen sollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien. Er verbarg nicht seinen Wunsch, daß man sich mit der Kur expediren möge; besonders aber mußte man sich mit hypochondrischen Aeußerungen in seiner Gegenwart in Acht nehmen, weil er alsdann heftig und bitter werden konnte.

Meine Mutter, von Natur sehr lebhaft und heiter, brachte unter diesen Umständen sehr langweilige Tage zu. Die kleine Haushaltung war bald besorgt. Das Gemüth der guten, innerlich niemals unbeschäftigten Frau wollte auch einiges Interesse finden, und das nächste begegnete ihr in der Religion, das sie um so lieber ergriff, als ihre vorzüglichsten Freundinnen gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen waren. Unter diesen stand Fräulein von Klettenberg obenan. Es ist Dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse der schönen

Seele entstanden sind, die man in „Wilhelm Meister" eingeschaltet findet. Sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches, natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr sehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung Herrnhutischer Frauen. Heiterkeit und Gemüthsruhe verließen sie niemals. Sie betrachtete ihre Krankheit als einen nothwendigen Bestandtheil ihres vorübergehenden irdischen Seins; sie litt mit der größten Geduld, und in schmerzlosen Intervallen war sie lebhaft und gesprächig. Ihre liebste, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtet, an sich selbst machen kann, woran sich denn die religiosen Gesinnungen anschlossen, die auf eine sehr anmuthige, ja geniale Weise bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen. Mehr bedarf es kaum, um jene ausführliche, in ihre Seele verfaßte Schilderung den Freunden solcher Darstellungen wieder ins Gedächtniß zu rufen. Bei dem ganz eignen Gange, den sie von Jugend auf genommen hatte, und bei dem vornehmeren Stande, in dem sie geboren und erzogen war, bei der Lebhaftigkeit und Eigenheit ihres Geistes vertrug sie sich nicht zum Besten mit den übrigen Frauen, welche den gleichen Weg zum Heil eingeschlagen hatten. Frau Griesbach, die vorzüglichste, schien zu streng, zu trocken, zu gelehrt; sie wußte, dachte, umfaßte mehr als die andern, die sich mit der Entwickelung ihres Gefühls begnügten, und war ihnen daher lästig, weil nicht jede einen so großen Apparat auf dem Wege zur Seligkeit mit sich führen konnte noch wollte. Dafür aber wurden denn die meisten freilich etwas eintönig, indem sie sich an eine gewisse Terminologie hielten, die man mit jener der späteren Empfindsamen wohl verglichen hätte. Fräulein von Klettenberg führte ihren Weg zwischen beiden Extremen durch und schien sich mit einiger Selbstgefälligkeit in dem Bilde des Grafen Zinzendorf zu spiegeln, dessen Gesinnungen und Wirkungen Zeugniß einer höheren Geburt und eines vornehmeren Standes ablegten. Nun fand sie an mir, was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand und weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Sie erfreute sich an dem, was mir die Natur gegeben, sowie an Manchem, was ich mir erworben hatte. Und wenn sie mir viele Vorzüge zugestand, so war es keineswegs demüthigend für sie; denn erst-

lich gedachte sie nicht mit einer Mannsperson zu wetteifern, und zweitens glaubte sie, in Absicht auf religiose Bildung sehr viel vor mir voraus zu haben. Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus und verhehlte mir ihre Ueberzeugung nicht, sondern versicherte mir unbewunden, das Alles komme daher, weil ich keinen versöhnten Gott habe. Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir nach mancherlei Erfahrungen wol ein, daß er gegen mich sogar im Rest stehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm Einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie mir schien, besser hätte zu Hilfe kommen sollen. Es läßt sich denken, wie oft ich und meine Freundin hierüber in Streit geriethen, der sich doch immer auf die freundlichste Weise und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Rektor, damit endigte, daß ich ein närrischer Bursche sei, dem man Manches nachsehen müsse.

Da ich mit der Geschwulst am Halse sehr geplagt war, indem Arzt und Chirurgus diese Excrescenz erst vertreiben, hernach, wie sie sagten, zeitigen wollten und sie zuletzt aufzuschneiden für gut befanden, so hatte ich eine geraume Zeit mehr an Unbequemlichkeit als an Schmerzen zu leiden, obgleich gegen das Ende der Heilung das immer fortdauernde Betupfen mit Höllenstein und andern ätzenden Dingen höchst verdrießliche Aussichten auf jeden neuen Tag geben mußte. Arzt und Chirurgus gehörten auch unter die abgesonderten Frommen, obgleich Beide von höchst verschiedenem Naturell waren. Der Chirurgus, ein schlanker, wohlgebildeter Mann von leichter und geschickter Hand, der, leider etwas hektisch, seinen Zustand mit wahrhaft christlicher Geduld ertrug und sich in seinem Berufe durch sein Uebel nicht irre machen ließ. Der Arzt, ein unerklärlicher, schlau blickender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann, der sich in dem frommen Kreise ein ganz besonderes Zutrauen erworben hatte. Thätig und aufmerksam, war er den Kranken tröstlich; mehr aber als durch Alles erweiterte er seine Kundschaft durch die Gabe, einige geheimnißvolle selbstbereitete Arzneien im Hintergrunde zu zeigen, von denen Niemand sprechen durfte, weil bei uns den Aerzten die eigene Dispensation streng verboten war. Mit gewissen Pulvern, die irgend ein Digestiv sein mochten, that er nicht so geheim; aber

von jenem wichtigen Salze, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte, war nur unter den Gläubigen die Rede, ob es gleich noch Niemand gesehen oder die Wirkung davon gespürt hatte. Um den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Universalmittels zu erregen und zu stärken, hatte der Arzt seinen Patienten, wo er nur einige Empfänglichkeit fand, gewisse mystische chemisch-alchemische Bücher empfohlen und zu verstehen gegeben, daß man durch eignes Studium derselben gar wohl dahin gelangen könne, jenes Kleinod sich selbst zu erwerben, welches um so nothwendiger sei, als die Bereitung sich sowol aus physischen als besonders aus moralischen Gründen nicht wohl überliefern lasse, ja daß man, um jenes große Werk einzusehen, hervorzubringen und zu benutzen, die Geheimnisse der Natur im Zusammenhang kennen müsse, weil es nichts Einzelnes, sondern etwas Universelles sei, und auch wol gar unter verschiedenen Formen und Gestalten hervorgebracht werden könne. Meine Freundin hatte auf diese lockenden Worte gehorcht. Das Heil des Körpers war zu nahe mit dem Heil der Seele verwandt; und könnte je eine größere Wohlthat, eine größere Barmherzigkeit auch an Andern ausgeübt werden, als wenn man sich ein Mittel zu eigen machte, wodurch so manches Leiden gestillt, so manche Gefahr abgelehnt werden könnte? Sie hatte schon insgeheim Welling's Opus mago-cabbalisticum studirt, wobei sie jedoch, weil der Autor das Licht, was er mittheilt, sogleich wieder selbst verfinstert und aufhebt, sich nach einem Freunde umsah, der ihr in diesem Wechsel von Licht und Finsterniß Gesellschaft leistete. Es bedurfte nur einer geringen Anregung, um auch mir diese Krankheit zu inokuliren. Ich schaffte das Werk an, das wie alle Schriften dieser Art seinen Stammbaum in gerader Linie bis zur Neuplatonischen Schule verfolgen konnte. Meine vorzüglichste Bemühung an diesem Buche war, die dunklen Hinweisungen, wo der Verfasser von einer Stelle auf die andere deutet und dadurch das, was er verbirgt, zu enthüllen verspricht, aufs Genauste zu bemerken und am Rande die Seitenzahlen solcher sich einander aufklären sollenden Stellen zu bezeichnen. Aber auch so blieb das Buch noch dunkel und unverständlich genug, außer daß man sich zuletzt in eine gewisse Terminologie hineinstudirte, und indem man mit derselben nach eignem Belieben gebahrte, etwas, wo nicht zu verstehen, doch wenigstens zu sagen glaubte. Gedachtes Werk erwähnt seiner Vorgänger mit vielen Ehren, und wir

wurden daher angeregt, jene Quellen selbst aufzusuchen. Wir wendeten uns nun an die Werke des Theophrastus Paracelsus und Basilius Valentinus, nicht weniger an Helmont, Starkey und Andere, deren mehr oder weniger auf Natur und Einbildung beruhende Lehren und Vorschriften wir einzusehen und zu befolgen suchten. Mir wollte besonders die „Aurea Catena Homeri" gefallen, wodurch die Natur, wenn auch vielleicht auf phantastische Weise, in einer schönen Verknüpfung dargestellt wird; und so verwendeten wir theils einzeln, theils zusammen viele Zeit an diese Seltsamkeiten und brachten die Abende eines langen Winters, während dessen ich die Stube hüten mußte, sehr vergnügt zu, indem wir zu Dreien, meine Mutter mit eingeschlossen, uns an diesen Geheimnissen mehr ergetzten, als die Offenbarung derselben hätte thun können.

Mir war indeß noch eine sehr harte Prüfung vorbereitet; denn eine gestörte und man dürfte wol sagen für gewisse Momente vernichtete Verdauung brachte solche Symptome hervor, daß ich unter großen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubte und keine angewandten Mittel weiter etwas fruchten wollten. In diesen letzten Nöthen zwang meine bedrängte Mutter mit dem größten Ungestüm den verlegnen Arzt, mit seiner Universal-Medizin hervorzurücken; nach langem Widerstande eilte er tief in der Nacht nach Hause und kam mit einem Gläschen krystallisirten trocknen Salzes zurück, welches, in Wasser aufgelöst, von dem Patienten verschluckt wurde und einen entschieden alkalischen Geschmack hatte. Das Salz war kaum genommen, so zeigte sich eine Erleichterung des Zustandes, und von dem Augenblick an nahm die Krankheit eine Wendung, die stufenweise zur Besserung führte. Ich darf nicht sagen, wie sehr dieses den Glauben an unsern Arzt und den Fleiß, uns eines solchen Schatzes theilhaftig zu machen, stärkte und erhöhte.

Meine Freundin, welche eltern- und geschwisterlos in einem großen wohlgelegnen Hause wohnte, hatte schon früher angefangen, sich einen kleinen Windofen, Kolben und Retorten von mäßiger Größe anzuschaffen, und operirte nach Wellingischen Fingerzeigen und nach bedeutenden Winken des Arztes und Meisters besonders auf Eisen, in welchem die heilsamsten Kräfte verborgen sein sollten, wenn man es aufzuschließen wisse; und weil in allen uns bekannten Schriften das Luftsalz, welches herbeigezogen werden mußte, eine große Rolle spielte, so wurden zu diesen Operationen Alkalien erfordert, welche, indem sie an

der Luft zerfließen, sich mit jenen überirdischen Dingen verbinden und zuletzt ein geheimnißvolles, treffliches Mittelsalz per se hervorbringen sollten.

Kaum war ich einigermaßen wiederhergestellt und konnte mich, durch eine bessere Jahrszeit begünstigt, wieder in meinem alten Giebelzimmer aufhalten, so fing auch ich an, mir einen kleinen Apparat zuzulegen; ein Windöfchen mit einem Sandbade war zubereitet, ich lernte sehr geschwind mit einer brennenden Lunte die Glaskolben in Schalen verwandeln, in welchen die verschiedenen Mischungen abgeraucht werden sollten. Nun wurden sonderbare Ingredienzien des Makrokosmus und Mikrokosmus auf eine geheimnißvolle wunderliche Weise behandelt, und vor Allem suchte man Mittelsalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen. Was mich aber eine ganze Weile am Meisten beschäftigte, war der sogenannte Liquor Silicum (Kieselsaft), welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel mit einem gehörigen Antheil Alkali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zerschmilzt und eine schöne klare Flüssigkeit darstellt. Wer dieses einmal selbst verfertigt und mit Augen gesehen hat, der wird Diejenigen nicht tadeln, welche an eine jungfräuliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieselbe weiter zu wirken. Diesen Kieselsaft zu bereiten, hatte ich eine besondere Fertigkeit erlangt; die schönen weißen Kiesel, welche sich im Main finden, gaben dazu ein vollkommenes Material, und an dem Uebrigen, sowie an Fleiß ließ ich es nicht fehlen; nur ermüdete ich doch zuletzt, indem ich bemerken mußte, daß das Kieselhafte keineswegs mit dem Salze so innig vereint sei, wie ich philosophischerweise geglaubt hatte; denn es schied sich gar leicht wieder aus, und die schönste mineralische Flüssigkeit, die mir einigemal zu meiner größten Verwunderung in Form einer animalischen Gallert erschienen war, ließ doch immer ein Pulver fallen, das ich für den feinsten Kieselstaub ansprechen mußte, der aber keineswegs irgend etwas Produktives in seiner Natur spüren ließ, woran man hätte hoffen können, diese jungfräuliche Erde in den Mutterstand übergehen zu sehen.

So wunderlich und unzusammenhängend auch diese Operationen waren, so lernte ich doch dabei Mancherlei. Ich gab genau auf alle Krystallisationen Acht, welche sich zeigen mochten, und ward mit den äußern Formen mancher natürlichen Dinge bekannt, und indem mir wohl bewußt war, daß man in der

neueren Zeit die chemischen Gegenstände methodischer aufgeführt, so wollte ich mir im Allgemeinen davon einen Begriff machen, ob ich gleich als Halbadept vor den Apothekern und allen Denjenigen, die mit dem gemeinen Feuer operirten, sehr wenig Respekt hatte. Indessen zog mich doch das chemische Kompendium des Boerhave gewaltig an und verleitete mich, mehrere Schriften dieses Mannes zu lesen, wodurch ich denn, da ohnehin meine langwierige Krankheit mich dem Aerztlichen näher gebracht hatte, eine Anleitung fand, auch die Aphorismen dieses trefflichen Mannes zu studiren, die ich mir gern in den Sinn und ins Gedächtniß einprägen mochte.

Eine andere, etwas menschlichere und bei Weitem für die augenblickliche Bildung nützlichere Beschäftigung war, daß ich die Briefe durchsah, welche ich von Leipzig aus nach Hause geschrieben hatte. Nichts giebt uns mehr Aufschluß über uns selbst, als wenn wir das, was vor einigen Jahren von uns ausgegangen ist, wieder vor uns sehen, so daß wir uns selbst nunmehr als Gegenstand betrachten können. Allein freilich war ich damals noch zu jung und die Epoche noch zu nahe, welche durch diese Papiere dargestellt ward. Ueberhaupt da man in jungen Jahren einen gewissen selbstgefälligen Dünkel nicht leicht ablegt, so äußert sich dieser besonders darin, daß man sich im kurz Vorhergegangenen verachtet; denn indem man freilich von Stufe zu Stufe gewahr wird, daß Dasjenige, was man an sich sowie an Andern für gut und vortrefflich achtet, nicht Stich hält, so glaubt man über diese Verlegenheit am Besten hinauszukommen, wenn man das selbst wegwirft, was man nicht retten kann. So ging es auch mir. Denn wie ich in Leipzig nach und nach meine kindlichen Bemühungen geringschätzen lernte, so kam mir nun meine akademische Laufbahn gleichfalls geringschätzig vor, und ich sah nicht ein, daß sie eben darum vielen Werth für mich haben müßte, weil sie mich auf eine höhere Stufe der Betrachtung und Einsicht gehoben. Der Vater hatte meine Briefe sowol an ihn als an meine Schwester sorgfältig gesammelt und geheftet; ja, er hatte sie sogar mit Aufmerksamkeit korrigirt und sowol Schreib- als Sprachfehler verbessert.

Was mir zuerst an diesen Briefen auffiel, war das Aeußere; ich erschrak vor einer unglaublichen Vernachlässigung der Handschrift, die sich vom Oktober 1765 bis in die Hälfte des folgenden Januars erstreckte. Dann erschien aber auf einmal in der Hälfte des Märzes eine ganz gefaßte, geordnete Hand, wie

ich sie sonst bei Preisbewerbungen anzuwenden pflegte. Meine Verwunderung darüber löste sich in Dank gegen den guten Gellert auf, welcher, wie ich mich nun wohl erinnerte, uns bei den Aufsätzen, die wir ihm einreichten, mit seinem herzlichen Tone zur heiligen Pflicht machte, unsere Hand so sehr, ja mehr als unsern Stil zu üben. Dieses wiederholte er so oft, als ihm eine kritzliche, nachlässige Schrift zu Gesicht kam, wobei er mehrmals äußerte, daß er sehr gern die schöne Handschrift seiner Schüler zum Hauptzweck seines Unterrichts machen möchte, um so mehr, weil er oft genug bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Stil nach sich ziehe.

Sonst konnte ich auch bemerken, daß die französischen und englischen Stellen meiner Briefe obgleich nicht fehlerlos, doch mit Leichtigkeit und Freiheit geschrieben waren. Diese Sprachen hatte ich auch in meiner Korrespondenz mit Georg Schlosser, der sich noch immer in Treptow befand, zu üben fortgefahren und war mit ihm in beständigem Zusammenhang geblieben, wodurch ich denn von manchen weltlichen Zuständen (denn immer ging es ihm nicht ganz so, wie er gehofft hatte) unterrichtet wurde und zu seiner ernsten, edlen Denkweise immer mehr Zutrauen faßte.

Eine andre Betrachtung, die mir beim Durchsehen jener Briefe nicht entgehen konnte, war, daß der gute Vater mit der besten Absicht mir einen besondern Schaden zugefügt und mich zu der wunderlichen Lebensart veranlaßt hatte, in die ich zuletzt gerathen war. Er hatte mich nämlich wiederholt vom Kartenspiel abgemahnt; allein Frau Hofrath Böhme, so lange sie lebte, wußte mich nach ihrer Weise zu bestimmen, indem sie die Abmahnung meines Vaters nur von dem Mißbrauch erklärte. Da ich nun auch die Vortheile davon in der Sozietät einsah, so ließ ich mich gern durch sie regieren. Ich hatte wol den Spielsinn, aber nicht den Spielgeist; ich lernte alle Spiele leicht und geschwind; aber niemals konnte ich die gehörige Aufmerksamkeit einen ganzen Abend zusammenhalten. Wenn ich also recht gut anfing, so verfehlte ich's doch immer am Ende und machte mich und Andre verlieren, wodurch ich denn jederzeit verdrießlich entweder zur Abendtafel oder aus der Gesellschaft ging. Kaum war Madame Böhme verschieden, die mich ohnedem während ihrer langwierigen Krankheit nicht mehr zum Spiel angehalten hatte, so gewann die Lehre meines Vaters Kraft; ich entschuldigte mich erst von den Partien, und weil

man nun nichts mehr mit mir anzufangen wußte, so ward ich mir noch mehr als Andern lästig, schlug die Einladungen aus, die denn sparsamer erfolgten und zuletzt ganz aufhörten. Das Spiel, das jungen Leuten, besonders denen, die einen praktischen Sinn haben und sich in der Welt umthun wollen, sehr zu empfehlen ist, konnte freilich bei mir niemals zur Liebhaberei werden, weil ich nicht weiter kam, ich mochte spielen, so lange ich wollte. Hätte mir Jemand einen allgemeinen Blick darüber gegeben und mich bemerken lassen, wie hier gewisse Zeichen und mehr oder weniger Zufall eine Art von Stoff bilden, woran sich Urtheilskraft und Thätigkeit üben können, hätte man mich mehrere Spiele auf einmal einsehen lassen, so hätte ich mich wohl eher damit befreunden können. Bei alle dem war ich durch jene Betrachtungen in der Epoche, von welcher ich hier spreche, zu der Ueberzeugung gekommen, daß man die gesellschaftlichen Spiele nicht meiden, sondern sich eher nach einer Gewandtheit in denselben bestreben müsse. Die Zeit ist unendlich lang und ein jeder Tag ein Gefäß, in das sich sehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will.

So vielfach war ich in meiner Einsamkeit beschäftigt, um so mehr, als die verschiedenen Geister der mancherlei Liebhabereien, denen ich mich nach und nach gewidmet, Gelegenheit hatten, wieder hervorzutreten. So kam es auch wieder ans Zeichnen, und da ich immer unmittelbar an der Natur oder vielmehr am Wirklichen arbeiten wollte, so bildete ich mein Zimmer nach mit seinen Möbeln, die Personen, die sich darin befanden, und wenn mich das nicht mehr unterhielt, stellte ich allerlei Stadtgeschichten dar, die man sich eben erzählte und woran man Interesse fand. Das Alles war nicht ohne Charakter und nicht ohne einen gewissen Geschmack; aber leider fehlte den Figuren die Proportion und das eigentliche Mark, so wie denn auch die Ausführung höchst nebulistisch war. Mein Vater, dem diese Dinge Vergnügen zu machen fortfuhren, wollte sie deutlicher haben; auch sollte Alles fertig und abgeschlossen sein. Er ließ sie daher aufziehen und mit Linien einfassen; ja der Maler Morgenstern, sein Hauskünstler — es ist derselbe, der sich später durch Kirchenprospekte bekannt, ja berühmt gemacht — mußte die perspektivischen Linien der Zimmer und Räume hineinziehen, die sich denn freilich ziemlich grell gegen die nebulistisch angedeuteten Figuren verhielten. Er glaubte mich dadurch immer mehr zur Bestimmtheit zu nöthigen,

und um ihm gefällig zu sein, zeichnete ich mancherlei Stilleben, wo ich, indem das Wirkliche als Muster vor mir stand, deutlicher und entschiedener arbeiten konnte. Endlich fiel mir auch wieder einmal das Radiren ein. Ich hatte mir eine ziemlich interessante Landschaft komponirt und fühlte mich sehr glücklich, als ich meine alten, von Stock überlieferten Rezepte vorsuchen und mich jener vergnüglichen Zeiten bei der Arbeit erinnern konnte. Ich ätzte die Platte bald und ließ mir Probeabdrücke machen. Unglücklicherweise war die Komposition ohne Licht und Schatten, und ich quälte mich nun, beides hineinzubringen; weil es mir aber nicht ganz deutlich war, worauf es ankam, so konnte ich nicht fertig werden. Ich befand mich zu der Zeit nach meiner Art ganz wohl; allein in diesen Tagen befiel mich ein Uebel, das mich noch nie gequält hatte. Die Kehle nämlich war mir ganz wund geworden und besonders das, was man den Zapfen nennt, sehr entzündet; ich konnte nur mit großen Schmerzen etwas schlingen, und die Aerzte wußten nicht, was sie daraus machen sollten. Man quälte mich mit Gurgeln und Pinseln und konnte mich von dieser Noth nicht befreien. Endlich ward ich wie durch eine Eingebung gewahr, daß ich bei dem Aetzen nicht vorsichtig genug gewesen und daß ich, indem ich es öfters und leidenschaftlich wiederholt, mir dieses Uebel zugezogen und solches immer wieder erneuert und vermehrt. Den Aerzten war die Sache plausibel und gar bald gewiß, indem ich das Radiren und Aetzen um so mehr unterließ, als der Versuch keineswegs gut ausgefallen war und ich eher Ursache hatte, meine Arbeit zu verbergen als vorzuzeigen, worüber ich mich um so leichter tröstete, als ich mich von dem beschwerlichen Uebel sehr bald befreit sah. Dabei konnte ich mich doch der Betrachtung nicht enthalten, daß wol die ähnlichen Beschäftigungen in Leipzig Manches möchten zu jenen Uebeln beigetragen haben, an denen ich so viel gelitten hatte. Freilich ist es eine langweilige und mitunter traurige Sache, zu sehr auf uns selbst und was uns schadet und nutzt, Acht zu haben; allein es ist keine Frage, daß bei der wunderlichen Idiosynkrasie der menschlichen Natur von der einen, und bei der unendlichen Verschiedenheit der Lebensart und Genüsse von der andern Seite es noch ein Wunder ist, daß das menschliche Geschlecht sich nicht schon lange aufgerieben hat. Es scheint die menschliche Natur eine eigne Art von Zähigkeit und Vielseitigkeit zu besitzen, da sie Alles, was an sie herankommt oder was sie in sich aufnimmt,

überwindet und, wenn sie sich es nicht assimiliren kann, wenigstens gleichgiltig macht. Freilich muß sie bei einem großen Exzeß trotz alles Widerstandes den Elementen nachgeben, wie uns so viele endemische Krankheiten und die Wirkungen des Branntweins überzeugen. Könnten wir, ohne ängstlich zu werden, auf uns Acht geben, was in unserem komplizirten bürgerlichen und geselligen Leben auf uns günstig oder ungünstig wirkt, und möchten wir das, was uns als Genuß freilich behaglich ist, um der üblen Folgen willen unterlassen, so würden wir gar manche Unbequemlichkeit, die uns bei sonst gesunden Konstitutionen oft mehr als eine Krankheit selbst quält, leicht zu entfernen wissen. Leider ist es im Diätetischen wie im Moralischen; wir können einen Fehler nicht eher einsehen, als bis wir ihn los sind, wobei denn nichts gewonnen wird, weil der nächste Fehler dem vorhergehenden nicht ähnlich sieht und also unter derselben Form nicht erkannt werden kann.

Beim Durchlesen jener Briefe, die von Leipzig aus an meine Schwester geschrieben waren, konnte mir unter andern auch diese Bemerkung nicht entgehen, daß ich mich sogleich bei dem ersten akademischen Unterricht für sehr klug und weise gehalten, indem ich mich, sobald ich etwas gelernt, dem Professor substituirte und daher auch auf der Stelle didaktisch ward. Mir war es lustig genug, zu sehen, wie ich dasjenige, was Gellert uns im Kollegium überliefert oder gerathen, sogleich wieder gegen meine Schwester gewendet, ohne einzusehen, daß sowol im Leben als im Lesen etwas dem Jüngling gemäß sein könne, ohne sich für ein Frauenzimmer zu schicken, und wir scherzten gemeinschaftlich über diese Nachäfferei. Auch waren mir die Gedichte, die ich in Leipzig verfaßt hatte, schon zu gering, und sie schienen mir kalt, trocken und in Absicht dessen, was die Zustände des menschlichen Herzens oder Geistes ausdrücken sollte, allzu oberflächlich. Dieses bewog mich, als ich nun abermals das väterliche Haus verlassen und auf eine zweite Akademie ziehen sollte, wieder ein großes Haupt-Autodafé über meine Arbeiten zu verhängen. Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Akt, andere aber nur bis zu vollendeter Exposition gelangt waren, nebst vielen andern Gedichten, Briefen und Papieren wurden dem Feuer übergeben, und kaum blieb etwas verschont außer dem Manuskript von Behrisch, „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen", an welchem letzteren ich immerfort mit besonderer Liebe besserte, und da das

Stück schon fertig war, die Exposition nochmals durcharbeitete, um sie zugleich bewegter und klarer zu machen. Lessing hatte in den zwei ersten Akten der „Minna" ein unerreichbares Muster aufgestellt, wie ein Drama zu exponiren sei, und es war mir nichts angelegner, als in seinen Sinn und seine Absichten einzudringen.

Umständlich genug ist zwar schon die Erzählung von dem, was mich in diesen Tagen berührt, aufgeregt und beschäftigt; allein ich muß demungeachtet wieder zu jenem Interesse zurückkehren, das mir die übersinnlichen Dinge eingeflößt hatten, von denen ich ein- für allemal, insofern es möglich wäre, mir einen Begriff zu bilden unternahm.

Einen großen Einfluß erfuhr ich dabei von einem wichtigen Buche, das mir in die Hände gerieth: es war Arnold's Kirchen- und Ketzergeschichte. Dieser Mann ist nicht ein blos reflektirender Historiker, sondern zugleich fromm und fühlend. Seine Gesinnungen stimmten sehr zu den meinigen, und was mich an seinem Werk besonders ergetzte, war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vortheilhaftern Begriff erhielt. Der Geist des Widerspruchs und die Lust zum Paradoxen steckt in uns Allen. Ich studirte fleißig die verschiedenen Meinungen, und da ich oft genug hatte sagen hören, jeder Mensch habe am Ende doch seine eigene Religion, so kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch meine eigene bilden könne, und dieses that ich mit vieler Behaglichkeit. Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetische, Mystische, Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute ich mir eine Welt, die seltsam genug aussah.

Ich mochte mir wol eine Gottheit vorstellen, die sich von Ewigkeit her selbst produzirt; da sich aber Produktion nicht ohne Mannichfaltigkeit denken läßt, so mußte sie sich nothwendig sogleich als ein Zweites erscheinen, welches wir unter dem Namen des Sohns anerkennen; diese Beiden mußten nun den Akt des Hervorbringens fortsetzen und erschienen sich selbst wieder im Dritten, welches nun eben so bestehend, lebendig und ewig als das Ganze war. Hiermit war jedoch der Kreis der Gottheit geschlossen, und es wäre ihnen selbst nicht möglich gewesen, abermals ein ihnen völlig Gleiches hervorzubringen. Da jedoch der Produktionstrieb immer fortging, so erschufen sie ein Viertes, das aber schon in sich einen Widerspruch hegte, indem es, wie sie, unbedingt und doch zugleich in ihnen enthalten und durch

sie begrenzt sein sollte. Dieses war nun Lucifer, welchem von nun an die ganze Schöpfungskraft übertragen war und von dem alles übrige Sein ausgehen sollte. Er bewies sogleich seine unendliche Thätigkeit, indem er die sämmtlichen Engel erschuf, alle wieder nach seinem Gleichniß, unbedingt, aber in ihm enthalten und durch ihn begrenzt. Umgeben von einer solchen Glorie, vergaß er seines höhern Ursprungs und glaubte ihn in sich selbst zu finden, und aus diesem ersten Undank entsprang Alles, was uns nicht mit dem Sinne und den Absichten der Gottheit übereinzustimmen scheint. Je mehr er sich nun in sich selbst konzentrirte, je unwohler mußte es ihm werden, sowie allen den Geistern, denen er die süße Erhebung zu ihrem Ursprung verkümmerte. Und so ereignete sich das, was uns unter der Form des Abfalls der Engel bezeichnet wird. Ein Theil derselben konzentrirte sich mit Lucifer, der andere wendete sich wieder gegen seinen Ursprung. Aus dieser Konzentration der ganzen Schöpfung — denn sie war von Lucifer ausgegangen und mußte ihm folgen — entsprang nun Alles das, was wir unter der Gestalt der Materie gewahr werden, was wir uns als schwer, fest und finster vorstellen, welches aber, indem es, wenn auch nicht unmittelbar, doch durch Filiation vom göttlichen Wesen herstammt, ebenso unbedingt mächtig und ewig ist als der Vater und die Großeltern. Da nun das ganze Unheil, wenn wir es so nennen dürfen, blos durch die einseitige Richtung Lucifer's entstand, so fehlte freilich dieser Schöpfung die bessere Hälfte; denn Alles, was durch Konzentration gewonnen wird, besaß sie, aber es fehlte ihr Alles, was durch Expansion allein bewirkt werden kann; und so hätte die sämmtliche Schöpfung durch immerwährende Konzentration sich selbst aufreiben, sich mit ihrem Vater Lucifer vernichten und alle ihre Ansprüche an eine gleiche Ewigkeit mit der Gottheit verlieren können. Diesem Zustand sahen die Elohim eine Weile zu, und sie hatten die Wahl, jene Aeonen abzuwarten, in welchen das Feld wieder rein geworden und ihnen Raum zu einer neuen Schöpfung geblieben wäre, oder ob sie in das Gegenwärtige eingreifen und dem Mangel nach ihrer Unendlichkeit zu Hilfe kommen wollten. Sie erwählten nun das Letztere und supplirten durch ihren bloßen Willen in einem Augenblick den ganzen Mangel, den der Erfolg von Lucifer's Beginnen an sich trug. Sie gaben dem unendlichen Sein die Fähigkeit, sich auszudehnen, sich gegen sie zu bewegen; der eigentliche Puls des Lebens war

wiederhergestellt, und Lucifer selbst konnte sich dieser Einwirkung nicht entziehen. Dieses ist die Epoche, wo dasjenige hervortrat, was wir als Licht kennen, und wo dasjenige begann, was wir mit dem Worte Schöpfung zu bezeichnen pflegen. So sehr sich auch nun diese durch die immer fortwirkende Lebenskraft der Elohim stufenweise vermannichfaltigte, so fehlte es doch noch an einem Wesen, welches die ursprüngliche Verbindung mit der Gottheit wiederherzustellen geschickt wäre, und so wurde der Mensch hervorgebracht, der in Allem der Gottheit ähnlich, ja gleich sein sollte, sich aber freilich dadurch abermals in dem Falle Lucifer's befand, zugleich unbedingt und beschränkt zu sein; und da dieser Widerspruch durch alle Kategorien des Daseins sich an ihm manifestiren und ein vollkommenes Bewußtsein sowie ein entschiedener Wille seine Zustände begleiten sollte, so war vorauszusehen, daß er zugleich das vollkommenste und unvollkommenste, das glücklichste und unglücklichste Geschöpf werden müsse. Es währte nicht lange, so spielte er auch völlig die Rolle des Lucifer. Die Absonderung vom Wohlthäter ist der eigentliche Undank, und so ward jener Abfall zum zweiten Mal eminent, obgleich die ganze Schöpfung nichts ist und nichts war als ein Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen.

Man sieht leicht, wie hier die Erlösung nicht allein von Ewigkeit her beschlossen, sondern als ewig nothwendig gedacht wird, ja daß sie durch die ganze Zeit des Werdens und Seins sich immer wieder erneuern muß. Nichts ist in diesem Sinne natürlicher, als daß die Gottheit selbst die Gestalt des Menschen annimmt, die sie sich zu einer Hülle schon vorbereitet hatte, und daß sie die Schicksale desselben auf kurze Zeit theilt, um durch diese Verähnlichung das Erfreuliche zu erhöhen und das Schmerzliche zu mildern. Die Geschichte aller Religionen und Philosophien lehrt uns, daß diese große, den Menschen unentbehrliche Wahrheit von verschiedenen Nationen in verschiedenen Zeiten auf mancherlei Weise, ja in seltsamen Fabeln und Bildern der Beschränktheit gemäß überliefert worden; genug, wenn nur anerkannt wird, daß wir uns in einem Zustande befinden, der, wenn er uns auch niederzuziehen und zu drücken scheint, dennoch Gelegenheit giebt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Absichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verselbsten genöthiget sind, von der andern in regelmäßigen Pulsen uns zu entselbstigen nicht versäumen.

Neuntes Buch.

„Das Herz wird ferner öfters zum Vortheil verschiedener, besonders geselliger und feiner Tugenden gerührt, und die zarteren Empfindungen werden in ihm erregt und entwickelt werden. Besonders werden sich viele Züge eindrücken, welche dem jungen Leser eine Einsicht in den verborgenern Winkel des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften geben, eine Kenntniß, die mehr als alles Latein und Griechisch werth ist, und von welcher Ovid ein gar vortrefflicher Meister war. Aber dies ist es noch nicht, warum man eigentlich der Jugend die alten Dichter und also auch den Ovid in die Hände giebt. Wir haben von dem gütigen Schöpfer eine Menge Seelenkräfte, welchen man ihre gehörige Kultur, und zwar in den ersten Jahren gleich zu geben nicht verabsäumen muß, und die man doch weder mit Logik noch Metaphysik, Latein oder Griechisch kultiviren kann: wir haben eine Einbildungskraft, der wir, wofern sie sich nicht der ersten besten Vorstellungen selbst bemächtigen soll, die schicklichsten und schönsten Bilder vorlegen und dadurch das Gemüth gewöhnen und üben müssen, das Schöne überall und in der Natur selbst unter seinen bestimmten, wahren und auch in den feineren Zügen zu erkennen und zu lieben. Wir haben eine Menge Begriffe und allgemeine Kenntnisse nöthig, sowol für die Wissenschaften als für das tägliche Leben, die sich in keinem Compendio erlernen lassen. Unsere Empfindungen, Neigungen, Leidenschaften sollen mit Vortheil entwickelt und gereinigt werden."

Diese bedeutende Stelle, welche sich in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" vorfand, war nicht die einzige in ihrer

Art. Von gar vielen Seiten her offenbarten sich ähnliche Grundsätze und gleiche Gesinnungen. Sie machten auf uns rege Jünglinge sehr großen Eindruck, der um desto entschiedener wirkte, als er durch Wieland's Beispiel noch verstärkt wurde; denn die Werke seiner zweiten glänzenden Epoche bewiesen klärlich, daß er sich nach solchen Maximen gebildet hatte. Und was konnten wir mehr verlangen? Die Philosophie mit ihren abstrusen Forderungen war beseitigt, die alten Sprachen, deren Erlernung mit so viel Mühseligkeit verknüpft ist, sah man in den Hintergrund gerückt, die Kompendien, über deren Zulänglichkeit uns Hamlet schon ein bedenkliches Wort ins Ohr geraunt hatte, wurden immer verdächtiger: man wies uns auf die Betrachtung eines bewegten Lebens hin, das wir so gerne führten, und auf die Kenntniß der Leidenschaften, die wir in unserem Busen theils empfanden, theils ahneten, und die, wenn man sie sonst gescholten hatte, uns nunmehr als etwas Wichtiges und Würdiges vorkommen mußten, weil sie der Hauptgegenstand unserer Studien sein sollten und die Kenntniß derselben als das vorzüglichste Bildungsmittel unserer Geisteskräfte angerühmt ward. Ueberdies war eine solche Denkweise meiner eignen Ueberzeugung, ja meinem poetischen Thun und Treiben ganz angemessen. Ich fügte mich daher ohne Widerstreben, nachdem ich so manchen guten Vorsatz vereitelt, so manche redliche Hoffnung verschwinden sehn, in die Absicht meines Vaters, mich nach Straßburg zu schicken, wo man mir ein heiteres, lustiges Leben versprach, indessen ich meine Studien weiter fortsetzen und am Ende promoviren sollte.

Im Frühjahre fühlte ich meine Gesundheit, noch mehr aber meinen jugendlichen Muth wiederhergestellt und sehnte mich abermals aus meinem väterlichen Hause, obgleich aus ganz andern Ursachen als das erste Mal; denn es waren mir diese hübschen Zimmer und Räume, wo ich so viel gelitten hatte, unerfreulich geworden, und mit dem Vater selbst konnte sich kein angenehmes Verhältniß anknüpfen; ich konnte ihm nicht ganz verzeihen, daß er bei den Recidiven meiner Krankheit und bei dem langsamen Genesen mehr Ungeduld als billig sehen lassen, ja daß er, anstatt durch Nachsicht mich zu trösten, sich oft auf eine grausame Weise über das, was in keines Menschen Hand lag, geäußert, als wenn es nur vom Willen abhinge. Aber auch er ward auf mancherlei Weise durch mich verletzt und beleidigt.

Denn junge Leute bringen von Akademien allgemeine Begriffe zurück, welches zwar ganz recht und gut ist; allein weil sie sich darin sehr weise dünken, so legen sie solche als Maßstab an die vorkommenden Gegenstände, welche denn meistens dabei verlieren müssen. So hatte ich von der Baukunst, der Einrichtung und Verzierung der Häuser eine allgemeine Vorstellung gewonnen und wendete diese nun unvorsichtig im Gespräch auf unser eigen Haus an. Mein Vater hatte die ganze Einrichtung desselben ersonnen und den Bau mit großer Standhaftigkeit durchgeführt, und es ließ sich auch, insofern es eine Wohnung für ihn und seine Familie ausschließlich sein sollte, nichts dagegen einwenden; auch waren in diesem Sinne sehr viele Häuser von Frankfurt gebaut. Die Treppe ging frei hinauf und berührte große Vorsäle, die selbst recht gut hätten Zimmer sein können, wie wir denn auch die gute Jahreszeit immer daselbst zubrachten. Allein dieses anmuthige heitere Dasein einer einzelnen Familie, diese Kommunikation von oben bis unten ward zur größten Unbequemlichkeit, sobald mehrere Partien das Haus bewohnten, wie wir bei Gelegenheit der französischen Einquartierung nur zu sehr erfahren hatten. Denn jene ängstliche Scene mit dem Königslieutenant wäre nicht vorgefallen, ja mein Vater hätte weniger von allen Unannehmlichkeiten empfunden, wenn unsere Treppe nach der Leipziger Art an die Seite gedrängt und jedem Stockwerk eine abgeschlossene Thüre zugetheilt gewesen wäre. Diese Bauart rühmte ich einst höchlich und setzte ihre Vortheile heraus, zeigte dem Vater die Möglichkeit, auch seine Treppe zu verlegen, worüber er in einen unglaublichen Zorn gerieth, der um so heftiger war, als ich kurz vorher einige schnörkelhafte Spiegelrahmen getadelt und gewisse chinesische Tapeten verworfen hatte. Es gab eine Scene, welche, zwar wieder getuscht und ausgeglichen, doch meine Reise nach dem schönen Elsaß beschleunigte, die ich denn auch auf der neu eingerichteten bequemen Diligence ohne Aufhalt und in kurzer Zeit vollbrachte.

Ich war im Wirthshaus „Zum Geist" abgestiegen und eilte sogleich, das sehnlichste Verlangen zu befriedigen und mich dem Münster zu nähern, welcher durch Mitreisende mir schon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Als ich nun erst durch die schmale Gasse diesen Koloß gewahrte, sodann aber auf dem freilich sehr engen Platz allzu nah vor ihm stand, machte derselbe auf mich einen Eindruck ganz eigner Art,

den ich aber auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für diesmal nur dunkel mit mir nahm, indem ich das Gebäude eilig bestieg, um nicht den schönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne zu versäumen, welche mir das weite, reiche Land auf einmal offenbaren sollte.

Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeit lang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichthum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannichfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Iller bewässert; selbst westwärts nach dem Gebirge zu finden sich manche Niederungen, die einen eben so reizenden Anblick von Wald und Wiesenwuchs gewähren, so wie der nördliche, mehr hügelige Theil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachsthum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäeten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet und eine solche große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachsenen Bergen begrenzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte.

Ein solcher frischer Anblick in ein neues Land, in welchem wir uns eine Zeit lang aufhalten sollen, hat noch das Eigne, so Angenehme als Ahnungsvolle, daß das Ganze wie eine unbeschriebene Tafel vor uns liegt. Noch sind keine Leiden und Freuden, die sich auf uns beziehen, darauf verzeichnet; diese heitre, bunte, belebte Fläche ist noch stumm für uns; das Auge haftet nur an den Gegenständen, insofern sie an und für sich bedeutend sind, und noch haben weder Neigung noch Leidenschaft diese oder jene Stelle besonders herauszuheben; aber eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfniß fordert im Stillen dasjenige, was kommen soll und mag und welches auf alle Fälle,

es sei nun Wohl oder Weh, unmerklich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird.

Herabgestiegen von der Höhe, verweilte ich noch eine Zeit lang vor dem Angesicht des ehrwürdigen Gebäudes; aber was ich mir weder das erste Mal noch in der nächsten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daß ich dieses Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hätte erschrecken müssen, wenn es mir nicht zugleich als ein Geregeltes faßlich und als ein Ausgearbeitetes sogar angenehm vorgekommen wäre. Ich beschäftigte mich doch keineswegs, diesem Widerspruch nachzudenken, sondern ließ ein so erstaunliches Denkmal durch seine Gegenwart ruhig auf mich fortwirken.

Ich bezog ein kleines, aber wohlgelegenes und anmuthiges Quartier an der Sommerseite des Fischmarkts, einer schönen langen Straße, wo immerwährende Bewegung jedem unbeschäftigten Augenblick zu Hilfe kam. Dann gab ich meine Empfehlungsschreiben ab und fand unter meinen Gönnern einen Handelsmann, der mit seiner Familie jenen frommen, mir genugsam bekannten Gesinnungen ergeben war, ob er sich gleich, was den äußeren Gottesdienst betrifft, nicht von der Kirche getrennt hatte. Er war dabei ein verständiger Mann und keineswegs kopfhängerisch in seinem Thun und Lassen. Die Tischgesellschaft, die man mir und der man mich empfahl, war sehr angenehm und unterhaltend. Ein Paar alte Jungfrauen hatten diese Pension schon lange mit Ordnung und gutem Erfolg geführt; es konnten ungefähr zehen Personen sein, ältere und jüngere. Von diesen letztern ist mir am Gegenwärtigsten einer, genannt Meyer, von Lindau gebürtig. Man hätte ihn seiner Gestalt und seinem Gesicht nach für den schönsten Menschen halten können, wenn er nicht zugleich etwas Schlottriges in seinem ganzen Wesen gehabt hätte. Ebenso wurden seine herrlichen Naturgaben durch einen unglaublichen Leichtsinn und sein köstliches Gemüth durch eine unbändige Liederlichkeit verunstaltet. Er hatte ein mehr rundes als ovales, offnes, frohes Gesicht; die Werkzeuge der Sinne, Augen, Nase, Mund, Ohren, konnte man reich nennen: sie zeugten von einer entschiedenen Fülle, ohne übertrieben groß zu sein. Der Mund besonders war allerliebst durch übergeschlagene Lippen, und seiner ganzen Physiognomie gab es einen eigenen Ausdruck, daß er ein Räzel war, d. h. daß seine Augenbrauen über der Nase zusammenstießen, welches bei einem schönen Gesichte immer einen

angenehmen Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt. Durch Jovialität, Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit machte er sich bei allen Menschen beliebt; sein Gedächtniß war unglaublich, die Aufmerksamkeit in den Kollegien kostete ihm nichts; er behielt Alles, was er hörte, und war geistreich genug, an Allem einiges Interesse zu finden, und um so leichter, da er Medizin studirte. Alle Eindrücke blieben ihm lebhaft, und sein Muthwille in Wiederholung der Kollegien und Nachäffen der Professoren ging manchmal so weit, daß, wenn er drei verschiedene Stunden des Morgens gehört hatte, er Mittags bei Tische paragraphenweis, ja manchmal noch abgebrochener, die Professoren mit einander abwechseln ließ: welche buntscheckige Vorlesung uns oft unterhielt, oft aber auch beschwerlich fiel.

Die Uebrigen waren mehr oder weniger feine, gesetzte, ernsthafte Leute. Ein pensionirter Ludwigsritter befand sich unter denselben; doch waren Studirende die Ueberzahl, alle wirklich gut- und wohlgesinnt, nur mußten sie ihr gewöhnliches Weindeputat nicht überschreiten. Daß dieses nicht leicht geschah, war die Sorge unseres Präsidenten, eines Doktor Salzmann. Schon in den Sechzigen, unverheirathet, hatte er diesen Mittagstisch seit vielen Jahren besucht und in Ordnung und Ansehen erhalten. Er besaß ein schönes Vermögen; in seinem Aeußeren hielt er sich knapp und nett, ja er gehörte zu Denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unter dem Arm gehen. Den Hut aufzusetzen, war bei ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich, wohl eingedenk, daß die schönsten Sommertage oft Gewitter und Streifschauer über das Land bringen.

Mit diesem Manne beredete ich meinen Vorsatz, mich hier in Straßburg der Rechtswissenschaft ferner zu befleißigen, um baldmöglichst promoviren zu können. Da er von Allem genau unterrichtet war, so befragte ich ihn über die Kollegia, die ich zu hören hätte, und was er allenfalls von der Sache denke. Darauf erwiderte er mir, daß es sich in Straßburg nicht etwa wie auf deutschen Akademien verhalte, wo man wol Juristen im weiten und gelehrten Sinne zu bilden suche. Hier sei Alles, dem Verhältniß gegen Frankreich gemäß, eigentlich auf das Praktische gerichtet und nach dem Sinne der Franzosen eingeleitet, welche gern bei dem Gegebnen verharren. Gewisse allgemeine Grundsätze, gewisse Vorkenntnisse suche man einem Jeden beizubringen, man fasse sich so kurz wie möglich und

überliefere nur das Nothwendigste. Er machte mich darauf mit einem Manne bekannt, zu dem man als Repetenten ein großes Vertrauen hegte, welches dieser sich auch bei mir sehr bald zu erwerben wußte. Ich fing an, mit ihm zur Einleitung über Gegenstände der Rechtswissenschaft zu sprechen, und er wunderte sich nicht wenig über mein Schwadroniren; denn mehr, als ich in meiner bisherigen Darstellung aufzuführen Gelegenheit nahm, hatte ich bei meinem Aufenthalte in Leipzig an Einsicht in die Rechtserfordernisse gewonnen, obgleich mein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyklopädischer Ueberblick und nicht als eigentliche bestimmte Kenntniß gelten konnte. Das akademische Leben, wenn wir uns auch bei demselben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, gewährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile, weil wir stets von Menschen umgeben sind, welche die Wissenschaft besitzen oder suchen, so daß wir aus einer solchen Atmosphäre, wenn auch unbewußt, immer einige Nahrung ziehen.

Mein Repetent, nachdem er mit meinem Umhervagiren im Diskurse einige Zeit Geduld gehabt, machte mir zuletzt begreiflich, daß ich vor allen Dingen meine nächste Absicht im Auge behalten müsse, die nämlich, mich examiniren zu lassen, zu promoviren und alsdann allenfalls in die Praxis überzugehen. Um bei dem Ersten stehen zu bleiben, sagte er, so wird die Sache keineswegs im Weiten gesucht. Es wird nicht nachgefragt, wie und wo ein Gesetz entsprungen, was die innere oder äußere Veranlassung dazu gegeben; man untersucht nicht, wie es sich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, so wenig als inwiefern es sich durch falsche Auslegung oder verkehrten Gerichtsbrauch vielleicht gar umgewendet. In solchen Forschungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Leben zu; wir aber fragen nach dem, was gegenwärtig besteht: dies prägen wir unserm Gedächtniß fest ein, daß es uns stets gegenwärtig sei, wenn wir uns dessen zu Nutz und Schutz unsrer Klienten bedienen wollen. So statten wir unsre jungen Leute fürs nächste Leben aus, und das Weitere findet sich nach Verhältniß ihrer Talente und ihrer Thätigkeit. Er übergab mir hierauf seine Hefte, welche in Fragen und Antworten geschrieben waren, und woraus ich mich sogleich ziemlich konnte examiniren lassen, weil Hoppe's kleiner juristischer Katechismus mir noch vollkommen im Gedächtniß stand; das Uebrige supplirte ich mit einigem Fleiße und qualifizirte mich wider meinen Willen auf die leichteste Art zum Kandidaten.

Da mir aber auf diesem Wege jede eigne Thätigkeit in dem Studium abgeschnitten ward — denn ich hatte für nichts Positives einen Sinn, sondern wollte Alles wo nicht verständig, doch historisch erklärt haben —, so fand ich für meine Kräfte einen größern Spielraum, den ich auf die wunderlichste Weise benutzte, indem ich einem Interesse nachgab, das mir zufällig von außen gebracht wurde.

Die meisten meiner Tischgenossen waren Mediziner. Diese sind, wie bekannt, die einzigen Studirenden, die sich von ihrer Wissenschaft, ihrem Metier auch außer den Lehrstunden mit Lebhaftigkeit unterhalten. Es liegt dieses in der Natur der Sache. Die Gegenstände ihrer Bemühungen sind die sinnlichsten und zugleich die höchsten, die einfachsten und die komplizirtesten. Die Medizin beschäftigt den ganzen Menschen, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt. Alles, was der Jüngling lernt, deutet sogleich auf eine wichtige, zwar gefährliche, aber doch in manchem Sinn belohnende Praxis. Er wirft sich daher mit Leidenschaft auf das, was zu erkennen und zu thun ist, theils weil es ihn an sich interessirt, theils weil es ihm die frohe Aussicht von Selbstständigkeit und Wohlhaben eröffnet.

Bei Tische also hörte ich nichts Anderes als medizinische Gespräche, eben wie vormals in der Pension des Hofraths Ludwig. Auf Spaziergängen und bei Lustpartien kam auch nicht viel Anderes zur Sprache; denn meine Tischgesellen, als gute Kumpane, waren mir auch Gesellen für die übrige Zeit geworden, und an sie schlossen sich jedesmal Gleichgesinnte und Gleiches Studirende von allen Seiten an. Die medizinische Fakultät glänzte überhaupt vor den übrigen sowol in Absicht auf die Berühmtheit der Lehrer als die Frequenz der Lernenden, und so zog mich der Strom dahin, um so leichter, als ich von allen diesen Dingen gerade so viel Kenntniß hatte, daß meine Wissenslust bald vermehrt und angefeuert werden konnte. Beim Eintritt des zweiten Semesters besuchte ich daher Chemie bei Spielmann, Anatomie bei Lobstein und nahm mir vor, recht fleißig zu sein, weil ich bei unserer Sozietät durch meine wunderlichen Vor- oder vielmehr Ueberkenntnisse schon einiges Ansehen und Zutrauen erworben hatte.

Doch es war an dieser Zerstreuung und Zerstückelung meiner Studien nicht genug, sie sollten abermals bedeutend gestört werden; denn eine merkwürdige Staatsbegebenheit setzte Alles in Bewegung und verschaffte uns eine ziemliche Reihe

Feiertage. Marie Antoinette, Erzherzogin von Oesterreich, Königin von Frankreich, sollte auf ihrem Wege nach Paris über Straßburg gehen. Die Feierlichkeiten, durch welche das Volk aufmerksam gemacht wird, daß es Große in der Welt giebt, wurden emsig und häufig vorbereitet, und mir besonders war dabei das Gebäude merkwürdig, das zu ihrem Empfang und zur Uebergabe in die Hände der Abgesandten ihres Gemahls auf einer Rheininsel zwischen den beiden Brücken aufgerichtet stand. Es war nur wenig über den Boden erhoben, hatte in der Mitte einen großen Saal, an beiden Seiten kleinere, dann folgten andere Zimmer, die sich noch etwas hinterwärts erstreckten; genug, es hätte, dauerhafter gebaut, gar wohl für ein Lusthaus hoher Personen gelten können. Was mich aber daran besonders interessirte und weswegen ich manches Büsel (ein kleines damals kurrentes Silberstück) nicht schonte, um mir von dem Pförtner einen wiederholten Eintritt zu verschaffen, waren die gewirkten Tapeten, mit denen man das Ganze inwendig ausgeschlagen hatte. Hier sah ich zum ersten Mal ein Exemplar jener nach Raphael's Kartonen gewirkten Teppiche, und dieser Anblick war für mich von ganz entschiedener Wirkung, indem ich das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Masse kennen lernte. Ich ging und kam und kam und ging und konnte mich nicht satt sehen; ja, ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das, was mich so außerordentlich ansprach, auch gern begriffen hätte. Höchst erfreulich und erquicklich fand ich diese Nebensäle, desto schrecklicher aber den Hauptsaal. Diesen hatte man mit viel größern, glänzendern, reichern und von gedrängten Zierrathen umgebenen Hautelissen behängt, die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkt waren.

Nun hätte ich mich wol auch mit dieser Manier befreundet, weil meine Empfindung wie mein Urtheil nicht leicht etwas völlig ausschloß; aber äußerst empörte mich der Gegenstand. Diese Bilder enthielten die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa und also ein Beispiel der unglücklichsten Heirath. Zur Linken des Throns sah man die mit dem grausamsten Tode ringende Braut, umgeben von jammervollen Theilnehmenden; zur Rechten entsetzte sich der Vater über die ermordeten Kinder zu seinen Füßen, während die Furie auf dem Drachenwagen in die Luft zog. Und damit ja dem Grausamen und Abscheulichen nicht auch ein Abgeschmacktes fehle, so ringelte sich hinter dem rothen Sammt des goldgestickten Thronrückens rechter Hand der

weiße Schweif jenes Zauberstiers hervor, inzwischen die feuerspeiende Bestie selbst und der sie bekämpfende Jason von jener kostbaren Draperie gänzlich bedeckt waren.

Hier nun wurden alle Maximen, welche ich in Oeser's Schule mir zu eigen gemacht, in meinem Busen rege. Daß man Christum und die Apostel in die Seitensäle eines Hochzeitgebäudes gebracht, war schon ohne Wahl und Einsicht geschehen, und ohne Zweifel hatte das Maß der Zimmer den königlichen Teppichverwahrer geleitet; allein das verzieh ich gern, weil es mir zu so großem Vortheil gereichte; nun aber ein Mißgriff wie der im großen Saale brachte mich ganz aus der Fassung, und ich forderte lebhaft und heftig meine Gefährten zu Zeugen auf eines solchen Verbrechens gegen Geschmack und Gefühl. — „Was!" rief ich aus, ohne mich um die Umstehenden zu bekümmern, „ist es erlaubt, einer jungen Königin das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, bei dem ersten Schritt in ihr Land so unbesonnen vors Auge zu bringen! Giebt es denn unter den französischen Architekten, Dekorateuren, Tapezierern gar keinen Menschen, der begreift, daß Bilder etwas vorstellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß sie Eindrücke machen, daß sie Ahnungen erregen! Ist es doch nicht anders, als hätte man dieser schönen und, wie man hört, lebenslustigen Dame das abscheulichste Gespenst bis an die Grenze entgegengeschickt." Ich weiß nicht, was ich noch Alles weiter sagte; genug, meine Gefährten suchten mich zu beschwichtigen und aus dem Hause zu schaffen, damit es nicht Verdruß setzen möchte. Alsdann versicherten sie mir, es wäre nicht Jedermanns Sache, Bedeutung in den Bildern zu suchen; ihnen wenigstens wäre nichts dabei eingefallen, und auf dergleichen Grillen würde die ganze Population Straßburg's und der Gegend, wie sie auch herbeiströmen sollte, so wenig als die Königin selbst mit ihrem Hofe jemals gerathen.

Der schönen und vornehmen, so heitren als imposanten Miene dieser jungen Dame erinnere ich mich noch recht wohl. Sie schien in ihrem Glaswagen, uns Allen vollkommen sichtbar, mit ihren Begleiterinnen in vertraulicher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zug entgegenströmte, zu scherzen. Abends zogen wir durch die Straßen, um die verschiedenen illuminirten Gebäude, besonders aber den brennenden Gipfel des Münsters zu sehen, an dem wir sowol in der Nähe als in der Ferne unsere Augen nicht genugsam weiden konnten.

Die Königin verfolgte ihren Weg; das Landvolk verlief sich, und die Stadt war bald ruhig wie vorher. Vor Ankunft der Königin hatte man die ganz vernünftige Anordnung gemacht, daß sich keine mißgestalteten Personen, keine Krüppel und ekelhafte Kranke auf ihrem Wege zeigen sollten. Man scherzte hierüber, und ich machte ein kleines französisches Gedicht, worin ich die Ankunft Christi, welcher besonders der Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln schien, und die Ankunft der Königin, welche diese Unglücklichen verscheuchte, in Vergleichung brachte. Meine Freunde ließen es passiren; ein Franzose hingegen, der mit uns lebte, kritisirte sehr unbarmherzig Sprache und Versmaß, obgleich, wie es schien, nur allzu gründlich, und ich erinnere mich nicht, nachher je wieder ein französisches Gedicht gemacht zu haben.

Kaum erscholl aus der Hauptstadt die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Königin, als eine Schreckenspost ihr folgte: bei dem festlichen Feuerwerke sei durch ein Polizeiversehen in einer von Baumaterialien versperrten Straße eine Unzahl Menschen mit Pferden und Wagen zu Grunde gegangen und die Stadt bei diesen Hochzeitfeierlichkeiten in Trauer und Leid versetzt worden. Die Größe des Unglücks suchte man sowol dem jungen königlichen Paare als der Welt zu verbergen, indem man die umgekommenen Personen heimlich begrub, so daß viele Familien nur durch das völlige Außenbleiben der Ihrigen überzeugt wurden, daß auch diese von dem schrecklichen Ereigniß mit hingerafft seien. Daß mir lebhaft bei dieser Gelegenheit jene gräßlichen Bilder des Hauptsaales wieder vor die Seele traten, brauche ich kaum zu erwähnen; denn Jedem ist bekannt, wie mächtig gewisse sittliche Eindrücke sind, wenn sie sich an sinnlichen gleichsam verkörpern.

Diese Begebenheit sollte jedoch auch die Meinigen durch eine Posse, die ich mir erlaubte, in Angst und Noth versetzen. Unter uns jungen Leuten, die wir in Leipzig zusammen waren, hatte sich auch nachher ein gewisser Kitzel erhalten, einander etwas aufzubinden und wechselsweise zu mystifiziren. In solchem frevelhaften Muthwillen schrieb ich an einen Freund in Frankfurt (es war derselbe, der mein Gedicht an den Kuchenbäcker Händel amplifizirt auf Medon angewendet und dessen allgemeine Verbreitung verursacht hatte) einen Brief, von Versailles aus datirt, worin ich ihm meine glückliche Ankunft daselbst, meine Theilnahme an den Feierlichkeiten und was dergleichen mehr

war, vermeldete, ihm zugleich aber das strengste Stillschweigen gebot. Dabei muß ich noch bemerken, daß unsere kleine Leipziger Sozietät von jenem Streich an, der uns so manchen Verdruß gemacht, sich angewöhnt hatte, ihn von Zeit zu Zeit mit Mystifikationen zu verfolgen, und das um so mehr, da er der drolligste Mensch von der Welt war und niemals liebenswürdiger, als wenn er den Irrthum entdeckte, in den man ihn vorsätzlich hineingeführt hatte. Kurz darauf, als ich diesen Brief geschrieben, machte ich eine kleine Reise und blieb wohl vierzehn Tage aus. Indessen war die Nachricht jenes Unglücks nach Frankfurt gekommen; mein Freund glaubte mich in Paris, und seine Neigung ließ ihn besorgen, ich sei in jenes Unglück mit verwickelt. Er erkundigte sich bei meinen Eltern und andern Personen, an die ich zu schreiben pflegte, ob keine Briefe angekommen, und weil eben jene Reise mich verhinderte, dergleichen abzulassen, so fehlten sie überall. Er ging in großer Angst umher und vertraute es zuletzt unsern nächsten Freunden, die sich nun in gleicher Sorge befanden. Glücklicherweise gelangte diese Vermuthung nicht eher zu meinen Eltern, als bis ein Brief angekommen war, der meine Rückkehr nach Straßburg meldete. Meine jungen Freunde waren zufrieden, mich lebendig zu wissen, blieben aber völlig überzeugt, daß ich in der Zwischenzeit in Paris gewesen. Die herzlichen Nachrichten von den Sorgen, die sie um meinetwillen gehabt, rührten mich dermaßen, daß ich dergleichen Possen auf ewig verschwor, mir aber doch leider in der Folge manchmal etwas Aehnliches habe zu Schulden kommen lassen. Das wirkliche Leben verliert oft dergestalt seinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firniß der Fiktion wieder auffrischen muß.

Jener gewaltige Hof- und Prachtstrom war nunmehr vorübergeronnen und hatte mir keine andre Sehnsucht zurückgelassen als nach jenen Raphael'schen Teppichen, welche ich gern jeden Tag und Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hätte. Glücklicherweise gelang es meinen leidenschaftlichen Bemühungen, mehrere Personen von Bedeutung dafür zu interessiren, so daß sie erst so spät als möglich abgenommen und eingepackt wurden. Wir überließen uns nunmehr wieder unserm stillen gemächlichen Universitäts- und Gesellschaftsgang, und bei dem letzten blieb Aktuarius Salzmann, unser Tischpräsident, der allgemeine Pädagog. Sein Verstand, seine Nachgiebigkeit, seine Würde, die er bei allem Scherz und selbst manchmal bei kleinen Aus-

schweifungen, die er uns erlaubte, immer zu erhalten wußte, machten ihn der ganzen Gesellschaft lieb und werth, und ich wüßte nur wenige Fälle, wo er sein ernstliches Mißfallen bezeigt oder mit Autorität zwischen kleine Händel und Streitigkeiten eingetreten wäre. Unter Allen jedoch war ich Derjenige, der sich am Meisten an ihn anschloß, und er nicht weniger geneigt, sich mit mir zu unterhalten, weil er mich mannichfaltiger gebildet fand als die Uebrigen und nicht so einseitig im Urtheil. Auch richtete ich mich im Aeußern nach ihm, damit er mich für seinen Gesellen und Genossen öffentlich ohne Verlegenheit erklären konnte; denn ob er gleich nur eine Stelle bekleidete, die von geringem Einfluß zu sein scheint, so versah er sie doch auf eine Weise, die ihm zur größten Ehre gereichte. Er war Aktuarius beim Pupillen-Kollegium und hatte freilich daselbst, wie der perpetuirliche Sekretär einer Akademie, eigentlich das Heft in Händen. Indem er nun dieses Geschäft viele Jahre lang auf das Genaueste besorgte, so gab es keine Familie von der ersten bis zu der letzten, die ihm nicht Dank schuldig gewesen wäre; wie denn beinahe in der ganzen Staatsverwaltung kaum Jemand mehr Segen oder Fluch ernten kann als Einer, der für die Waisen sorgt oder ihr Hab und Gut vergeudet oder vergeuden läßt.

Die Straßburger sind leidenschaftliche Spaziergänger, und sie haben wol Recht, es zu sein. Man mag seine Schritte hinwenden, wohin man will, so findet man theils natürliche, theils in alten und neuern Zeiten künstlich angelegte Lustörter, einen wie den andern besucht und von einem heitern, lustigen Völkchen genossen. Was aber hier den Anblick einer großen Masse Spazierender noch erfreulicher machte als an andern Orten, war die verschiedene Tracht des weiblichen Geschlechts. Die Mittelklasse der Bürgermädchen behielt noch die aufgewundenen, mit einer großen Nadel festgesteckten Zöpfe bei, nicht weniger eine gewisse knappe Kleidungsart, woran jede Schleppe ein Mißstand gewesen wäre, und was das Angenehme war, diese Tracht schnitt sich nicht mit den Ständen scharf ab; denn es gab noch einige wohlhabende vornehme Häuser, welche den Töchtern sich von diesem Kostüm zu entfernen nicht erlauben wollten. Die Uebrigen gingen französisch, und diese Partie machte jedes Jahr einige Proselyten. Salzmann hatte viel Bekanntschaften und überall Zutritt; eine große Annehmlichkeit für seinen Begleitenden, besonders im Sommer, weil man überall in Gärten nah und

fern gute Aufnahme, gute Gesellschaft und Erfrischung fand, auch zugleich mehr als eine Einladung zu diesem oder jenem frohen Tage erhielt. In einem solchen Falle traf ich Gelegenheit, mich einer Familie, die ich erst zum zweiten Male besuchte, sehr schnell zu empfehlen. Wir waren eingeladen und stellten uns zur bestimmten Zeit ein. Die Gesellschaft war nicht groß, Einige spielten, und Einige spazierten wie gewöhnlich. Späterhin, als es zu Tische gehen sollte, sah ich die Wirthin und ihre Schwester lebhaft und wie in einer besondern Verlegenheit mit einander sprechen. Ich begegnete ihnen eben und sagte: „Zwar habe ich kein Recht, meine Frauenzimmer, in Ihre Geheimnisse einzudringen; vielleicht bin ich aber im Stande, einen guten Rath zu geben oder wol gar zu dienen." Sie eröffneten mir hierauf ihre peinliche Lage, daß sie nämlich zwölf Personen zu Tische gebeten, und in diesem Augenblick sei ein Verwandter von der Reise zurückgekommen, der nun als der Dreizehnte, wo nicht sich selbst, doch gewiß einigen der Gäste ein fatales Memento mori werden würde. — „Der Sache ist sehr leicht abzuhelfen," versetzte ich; „Sie erlauben mir, daß ich mich entferne und mir die Entschädigung vorbehalte." Da es Personen von Ansehen und guter Lebensart waren, so wollten sie es keineswegs zugeben, sondern schickten in der Nachbarschaft umher, um den Vierzehnten aufzufinden. Ich ließ es geschehen; doch da ich den Bedienten unverrichteter Sache zur Gartenthüre hereinkommen sah, entwischte ich und brachte meinen Abend vergnügt unter den alten Linden der Wanzenau hin. Daß mir diese Entsagung reichlich vergolten worden, war wol eine natürliche Folge.

Eine gewisse allgemeine Geselligkeit läßt sich ohne das Kartenspiel nicht mehr denken. Salzmann erneuerte die guten Lehren der Madam Böhme, und ich war um so folgsamer, als ich wirklich eingesehen hatte, daß man sich durch diese kleine Aufopferung, wenn es ja eine sein sollte, manches Vergnügen, ja sogar eine größere Freiheit in der Sozietät verschaffen könne, als man sonst genießen würde. Das alte eingeschlafene Piquet wurde daher hervorgesucht; ich lernte Whist, richtete mir nach Anleitung meines Mentors einen Spielbeutel ein, welcher unter allen Umständen unantastbar sein sollte; und nun fand ich Gelegenheit, mit meinem Freunde die meisten Abende in den besten Zirkeln zuzubringen, wo man mir meistens wohlwollte und

manche kleine Unregelmäßigkeit verzieh, auf die mich jedoch der Freund, wiewol milde genug, aufmerksam zu machen pflegte.

Damit ich aber dabei symbolisch erführe, wie sehr man sich auch im Aeußern in die Gesellschaft zu schicken und nach ihr zu richten hat, so ward ich zu etwas genöthigt, welches mir das Unangenehmste von der Welt schien. Ich hatte zwar sehr schöne Haare, aber mein Straßburger Friseur versicherte mir sogleich, daß sie viel zu tief nach hinten hin verschnitten seien und daß es ihm unmöglich werde, daraus eine Frisur zu bilden, in welcher ich mich produziren dürfe, weil nur wenig kurze und gekrauste Vorderhaare statuirt würden, alles Uebrige vom Scheitel an in den Zopf oder Haarbeutel gebunden werden müsse. Hierbei bleibe nun nichts übrig, als mir eine Haartour gefallen zu lassen, bis der natürliche Wachsthum sich wieder nach den Erfordernissen der Zeit hergestellt habe. Er versprach mir, daß Niemand diesen unschuldigen Betrug, gegen den ich mich erst sehr ernstlich wehrte, jemals bemerken solle, wenn ich mich sogleich dazu entschließen könnte. Er hielt Wort, und ich galt immer für den bestfrisirten und bestbehaarten jungen Mann. Da ich aber vom frühen Morgen an so aufgestutzt und gepudert bleiben und mich zugleich in Acht nehmen mußte, nicht durch Erhitzung und heftige Bewegung den falschen Schmuck zu verrathen, so trug dieser Zwang wirklich viel bei, daß ich mich eine Zeit lang ruhiger und gesitteter benahm, mir angewöhnte, mit dem Hut unterm Arm und folglich auch in Schuh und Strümpfen zu gehen; doch durfte ich nicht versäumen, feinlederne Unterstrümpfe zu tragen, um mich gegen die Rheinschnaken zu sichern, welche sich an schönen Sommerabenden über die Auen und Gärten zu verbreiten pflegen. War mir nun unter diesen Umständen eine heftige körperliche Bewegung versagt, so entfalteten sich unsere geselligen Gespräche immer lebhafter und leidenschaftlicher, ja sie waren die interessantesten, die ich bis dahin jemals geführt hatte.

Bei meiner Art zu empfinden und zu denken kostete es mich gar nichts, einen Jeden gelten zu lassen für das, was er war, ja sogar für das, was er gelten wollte, und so machte die Offenheit eines frischen jugendlichen Muthes, der sich fast zum ersten Mal in seiner vollen Blüthe hervorthat, mir sehr viele Freunde und Anhänger. Unsere Tischgesellschaft vermehrte sich wol auf zwanzig Personen, und weil unser Salzmann bei seiner hergebrachten Methode beharrte, so blieb Alles im alten Gange,

ja die Unterhaltung ward beinahe schicklicher, indem sich ein Jeder vor Mehreren in Acht zu nehmen hatte. Unter den neuen Ankömmlingen befand sich ein Mann, der mich besonders interessirte: er hieß Jung und ist Derselbe, der nachher unter dem Namen Stilling zuerst bekannt geworden. Seine Gestalt, ungeachtet einer veralteten Kleidungsart, hatte bei einer gewissen Derbheit etwas Zartes. Eine Haarbeutel-Perücke entstellte nicht sein bedeutendes und gefälliges Gesicht. Seine Stimme war sanft, ohne weich und schwach zu sein, ja sie wurde wohltönend und stark, sobald er in Eifer gerieth, welches sehr leicht geschah. Wenn man ihn näher kennen lernte, so fand man an ihm einen gesunden Menschenverstand, der auf dem Gemüth ruhte und sich deswegen von Neigungen und Leidenschaften bestimmen ließ, und aus eben diesem Gemüth entsprang ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichster Reinheit. Denn der Lebensgang dieses Mannes war sehr einfach gewesen und doch gedrängt an Begebenheiten und mannichfaltiger Thätigkeit. Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hilfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel augenscheinlich bestätige. Jung hatte dergleichen Erfahrungen in seinem Leben so viele gemacht, sie hatten sich selbst in der neuern Zeit, in Straßburg, öfters wiederholt, so daß er mit der größten Freudigkeit ein zwar mäßiges, aber doch sorgloses Leben führte und seinen Studien aufs Ernstlichste oblag, wiewol er auf kein sicheres Auskommen von einem Vierteljahre zum andern rechnen konnte. In seiner Jugend, auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenher von höheren Dingen selbst belehrt, so trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einer Schulmeisterstelle. Dieser Versuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil Jedermann für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Seine innerlichste und eigentlichste Bildung aber hatte er jener ausgebreiteten Menschenart zu danken, welche auf ihre eigne Hand ihr Heil suchten, und indem sie sich durch Lesung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch wechselseitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachteten, dadurch einen Grad von Kultur erhielten, der Bewunderung erregen mußte. Denn indem das Interesse, das

sie stets begleitete und das sie in Gesellschaft unterhielt, auf dem einfachsten Grunde der Sittlichkeit, des Wohlwollens und Wohlthuns ruhte, auch die Abweichungen, welche bei Menschen von so beschränkten Zuständen vorkommen können, von geringer Bedeutung sind und daher ihr Gewissen meistens rein und ihr Geist gewöhnlich heiter blieb, so entstand keine künstliche, sondern eine wahrhaft natürliche Kultur, die noch darin vor andern den Vorzug hatte, daß sie allen Altern und Ständen gemäß und ihrer Natur nach allgemein gesellig war; deshalb auch diese Personen in ihrem Kreise wirklich beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegenheiten, die zartesten und tüchtigsten, sich gehörig und gefällig auszudrücken. In demselben Falle nun war der gute Jung. Unter wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgesinnten, doch Solchen, die sich seiner Denkweise nicht abgeneigt erklärten, fand man ihn nicht allein redselig, sondern beredt; besonders erzählte er seine Lebensgeschichte auf das Anmuthigste und wußte dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, solche aufzuschreiben, und er versprach's. Weil er aber in seiner Art sich zu äußern einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen, einem sanften Strom, dem man nichts entgegenstellen darf, wenn er nicht brausen soll, so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel und seine Ueberzeugung keinen Spott. Und wenn er in freundlicher Mittheilung unerschöpflich war, so stockte gleich Alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Ich half ihm in solchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Neigung belohnte. Da mir seine Sinnesweise nichts Fremdes war und ich dieselbe vielmehr an meinen besten Freunden und Freundinnen schon genau hatte kennen lernen, sie mir auch in ihrer Natürlichkeit und Naivität überhaupt wohl zusagte, so konnte er sich mit mir durchaus am Besten finden. Die Richtung seines Geistes war mir angenehm, und seinen Wunderglauben, der ihm so wohl zu Statten kam, ließ ich unangetastet. Auch Salzmann betrug sich schonend gegen ihn; schonend, sage ich, weil Salzmann seinem Charakter, Wesen, Alter und Zuständen nach auf der Seite der vernünftigen oder vielmehr verständigen Christen stehen und halten mußte, deren Religion eigentlich auf der Rechtschaffenheit des Charakters und auf einer männlichen Selbstständigkeit beruhte, und die sich daher nicht gern mit Empfindungen, die sie leicht

ins Trübe, und Schwärmerei, die sie bald ins Dunkle hätte führen können, abgaben und vermengten. Auch diese Klasse war respektabel und zahlreich; alle ehrliche, tüchtige Leute verstanden sich und waren von gleicher Ueberzeugung sowie von gleichem Lebensgang.

Lerse, ebenmäßig unser Tischgeselle, gehörte auch zu dieser Zahl: ein vollkommen rechtlicher und bei beschränkten Glücksgütern mäßiger und genauer junger Mann. Seine Lebens- und Haushaltungsweise war die knappste, die ich unter Studirenden je kannte. Er trug sich am Saubersten von uns Allen, und doch erschien er immer in denselben Kleidern; aber er behandelte auch seine Garderobe mit der größten Sorgfalt, er hielt seine Umgebung reinlich, und so verlangte er auch nach seinem Beispiel Alles im gemeinen Leben. Es begegnete ihm nicht, daß er sich irgendwo angelehnt oder seinen Ellbogen auf den Tisch gestemmt hätte; niemals vergaß er seine Serviette zu zeichnen, und der Magd gerieth es immer zum Unheil, wenn die Stühle nicht höchst sauber gefunden wurden. Bei allem Diesen hatte er nichts Steifes in seinem Aeußeren. Er sprach treuherzig, bestimmt und trocken lebhaft, wobei ein leichter ironischer Scherz ihn gar wohl kleidete. An Gestalt war er gut gebildet, schlank und von ziemlicher Größe, sein Gesicht pockennarbig und unscheinbar, seine kleinen blauen Augen heiter und durchdringend. Wenn er uns nun von so mancher Seite zu hofmeistern Ursache hatte, so ließen wir ihn auch noch außerdem für unsern Fechtmeister gelten; denn er führte ein sehr gutes Rappier, und es schien ihm Spaß zu machen, bei dieser Gelegenheit alle Pedanterie dieses Metiers an uns auszuüben. Auch profitirten wir bei ihm wirklich und mußten ihm dankbar sein für manche gesellige Stunde, die er uns in guter Bewegung und Uebung verbringen hieß.

Durch alle diese Eigenschaften qualifizirte sich nun Lerse völlig zu der Stelle eines Schieds- und Kampfrichters bei allen kleinen und größern Händeln, die in unserm Kreise, wiewol selten, vorfielen und welche Salzmann auf seine väterliche Art nicht beschwichtigen konnte. Ohne die äußeren Formen, welche auf Akademien so viel Unheil anrichten, stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wol mancher Andere zufällig berühren, aber sich nicht in dieselbe eindrängen konnte. Bei Beurtheilung nun innerer Verdrießlichkeiten zeigte Lerse stets die größte Unparteilichkeit und

wußte, wenn der Handel nicht mehr mit Worten und Erklärungen ausgemacht werden konnte, die zu erwartende Genugthuung auf ehrenvolle Weise ins Unschädliche zu leiten. Hiezu war wirklich kein Mensch geschickter als er; auch pflegte er oft zu sagen, da ihn der Himmel weder zu einem Kriegs- noch Liebeshelden bestimmt habe, so wolle er sich im Romanen- und Fechtersinn mit der Rolle des Sekundanten begnügen. Da er sich nun durchaus gleich blieb und als ein rechtes Muster einer guten und beständigen Sinnesart angesehen werden konnte, so prägte sich der Begriff von ihm so tief als liebenswürdig bei mir ein, und als ich den Götz von Berlichingen schrieb, fühlte ich mich veranlaßt, unserer Freundschaft ein Denkmal zu setzen und der wackern Figur, die sich auf so eine würdige Art zu subordiniren weiß, den Namen Franz Lerse zu geben.

Indeß er nun mit seiner fortgesetzten humoristischen Trockenheit uns immer zu erinnern wußte, was man sich und Andern schuldig sei und wie man sich einzurichten habe, um mit den Menschen so lange als möglich in Frieden zu leben und sich deshalb gegen sie in einige Positur zu setzen, so hatte ich innerlich und äußerlich mit ganz andern Verhältnissen und Gegnern zu kämpfen, indem ich mit mir selbst, mit den Gegenständen, ja mit den Elementen im Streit lag. Ich befand mich in einem Gesundheitszustand, der mich bei Allem, was ich unternehmen wollte und sollte, hinreichend förderte; nur war mir noch eine gewisse Reizbarkeit übrig geblieben, die mich nicht immer im Gleichgewicht ließ. Ein starker Schall war mir zuwider, krankhafte Gegenstände erregten mir Ekel und Abscheu. Besonders aber ängstigte mich ein Schwindel, der mich jedesmal befiel, wenn ich von einer Höhe herunterblickte. Allen diesen Mängeln suchte ich abzuhelfen, und zwar, weil ich keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas heftige Weise. Abends beim Zapfenstreich ging ich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltsame Wirbel und Schläge das Herz im Busen hätten zersprengen mögen. Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterthurms und saß in dem sogenannten Hals unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nennt, wol eine Viertelstunde lang, bis ich es wagte, wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte haben wird, ohne sich sonderlich anhalten zu können, stehend das unendliche Land vor sich sieht, indessen die nächsten Umgebungen und Zierrathen die Kirche und Alles, worauf und worüber man

steht, verbergen. Es ist völlig, als wenn man sich auf einer Montgolfière in die Luft erhoben sähe. Dergleichen Angst und Qual wiederholte ich so oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgiltig ward, und ich habe nachher bei Bergreisen und geologischen Studien, bei großen Bauten, wo ich mit den Zimmerleuten um die Wette über die freiliegenden Balken und über die Gesimse des Gebäudes herlief, ja in Rom, wo man eben dergleichen Wagstücke ausüben muß, um bedeutende Kunstwerke näher zu sehen, von jenen Vorübungen großen Vortheil gezogen. Die Anatomie war mir auch deshalb doppelt werth, weil sie mich den widerwärtigsten Anblick ertragen lehrte, indem sie meine Wißbegierde befriedigte. Und so besuchte ich auch das Klinikum des ältern Doktor Ehrmann, sowie die Lektionen der Entbindungskunst seines Sohns, in der doppelten Absicht, alle Zustände kennen zu lernen und mich von aller Apprehension gegen widerwärtige Dinge zu befreien. Ich habe es auch wirklich darin so weit gebracht, daß nichts dergleichen mich jemals aus der Fassung setzen konnte. Aber nicht allein gegen diese sinnlichen Eindrücke, sondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft suchte ich mich zu stählen. Die ahnungs- und schauervollen Eindrücke der Finsterniß, der Kirchhöfe, einsamer Oerter, nächtlicher Kirchen und Kapellen und was hiemit verwandt sein mag, wußte ich mir ebenfalls gleichgiltig zu machen; und auch darin brachte ich es so weit, daß mir Tag und Nacht und jedes Lokal völlig gleich war, ja daß, als in später Zeit mich die Lust ankam, wieder einmal in solcher Umgebung die angenehmen Schauer der Jugend zu fühlen, ich diese in mir kaum durch die seltsamsten und fürchterlichsten Bilder, die ich hervorrief, wieder einigermaßen erzwingen konnte.

Dieser Bemühung, mich von dem Drang und Druck des Allzuernsten und Mächtigen zu befreien, was in mir fortwaltete und mir bald als Kraft, bald als Schwäche erschien, kam durchaus jene freie, gesellige, bewegliche Lebensart zu Hilfe, welche mich immer mehr anzog, an die ich mich gewöhnte und zuletzt derselben mit voller Freiheit genießen lernte. Es ist in der Welt nicht schwer zu bemerken, daß sich der Mensch am Freisten und am Völligsten von seinen Gebrechen los und ledig fühlt, wenn er sich die Mängel Anderer vergegenwärtigt und sich darüber mit behaglichem Tadel verbreitet. Es ist schon eine ziemlich angenehme Empfindung, uns durch Mißbilligung und Mißreden über Unsersgleichen hinauszusetzen, weswegen auch

hierin die gute Gesellschaft, sie bestehe aus Wenigen oder Mehreren, sich am Liebsten ergeht. Nichts aber gleicht der behaglichen Selbstgefälligkeit, wenn wir uns zu Richtern der Obern und Vorgesetzten, der Fürsten und Staatsmänner erheben, öffentliche Anstalten ungeschickt und zweckwidrig finden, nur die möglichen und wirklichen Hindernisse beachten und weder die Größe der Intention noch die Mitwirkung anerkennen, die bei jedem Unternehmen von Zeit und Umständen zu erwarten ist.

Wer sich der Lage des französischen Reichs erinnert und sie aus späteren Schriften genau und umständlich kennt, wird sich leicht vergegenwärtigen, wie man damals in dem elsaßischen Halbfrankreich über König und Minister, über Hof und Günstlinge sprach. Für meine Lust, mich zu unterrichten, waren es neue und für Naseweisheit und jugendlichen Dünkel sehr willkommne Gegenstände; ich merkte mir Alles genau, schrieb fleißig auf und sehe jetzt an dem wenigen Uebriggebliebenen, daß solche Nachrichten, wenngleich nur aus Fabeln und unzuverlässigen allgemeinen Gerüchten im Augenblick aufgefaßt, doch immer in der Folge einen gewissen Werth haben, weil sie dazu dienen, das endlich bekannt gewordene Geheime mit dem damals schon Aufgedeckten und Oeffentlichen, das von Zeitgenossen richtig oder falsch Geurtheilte mit den Ueberzeugungen der Nachwelt zusammenzuhalten und zu vergleichen.

Auffallend und uns Pflastertretern täglich vor Augen war das Projekt zu Verschönerung der Stadt, dessen Ausführung von den Rissen und Planen auf die seltsamste Weise in die Wirklichkeit überzugehen anfing. Intendant Gayot hatte sich vorgenommen, die winkligen und ungleichen Gassen Straßburg's umzuschaffen und eine wohl nach der Schnur geregelte, ansehnliche, schöne Stadt zu gründen. Blondel, ein Pariser Baumeister, zeichnete darauf einen Vorschlag, durch welchen hundertundvierzig Hausbesitzer an Raum gewannen, achtzig verloren und die übrigen in ihrem vorigen Zustande blieben. Dieser genehmigte, aber nicht auf einmal in Ausführung zu bringende Plan sollte nun durch die Zeit seiner Vollständigkeit entgegenwachsen, indessen die Stadt wunderlich genug zwischen Form und Unform schwankte. Sollte zum Beispiel eine eingebogene Straßenseite gerad werden, so rückte der erste Baulustige auf die bestimmte Linie vor, vielleicht sein nächster Nachbar, vielleicht aber auch der dritte, vierte Besitzer von da, durch welche Vorsprünge die ungeschicktesten Vertiefungen als Vorhöfe der hin-

terliegenden Häuser zurückblieben. Gewalt wollte man nicht brauchen, aber ohne Nöthigung wäre man gar nicht vorwärts gekommen; deswegen durfte Niemand an seinem einmal verurtheilten Hause etwas bessern oder herstellen, was sich auf die Straße bezog. Alle die seltsamen zufälligen Unschicklichkeiten gaben uns wandelnden Müssiggängern den willkommensten Anlaß, unsern Spott zu üben, Vorschläge zu Beschleunigung der Vollendung nach Behrischens Art zu thun und die Möglichkeit derselben immer zu bezweifeln, ob uns gleich manches neu entstehende schöne Gebäude hätte auf andere Gedanken bringen sollen. Inwieweit jener Vorsatz durch die lange Zeit begünstigt worden, wüßte ich nicht zu sagen.

Ein anderer Gegenstand, wovon sich die protestantischen Straßburger gern unterhielten, war die Vertreibung der Jesuiten. Diese Väter hatten, sobald als die Stadt den Franzosen zu Theil geworden, sich gleichfalls eingefunden und um ein Domicilium nachgesucht. Bald breiteten sie sich aber aus und bauten ein herrliches Collegium, das an den Münster dergestalt anstößt, daß das Hintertheil der Kirche ein Drittheil seiner Face bedeckt. Es sollte ein völliges Viereck werden und in der Mitte einen Garten haben; drei Seiten davon waren fertig geworden. Es ist von Steinen, solid, wie alle Gebäude dieser Väter. Daß die Protestanten von ihnen gedrängt, wo nicht bedrängt wurden, lag in dem Plane der Gesellschaft, welche die alte Religion in ihrem ganzen Umfange wiederherzustellen sich zur Pflicht machte. Ihr Fall erregte daher die größte Zufriedenheit des Gegentheils, und man sah nicht ohne Behagen, wie sie ihre Weine verkauften, ihre Bücher wegschafften und das Gebäude einem andern, vielleicht weniger thätigen Orden bestimmt ward. Wie froh sind die Menschen, wenn sie einen Widersacher, ja nur einen Hüter los sind, und die Heerde bedenkt nicht, daß da, wo der Rüde fehlt, sie den Wölfen ausgesetzt ist.

Weil denn nun auch jede Stadt ihre Tragödie haben muß, wovor sich Kinder und Kindeskinder entsetzen, so ward in Straßburg oft des unglücklichen Prätors Klinglin gedacht, der, nachdem er die höchste Stufe irdischer Glückseligkeit erstiegen, Stadt und Land fast unumschränkt beherrscht und Alles genossen, was Vermögen, Rang und Einfluß nur gewähren können, endlich die Hofgunst verloren habe und wegen alles Dessen, was man ihm bisher nachgesehen, zur Verantwortung

gezogen worden, ja sogar in den Kerker gebracht, wo er, über siebenzig Jahre alt, eines zweideutigen Todes verblichen.

Diese und andere Geschichten wußte jener Ludwigsritter, unser Tischgenosse, mit Leidenschaft und Lebhaftigkeit zu erzählen, deswegen ich auch gern auf Spaziergängen mich zu ihm gesellte, anders als die Uebrigen, die solchen Einladungen auswichen und mich mit ihm allein ließen. Da ich mich bei neuen Bekanntschaften meistentheils eine Zeit lang gehen ließ, ohne viel über sie, noch über die Wirkung zu denken, die sie auf mich ausübten, so merkte ich erst nach und nach, daß seine Erzählungen und Urtheile mich mehr beunruhigten und verwirrten, als unterrichteten und aufklärten. Ich wußte niemals, woran ich mit ihm war, obgleich das Räthsel sich leicht hätte entziffern lassen. Er gehörte zu den Vielen, denen das Leben keine Resultate giebt, und die sich daher im Einzelnen vor wie nach abmühen. Unglücklicherweise hatte er dabei eine entschiedne Lust, ja Leidenschaft zum Nachdenken, ohne zum Denken geschickt zu sein, und in solchen Menschen setzt sich leicht ein gewisser Begriff fest, den man als eine Gemüthskrankheit ansehen kann. Auf eine solche fixe Ansicht kam auch er immer wieder zurück und ward dadurch auf die Dauer höchst lästig. Er pflegte sich nämlich bitter über die Abnahme seines Gedächtnisses zu beklagen, besonders was die nächsten Ereignisse betraf, und behauptete nach einer eignen Schlußfolge, alle Tugend komme von dem guten Gedächtniß her, alle Laster hingegen aus der Vergessenheit. Diese Lehre wußte er mit vielem Scharfsinn durchzusetzen; wie sich denn Alles behaupten läßt, wenn man sich erlaubt, die Worte ganz unbestimmt, bald in weiterm, bald engerm, in einem näher oder ferner verwandten Sinne zu gebrauchen und anzuwenden.

Die ersten Male unterhielt es wol, ihn zu hören, ja seine Suade setzte in Verwunderung. Man glaubte vor einem rednerischen Sophisten zu stehen, der zu Scherz und Uebung den seltsamsten Dingen einen Schein zu verleihen weiß. Leider stumpfte sich dieser erste Eindruck nur allzu bald ab; denn am Ende jedes Gesprächs kam der Mann wieder auf dasselbe Thema, ich mochte mich auch anstellen, wie ich wollte. Er war bei älteren Begebenheiten nicht festzuhalten, ob sie ihn gleich selbst interessirten, ob er sie schon mit den kleinsten Umständen gegenwärtig hatte. Vielmehr ward er öfters durch einen geringen Umstand mitten aus einer weltgeschichtlichen Erzählung heraus-

gerissen und auf seinen feindseligen Lieblingsgedanken hingestoßen.

Einer unserer nachmittägigen Spaziergänge war hierin besonders unglücklich; die Geschichte desselben stehe hier statt ähnlicher Fälle, welche den Leser ermüden, wo nicht gar betrüben könnten.

Auf dem Wege durch die Stadt begegnete uns eine bejahrte Bettlerin, die ihn durch Bitten und Andringen in seiner Erzählung störte. — „Pack Dich, alte Hexe!" sagte er und ging vorüber. Sie rief ihm den bekannten Spruch hinterdrein, nur etwas verändert, da sie wohl bemerkte, daß der unfreundliche Mann selbst alt sei: ‚Wenn Ihr nicht alt werden wolltet, so hättet Ihr Euch in der Jugend sollen hängen lassen!' Er kehrte sich heftig herum, und ich fürchtete einen Auftritt. — „Hängen lassen!" rief er, „mich hängen lassen! Nein, das wäre nicht gegangen, dazu war ich ein zu braver Kerl; aber mich hängen, mich selbst aufhängen, das ist wahr, das hätte ich thun sollen; einen Schuß Pulver sollt' ich an mich wenden, um nicht zu erleben, daß ich keinen mehr werth bin." Die Frau stand wie versteinert, er aber fuhr fort: „Du hast eine große Wahrheit gesagt, Hexenmutter, und weil man Dich noch nicht ersäuft oder verbrannt hat, so sollst Du für Dein Sprüchlein belohnt werden." Er reichte ihr ein Büsel, das man nicht leicht an einen Bettler zu wenden pflegte.

Wir waren über die erste Rheinbrücke gekommen und gingen nach dem Wirthshause, wo wir einzukehren gedachten, und ich suchte ihn auf das vorige Gespräch zurückzuführen, als unerwartet auf dem angenehmen Fußpfad ein sehr hübsches Mädchen uns entgegenkam, vor uns stehen blieb, sich artig verneigte und ausrief: ‚Ei, ei, Herr Hauptmann, wohin?' und was man sonst bei solcher Gelegenheit zu sagen pflegt. — „Mademoiselle," versetzte er etwas verlegen, „ich weiß nicht . . ." ‚Wie?' sagte sie mit anmuthiger Verwunderung, ‚vergessen Sie Ihre Freunde so bald?' Das Wort vergessen machte ihn verdrießlich; er schüttelte den Kopf und erwiderte mürrisch genug: „Wahrhaftig, Mademoiselle, ich wüßte nicht!" — Nun versetzte sie mit einigem Humor, doch sehr gemäßigt: ‚Nehmen Sie sich in Acht, Herr Hauptmann, ich dürfte Sie ein andermal auch verkennen!' Und so eilte sie an uns vorbei, stark zuschreitend, ohne sich umzusehen. Auf einmal schlug sich mein Weggesell mit den beiden Fäusten heftig vor den Kopf: „O ich Esel,"

rief er aus, „ich alter Esel! Da seht Ihr's nun, ob ich Recht habe oder nicht.“ Und nun erging er sich auf eine sehr heftige Weise in seinem gewohnten Reden und Meinen, in welchem ihn dieser Fall nur noch mehr bestärkte. Ich kann und mag nicht wiederholen, was er für eine Philippische Rede wider sich selbst hielt. Zuletzt wendete er sich zu mir und sagte: „Ich rufe Euch zum Zeugen an! Erinnert Ihr Euch jener Krämerin an der Ecke, die weder jung noch hübsch ist? Jedesmal grüße ich sie, wenn wir vorbeigehen, und rede manchmal ein paar freundliche Worte mit ihr; und doch sind schon dreißig Jahre vorbei, daß sie mir günstig war. Nun aber, nicht vier Wochen, schwör' ich, sind's, da erzeigte sich dieses Mädchen gegen mich gefälliger als billig, und nun will ich sie nicht kennen und beleidige sie für ihre Artigkeit! Sage ich es nicht immer, Undank ist das größte Laster, und kein Mensch wäre undankbar, wenn er nicht vergeßlich wäre!“

Wir traten ins Wirthshaus, und nur die zechende, schwärmende Menge in den Vorsälen hemmte die Invektiven, die er gegen sich und seine Altersgenossen ausstieß. Er war still und ich hoffte ihn begütigt, als wir in ein oberes Zimmer traten, wo wir einen jungen Mann allein auf- und abgehend fanden, den der Hauptmann mit Namen begrüßte. Es war mir angenehm, ihn kennen zu lernen; denn der alte Gesell hatte mir viel Gutes von ihm gesagt und mir erzählt, daß dieser, beim Kriegsbureau angestellt, ihm schon manchmal, wenn die Pensionen gestockt, uneigennützig sehr gute Dienste geleistet habe. Ich war froh, daß das Gespräch sich ins Allgemeine lenkte, und wir tranken eine Flasche Wein, indem wir es fortsetzten. Hier entwickelte sich aber zum Unglück ein anderer Fehler, den mein Ritter mit starrsinnigen Menschen gemein hatte. Denn wie er im Ganzen von jenem fixen Begriff nicht loskommen konnte, eben so sehr hielt er an einem augenblicklichen unangenehmen Eindruck fest und ließ seine Empfindungen dabei ohne Mäßigung abschnurren. Der letzte Verdruß über sich selbst war noch nicht verklungen, und nun trat abermals etwas Neues hinzu, freilich von ganz anderer Art. Er hatte nämlich nicht lange die Augen hin- und hergewandt, so bemerkte er auf dem Tische eine doppelte Portion Kaffee und zwei Tassen; daneben mochte er auch, er, der selbst ein feiner Zeisig war, irgend sonst eine Andeutung aufgespürt haben, daß dieser junge Mann sich nicht eben immer so allein befunden. Und kaum war die Vermuthung

in ihm aufgestiegen und zur Wahrscheinlichkeit geworden, das hübsche Mädchen habe einen Besuch hier abgestattet, so gesellte sich zu jenem ersten Verdruß noch die wunderlichste Eifersucht, um ihn vollends zu verwirren.

Ehe ich nun irgend etwas ahnen konnte — denn ich hatte mich bisher ganz harmlos mit dem jungen Mann unterhalten —, so fing der Hauptmann mit einem unangenehmen Ton, den ich an ihm wohl kannte, zu sticheln an, auf das Tassenpaar und auf dieses und jenes. Der Jüngere, betroffen, suchte heiter und verständig auszuweichen, wie es unter Menschen von Lebensart die Gewohnheit ist; allein der Alte fuhr fort, schonungslos unartig zu sein, daß dem Andern nichts übrig blieb, als Hut und Stock zu ergreifen und beim Abschiede eine ziemlich unzweideutige Ausforderung zurückzulassen. Nun brach die Furie des Hauptmanns und um desto heftiger los, als er in der Zwischenzeit noch eine Flasche Wein beinahe ganz allein ausgetrunken hatte. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und rief mehr als einmal: „Den schlag' ich todt." Es war aber eigentlich so bös nicht gemeint; denn er gebrauchte diese Phrase mehrmals, wenn ihm Jemand widerstand oder sonst mißfiel. Ebenso unerwartet verschlimmerte sich die Sache auf dem Rückweg; denn ich hatte die Unvorsichtigkeit, ihm seinen Undank gegen den jungen Mann vorzuhalten und ihn zu erinnern, wie sehr er mir die zuvorkommende Dienstfertigkeit dieses Angestellten gerühmt habe. Nein, solche Wuth eines Menschen gegen sich selbst ist mir nie wieder vorgekommen; es war die leidenschaftlichste Schlußrede zu jenen Anfängen, wozu das hübsche Mädchen Anlaß gegeben hatte. Hier sah ich Reue und Buße bis zur Karrikatur getrieben und, wie alle Leidenschaft das Genie ersetzt, wirklich genialisch. Denn er nahm die sämmtlichen Vorfallenheiten unserer Nachmittagswanderung wieder auf, benutzte sie rednerisch zur Selbstscheltung, ließ zuletzt die Hexe nochmals gegen sich auftreten und verwirrte sich dergestalt, daß ich fürchten mußte, er werde sich in den Rhein stürzen. Wäre ich sicher gewesen, ihn wie Mentor seinen Telemach schnell wieder aufzufischen, so mochte er springen, und ich hätte ihn für diesmal abgekühlt nach Hause gebracht.

Ich vertraute sogleich die Sache Lersen, und wir gingen des andern Morgens zu dem jungen Manne, den mein Freund mit seiner Trockenheit zum Lachen brachte. Wir wurden eins, ein ungefähres Zusammentreffen einzuleiten, wo eine Ausgleichung

vor sich gehen sollte. Das Lustigste dabei war, daß der Hauptmann auch diesmal seine Unart verschlafen hatte und zur Begütigung des jungen Mannes, dem auch an keinen Händeln gelegen war, sich bereit finden ließ. Alles war an einem Morgen abgethan, und da die Begebenheit nicht ganz verschwiegen blieb, so entging ich nicht den Scherzen meiner Freunde, die mir aus eigner Erfahrung hätten voraussagen können, wie lästig mir gelegentlich die Freundschaft des Hauptmanns werden dürfte.

Indem ich nun aber darauf sinne, was wol zunächst weiter mitzutheilen wäre, so kommt mir durch ein seltsames Spiel der Erinnerung das ehrwürdige Münstergebäude wieder in die Gedanken, dem ich gerade in jenen Tagen eine besondere Aufmerksamkeit widmete und welches überhaupt in der Stadt sowol als auf dem Lande sich den Augen beständig darbietet.

Je mehr ich die Façade desselben betrachtete, desto mehr bestärkte und entwickelte sich jener erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sei. Soll das Ungeheuere, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu erforschen suchen, so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird, den Eindruck des Münsters auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken, so sehen wir schon hieraus, in welchem hohen Werth wir dieses alte Denkmal zu halten haben, und beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden konnten.

Vor Allem widmen wir unsere Betrachtungen, ohne noch an die Thürme zu denken, allein der Façade, die als ein aufrecht gestelltes längliches Viereck unsern Augen mächtig entgegnet. Nähern wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternheller Nacht, wo die Theile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verschwinden, so sehen wir nur eine kolossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältniß hat. Betrachten wir sie bei Tage und abstrahiren durch Kraft unseres Geistes vom Einzelnen, so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein zuschließt, sondern auch manches Danebenliegende verdeckt. Die Oeffnungen dieser ungeheueren Fläche deuten auf innere Bedürfnisse, und nach diesen können wir sie sogleich in

neun Felder abtheilen. Die große Mittelthüre, die auf das Schiff der Kirche gerichtet ist, fällt uns zuerst in die Augen. Zu beiden Seiten derselben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Ueber der Hauptthüre trifft unser Blick auf das radförmige Fenster, das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahnungsvolles Licht verbreiten soll. An den Seiten zeigen sich zwei große senkrechte, länglichviereckte Oeffnungen, welche mit der mittelsten bedeutend kontrastiren und darauf hindeuten, daß sie zu der Base emporstrebender Thürme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen sich drei Oeffnungen an einander, welche zu Glockenstühlen und sonstigen kirchlichen Bedürfnissen bestimmt sind. Zu oberst sieht man das Ganze durch die Balustrade der Galerie, anstatt eines Gesimses, horizontal abgeschlossen. Jene beschriebenen neun Räume werden durch vier vom Boden aufstrebende Pfeiler gestützt, eingefaßt und in drei große perpendikulare Abtheilungen getrennt.

Wie man nun der ganzen Masse ein schönes Verhältniß der Höhe zur Breite nicht absprechen kann, so erhält sie auch durch diese Pfeiler, durch die schlanken Eintheilungen dazwischen, im Einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes.

Verharren wir aber bei unserer Abstraktion und denken uns diese ungeheuere Wand ohne Zierrathen mit festen Strebepfeilern, in derselben die nöthigen Oeffnungen, aber auch nur insofern sie das Bedürfniß fordert, gestehn wir auch diesen Hauptabtheilungen gute Verhältnisse zu: so wird das Ganze zwar ernst und würdig, aber doch immer noch lästig, unerfreulich und, als zierdelos, unkünstlich erscheinen. Denn ein Kunstwerk, dessen Ganzes in großen, einfachen, harmonischen Theilen begriffen wird, macht wol einen edlen und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei Uebereinstimmung aller entwickelten Einzelnheiten stattfinden.

Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchsten Grade; denn wir sehen alle und jede Zierrathen jedem Theil, den sie schmücken, völlig angemessen, sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen aus ihm entsprungen. Eine solche Mannichfaltigkeit giebt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus dem Gehörigen herleitet und deshalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt, und nur in solchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen.

Durch solche Mittel sollte nun eine feste Mauer, eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweier

himmelhohen Thürme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf sich selbst ruhend, in sich selbst bestehend, aber auch dabei leicht und zierlich erscheinen und, obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit geben.

Dieses Räthsel ist auf das Glücklichste gelöst. Die Oeffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besonderen Charakter, der aus der eignen Bestimmung hervortritt; dieser kommunizirt sich stufenweis den Unterabtheilungen, daher Alles im gemäßen Sinne verziert ist, das Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann und so das Angenehme im Ungeheueren sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspektivisch in die Mauerdicke sich einsenkenden, bis ins Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren, an das Fenster und dessen aus der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe, sowie an die schlanken Rohrsäulen der perpendikularen Abtheilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweis zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, leichtsäuligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknauf und Blattreihe oder als irgend ein anderes im Steinsinn umgeformtes Naturgebilde erscheint. Man vergleiche das Gebäude, wo nicht selbst, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen, zu Beurtheilung und Belebung meiner Aussage. Sie könnte Manchem übertrieben scheinen; denn ich selbst, zwar im ersten Anblicke zur Neigung gegen dieses Werk hingerissen, brauchte doch lange Zeit, mich mit seinem Werth innig bekannt zu machen.

Unter Tadlern der gothischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierrathen, die durch ihre Willkürlichkeit einen religios düsteren Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse, noch eine reine Konsequenz gewahr wird, vors Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerthe keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegentheil davon sich aufdrang.

Wie ich nun aber immer länger sah und überlegte, glaubte ich über das Vorgesagte noch größere Verdienste zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältniß der größeren Ab-

theilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis in Kleinste; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfung dieser mannichfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelnheiten vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich untersuchte, desto mehr gerieth ich in Erstaunen; je mehr ich mich mit Messen und Zeichnen unterhielt und abmüdete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, so daß ich viele Zeit darauf verwendete, theils das Vorhandene zu studiren, theils das Fehlende, Unvollendete, besonders der Thürme, in Gedanken und auf dem Blatte wiederherzustellen.

Da ich nun an alter deutscher Stätte dieses Gebäude gegründet und in ächter deutscher Zeit so weit gediehen fand, auch der Name des Meisters auf dem bescheidenen Grabstein gleichfalls vaterländischen Klanges und Ursprungs war, so wagte ich die bisher verrufene Benennung gothische Bauart, aufgefordert durch den Werth dieses Kunstwerks, abzuändern und sie als deutsche Baukunst unserer Nation zu vindiziren; sodann aber verfehlte ich nicht, erst mündlich und hernach in einem kleinen Aufsatz, D. M. Ervini a Steinbach gewidmet, meine patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen.

Gelangt meine biographische Erzählung zu der Epoche, in welcher gedachter Bogen im Druck erschien, den Herder sodann in sein Heft „Von deutscher Art und Kunst" aufnahm, so wird noch Manches über diesen wichtigen Gegenstand zur Sprache kommen. Ehe ich mich aber diesmal von demselben abwende, so will ich die Gelegenheit benutzen, um das dem gegenwärtigen Bande vorgesetzte Motto bei Denjenigen zu rechtfertigen, welche einigen Zweifel daran hegen sollten. Ich weiß zwar recht gut, daß gegen das brave und hoffnungsreiche altdeutsche Wort: „Was Einer in der Jugend wünscht, hat er im Alter genug!" manche umgekehrte Erfahrung anzuführen, Manches daran zu deuteln sein möchte; aber auch viel Günstiges spricht dafür, und ich erkläre, was ich dabei denke.

Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten im Stande sein werden. Was wir können und möchten, stellt sich unserer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar, wir fühlen eine Sehnsucht nach dem, was wir schon im Stillen besitzen. So verwandelt ein leidenschaftliches Vorausergreifen das wahr-

hast Mögliche in ein erträumtes Wirkliche. Liegt nun eine solche Richtung entschieden in unserer Natur, so wird mit jedem Schritt unserer Entwickelung ein Theil des ersten Wunsches erfüllt, bei günstigen Umständen auf dem geraden Wege, bei ungünstigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken. So sieht man Menschen durch Beharrlichkeit zu irdischen Gütern gelangen, sie umgeben sich mit Reichthum, Glanz und äußerer Ehre. Andere streben noch sicherer nach geistigen Vortheilen, erwerben sich eine klare Uebersicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüths und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.

Nun giebt es aber eine dritte Richtung, die aus beiden gemischt ist und deren Erfolg am Sichersten gelingen muß. Wenn nämlich die Jugend des Menschen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Zerstören überwiegt und in ihm das Vorgefühl bei Zeiten erwacht, was eine solche Epoche fordre und verspreche, so wird er, durch äußere Anlässe zu thätiger Theilnahme gedrängt, bald da-, bald dorthin greifen, und der Wunsch, nach vielen Seiten wirksam zu sein, wird in ihm lebendig werden. Nun gesellen sich aber zur menschlichen Beschränktheit noch so viele zufällige Hindernisse, daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt und ein Wunsch nach dem andern sich verzettelt. Waren aber diese Wünsche aus einem reinen Herzen entsprungen, dem Bedürfniß der Zeit gemäß, so darf man ruhig rechts und links liegen und fallen lassen, und kann versichert sein, daß nicht allein dieses wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, sondern daß auch noch gar manches Verwandte, das man nie berührt, ja woran man nie gedacht hat, zum Vorschein kommen werde. Sehen wir nun während unseres Lebensganges dasjenige von Andern geleistet, wozu wir selbst früher einen Beruf fühlten, ihn aber mit manchem Andern aufgeben mußten, dann tritt das schöne Gefühl ein, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist und daß der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Muth hat, sich im Ganzen zu fühlen.

Diese Betrachtung ist hier recht am Platze; denn wenn ich die Neigung bedenke, die mich zu jenen alten Bauwerken hinzog, wenn ich die Zeit berechne, die ich allein dem Straßburger Münster gewidmet, die Aufmerksamkeit, mit der ich späterhin den Dom zu Köln und den zu Freiburg betrachtet und den

Werth dieser Gebäude immer mehr empfunden, so könnte ich mich tadeln, daß ich sie nachher ganz aus den Augen verloren, ja, durch eine entwickeltere Kunst angezogen, völlig im Hintergrunde gelassen. Sehe ich nun aber in der neusten Zeit die Aufmerksamkeit wieder auf jene Gegenstände hingelenkt, Neigung, ja Leidenschaft gegen sie hervortreten und blühen, sehe ich tüchtige junge Leute, von ihr ergriffen, Kräfte, Zeit, Sorgfalt, Vermögen diesen Denkmalen einer vergangenen Welt rücksichtslos widmen, so werde ich mit Vergnügen erinnert, daß das, was ich sonst wollte und wünschte, einen Werth hatte. Mit Zufriedenheit sehe ich, wie man nicht allein das von unsern Vorvordern Geleistete zu schätzen weiß, sondern wie man sogar aus vorhandenen unausgeführten Anfängen, wenigstens im Bilde, die erste Absicht darzustellen sucht, um uns dadurch mit dem Gedanken, welcher doch das Erste und Letzte alles Vornehmens bleibt, bekannt zu machen und eine verworren scheinende Vergangenheit mit besonnenem Ernst aufzuklären und zu beleben strebt. Vorzüglich belobe ich hier den wackern Sulpiz Boisserée, der unermüdet beschäftigt ist, in einem prächtigen Kupferwerke den Kölnischen Dom aufzustellen als Musterbild jener ungeheuren Konzeptionen, deren Sinn babylonisch in den Himmel strebte, und die zu den irdischen Mitteln dergestalt außer Verhältniß waren, daß sie nothwendig in der Ausführung stocken mußten. Haben wir bisher gestaunt, daß solche Bauwerke nur so weit gediehen, so werden wir mit der größten Bewunderung erfahren, was eigentlich zu leisten die Absicht war.

Möchten doch literarisch-artistische Unternehmungen dieser Art durch Alle, welche Kraft, Vermögen und Einfluß haben, gebührend befördert werden, damit uns die große und riesenmäßige Gesinnung unserer Vorfahren zur Anschauung gelange und wir uns einen Begriff machen können von dem, was sie wollen durften. Die hieraus entspringende Einsicht wird nicht unfruchtbar bleiben und das Urtheil sich endlich einmal mit Gerechtigkeit an jenen Werken zu üben im Stande sein. Ja, dieses wird auf das Gründlichste geschehen, wenn unser thätiger junger Freund außer der dem Kölnischen Dome gewidmeten Monographie die Geschichte der Baukunst unserer Mittelzeit bis ins Einzelne verfolgt. Wird ferner an den Tag gefördert, was irgend über werkmäßige Ausübung dieser Kunst zu erfahren ist, wird sie durch Vergleichung mit der griechisch-römischen und der orientalisch-ägyptischen in allen Grundzügen

dargestellt, so kann in diesem Fache wenig zu thun übrig bleiben. Ich aber werde, wenn die Resultate solcher vaterländischen Bemühungen öffentlich vorliegen, so wie jetzt bei freundlichen Privatmittheilungen, mit wahrer Zufriedenheit jenes Wort im besten Sinne wiederholen können: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug.“

Kann man aber bei solchen Wirkungen, welche Jahrhunderten angehören, sich auf die Zeit verlassen und die Gelegenheit erharren, so giebt es dagegen andere Dinge, die in der Jugend frisch wie reife Früchte weggenossen werden müssen. Es sei mir erlaubt, mit dieser raschen Wendung des Tanzes zu erwähnen, an den das Ohr, so wie das Auge an den Münster, jeden Tag, jede Stunde in Straßburg, im Elsaß erinnert wird. Von früher Jugend an hatte mir und meiner Schwester der Vater selbst im Tanzen Unterricht gegeben, welches einen so ernsthaften Mann wunderlich genug hätte kleiden sollen; allein er ließ sich auch dabei nicht aus der Fassung bringen, unterwies uns auf das Bestimmteste in den Positionen und Schritten, und als er uns weit genug gebracht hatte, um eine Menuet zu tanzen, so blies er auf einer Flûte douce uns etwas Faßliches im Dreiviertel-Takt vor, und wir bewegten uns darnach, so gut wir konnten. Auf dem französischen Theater hatte ich gleichfalls von Jugend auf wo nicht Ballette, doch Solos und Pas-de-deux gesehen und mir davon mancherlei wunderliche Bewegungen der Füße und allerlei Sprünge gemerkt. Wenn wir nun der Menuet genug hatten, so ersuchte ich den Vater um andere Tanzmusiken, dergleichen die Notenbücher in ihren Giguen und Murkis reichlich darboten, und ich erfand mir sogleich die Schritte und übrigen Bewegungen dazu, indem der Takt meinen Gliedern ganz gemäß und mit denselben geboren war. Dies belustigte meinen Vater bis auf einen gewissen Grad, ja, er machte sich und uns manchmal den Spaß, die Affen auf diese Weise tanzen zu lassen. Nach meinem Unfall mit Gretchen und während meines ganzen Aufenthalts in Leipzig kam ich nicht wieder auf den Plan; vielmehr weiß ich noch, daß, als man mich auf einem Balle zu einer Menuet nöthigte, Takt und Bewegung aus meinen Gliedern gewichen schien und ich mich weder der Schritte noch der Figuren mehr erinnerte, so daß ich mit Schimpf und Schanden bestanden wäre, wenn nicht der größere Theil der Zuschauer behauptet hätte, mein ungeschicktes Betragen sei bloßer Eigensinn, in der Absicht, den

Frauenzimmern alle Luft zu benehmen, mich wider Willen aufzufordern und in ihre Reihen zu ziehen.

Während meines Aufenthalts in Frankfurt war ich von solchen Freuden ganz abgeschnitten; aber in Straßburg regte sich bald mit der übrigen Lebensluft die Taktfähigkeit meiner Glieder. An Sonn- und Werkeltagen schlenderte man keinen Lustort vorbei, ohne daselbst einen fröhlichen Haufen zum Tanze versammelt und zwar meistens im Kreise drehend zu finden. Ingleichen waren auf den Landhäusern Privatbälle, und man sprach schon von den brillanten Redouten des zukommenden Winters. Hier wäre ich nun freilich nicht an meinem Platz und der Gesellschaft unnütz gewesen; da rieth mir ein Freund, der sehr gut walzte, mich erst in minder guten Gesellschaften zu üben, damit ich hernach in der besten etwas gelten könnte. Er brachte mich zu einem Tanzmeister, der für geschickt bekannt war; dieser versprach mir, wenn ich nur einigermaßen die ersten Anfangsgründe wiederholt und mir zu eigen gemacht hätte, mich dann weiter zu leiten. Er war eine von den trockenen, gewandten französischen Naturen und nahm mich freundlich auf. Ich zahlte ihm den Monat voraus und erhielt zwölf Billette, gegen die er mir gewisse Stunden Unterricht zusagte. Der Mann war streng, genau, aber nicht pedantisch; und da ich schon einige Vorübung hatte, so machte ich es ihm bald zu Danke und erhielt seinen Beifall.

Den Unterricht dieses Lehrers erleichterte jedoch ein Umstand gar sehr: er hatte nämlich zwei Töchter, beide hübsch und noch unter zwanzig Jahren. Von Jugend auf in dieser Kunst unterrichtet, zeigten sie sich darin sehr gewandt und hätten als Moitié auch dem ungeschicktesten Scholaren bald zu einiger Bildung verhelfen können. Sie waren beide sehr artig, sprachen nur Französisch, und ich nahm mich von meiner Seite zusammen, um vor ihnen nicht linkisch und lächerlich zu erscheinen. Ich hatte das Glück, daß auch sie mich lobten, immer willig waren, nach der kleinen Geige des Vaters eine Menuet zu tanzen, ja sogar, was ihnen freilich beschwerlicher ward, mir nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen. Uebrigens schien der Vater nicht viele Kunden zu haben, und sie führten ein einsames Leben. Deshalb ersuchten sie mich manchmal, nach der Stunde bei ihnen zu bleiben und die Zeit ein Wenig zu verschwätzen, das ich denn auch ganz gerne that, um so mehr, als die Jüngere mir wohl gefiel und sie sich überhaupt sehr anständig betrugen. Ich

las manchmal aus einem Roman etwas vor, und sie thaten das Gleiche. Die Aeltere, die so hübsch, vielleicht noch hübscher war als die Zweite, mir aber nicht so gut wie diese zusagte, betrug sich durchaus gegen mich verbindlicher und in Allem gefälliger. Sie war in der Stunde immer bei der Hand und zog sie manchmal in die Länge; daher ich mich einigemal verpflichtet glaubte, dem Vater zwei Billette anzubieten, die er jedoch nicht annahm. Die Jüngere hingegen, ob sie gleich nicht unfreundlich gegen mich that, war doch eher still für sich und ließ sich durch den Vater herbeirufen, um die Aeltere abzulösen.

Die Ursache davon ward mir eines Abends deutlich. Denn als ich mit der Aeltesten nach vollendetem Tanz in das Wohnzimmer gehen wollte, hielt sie mich zurück und sagte: „Bleiben wir noch ein Wenig hier; denn ich will es Ihnen nur gestehen, meine Schwester hat eine Kartenschlägerin bei sich, die ihr offenbaren soll, wie es mit einem auswärtigen Freund beschaffen ist, an dem ihr ganzes Herz hängt, auf den sie alle ihre Hoffnung gesetzt hat. Das meinige ist frei," fuhr sie fort, „und ich werde mich gewöhnen müssen, es verschmäht zu sehen." Ich sagte ihr darauf einige Artigkeiten, indem ich versetzte, daß sie sich, wie es damit stehe, am Ersten überzeugen könne, wenn sie die weise Frau gleichfalls befragte; ich wolle es auch thun, denn ich hätte schon längst so etwas zu erfahren gewünscht, woran mir bisher der Glaube gefehlt habe. Sie tadelte mich deshalb und betheuerte, daß nichts in der Welt sichrer sei, als die Aussprüche dieses Orakels, nur müsse man es nicht aus Scherz und Frevel, sondern nur in wahren Anliegenheiten befragen. Ich nöthigte sie jedoch zuletzt, mit mir in jenes Zimmer zu gehen, sobald sie sich versichert hatte, daß die Funktion vorbei sei. Wir fanden die Schwester sehr aufgeräumt, und auch gegen mich war sie zuthulicher als sonst, scherzhaft und beinahe geistreich; denn da sie eines abwesenden Freundes sicher geworden zu sein schien, so mochte sie es für unverfänglich halten, mit einem gegenwärtigen Freund ihrer Schwester — denn dafür hielt sie mich — ein Wenig artig zu thun.

Der Alten wurde nun geschmeichelt und ihr gute Bezahlung zugesagt, wenn sie der älteren Schwester und auch mir das Wahrhafte sagen wollte. Mit den gewöhnlichen Vorbereitungen und Zeremonien legte sie nun ihren Kram aus, und zwar, um der Schönen zuerst zu weissagen. Sie betrachtete die Lage der Karten sorgfältig, schien aber zu stocken und wollte

mit der Sprache nicht heraus. — „Ich sehe schon," sagte die Jüngere, die mit der Auslegung einer solchen magischen Tafel schon näher bekannt war, „Ihr zaudert und wollt meiner Schwester nichts Unangenehmes eröffnen; aber das ist eine verwünschte Karte!" Die Aeltere wurde blaß, doch faßte sie sich und sagte: „So sprecht nur; es wird ja den Kopf nicht kosten!" Die Alte, nach einem tiefen Seufzer, zeigte ihr nun an, daß sie liebe, daß sie nicht geliebt werde, daß eine andere Person dazwischen stehe, und was dergleichen Dinge mehr waren. Man sah dem guten Mädchen die Verlegenheit an. Die Alte glaubte die Sache wieder etwas zu verbessern, indem sie auf Briefe und Geld Hoffnung machte. — „Briefe," sagte das schöne Kind, „erwarte ich nicht, und Geld mag ich nicht. Wenn es wahr ist, wie Ihr sagt, daß ich liebe, so verdiene ich ein Herz, das mich wieder liebt." — ‚Wir wollen sehen, ob es nicht besser wird,' versetzte die Alte, indem sie die Karten mischte und zum zweiten Mal auflegte; allein es war vor unser Aller Augen nur noch schlimmer geworden. Die Schöne stand nicht allein einsamer, sondern auch mit mancherlei Verdruß umgeben; der Freund war etwas weiter und die Zwischenfiguren näher gerückt. Die Alte wollte zum dritten Mal auslegen, in Hoffnung einer bessern Ansicht; allein das schöne Kind hielt sich nicht länger, sie brach in unbändiges Weinen aus, ihr holder Busen bewegte sich auf eine gewaltsame Weise, sie wandte sich um und rannte zum Zimmer hinaus. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Die Neigung hielt mich bei der Gegenwärtigen, das Mitleid trieb mich zu Jener; meine Lage war peinlich genug. — „Trösten Sie Lucinden," sagte die Jüngere, „gehen Sie ihr nach!" Ich zauderte; wie durfte ich sie trösten, ohne sie wenigstens einer Art von Neigung zu versichern, und konnte ich das wol in einem solchen Augenblick auf eine kalte, mäßige Weise! — ‚Lassen Sie uns zusammen gehn!' sagte ich zu Emilien. — „Ich weiß nicht, ob ihr meine Gegenwart wohlthun wird," versetzte Diese. Doch gingen wir, fanden aber die Thür verriegelt. Lucinde antwortete nicht, wir mochten pochen, rufen, bitten, wie wir wollten. — „Wir müssen sie gewähren lassen," sagte Emilie, „sie will nun nicht anders!" Und wenn ich mir freilich ihr Wesen von unserer ersten Bekanntschaft an erinnerte, so hatte sie immer etwas Heftiges und Ungleiches, und ihre Neigung zu mir zeigte sie am Meisten dadurch, daß sie ihre Unart nicht an mir bewies. Was wollte ich thun! Ich bezahlte die Alte reichlich für

das Unheil, das sie gestiftet hatte, und wollte gehen, als Emilie sagte: „Ich bedinge mir, daß die Karte nun auch auf Sie geschlagen werde.“ Die Alte war bereit. — ‚Lassen Sie mich nicht dabei sein!‘ rief ich und eilte die Treppe hinunter.

Den andern Tag hatte ich nicht Muth hinzugehen. Den dritten ließ mir Emilie durch einen Knaben, der mir schon manche Botschaft von den Schwestern gebracht und Blumen und Früchte dagegen an sie getragen hatte, in aller Frühe sagen, ich möchte heute ja nicht fehlen. Ich kam zur gewöhnlichen Stunde und fand den Vater allein, der an meinen Tritten und Schritten, an meinem Gehen und Kommen, an meinem Tragen und Behaben noch manches ausbesserte und übrigens mit mir zufrieden schien. Die Jüngste kam gegen das Ende der Stunde und tanzte mit mir eine sehr graziöse Menuet, in der sie sich außerordentlich angenehm bewegte, und der Vater versicherte, nicht leicht ein hübscheres und gewandteres Paar auf seinem Plane gesehen zu haben. Nach der Stunde ging ich wie gewöhnlich ins Wohnzimmer; der Vater ließ uns allein, ich vermißte Lucinden. — „Sie liegt im Bette,“ sagte Emilie, „und ich sehe es gern; haben Sie deshalb keine Sorge! Ihre Seelenkrankheit lindert sich am Ersten, wenn sie sich körperlich für krank hält; sterben mag sie nicht gern, und so thut sie alsdann, was wir wollen. Wir haben gewisse Hausmittel, die sie zu sich nimmt und ausruht, und so legen sich nach und nach die tobenden Wellen. Sie ist gar zu gut und liebenswürdig bei so einer eingebildeten Krankheit, und da sie sich im Grunde recht wohl befindet und nur von Leidenschaft angegriffen ist, so sinnt sie sich allerhand romanenhafte Todesarten aus, vor denen sie sich auf eine angenehme Weise fürchtet, wie Kinder, denen man von Gespenstern erzählt. So hat sie mir gestern Abend noch mit großer Heftigkeit erklärt, daß sie diesmal gewiß sterben würde, und man sollte den undankbaren falschen Freund, der ihr erst so schön gethan und sie nun so übel behandle, nur dann wieder zu ihr führen, wenn sie wirklich ganz nahe am Tode sei; sie wolle ihm recht bittre Vorwürfe machen und auch sogleich den Geist aufgeben.“ — ‚Ich weiß mich nicht schuldig,‘ rief ich aus, ‚daß ich irgend eine Neigung zu ihr geäußert! Ich kenne Jemand, der mir dieses Zeugniß am Besten ertheilen kann.‘ Emilie lächelte und versetzte: „Ich verstehe Sie, und wenn wir nicht klug und entschlossen sind, so kommen wir Alle zusammen in eine üble Lage. Was werden Sie sagen, wenn

ich Sie ersuche, Ihre Stunden nicht weiter fortzusetzen? Sie haben von dem letzten Monat allenfalls noch vier Billette, und mein Vater äußerte schon, daß er es unverantwortlich finde, Ihnen noch länger Geld abzunehmen, es müßte denn sein, daß Sie sich der Tanzkunst auf eine ernstlichere Weise widmen wollten; was ein junger Mann in der Welt brauchte, besäßen Sie nun." — ‚Und diesen Rath, Ihr Haus zu meiden, geben Sie mir, Emilie?' versetzte ich. — „Eben ich," sagte sie, „aber nicht aus mir selbst. Hören Sie nur! Als Sie vorgestern wegeilten, ließ ich die Karte auf Sie schlagen, und derselbe Ausspruch wiederholte sich dreimal und immer stärker. Sie waren umgeben von allerlei Gutem und Vergnüglichem, von Freunden und großen Herren, an Geld fehlte es auch nicht. Die Frauen hielten sich in einiger Entfernung. Meine arme Schwester besonders stand immer am Weitesten; eine Andere rückte Ihnen immer näher, kam aber nie an Ihre Seite; denn es stellte sich ein Dritter dazwischen. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich mich unter der zweiten Dame gedacht hatte, und nach diesem Bekenntnisse werden Sie meinen wohlmeinenden Rath am Besten begreifen. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugesagt, und bis jetzt liebt' ich ihn über Alles; doch es wäre möglich, daß Ihre Gegenwart mir bedeutender würde als bisher, und was würden Sie für einen Stand zwischen zwei Schwestern haben, davon Sie die eine durch Neigung und die andere durch Kälte unglücklich gemacht hätten, und alle diese Qual um nichts und auf kurze Zeit! Denn wenn wir nicht schon wüßten, wer Sie sind und was Sie zu hoffen haben, so hätte mir es die Karte aufs Deutlichste vor Augen gestellt. Leben Sie wohl," sagte sie und reichte mir die Hand. Ich zauderte. — „Nun", sagte sie, indem sie mich gegen die Thüre führte, „damit es wirklich das letzte Mal sei, daß wir uns sprechen, so nehmen Sie, was ich Ihnen sonst versagen würde." Sie fiel mir um den Hals und küßte mich aufs Zärtlichste. Ich umfaßte sie und drückte sie an mich.

In diesem Augenblicke flog die Seitenthür auf, und die Schwester sprang in einem leichten, aber anständigen Nachtkleide hervor und rief: „Du sollst nicht allein von ihm Abschied nehmen!" Emilie ließ mich fahren, und Lucinde ergriff mich, schloß sich fest an mein Herz, drückte ihre schwarzen Locken an meine Wangen und blieb eine Zeit lang in dieser Lage. Und so fand ich mich denn in der Klemme zwischen beiden Schwestern,

wie mir's Emilie einen Augenblick vorher geweissagt hatte. Lucinde ließ mich los und sah mir ernst ins Gesicht. Ich wollte ihre Hand ergreifen und ihr etwas Freundliches sagen; allein sie wandte sich weg, ging mit starken Schritten einigemal im Zimmer auf und ab und warf sich dann in die Ecke des Sopha's. Emilie trat zu ihr, ward aber sogleich weggewiesen, und hier entstand eine Scene, die mir noch in der Erinnerung peinlich ist, und die, ob sie gleich in der Wirklichkeit nichts Theatralisches hatte, sondern einer lebhaften jungen Französin ganz angemessen war, dennoch nur von einer guten empfindenden Schauspielerin auf dem Theater würdig wiederholt werden könnte.

Lucinde überhäufte ihre Schwester mit tausend Vorwürfen. „Es ist nicht das erste Herz," rief sie aus, „das sich zu mir neigt, und das Du mir entwendest. War es doch mit dem Abwesenden ebenso, der sich zuletzt unter meinen Augen mit Dir verlobte. Ich mußte es ansehen, ich ertrug's; ich weiß aber, wie viele tausend Thränen es mich gekostet hat! Diesen hast Du mir nun auch weggefangen, ohne Jenen fahren zu lassen, und wie Viele verstehst Du nicht auf einmal zu halten! Ich bin offen und gutmüthig, und Jedermann glaubt mich bald zu kennen und mich vernachlässigen zu dürfen; Du bist versteckt und still, und die Leute glauben Wunder, was hinter Dir verborgen sei. Aber es ist nichts dahinter als ein kaltes, selbstisches Herz, das sich Alles aufzuopfern weiß; das aber kennt Niemand so leicht, weil es tief in Deiner Brust verborgen liegt, so wenig als mein warmes, treues Herz, das ich offen trage wie mein Gesicht."

Emilie schwieg und hatte sich neben ihre Schwester gesetzt, die sich im Reden immer mehr erhitzte und sich über gewisse besondere Dinge herausließ, die mir zu wissen eigentlich nicht frommte. Emilie dagegen, die ihre Schwester zu begütigen suchte, gab mir hinterwärts ein Zeichen, daß ich mich entfernen sollte; aber wie Eifersucht und Argwohn mit tausend Augen sehen, so schien auch Lucinde es bemerkt zu haben. Sie sprang auf und ging auf mich los, aber nicht mit Heftigkeit. Sie stand vor mir und schien auf etwas zu sinnen. Drauf sagte sie: „Ich weiß, daß ich Sie verloren habe; ich mache keine weitern Ansprüche auf Sie. Aber Du sollst ihn auch nicht haben, Schwester!" Sie faßte mich mit diesen Worten ganz eigentlich beim Kopf, indem sie mir mit beiden Händen in die Locken fuhr, mein Gesicht an das ihre drückte und mich

zu wiederholten Malen auf den Mund küßte. „Nun," rief sie aus, „fürchte meine Verwünschung! Unglück über Unglück für immer und immer auf Diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt! Wage es nun, wieder mit ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erhört mich diesmal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, eilen Sie, was Sie können!"

Ich flog die Treppe hinunter mit dem festen Vorsatze, das Haus nie wieder zu betreten.

Zehntes Buch.

Die deutschen Dichter, da sie nicht mehr als Gildeglieder für einen Mann standen, genossen in der bürgerlichen Welt nicht der mindesten Vortheile. Sie hatten weder Halt, Stand noch Ansehn, als insofern sonst ein Verhältniß ihnen günstig war, und es kam daher blos auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren sein sollte. Ein armer Erdensohn im Gefühl von Geist und Fähigkeiten mußte sich kümmerlich ins Leben hineinschleppen und die Gabe, die er allenfalls von den Musen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfniß gedrängt, vergeuden. Das Gelegenheitsgedicht, die erste und ächteste aller Dichtarten, ward verächtlich auf einen Grad, daß die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen Werthes desselben gelangen kann, und ein Poet, wenn er nicht gar den Weg Günther's einschlug, erschien in der Welt auf die traurigste Weise subordinirt als Spaßmacher und Schmarutzer, so daß er sowol auf dem Theater als auf der Lebensbühne eine Figur vorstellte, der man nach Belieben mitspielen konnte.

Gesellte sich hingegen die Muse zu Männern von Ansehen, so erhielten diese dadurch einen Glanz, der auf die Geberin zurückfiel. Lebensgewandte Edelleute, wie Hagedorn, stattliche Bürger, wie Brockes, entschiedene Gelehrte, wie Haller, erschienen unter den Ersten der Nation, den Vornehmsten und Geschätztesten gleich. Besonders wurden auch solche Personen verehrt, die neben jenem angenehmen Talente sich noch als emsige, treue Geschäftsmänner auszeichneten. Deshalb erfreuten sich Uz, Rabener, Weiße einer Achtung ganz eigner Art, weil man die

heterogensten, selten mit einander verbundenen Eigenschaften hier vereint zu schätzen hatte.

Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eignen Verhältnisse selbst schüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen. Er war, von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernst und gründlich erzogen, legt er von Jugend an einen großen Werth auf sich selbst und auf Alles, was er thut, und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er sich im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern gegen den höchsten denkbaren Gegenstand. Der Messias, ein Name, der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn aufs Neue verherrlicht werden. Der Erlöser sollte der Held sein, den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles, was Göttliches, Englisches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch Alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehn, dessen Erniedrigung sie mit Staunen beschauen und an dessen Verherrlichung sie glorreich Theil nehmen sollen. Denn endlich nach trüben und schrecklichen Stunden wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz übergießt das Weltall, das seinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferstätte gesammelt hielt. Der himmlische Friede, welchen Klopstock bei Konzeption und Ausführung dieses Gedichtes empfunden, theilt sich noch jetzt einem Jeden mit, der die ersten zehn Gesänge liest, ohne die Forderungen bei sich laut werden zu lassen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht thut.

Die Würde des Gegenstands erhöhte dem Dichter das Gefühl eigner Persönlichkeit. Daß er selbst dereinst zu diesen Chören eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abtragen würde, den ihm schon hier jedes gefühlvolle, fromme

Herz durch manche reine Zähre lieblich genug entrichtet hatte: dies waren so unschuldige, kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehn, und so befliß er sich auch in seinem Thun der aufmerksamsten Reinigkeit. Noch in spätem Alter beunruhigte es ihn ungemein, daß er seine erste Liebe einem Frauenzimmer zugewendet hatte, die ihn, da sie einen Andern heirathete, in Ungewißheit ließ, ob sie ihn wirklich geliebt habe, ob sie seiner werth gewesen sei. Die Gesinnungen, die ihn mit Meta verbanden, diese innige, ruhige Neigung, der kurze, heilige Ehestand, des überbliebenen Gatten Abneigung vor einer zweiten Verbindung, Alles ist von der Art, um sich desselben einst im Kreise der Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen.

Dieses ehrenhafte Verfahren gegen sich selbst ward noch dadurch erhöht, daß er in dem wohlgesinnten Dänemark, in dem Hause eines großen und, auch menschlich betrachtet, fürtrefflichen Staatsmanns eine Zeit lang wohl aufgenommen war. Hier, in einem höheren Kreise, der zwar in sich abgeschlossen, aber auch zugleich der äußeren Sitte, der Aufmerksamkeit gegen die Welt gewidmet war, entschied sich seine Richtung noch mehr. Ein gefaßtes Betragen, eine abgemessene Rede, ein Lakonismus, selbst wenn er offen und entscheidend sprach, gaben ihm durch sein ganzes Leben ein gewisses diplomatisches, ministerielles Ansehn, das mit jenen zarten Naturgesinnungen im Widerstreit zu liegen schien, obgleich beide aus einer Quelle entsprangen. Von allem Diesen geben seine ersten Werke ein reines Ab- und Vorbild, und sie mußten daher einen unglaublichen Einfluß gewinnen. Daß er jedoch persönlich andere Strebende im Leben und Dichten gefördert, ist kaum als eine seiner entschiedenen Eigenschaften zur Sprache gekommen.

Aber eben ein solches Förderniß junger Leute im literarischen Thun und Treiben, eine Lust, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat einen deutschen Mann verherrlicht, der in Absicht auf Würde, die er sich selbst gab, wohl als der Zweite, in Absicht aber auf lebendige Wirkung als der Erste genannt werden darf. Niemandem wird entgehen, daß hier Gleim gemeint sei. Im Besitz einer zwar dunkeln, aber einträglichen Stelle, wohnhaft an einem wohlgelegenen, nicht allzu

großen, durch militärische, bürgerliche, literarische Betriebsamkeit belebten Orte, von wo die Einkünfte einer großen und reichen Stiftung ausgingen, nicht ohne daß ein Theil derselben zum Vortheil des Platzes zurückblieb, fühlte er einen lebhaften produktiven Trieb in sich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht ganz genügte, deswegen er sich einem andern, vielleicht mächtigern Triebe hingab, dem nämlich, Andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten sich während seines ganzen langen Lebens unabläßig durch einander. Er hätte ebensowol des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus- und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gerne gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohlthaten nichts zu erwidern vermochte als Duldung seiner Gedichte.

Jener hohe Begriff nun, den sich beide Männer von ihrem Werth bilden durften und wodurch Andere veranlaßt wurden, sich auch für etwas zu halten, hat im Oeffentlichen und Geheimen sehr große und schöne Wirkungen hervorgebracht. Allein dieses Bewußtsein, so ehrwürdig es ist, führte für sie selbst, für ihre Umgebungen, ihre Zeit ein eignes Uebel herbei. Darf man beide Männer nach ihren geistigen Wirkungen unbedenklich groß nennen, so blieben sie gegen die Welt doch nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußeren Verhältnisse nichtig. Der Tag ist lang und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten, thun oder geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden wie die der Weltleute, Vornehmen und Reichen; sie legten daher auf ihre besondern engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur unter einander zugestehn mochten; sie freuten sich mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn sie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfingen von Andern Lob und Ehre, wie sie verdienten, sie gaben solche zurück, wol mit Maß, aber doch immer zu reichlich, und eben weil sie fühlten, daß ihre Neigung viel werth sei, so gefielen sie sich, dieselbe wiederholt auszudrücken, und schonten hierbei weder Papier noch Tinte. So entstanden jene Briefwechsel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt sich verwundert, der man nicht verargen kann, wenn sie kaum die Möglichkeit einsieht, wie vor-

zügliche Menschen sich an einer solchen Wechselnichtigkeit ergetzen konnten, wenn sie den Wunsch laut werden läßt, dergleichen Blätter möchten ungedruckt geblieben sein. Allein man lasse jene wenigen Bände doch immer neben so viel andern auf dem Bücherbrette stehn, wenn man sich daran belehrt hat, daß der vorzüglichste Mensch auch nur vom Tage lebt und nur kümmerlichen Unterhalt genießt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückwirft und in die Fülle der äußeren Welt zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für sein Wachsthum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann.

Die Thätigkeit jener Männer stand in ihrer schönsten Blüthe, als wir jungen Leute uns auch in unserem Kreise zu regen anfingen, und ich war so ziemlich auf dem Wege, mit jüngeren Freunden, wo nicht auch mit älteren Personen, in ein solches wechselseitiges Schönethun, Geltenlassen, Heben und Tragen zu gerathen. In meiner Sphäre konnte das, was ich hervorbrachte, immer für gut gehalten werden. Frauenzimmer, Freunde, Gönner werden nicht schlecht finden, was man ihnen zu Liebe unternimmt und dichtet; aus solchen Verbindlichkeiten entspringt zuletzt der Ausdruck eines leeren Behagens an einander, in dessen Phrasen sich ein Charakter leicht verliert, wenn er nicht von Zeit zu Zeit zu höherer Tüchtigkeit gestählt wird.

Und so hatte ich von Glück zu sagen, daß durch eine unerwartete Bekanntschaft Alles, was in mir von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt ward, die in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß und nur desto eindringender und empfindlicher war.

Denn das bedeutendste Ereigniß, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder. Er hatte den Prinzen von Holstein-Eutin, der sich in traurigen Gemüthszuständen befand, auf Reisen begleitet und war mit ihm bis Straßburg gekommen. Unsere Sozietät, sobald sie seine Gegenwart vernahm, trug ein großes Verlangen, sich ihm zu nähern, und mir begegnete dies Glück zuerst ganz unvermuthet und zufällig. Ich war nämlich in den Gasthof Zum Geist gegangen, ich weiß nicht welchen bedeutenden Fremden aufzusuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriff war und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke

aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer, schwarzer seidner Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermaßen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling sei, und meine Anrede mußte ihn sogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung sein konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiderte, und als wir die Treppe hinaufstiegen, sich sogleich zu einer lebhaften Mittheilung bereit finden ließ. Es ist mir entfallen, wen wir damals besuchten; genug, beim Scheiden bat ich mir die Erlaubniß aus, ihn bei sich zu sehen, die er mir denn auch freundlich genug ertheilte. Ich versäumte nicht, mich dieser Vergünstigung wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr von ihm angezogen. Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte. Durch mannichfaltige Fragen suchte er sich mit mir und meinem Zustande bekannt zu machen, und seine Anziehungskraft wirkte immer stärker auf mich. Ich war überhaupt sehr zutraulicher Natur, und vor ihm besonders hatte ich gar kein Geheimniß. Es währte jedoch nicht lange, als der abstoßende Puls seines Wesens eintrat und mich in nicht geringes Mißbehagen versetzte. Ich erzählte ihm mancherlei von meinen Jugendbeschäftigungen und Liebhabereien, unter andern von einer Siegelsammlung, die ich hauptsächlich durch des korrespondenzreichen Hausfreundes Theilnahme zusammengebracht. Ich hatte sie nach dem Staatskalender eingerichtet und war bei dieser Gelegenheit mit sämmtlichen Potentaten, größern und geringern Mächten und Gewalten bis auf den Adel herunter wohl bekannt geworden, und meinem Gedächtniß waren diese heraldischen Zeichen gar oft und vorzüglich bei der Krönungsfeierlichkeit zu Statten gekommen. Ich sprach von diesen Dingen mit einiger Behaglichkeit; allein er war anderer Meinung, verwarf nicht allein dieses ganze Interesse, son-

dern wußte es mir auch lächerlich zu machen, ja beinahe zu verleiden.

Von diesem seinem Widersprechungsgeiste sollte ich noch gar Manches ausstehen; denn er entschloß sich, theils weil er sich vom Prinzen abzusondern gedachte, theils eines Augenübels wegen, in Straßburg zu verweilen. Dieses Uebel ist eins der beschwerlichsten und unangenehmsten und um desto lästiger, als es nur durch eine schmerzliche, höchstverdrießliche und unsichere Operation geheilt werden kann. Das Thränensäckchen nämlich ist nach unten zu verschlossen, so daß die darin enthaltene Feuchtigkeit nicht nach der Nase hin und um so weniger abfließen kann, als auch dem benachbarten Knochen die Oeffnung fehlt, wodurch diese Sekretion naturgemäß erfolgen sollte. Der Boden des Säckchens muß daher aufgeschnitten und der Knochen durchbohrt werden; da denn ein Pferdehaar durch den Thränenpunkt, ferner durch das eröffnete Säckchen und durch den damit in Verbindung gesetzten neuen Kanal gezogen und täglich hin und wieder bewegt wird, um die Kommunikation zwischen beiden Theilen herzustellen, welches Alles nicht gethan noch erreicht werden kann, wenn nicht erst in jener Gegend äußerlich ein Einschnitt gemacht worden.

Herder war nun vom Prinzen getrennt, in ein eignes Quartier gezogen; der Entschluß war gefaßt, sich durch Lobstein operiren zu lassen. Hier kamen mir jene Uebungen gut zu Statten, durch die ich meine Empfindlichkeit abzustumpfen versucht hatte; ich konnte der Operation beiwohnen und einem so werthen Manne auf mancherlei Weise dienstlich und behilflich sein. Hier fand ich nun alle Ursache, seine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern; denn weder bei den vielfachen chirurgischen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten schmerzlichen Verbande bewies er sich im Mindesten verdrießlich, und er schien Derjenige von uns zu sein, der am Wenigsten litt; aber in der Zwischenzeit hatten wir freilich den Wechsel seiner Laune vielfach zu ertragen. Ich sage „wir“: denn es war außer mir ein behaglicher Russe, Namens Peglow, meistens um ihn. Dieser war ein früherer Bekannter von Herder in Riga gewesen und suchte sich, obgleich kein Jüngling mehr, noch in der Chirurgie unter Lobstein's Anleitung zu vervollkommnen. Herder konnte allerliebst einnehmend und geistreich sein, aber eben so leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieses Anziehen und Abstoßen haben zwar alle Menschen ihrer

Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langsamern, andere in schnelleren Pulsen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herdern betrifft, so schrieb sich das Uebergewicht seines widersprechenden, bittern, bissigen Humors gewiß von seinem Uebel und den daraus entspringenden Leiden her. Dieser Fall kommt im Leben öfters vor, und man beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Maße betragen sollen.

Die ganze Zeit dieser Kur besuchte ich Herdern Morgens und Abends; ich blieb auch wol ganze Tage bei ihm und gewöhnte mich in Kurzem um so mehr an sein Schelten und Tadeln, als ich seine schönen und großen Eigenschaften, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine tiefen Einsichten täglich mehr schätzen lernte. Die Einwirkung dieses gutmüthigen Polterers war groß und bedeutend. Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngeren Tagen schon einen großen Unterschied macht; und da ich ihn für das anerkannte, was er war, da ich dasjenige zu schätzen suchte, was er schon geleistet hatte, so mußte er eine große Superiorität über mich gewinnen. Aber behaglich war der Zustand nicht; denn ältere Personen, mit denen ich bisher umgegangen, hatten mich mit Schonung zu bilden gesucht, vielleicht auch durch Nachgiebigkeit verzogen; von Herdern aber konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich anstellen, wie man wollte. Indem nun also auf der einen Seite meine große Neigung und Verehrung für ihn und auf der andern das Mißbehagen, das er in mir erweckte, beständig mit einander im Streit lagen, so entstand ein Zwiespalt in mir, der erste in seiner Art, den ich in meinem Leben empfunden hatte. Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder sich sonst auf eine Weise mittheilen, so mußte er mich zu neuen Ansichten täglich, ja stündlich befördern. In Leipzig hatte ich mir eher ein enges und abgezirkeltes Wesen angewöhnt, und meine allgemeinen Kenntnisse der deutschen Literatur konnten durch meinen Frankfurter Zustand nicht erweitert werden; ja, mich hatten jene mystisch-religiösen chemischen Beschäftigungen in dunkle Regionen geführt, und was seit einigen Jahren in der weiten literarischen Welt vorgegangen, war mir meistens fremd geblieben. Nun wurde

ich auf einmal durch Herder mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien. Er selbst hatte sich schon genugsam berühmt gemacht und durch seine „Fragmente", die „Kritischen Wälder" und Anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt, welche seit längerer Zeit die Augen des Vaterlands auf sich zogen. Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung müsse gewesen sein, läßt sich weder fassen noch darstellen. Groß aber war gewiß das eingehüllte Streben, wie man leicht eingestehn wird, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher und was er Alles gewirkt und geleistet hat.

Wir hatten nicht lange auf diese Weise zusammen gelebt, als er mir vertraute, daß er sich um den Preis, welcher auf die beste Schrift über den Ursprung der Sprachen von Berlin ausgesetzt war, mit zu bewerben gedenke. Seine Arbeit war schon ihrer Vollendung nahe, und wie er eine sehr reinliche Hand schrieb, so konnte er mir bald ein lesbares Manuskript heftweise mittheilen. Ich hatte über solche Gegenstände niemals nachgedacht; ich war noch zu sehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken sollen. Auch schien mir die Frage einigermaßen müssig; denn wenn Gott den Menschen als Menschen erschaffen hatte, so war ihm ja so gut die Sprache als der aufrechte Gang anerschaffen; so gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, so gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu singen und diese Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verschiedene Weise zu modifiziren vermöge. War der Mensch göttlichen Ursprungs, so war es ja auch die Sprache selbst, und war der Mensch, in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Wesen, so war die Sprache gleichfalls natürlich. Diese beiden Dinge konnte ich wie Seel' und Leib niemals aus einander bringen. Süßmilch, bei einem kruden Realismus doch etwas phantastisch gesinnt, hatte sich für den göttlichen Ursprung entschieden, das heißt, daß Gott den Schulmeister bei den ersten Menschen gespielt habe. Herder's Abhandlung ging darauf hinaus, zu zeigen, wie der Mensch als Mensch wohl aus eignen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müsse. Ich las die Abhandlung mit großem Vergnügen und zu meiner besondern Kräftigung; allein ich stand nicht hoch genug weder im Wissen noch

im Denken, um ein Urtheil darüber zu begründen. Ich bezeigte dem Verfasser daher meinen Beifall, indem ich nur wenige Bemerkungen, die aus meiner Sinnesweise herflossen, hinzufügte. Eins aber wurde wie das Andre aufgenommen; man wurde gescholten und getadelt, man mochte nun bedingt oder unbedingt zustimmen. Der dicke Chirurgus hatte weniger Geduld als ich; er lehnte die Mittheilung dieser Preisschrift humoristisch ab und versicherte, daß er gar nicht eingerichtet sei, über so abstrakte Materien zu denken. Er drang vielmehr aufs l'Hombre, welches wir gewöhnlich Abends zusammen spielten.

Bei einer so verdrießlichen und schmerzhaften Kur verlor unser Herder nicht an seiner Lebhaftigkeit; sie ward aber immer weniger wohlthätig. Er konnte nicht ein Billet schreiben, um etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verhöhnung gewürzt gewesen wäre. So schrieb er mir zum Beispiel einmal:

„Wenn des Brutus Briefe Dir sind in Cicero's Briefen,
Dir, den die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern,
Prachtgerüstete, trösten, doch mehr von außen als innen,
Der von Göttern Du stammst, von Gothen oder vom Kothe,
Goethe, sende mir sie!"

Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte; denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der blos um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen.

Der erste Vorwurf hingegen war gegründeter. Ich hatte nämlich die von Langern eingetauschten Autoren und dazu noch verschiedene schöne Ausgaben aus meines Vaters Sammlung mit nach Straßburg genommen und sie auf einem reinlichen Bücherbrett aufgestellt, mit dem besten Willen, sie zu benutzen. Wie sollte aber die Zeit zureichen, die ich in hunderterlei Thätigkeiten zersplitterte! Herder, der auf Bücher höchst aufmerksam war, weil er deren jeden Augenblick bedurfte, gewahrte beim ersten Besuch meine schöne Sammlung, aber auch bald, daß ich mich derselben gar nicht bediente; deswegen er als der größte

Feind alles Scheins und aller Ostentation bei Gelegenheit mich damit aufzuziehen pflegte.

Noch ein anderes Spottgedicht fällt mir ein, das er mir Abends nachsendete, als ich ihm von der Dresdner Galerie viel erzählt hatte. Freilich war ich in den höhern Sinn der italienischen Schule nicht eingedrungen; aber Domenico Feti, ein trefflicher Künstler, wiewol Humorist und also nicht vom ersten Range, hatte mich sehr angesprochen. Geistliche Gegenstände mußten gemalt werden. Er hielt sich an die neutestamentlichen Parabeln und stellte sie gern dar, mit viel Eigenheit, Geschmack und guter Laune. Er führte sie dadurch ganz ans gemeine Leben heran, und die so geistreichen als naiven Einzelnheiten seiner Kompositionen, durch einen freien Pinsel empfohlen, hatten sich mir lebendig eingedrückt. Ueber diesen meinen kindlichen Kunstenthusiasmus spottete Herder folgendergestalt:

„Aus Sympathie
Behagt mir besonders ein Meister,
Domenico Feti heißt er.
Der parodirt die biblische Parabel
So hübsch zu einer Narrenfabel,
Aus Sympathie. — Du närrische Parabel!"

Dergleichen mehr oder weniger heitre oder abstruse, muntre oder bittre Späße könnte ich noch manche anführen. Sie verdrossen mich nicht, waren mir aber unbequem. Da ich jedoch Alles, was zu meiner Bildung beitrug, höchlich zu schätzen wußte und ich ja mehrmals frühere Meinungen und Neigungen aufgegeben hatte, so fand ich mich gar bald darein und suchte nur, soviel mir auf meinem damaligen Standpunkte möglich war, gerechten Tadel von ungerechten Invektiven zu unterscheiden. Und so war denn auch kein Tag, der nicht auf das Fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre.

Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst, welche er nach seinem Vorgänger Lowth geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen, gebildeten Männer.

Ich verschlang das Alles, und je heftiger ich im Empfangen, desto freigebiger war er im Geben, und wir brachten die interessantesten Stunden zusammen zu. Meine übrigen angefangenen Naturstudien suchte ich fortzusetzen, und da man immer Zeit genug hat, wenn man sie gut anwenden will, so gelang mir mitunter das Doppelte und Dreifache. Was die Fülle dieser wenigen Wochen betrifft, welche wir zusammen lebten, kann ich wol sagen, daß Alles, was Herder nachher allmählich ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward, und daß ich dadurch in die glückliche Lage gerieth, Alles, was ich bisher gedacht, gelernt, mir zugeeignet hatte, zu kompletiren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern. Wäre Herder methodischer gewesen, so hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden; aber er war mehr geneigt zu prüfen und anzuregen, als zu führen und zu leiten. So machte er mich zuerst mit Hamann's Schriften bekannt, auf die er einen sehr großen Werth setzte. Anstatt mich aber über dieselben zu belehren und mir den Hang und Gang dieses außerordentlichen Geistes begreiflich zu machen, so diente es ihm gewöhnlich nur zur Belustigung, wenn ich mich, um zu dem Verständniß solcher sibyllischen Blätter zu gelangen, freilich wunderlich genug geberdete. Indessen fühlte ich wohl, daß mir in Hamann's Schriften etwas zusagte, dem ich mich überließ, ohne zu wissen, woher es komme und wohin es führe.

Nachdem die Kur länger als billig gedauert, Lobstein in seiner Behandlung zu schwanken und sich zu wiederholen anfing, so daß die Sache kein Ende nehmen wollte, auch Peglow mir schon heimlich anvertraut hatte, daß wol schwerlich ein guter Ausgang zu hoffen sei, so trübte sich das ganze Verhältniß: Herder ward ungeduldig und mißmuthig, es wollte ihm nicht gelingen, seine Thätigkeit wie bisher fortzusetzen, und er mußte sich um so mehr einschränken, als man die Schuld des mißrathenen chirurgischen Unternehmens auf Herder's allzu große geistige Anstrengung und seinen ununterbrochenen lebhaften, ja lustigen Umgang mit uns zu schieben anfing. Genug, nach so viel Qual und Leiden wollte die künstliche Thränenrinne sich nicht bilden und die beabsichtigte Kommunikation nicht zu Stande kommen. Man sah sich genöthigt, damit das Uebel nicht ärger würde, die Wunde zugehn zu lassen. Wenn man nun bei der Operation Herder's Standhaftigkeit unter solchen Schmerzen bewundern mußte, so hatte seine melancholische, ja grimmige

Resignation in den Gedanken, zeitlebens einen solchen Makel tragen zu müssen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er sich die Verehrung Derer, die ihn schauten und liebten, für immer zu eigen machte. Dieses Uebel, das ein so bedeutendes Angesicht entstellte, mußte ihm um so ärgerlicher sein, als er ein vorzügliches Frauenzimmer in Darmstadt kennen gelernt und sich ihre Neigung erworben hatte. Hauptsächlich in diesem Sinne mochte er sich jener Kur unterwerfen, um bei der Rückreise freier, fröhlicher, wohlgebildeter vor seine Halbverlobte zu treten und sich gewisser und unverbrüchlicher mit ihr zu verbinden. Er eilte jedoch, sobald als möglich von Straßburg wegzukommen, und weil sein bisheriger Aufenthalt so kostbar als unangenehm gewesen, erborgte ich eine Summe Geldes für ihn, die er auf einen bestimmten Termin zu erstatten versprach. Die Zeit verstrich, ohne daß das Geld ankam. Mein Gläubiger mahnte mich zwar nicht, aber ich war doch mehrere Wochen in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, und auch hier verleugnete er sich nicht; denn anstatt eines Dankes, einer Entschuldigung enthielt sein Schreiben lauter spöttliche Dinge in Knüttelversen, die einen Andern irre oder gar abwendig gemacht hätten; mich aber rührte das nicht weiter, da ich von seinem Werth einen so großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verschlang, was ihm hätte schaden können.

Man soll jedoch von eignen und fremden Fehlern niemals, am Wenigsten öffentlich reden, wenn man nicht dadurch etwas Nützliches zu bewirken denkt; deshalb will ich hier gewisse zudringende Bemerkungen einschalten.

Dank und Undank gehören zu denen in der moralischen Welt jeden Augenblick hervortretenden Ereignissen, worüber die Menschen sich unter einander niemals beruhigen können. Ich pflege einen Unterschied zu machen zwischen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erste ist dem Menschen angeboren, ja anerschaffen; denn sie entspringt aus einer glücklichen, leichtsinnigen Vergessenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortsetzung des Lebens möglich wird. Der Mensch bedarf so unendlich vieler äußeren Vor- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Dasein, daß, wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vorvordern und Eltern, Freunden und Gesellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohlthaten zu empfangen und zu ge-

nießen. Läßt nun freilich der natürliche Mensch jenen Leichtsinn in und über sich walten, so nimmt eine kalte Gleichgiltigkeit immer mehr überhand und man sieht den Wohlthäter zuletzt als einen Fremden an, zu dessen Schaden man allenfalls, wenn es uns nützlich wäre, auch etwas unternehmen dürfte. Dies allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Rohheit entspringt, worin die ungebildete Natur sich am Ende nothwendig verlieren muß. Widerwille gegen das Danken jedoch, Erwiderung einer Wohlthat durch unmuthiges und verdrießliches Wesen ist sehr selten und kommt nur bei vorzüglichen Menschen vor: solchen, die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derselben, in einem niederen Stande oder in einer hilflosen Lage geboren, sich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten her Hilfe und Beistand annehmen müssen, die ihnen denn manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was sie empfangen, irdisch, und das, was sie dagegen leisten, höherer Art ist, so daß eine eigentliche Kompensation nicht gedacht werden kann. Lessing hat bei dem schönen Bewußtsein, das ihm in seiner besten Lebenszeit über irdische Dinge zu Theil ward, sich hierüber einmal derb, aber heiter ausgesprochen. Herder hingegen vergällte sich und Andern immerfort die schönsten Tage, da er jenen Unmuth, der ihn in der Jugend nothwendig ergriffen hatte, in der Folgezeit durch Geisteskraft nicht zu mäßigen wußte.

Diese Forderung kann man gar wohl an sich machen; denn der Bildungsfähigkeit eines Menschen kommt das Licht der Natur, welches immer thätig ist, ihn über seine Zustände aufzuklären, auch hier gar freundlich zu Statten; und überhaupt sollte man in manchen sittlichen Bildungsfällen die Mängel nicht zu schwer nehmen und sich nicht nach allzu ernsten, weitliegenden Mitteln umsehen, da sich gewisse Fehler sehr leicht, ja spielend abthun lassen. So können wir zum Beispiel die Dankbarkeit in uns durch bloße Gewohnheit erregen, lebendig erhalten, ja zum Bedürfniß machen.

In einem biographischen Versuch ziemt es wohl, von sich selbst zu reden. Ich bin von Natur so wenig dankbar als irgend ein Mensch, und beim Vergessen empfangenes Guten konnte das heftige Gefühl eines augenblicklichen Mißverhältnisses mich sehr leicht zum Undank verleiten.

Diesem zu begegnen, gewöhnte ich mich zuvörderst bei Allem, was ich besitze, mich gern zu erinnern, wie ich dazu ge-

langt, von wem ich es erhalten, es sei durch Geschenk, Tausch oder Kauf oder auf irgend eine andre Art. Ich habe mich gewöhnt, beim Vorzeigen meiner Sammlungen der Personen zu gedenken, durch deren Vermittelung ich das Einzelne erhielt, ja der Gelegenheit, dem Zufall, der entferntesten Veranlassung und Mitwirkung, wodurch mir Dinge geworden, die mir lieb und werth sind, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das, was uns umgiebt, erhält dadurch ein Leben, wir sehen es in geistiger, liebevoller, genetischer Verknüpfung, und durch das Vergegenwärtigen vergangener Zustände wird das augenblickliche Dasein erhöht und bereichert: die Urheber der Gaben steigen wiederholt vor der Einbildungskraft hervor, man verknüpft mit ihrem Bilde eine angenehme Erinnerung, macht sich den Undank unmöglich und ein gelegentliches Erwidern leicht und wünschenswerth. Zugleich wird man auf die Betrachtung desjenigen geführt, was nicht sinnlicher Besitz ist, und man rekapitulirt gar gern, woher sich unsere höheren Güter schreiben und datiren.

Ehe ich nun von jenem für mich so bedeutenden und folgereichen Verhältnisse zu Herdern den Blick hinwegwende, finde ich noch Einiges nachzubringen. Es war nichts natürlicher, als daß ich nach und nach in Mittheilung dessen, was bisher zu meiner Bildung beigetragen, besonders aber solcher Dinge, die mich noch in dem Augenblicke ernstlich beschäftigten, gegen Herdern immer karger und karger ward. Er hatte mir den Spaß an so Manchem, was ich früher geliebt, verdorben und mich besonders wegen der Freude, die ich an Ovid's Metamorphosen gehabt, aufs Strengste getadelt. Ich mochte meinen Liebling in Schutz nehmen, wie ich wollte, ich mochte sagen, daß für eine jugendliche Phantasie nichts erfreulicher sein könne, als in jenen heitern und herrlichen Gegenden mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen und ein Zeuge ihres Thuns und ihrer Leidenschaften zu sein; ich mochte jenes oben erwähnte Gutachten eines ernsthaften Mannes umständlich beibringen und solches durch meine eigne Erfahrung bekräftigen: das Alles sollte nicht gelten, es sollte sich keine eigentliche unmittelbare Wahrheit in diesen Gedichten finden; hier sei weder Griechenland noch Italien, weder eine Urwelt noch eine gebildete, Alles vielmehr sei Nachahmung des schon Dagewesenen und eine manierirte Darstellung, wie sie sich nur von einem Ueberkultivirten erwarten lasse. Und wenn ich denn zuletzt behaupten wollte, was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, sei doch auch Natur,

und unter allen Völkern, frühern und spätern, sei doch immer nur der Dichter Dichter gewesen, so wurde mir dies nun gar nicht gut gehalten, und ich mußte Manches deswegen ausstehen, ja, mein Ovid war mir beinah dadurch verleidet; denn es ist keine Neigung, keine Gewohnheit so stark, daß sie gegen die Mißreden vorzüglicher Menschen, in die man Vertrauen setzt, auf die Länge sich erhalten könnte. Immer bleibt etwas hängen, und wenn man nicht unbedingt lieben darf, sieht es mit der Liebe schon mißlich aus.

Am Sorgfältigsten verbarg ich ihm das Interesse an gewissen Gegenständen, die sich bei mir eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten. Es war Götz von Berlichingen und Faust. Die Lebensbeschreibung des Erstern hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder, anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Antheil. Die bedeutende Puppenspielfabel des Andern klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, sowie manche andre, mit mir herum und ergetzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben. Am Meisten aber verbarg ich vor Herdern meine mystisch-kabbalistische Chemie und was sich darauf bezog, ob ich mich gleich noch sehr gern heimlich beschäftigte, sie konsequenter auszubilden, als man sie mir überliefert hatte. Von poetischen Arbeiten glaube ich ihm „Die Mitschuldigen" vorgelegt zu haben, doch erinnere ich mich nicht, daß mir irgend eine Zurechtweisung oder Aufmunterung von seiner Seite hierüber zu Theil geworden wäre. Aber bei diesem Allen blieb er der er war; was von ihm ausging, wirkte, wenn auch nicht erfreulich, doch bedeutend; ja seine Handschrift sogar übte auf mich eine magische Gewalt aus. Ich erinnere mich nicht, daß ich eins seiner Blätter, ja nur ein Couvert von seiner Hand, zerrissen oder verschleudert hätte; dennoch ist mir bei den so mannichfaltigen Ort- und Zeitwechseln kein Dokument jener wunderbaren, ahnungsvollen und glücklichen Tage übrig geblieben.

Daß übrigens Herder's Anziehungskraft sich so gut auf Andre als auf mich wirksam erwies, würde ich kaum erwähnen,

hätte ich nicht zu bemerken, daß sie sich besonders auf Jung, genannt Stilling, erstreckt habe. Das treue, redliche Streben dieses Mannes mußte Jeden, der nur irgend Gemüth hatte, höchlich interessiren, und seine Empfänglichkeit Jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Auch betrug sich Herder gegen ihn nachsichtiger als gegen uns Andre; denn seine Gegenwirkung schien jederzeit mit der Wirkung, die auf ihn geschah, im Verhältniß zu stehn. Jung's Umschränktheit war von so viel gutem Willen, sein Vordringen von so viel Sanftheit und Ernst begleitet, daß ein Verständiger gewiß nicht hart gegen ihn sein und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen, noch zum Besten haben konnte. Auch war Jung durch Herdern dergestalt exaltirt, daß er sich in allem seinem Thun gestärkt und gefördert fühlte, ja seine Neigung gegen mich schien in eben diesem Maße abzunehmen; doch blieben wir immer gute Gesellen, wir trugen einander vor wie nach und erzeigten uns wechselseitig die freundlichsten Dienste.

Entfernen wir uns jedoch nunmehr von der freundschaftlichen Krankenstube und von den allgemeinen Betrachtungen, welche eher auf Krankheit als auf Gesundheit des Geistes deuten; begeben wir uns in die freie Luft, auf den hohen und breiten Altan des Münsters, als wäre die Zeit noch da, wo wir junge Gesellen uns öfters dorthin auf den Abend beschieden, um mit gefüllten Römern die scheidende Sonne zu begrüßen. Hier verlor sich alles Gespräch in die Betrachtung der Gegend, alsdann wurde die Schärfe der Augen geprüft, und Jeder bestrebte sich, die entferntesten Gegenstände gewahr zu werden, ja deutlich zu unterscheiden. Gute Fernröhre wurden zu Hilfe genommen, und ein Freund nach dem andern bezeichnete genau die Stelle, die ihm die liebste und werthefte geworden, und schon fehlte es auch mir nicht an einem solchen Plätzchen, das, ob es gleich nicht bedeutend in der Landschaft hervortrat, mich doch mehr als alles Andere mit einem lieblichen Zauber an sich zog. Bei solchen Gelegenheiten ward nun durch Erzählung die Einbildungskraft angeregt und manche kleine Reise verabredet, ja oft aus dem Stegreife unternommen, von denen ich nur eine statt vieler umständlich erzählen will, da sie in manchem Sinne für mich folgereich gewesen.

Mit zwei werthen Freunden und Tischgenossen, Engelbach und Weyland, Beide aus dem untern Elsaß gebürtig, begab ich mich zu Pferde nach Zabern, wo uns bei schönem Wetter der

kleine freundliche Ort gar anmuthig anlachte. Der Anblick des bischöflichen Schlosses erregte unsere Bewunderung; eines neuen Stalles Weitläuftigkeit, Größe und Pracht zeugten von dem übrigen Wohlbehagen des Besitzers. Die Herrlichkeit der Treppe überraschte uns, die Zimmer und Säle betraten wir mit Ehrfurcht, nur kontrastirte die Person des Kardinals, ein kleiner zusammengefallener Mann, den wir speisen sahen. Der Blick in den Garten ist herrlich, und ein Kanal, drei Viertelstunden lang, schnurgerade auf die Mitte des Schlosses gerichtet, giebt einen hohen Begriff von dem Sinn und den Kräften der vorigen Besitzer. Wir spazierten daran hin und wieder und genossen mancher Partien dieses schön gelegenen Ganzen zu Ende der herrlichen Elsaßer Ebene, am Fuße der Vogesen.

Nachdem wir uns nun an diesem geistlichen Vorposten einer königlichen Macht erfreut und es uns in seiner Region wohl sein lassen, gelangten wir früh den andern Morgen zu einem öffentlichen Werk, das höchst würdig den Eingang in ein mächtiges Königreich eröffnet. Von der aufgehenden Sonne beschienen, erhob sich vor uns die berühmte Zaberner Steige, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit. Schlangenweis, über die fürchterlichsten Felsen aufgemauert, führt eine Chaussee, für drei Wagen neben einander breit genug, so leise bergauf, daß man es kaum empfindet. Die Härte und Glätte des Wegs, die geplatteten Erhöhungen an beiden Seiten für die Fußgänger, die steinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwasser, Alles ist so reinlich als künstlich und dauerhaft hergerichtet, daß es einen genügenden Anblick gewährt. So gelangt man allmählich nach Pfalzburg, einer neueren Festung. Sie liegt auf einem mäßigen Hügel; die Werke sind elegant auf schwärzlichen Felsen von gleichem Gestein erbaut, die mit Kalk weiß ausgestrichenen Fugen bezeichnen genau die Größe der Quadern und geben von der reinlichen Arbeit ein auffallendes Zeugniß. Den Ort selbst fanden wir, wie sich's für eine Festung geziemt, regelmäßig, von Steinen gebaut, die Kirche geschmackvoll. Als wir durch die Straßen wandelten — es war Sonntags früh um Neun —, hörten wir Musik; man walzte schon im Wirthshause nach Herzenslust, und da sich die Einwohner durch die große Theurung, ja durch die drohende Hungersnoth in ihrem Vergnügen nicht irre machen ließen, so ward auch unser jugendlicher Frohsinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges

Brod auf die Reise versagte und uns in den Gasthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften.

Sehr gern ritten wir nun wieder die Steige hinab, um dieses architektonische Wunder zum zweiten Male anzustaunen und uns der erquickenden Aussicht über das Elsaß nochmals zu erfreuen. Wir gelangten bald nach Buchsweiler, wo uns Freund Weyland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Dem frischen jugendlichen Sinne ist der Zustand einer kleinen Stadt sehr gemäß; die Familienverhältnisse sind näher und fühlbarer, das Hauswesen, das zwischen lässlicher Amtsbeschäftigung, städtischem Gewerb, Feld- und Gartenbau mit mäßiger Thätigkeit sich hin und wieder bewegt, lädt uns ein zu freundlicher Theilnahme, die Geselligkeit ist nothwendig, und der Fremde befindet sich in den beschränkten Kreisen sehr angenehm, wenn ihn nicht etwa die Mißhelligkeiten der Einwohner, die an solchen Orten fühlbarer sind, irgendwo berühren. Dieses Städtchen war der Hauptplatz der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmstadt unter französischer Hoheit gehörig. Eine daselbst angestellte Regierung und Kammer machten den Ort zum bedeutenden Mittelpunkt eines sehr schönen und wünschenswerthen fürstlichen Besitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Orts, wenn wir heraustraten, um das alte Schloß und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beschauen. Mancherlei Lustwäldchen, eine zahme und wilde Fasanerie und die Reste mancher ähnlichen Anstalten zeigten, wie angenehm diese kleine Residenz ehemals müsse gewesen sein.

Doch alle diese Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahgelegenen Bastberg die völlig paradiesische Gegend überschaute. Diese Höhe, ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuft, machte mich zum ersten Male auf solche Dokumente der Vorwelt aufmerksam; ich hatte sie noch niemals in so großer Masse beisammen gesehn. Doch wendete sich der schaulustige Blick bald ausschließlich in die Gegend. Man steht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ernsten Gebirge begrenzt, das sich gegen Abend nach Zabern hin erstreckt, wo man den bischöflichen Palast und die eine Stunde davon liegende Abtei St. Johann deutlich erkennen mag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr schwindende Bergkette der Vogesen bis nach Süden hin. Wendet man sich

gegen Nordost, so sieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felsen, und gegen Südost hat das Auge die unendliche Fläche des Elsaßes zu durchforschen, die sich in immer mehr abduftenden Landschaftsgründen dem Gesicht entzieht, bis zuletzt die schwäbischen Gebirge schattenweis in den Horizont verfließen.

Schon bei meinen wenigen Wanderungen durch die Welt hatte ich bemerkt, wie bedeutend es sei, sich auf Reisen nach dem Laufe der Wasser zu erkundigen, ja bei dem kleinsten Bache zu fragen, wohin er denn eigentlich laufe. Man erlangt dadurch eine Uebersicht von jeder Flußregion, in der man eben befangen ist, einen Begriff von den Höhen und Tiefen, die auf einander Bezug haben, und windet sich am Sichersten an diesen Leitfäden, welche sowol dem Anschauen als dem Gedächtniß zu Hilfe kommen, aus geologischem und politischem Ländergewirre. In dieser Betrachtung nahm ich feierlichen Abschied von dem theuren Elsaß, da wir uns den andern Morgen nach Lothringen zu wenden gedachten.

Der Abend ging hin in vertraulichen Gesprächen, wo man sich über eine unerfreuliche Gegenwart durch Erinnerung an eine bessere Vergangenheit zu erheitern suchte. Vor allem Andern war hier wie im ganzen Ländchen der Name des letzten Grafen Reinhard von Hanau in Segen, dessen großer Verstand und Tüchtigkeit in allem seinem Thun und Lassen hervortrat und von dessen Dasein noch manches schöne Denkmal übrig geblieben war. Solche Männer haben den Vorzug, doppelte Wohlthäter zu sein, einmal für die Gegenwart, die sie beglücken, und sodann für die Zukunft, deren Gefühl und Muth sie nähren und aufrecht erhalten.

Als wir nun uns nordwestwärts in das Gebirg wendeten und bei Lützelstein, einem alten Bergschloß in einer sehr hügelvollen Gegend, vorbeizogen und in die Region der Saar und Mosel hinabstiegen, fing der Himmel an sich zu trüben, als wollte er uns den Zustand des rauheren Westriches noch fühlbarer machen. Das Thal der Saar, wo wir zuerst Bockenheim, einen kleinen Ort, antrafen und gegenüber Neu-Saarwerden, gut gebaut, mit einem Lustschloß, erblickten, ist zu beiden Seiten von Bergen begleitet, die traurig heißen könnten, wenn nicht an ihrem Fuß eine unendliche Folge von Wiesen und Matten, die Hohnau genannt, sich bis Saaralbe und weiter hin unübersehlich erstreckte. Große Gebäude eines ehmaligen Gestütes der Herzoge von Lothringen ziehen hier den Blick an; sie dienen

gegenwärtig, zu solchen Zwecken freilich sehr wohl gelegen, als Meierei. Wir gelangten über Saargemünd nach Saarbrück, und diese kleine Residenz war ein lichter Punkt in einem so felsig waldigen Lande. Die Stadt, klein und hüglig, aber durch den letzten Fürsten wohl ausgeziert, macht sogleich einen angenehmen Eindruck, weil die Häuser alle grauweiß angestrichen sind und die verschiedene Höhe derselben einen mannichfaltigen Anblick gewährt. Mitten auf einem schönen, mit ansehnlichen Gebäuden umgebenen Platze steht die Lutherische Kirche, in einem kleinen, aber dem Ganzen entsprechenden Maßstabe. Die Vorderseite des Schlosses liegt mit der Stadt auf ebenem Boden, die Hinterseite dagegen am Abhange eines steilen Felsens. Diesen hat man nicht allein terrassenweis abgearbeitet, um bequem in das Thal zu gelangen, sondern man hat sich auch unten einen länglich-viereckten Gartenplatz durch Verdrängung des Flusses an der einen und durch Abschroten des Felsens an der andern Seite verschafft, worauf denn dieser ganze Raum erst mit Erde ausgefüllt und bepflanzt worden. Die Zeit dieser Unternehmung fiel in die Epoche, da man bei Gartenanlagen den Architekten zu Rathe zog, wie man gegenwärtig das Auge des Landschaftsmalers zu Hilfe nimmt. Die ganze Einrichtung des Schlosses, das Kostbare und Angenehme, das Reiche und Zierliche deuteten auf einen lebenslustigen Besitzer, wie der verstorbene Fürst gewesen war; der gegenwärtige befand sich nicht am Orte. Präsident von Günderode empfing uns aufs Verbindlichste und bewirthete uns drei Tage besser, als wir es erwarten durften. Ich benutzte die mancherlei Bekanntschaften, zu denen wir gelangten, um mich vielseitig zu unterrichten. Das genußreiche Leben des vorigen Fürsten gab Stoff genug zur Unterhaltung, nicht weniger die mannichfaltigen Anstalten, die er getroffen, um Vortheile, die ihm die Natur seines Landes darbot, zu benutzen. Hier wurde ich nun eigentlich in das Interesse der Berggegenden eingeweiht, und die Lust zu ökonomischen und technischen Betrachtungen, welche mich einen großen Theil meines Lebens beschäftigt haben, zuerst erregt. Wir hörten von den reichen Duttweiler Steinkohlengruben, von Eisen- und Alaunwerken, ja sogar von einem brennenden Berge, und rüsteten uns, diese Wunder in der Nähe zu beschauen.

Nun zogen wir durch waldige Gebirge, die Demjenigen, der aus einem herrlichen, fruchtbaren Lande kommt, wüst und traurig erscheinen müssen und die nur durch den innern Gehalt

ihres Schooßes uns anziehen können. Kurz hinter einander wurden wir mit einem einfachen und einem komplizirten Maschinenwerke bekannt, mit einer Sensenschmiede und einem Drahtzug. Wenn man sich an jener schon erfreut, daß sie sich an die Stelle gemeiner Hände setzt, so kann man diesen nicht genug bewundern, indem er in einem höheren organischen Sinne wirkt, von dem Verstand und Bewußtsein kaum zu trennen sind. In der Alaunhütte erkundigten wir uns genau nach der Gewinnung und Reinigung dieses so nöthigen Materials, und als wir große Haufen eines weißen, fetten, lockeren, erdigen Wesens bemerkten und dessen Nutzen erforschten, antworteten die Arbeiter lächelnd, es sei der Schaum, der sich beim Alaunsieden obenauf werfe, und den Herr Stauf sammeln lasse, weil er denselben gleichfalls hoffe zu Gute zu machen. — „Lebt Herr Stauf noch?" rief mein Begleiter verwundert aus. Man bejahte es und versicherte, daß wir nach unserm Reiseplan nicht weit von seiner einsamen Wohnung vorbeikommen würden.

Unser Weg ging nunmehr an den Rinnen hinauf, in welchen das Alaunwasser heruntergeleitet wird, und an dem vornehmsten Stollen vorbei, den sie die Landgrube nennen, woraus die berühmten Duttweiler Steinkohlen gezogen werden. Sie haben, wenn sie trocken sind, die blaue Farbe eines dunkel angelaufenen Stahls, und die schönste Irisfolge spielt bei jeder Bewegung über die Oberfläche hin. Die finsteren Stollenschlünde zogen uns jedoch um so weniger an, als der Gehalt derselben reichlich um uns her ausgeschüttet lag. Nun gelangten wir zu offnen Gruben, in welchen die gerösteten Alaunschiefer ausgelaugt werden, und bald darauf überraschte uns, obgleich vorbereitet, ein seltsames Begegniß. Wir traten in eine Klamme und fanden uns in der Region des brennenden Berges. Ein starker Schwefelgeruch umzog uns; die eine Seite der Hohle war nahezu glühend, mit röthlichem, weißgebranntem Stein bedeckt; ein dicker Dampf stieg aus den Klunsen hervor, und man fühlte die Hitze des Bodens auch durch die starken Sohlen. Ein so zufälliges Ereigniß — denn man weiß nicht, wie diese Strecke sich entzündete — gewährt der Alaunfabrikation den großen Vortheil, daß die Schiefer, woraus die Oberfläche des Berges besteht, vollkommen geröstet daliegen und nur kurz und gut ausgelaugt werden dürfen. Die ganze Klamme war entstanden, daß man nach und nach die calcinirten Schiefer abgeräumt und verbraucht hatte. Wir kletterten aus dieser Tiefe hervor und

waren auf dem Gipfel des Berges. Ein anmuthiger Buchenwald umgab den Platz, der auf die Höhle folgte und sich ihr zu beiden Seiten verbreitete. Mehrere Bäume standen schon verdorrt, andere welkten in der Nähe von andern, die, noch ganz frisch, jene Gluth nicht ahneten, welche sich auch ihren Wurzeln bedrohend näherte.

Auf dem Platze dampften verschiedene Oeffnungen, andere hatten schon ausgeraucht, und so glomm dieses Feuer bereits zehen Jahre durch alte verbrochene Stollen und Schächte, mit welchen der Berg unterminirt ist. Es mag sich auch auf Klüften durch frische Kohlenlager durchziehn; denn einige hundert Schritte weiter in den Wald gedachte man bedeutende Merkmale von ergiebigen Steinkohlen zu verfolgen; man war aber nicht weit gelangt, als ein starker Dampf den Arbeitern entgegendrang und sie vertrieb. Die Oeffnung ward wieder zugeworfen; allein wir fanden die Stelle noch rauchend, als wir daran vorbei den Weg zur Residenz unseres einsiedlerischen Chemikers verfolgten. Sie liegt zwischen Bergen und Wäldern; die Thäler nehmen daselbst sehr mannichfaltige und angenehme Krümmungen, rings umher ist der Boden schwarz und kohlenartig, die Lager gehen häufig zu Tage aus. Ein Kohlenphilosoph — Philosophus per ignem, wie man sonst sagte — hätte sich wol nicht schicklicher ansiedeln können.

Wir traten vor ein kleines, zur Wohnung nicht übel dienliches Haus und fanden Herrn Stauf, der meinen Freund sogleich erkannte und mit Klagen über die neue Regierung empfing. Freilich konnten wir aus seinen Reden vermerken, daß das Alaunwerk sowie manche andre wohlgemeinte Anstalt wegen äußerer, vielleicht auch innerer Umstände die Unkosten nicht trage, und was dergleichen mehr war. Er gehörte unter die Chemiker jener Zeit, die, bei einem innigen Gefühl dessen, was mit Naturprodukten Alles zu leisten wäre, sich in einer abstrusen Betrachtung von Kleinigkeiten und Nebensachen gefielen und bei unzulänglichen Kenntnissen nicht fertig genug dasjenige zu leisten verstanden, woraus eigentlich ökonomischer und merkantilischer Vortheil zu ziehn ist. So lag der Nutzen, den er sich von jenem Schaum versprach, sehr im Weiten; so zeigte er nichts als einen Kuchen Salmiak, den ihm der brennende Berg geliefert hatte.

Bereitwillig und froh, seine Klagen einem menschlichen Ohre mitzutheilen, schleppte sich das hagere, abgelebte Männchen

in einem Schuh und einem Pantoffel, mit herabhängenden, vergebens wiederholt von ihm heraufgezogenen Strümpfen den Berg hinauf, wo die Harzhütte steht, die er selbst errichtet hat und nun mit großem Leidwesen verfallen sieht. Hier fand sich eine zusammenhangende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeschwefelt und zum Gebrauch bei Eisenwerken tauglich gemacht werden sollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Oel und Harz auch zu Gute machen, ja sogar den Ruß nicht missen, und so unterlag den vielfachen Absichten Alles zusammen. Bei Lebzeiten des vorigen Fürsten trieb man das Geschäft aus Liebhaberei, auf Hoffnung; jetzt fragte man nach dem unmittelbaren Nutzen, der nicht nachzuweisen war.

Nachdem wir unsern Adepten seiner Einsamkeit überlassen, eilten wir — denn es war schon spät geworden — der Friedrichsthaler Glashütte zu, wo wir eine der wichtigsten und wunderbarsten Werkthätigkeiten des menschlichen Kunstgeschickes im Vorübergehen kennen lernten.

Doch fast mehr als diese bedeutenden Erfahrungen interessirten uns junge Bursche einige lustige Abenteuer und bei einbrechender Finsterniß unweit Neukirch ein überraschendes Feuerwerk. Denn wie vor einigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten, so spielten uns nun die funkenwerfenden Essen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Thalgrunde liegenden Schmelzhütten und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Bretterhöhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Oeffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sausen und Pfeifen des Windstroms, der, in das geschmolzene Erz wüthend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren, das an dem Berg hinaufgebaut ist.

Aber ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und Unruhe des Tags konnte ich hier noch keine Rast finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und suchte das höher gelegene Jagdschloß. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umrisse nur an dem heitern Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einsam stand das wohlerhaltene Gebäude: kein Kastellan, kein Jäger war zu finden. Ich saß

vor den großen Glasthüren auf den Stufen, die um die ganze Terrasse hergehn. Hier, mitten im Gebirg, über einer waldbewachsenen finsteren Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterer erschien, das brennende Sterngewölbe über mir, saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war; es enthüllte sich immer mehr und mehr und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühsten abzureisen.

Der Rückweg wurde nicht benutzt wie der Herweg. So eilten wir durch Zweibrücken, das als eine schöne und merkwürdige Residenz wol auch unsere Aufmerksamkeit verdient hätte. Wir warfen einen Blick auf das große, einfache Schloß, auf die weitläuftigen, regelmäßig mit Lindenstämmen bepflanzten, zum Dressiren der Parforcepferde wohleingerichteten Esplanaden, auf die großen Ställe, auf die Bürgerhäuser, welche der Fürst baute, um sie ausspielen zu lassen. Alles dieses, sowie Kleidung und Betragen der Einwohner, besonders der Frauen und Mädchen, deutete auf ein Verhältniß in die Ferne und machte den Bezug auf Paris anschaulich, dem alles Ueberrheinische seit geraumer Zeit sich nicht entziehen konnte. Wir besuchten auch den vor der Stadt liegenden herzoglichen Keller, der weitläuftig ist, mit großen und künstlichen Fässern versehn. Wir zogen weiter und fanden das Land zuletzt wie im Saarbrückischen. Zwischen wilden und rauhen Bergen wenig Dörfer; man verlernt hier, sich nach Getreide umzusehn. Den Hornbach zur Seite stiegen wir nach Bitsch, das an dem bedeutenden Platze liegt, wo die Gewässer sich scheiden und ein Theil in die Saar, ein Theil dem Rheine zufällt; diese letztern sollten uns bald nach sich ziehn. Doch konnten wir dem Städtchen Bitsch, das sich sehr malerisch um einen Berg herumschlingt, und der oben liegenden Festung unsere Aufmerksamkeit nicht versagen. Diese ist theils auf Felsen gebaut, theils in Felsen gehauen. Die unterirdischen Räume sind besonders merkwürdig; hier ist nicht allein hinreichender Platz zum Aufenthalt einer Menge Menschen und Vieh, sondern man trifft sogar große Gewölbe zum Exer-

ziren, eine Mühle, eine Kapelle und was man unter der Erde sonst fordern könnte, wenn die Oberfläche beunruhigt würde.

Den hinabstürzenden Bächen folgten wir nunmehr durchs Bärenthal. Die dicken Wälder auf beiden Höhen sind unbenutzt. Hier faulen Stämme zu Tausenden über einander, und junge Sprößlinge keimen in Unzahl auf halbvermoderten Vorfahren. Hier kam uns durch Gespräche einiger Fußbegleiter der Name von Dietrich wieder in die Ohren, den wir schon öfter in diesen Waldgegenden ehrenvoll hatten aussprechen hören. Die Thätigkeit und Gewandtheit dieses Mannes, sein Reichthum, die Benutzung und Anwendung desselben, Alles erschien im Gleichgewicht; er konnte sich mit Recht des Erworbenen erfreuen, das er vermehrte, und das Verdiente genießen, das er sicherte. Je mehr ich die Welt sah, je mehr erfreute ich mich, außer den allgemein berühmten Namen, auch besonders an denen, die in einzelnen Gegenden mit Achtung und Liebe genannt wurden; und so erfuhr ich auch hier bei einiger Nachfrage gar leicht, daß von Dietrich früher als Andre sich der Gebirgsschätze, des Eisens, der Kohlen und des Holzes mit gutem Erfolg zu bedienen gewußt und sich zu einem immer wachsenden Wohlhaben herangearbeitet habe.

Niederbronn, wohin wir gelangten, war ein neues Zeugniß hiervon. Er hatte diesen kleinen Ort den Grafen von Leiningen und andern Theilbesitzern abgekauft, um in der Gegend bedeutende Eisenwerke einzurichten.

Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspülte mich der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und -Schäften mir aus Bauerhöfen zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe gar wundersam entgegenleuchteten.

So verehrte ich auch, als wir die nahe gelegene Wasenburg bestiegen, an der großen Felsmasse, die den Grund der einen Seite ausmacht, eine gut erhaltene Inschrift, die dem Merkur ein dankbares Gelübd abstattet. Die Burg selbst liegt auf dem letzten Berge von Bitsch her gegen das Land zu. Es sind die Ruinen eines deutschen, auf römische Reste gebauten Schlosses. Von dem Thurm übersah man abermals das ganze Elsaß, und des Münsters deutliche Spitze bezeichnete die Lage von Straßburg. Zunächst jedoch verbreitete sich der große Hagenauer Forst, und die Thürme dieser Stadt ragten dahinter ganz deutlich hervor. Dorthin wurde ich gezogen. Wir ritten durch

Reichshofen, wo von Dietrich ein bedeutendes Schloß erbauen ließ, und nachdem wir von den Hügeln bei Nieder-Modern den angenehmen Lauf des Moderflüßchens am Hagenauer Wald her betrachtet hatten, ließ ich meinen Freund bei einer lächerlichen Steinkohlengruben-Visitation, die zu Duttweiler freilich etwas ernsthafter würde gewesen sein, und ritt durch Hagenau, auf Nichtwegen, welche mir die Neigung schon andeutete, nach dem geliebten Sesenheim.

Denn jene sämmtlichen Aussichten in eine wilde Gebirgsgegend und sodann wieder in ein heiteres, fruchtbares, fröhliches Land konnten meinen innern Blick nicht fesseln, der auf einen liebenswürdigen, anziehenden Gegenstand gerichtet war. Auch diesmal erschien mir der Herweg reizender als der Hinweg, weil er mich wieder in die Nähe eines Frauenzimmers brachte, der ich von Herzen ergeben war und welche so viel Achtung als Liebe verdiente. Mir sei jedoch, ehe ich meine Freunde zu ihrer ländlichen Wohnung führe, vergönnt, eines Umstandes zu erwähnen, der sehr viel beitrug, meine Neigung und die Zufriedenheit, welche sie mir gewährte, zu beleben und zu erhöhen.

Wie sehr ich in der neuern Literatur zurück sein mußte, läßt sich aus der Lebensart schließen, die ich in Frankfurt geführt, aus den Studien, denen ich mich gewidmet hatte, und mein Aufenthalt in Straßburg konnte mich darin nicht fördern. Nun kam Herder und brachte neben seinen großen Kenntnissen noch manche Hilfsmittel und überdies auch neuere Schriften mit. Unter diesen kündigte er uns den „Landpriester von Wakefield" als ein fürtreffliches Werk an, von dem er uns die deutsche Uebersetzung durch selbsteigne Vorlesung bekannt machen wolle.

Seine Art zu lesen war ganz eigen; wer ihn predigen gehört hat, wird sich davon einen Begriff machen können. Er trug Alles und so auch diesen Roman ernst und schlicht vor; völlig entfernt von aller dramatisch-mimischen Darstellung, vermied er sogar jene Mannichfaltigkeit, die bei einem epischen Vortrag nicht allein erlaubt ist, sondern wohl gefordert wird: eine geringe Abwechselung des Tons, wenn verschiedene Personen sprechen, wodurch das, was eine jede sagt, herausgehoben und der Handelnde von dem Erzählenden abgesondert wird. Ohne monoton zu sein, ließ Herder Alles in einem Ton hinter einander folgen, eben als wenn nichts gegenwärtig, sondern Alles nur historisch wäre, als wenn die Schatten dieser poetischen

Wesen nicht lebhaft vor ihm wirkten, sondern nur sanft vorübergleiteten. Doch hatte diese Art des Vortrags aus seinem Munde einen unendlichen Reiz; denn weil er Alles aufs Tiefste empfand und die Mannichfaltigkeit eines solchen Werks hochzuschätzen wußte, so trat das ganze Verdienst einer Produktion rein und um so deutlicher hervor, als man nicht durch scharf ausgesprochene Einzelnheiten gestört und aus der Empfindung gerissen wurde, welche das Ganze gewähren sollte.

Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle; er erscheint, wie Melchisedek, als Priester und König in einer Person. An den unschuldigsten Zustand, der sich auf Erden denken läßt, an den des Ackermanns, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung, sowie durch gleiche Familienverhältnisse geknüpft; er ist Vater, Hausherr, Landmann und so vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grunde ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten und, wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man sich einen solchen Mann, mit rein menschlichen Gesinnungen, stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse, sowie eine heitere, gleiche Thätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie keinen Augenblick versäumt, das Gute zu wirken — und man wird ihn wohl ausgestattet haben. Zugleich aber füge man die nöthige Beschränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreise verharren, sondern auch allenfalls in einen kleineren übergehen möge; man verleihe ihm Gutmüthigkeit, Versöhnlichkeit, Standhaftigkeit und was sonst noch aus einem entschiedenen Charakter Löbliches hervorspringt, und über dies Alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigner und fremder Fehler: so hat man das Bild unseres trefflichen Wakefield so ziemlich beisammen.

Die Darstellung dieses Charakters auf seinem Lebensgange durch Freuden und Leiden, das immer wachsende Interesse der Fabel durch Verbindung des ganz Natürlichen mit dem Sonderbaren und Seltsamen macht diesen Roman zu einem der

besten, die je geschrieben worden, der noch überdies den großen Vorzug hat, daß er ganz sittlich, ja im reinen Sinne christlich ist, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstellt, das unbedingte Zutrauen auf Gott bestätigt und den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubigt, und dies Alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus. Vor beiden hatte den Verfasser der hohe Sinn bewahrt, der sich hier durchgängig als Ironie zeigt, wodurch dieses Werkchen uns eben so weise als liebenswürdig entgegenkommen muß. Der Verfasser, Doktor Goldsmith, hat ohne Frage große Einsicht in die moralische Welt, in ihren Werth und in ihre Gebrechen; aber zugleich mag er nur dankbar anerkennen, daß er ein Engländer ist, und die Vortheile, die ihm sein Land, seine Nation darbietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er sich beschäftigt, steht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt sie mit dem Höchsten in Berührung; ihr enger Kreis, der sich noch mehr verengt, greift durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge in die große Welt mit ein; auf der reichen, bewegten Woge des englischen Lebens schwimmt dieser kleine Kahn, und in Wohl und Weh hat er Schaden oder Hilfe von der ungeheueren Flotte zu erwarten, die um ihn hersegelt.

Ich kann voraussetzen, daß meine Leser dieses Werk kennen und im Gedächtniß haben; wer es zuerst hier nennen hört, so wie Der, welcher aufgeregt wird, es wieder zu lesen, Beide werden mir danken. Für Jene bemerke ich nur im Vorübergehn, daß des Landgeistlichen Hausfrau von der thätigen, guten Art ist, die es sich und den Ihrigen an nichts fehlen läßt, aber auch dafür auf sich und die Ihrigen etwas einbildisch ist. Zwei Töchter, Olivie, schön und mehr nach außen, Sophie, reizend und mehr nach innen gesinnt; einen fleißigen, dem Vater nacheifernden, etwas herben Sohn, Moses, will ich zu nennen nicht unterlassen.

Wenn Herder bei seiner Vorlesung eines Fehlers beschuldigt werden konnte, so war es der Ungeduld; er wartete nicht ab, bis der Zuhörer einen gewissen Theil des Verlaufs vernommen und gefaßt hätte, um richtig dabei empfinden und gehörig denken zu können; voreilig wollte er sogleich Wirkungen sehen, und doch war er auch mit diesen unzufrieden, wenn sie hervortraten. Er tadelte das Uebermaß von Gefühl, das bei mir von Schritt zu Schritt mehr überfloß. Ich empfand als Mensch,

als junger Mensch; mir war Alles lebendig, wahr, gegenwärtig. Er, der blos Gehalt und Form beachtete, sah freilich wohl, daß ich vom Stoff überwältigt ward, und das wollte er nicht gelten lassen. Peglow's Reflexionen zunächst, die nicht von den feinsten waren, wurden noch übler aufgenommen; besonders aber erzürnte er sich über unsern Mangel an Scharfsinn, daß wir die Kontraste, deren sich der Verfasser oft bedient, nicht voraussahen, uns davon rühren und hinreißen ließen, ohne den öfters wiederkehrenden Kunstgriff zu merken. Daß wir aber gleich zu Anfang, wo Burchell, indem er bei einer Erzählung aus der dritten Person in die erste übergeht, sich zu verrathen im Begriff ist, daß wir nicht gleich eingesehn oder wenigstens gemuthmaßt hatten, daß er der Lord, von dem er spricht, selbst sei, verzieh er uns nicht, und als wir zuletzt bei Entdeckung und Verwandlung des armen, kümmerlichen Wanderers in einen reichen, mächtigen Herrn uns kindlich freuten, rief er erst jene Stelle zurück, die wir nach der Absicht des Autors überhört hatten, und hielt über unsern Stumpfsinn eine gewaltige Strafpredigt. Man sieht hieraus, daß er das Werk blos als Kunstprodukt ansah und von uns das Gleiche verlangte, die wir noch in jenen Zuständen wandelten, wo es wohl erlaubt ist, Kunstwerke wie Naturerzeugnisse auf sich wirken zu lassen.

Ich ließ mich durch Herder's Invektiven keineswegs irre machen; wie denn junge Leute das Glück oder Unglück haben, daß, wenn einmal etwas auf sie gewirkt hat, diese Wirkung in ihnen selbst verarbeitet werden muß, woraus denn manches Gute sowie manches Unheil entsteht. Gedachtes Werk hatte bei mir einen großen Eindruck zurückgelassen, von dem ich mir selbst nicht Rechenschaft geben konnte; eigentlich fühlte ich mich aber in Uebereinstimmung mit jener ironischen Gesinnung, die sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, Tod und Leben erhebt und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt. Freilich konnte dieses nur später bei mir zum Bewußtsein kommen, genug, es machte mir für den Augenblick viel zu schaffen; keineswegs aber hätte ich erwartet, alsobald aus dieser fingirten Welt in eine ähnliche wirkliche versetzt zu werden.

Mein Tischgenosse Weyland, der sein stilles fleißiges Leben dadurch erheiterte, daß er, aus dem Elsaß gebürtig, bei Freunden und Verwandten in der Gegend von Zeit zu Zeit einsprach, leistete mir auf meinen kleinen Exkursionen manchen Dienst,

indem er mich in verschiedenen Ortschaften und Familien theils persönlich, theils durch Empfehlungen einführte. Dieser hatte mir öfters von einem Landgeistlichen gesprochen, der nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg, im Besitz einer guten Pfarre mit einer verständigen Frau und ein paar liebenswürdigen Töchtern lebe. Die Gastfreiheit und Anmuth dieses Hauses ward immer dabei höchlich gerühmt. So viel bedurfte es kaum, um einen jungen Ritter anzureizen, der sich schon angewöhnt hatte, alle abzumüssigenden Tage und Stunden zu Pferde und in freier Luft zuzubringen. Also entschlossen wir uns auch zu dieser Partie, wobei mir mein Freund versprechen mußte, daß er bei der Einführung weder Gutes noch Böses von mir sagen, überhaupt aber mich gleichgiltig behandeln wolle, sogar erlauben, wo nicht schlecht, doch etwas ärmlich und nachlässig gekleidet zu erscheinen. Er willigte darein und versprach sich selbst einigen Spaß davon.

Es ist eine verzeihliche Grille bedeutender Menschen, gelegentlich einmal äußere Vorzüge ins Verborgene zu stellen, um den eignen innern menschlichen Gehalt desto reiner wirken zu lassen; deswegen hat das Inkognito der Fürsten und die daraus entspringenden Abenteuer immer etwas höchst Angenehmes; es erscheinen verkleidete Gottheiten, die alles Gute, was man ihrer Persönlichkeit erweist, doppelt hoch anrechnen dürfen und im Fall sind, das Unerfreuliche entweder leicht zu nehmen oder ihm ausweichen zu können. Daß Jupiter bei Philemon und Baucis, Heinrich der Vierte nach einer Jagdpartie unter seinen Bauern sich in ihrem Inkognito wohlgefallen, ist ganz der Natur gemäß, und man mag es gern; daß aber ein junger Mensch ohne Bedeutung und Namen sich einfallen läßt, aus dem Inkognito einiges Vergnügen zu ziehen, möchte Mancher für einen unverzeihlichen Hochmuth auslegen. Da aber hier die Rede nicht ist von Gesinnungen und Handlungen, inwiefern sie lobens- oder tadelnswürdig, sondern wiefern sie sich offenbaren und ereignen können, so wollen wir für diesmal unserer Unterhaltung zu Liebe dem Jüngling seinen Dünkel verzeihen, um so mehr, als ich hier anführen muß, daß von Jugend auf in mir eine Lust, mich zu verkleiden, selbst durch den ernsten Vater erregt worden.

Auch diesmal hatte ich mich theils durch eigne ältere, theils durch einige geborgte Kleidungsstücke und durch die Art, die Haare zu kämmen, wo nicht entstellt, doch wenigstens so

wunderlich zugestutzt, daß mein Freund unterwegs sich des Lachens nicht erwehren konnte, besonders wenn ich Haltung und Geberde solcher Figuren, wenn sie zu Pferde sitzen und die man lateinische Reiter nennt, vollkommen nachzuahmen wußte. Die schöne Chaussee, das herrlichste Wetter und die Nähe des Rheins gaben uns den besten Humor. In Drusenheim hielten wir einen Augenblick an, er, um sich nett zu machen, und ich, um mir meine Rolle zurückzurufen, aus der ich gelegentlich zu fallen fürchtete. Die Gegend hier hat den Charakter des ganz freien ebenen Elsaßes. Wir ritten einen anmuthigen Fußpfad über Wiesen, gelangten bald nach Sesenheim, ließen unsere Pferde im Wirthshause und gingen gelassen nach dem Pfarrhofe. — „Laß Dich," sagte Weyland, indem er mir das Haus von Weitem zeigte, „nicht irren, daß es einem alten und schlechten Bauernhause ähnlich sieht; inwendig ist es desto jünger." — Wir traten in den Hof; das Ganze gefiel mir wohl; denn es hatte gerade das, was man malerisch nennt und was mich in der niederländischen Kunst so zauberisch angesprochen hatte. Jene Wirkung war gewaltig sichtbar, welche die Zeit über alles Menschenwerk ausübt. Haus und Scheune und Stall befanden sich in dem Zustande des Verfalls gerade auf dem Punkte, wo man unschlüssig, zwischen Erhalten und Neuaufrichten zweifelhaft, das Eine unterläßt, ohne zu dem Andern gelangen zu können.

Alles war still und menschenleer, wie im Dorfe, so im Hofe. Wir fanden den Vater, einen kleinen, in sich gekehrten, aber doch freundlichen Mann, ganz allein; denn die Familie war auf dem Felde. Er hieß uns willkommen, bot uns eine Erfrischung an, die wir ablehnten. Mein Freund eilte, die Frauenzimmer aufzusuchen, und ich blieb mit unserem Wirth allein. — „Sie wundern sich vielleicht," sagte er, „daß Sie mich in einem reichen Dorfe und bei einer einträglichen Stelle so schlecht quartiert finden; das kommt aber," fuhr er fort, „von der Unentschlossenheit. Schon lange ist mir's von der Gemeine, ja von den oberen Stellen zugesagt, daß das Haus neu aufgerichtet werden soll; mehrere Risse sind schon gemacht, geprüft, verändert, keiner ganz verworfen und keiner ausgeführt worden. Es hat so viele Jahre gedauert, daß ich mich vor Ungeduld kaum zu fassen weiß." — Ich erwiderte ihm, was ich für schicklich hielt, um seine Hoffnung zu nähren und ihn aufzumuntern, daß er die Sache stärker betreiben möchte. Er fuhr darauf fort, mit

Vertrauen die Personen zu schildern, von denen solche Sachen abhingen, und obgleich er kein sonderlicher Charakterzeichner war, so konnte ich doch recht gut begreifen, wie das ganze Geschäft stocken mußte. Die Zutraulichkeit des Mannes hatte was Eignes; er sprach zu mir, als wenn er mich zehen Jahre gekannt hätte, ohne daß irgend etwas in seinem Blick gewesen wäre, woraus ich einige Aufmerksamkeit auf mich hätte muthmaßen können. Endlich trat mein Freund mit der Mutter herein. Diese schien mich mit ganz andern Augen anzusehn. Ihr Gesicht war regelmäßig und der Ausdruck desselben verständig; sie mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein. Ihre Gestalt war lang und hager, doch nicht mehr, als solchen Jahren geziemt; sie hatte vom Rücken her noch ein ganz jugendliches, angenehmes Ansehen. Die älteste Tochter kam darauf lebhaft hereingestürmt; sie fragte nach Friedriken, sowie die andern Beiden auch nach ihr gefragt hatten. Der Vater versicherte, sie nicht gesehen zu haben, seitdem alle Drei fortgegangen. Die Tochter fuhr wieder zur Thüre hinaus, um die Schwester zu suchen; die Mutter brachte uns einige Erfrischungen, und Weyland setzte mit den beiden Gatten das Gespräch fort, das sich auf lauter bewußte Personen und Verhältnisse bezog, wie es zu geschehn pflegt, wenn Bekannte nach einiger Zeit zusammenkommen, von den Gliedern eines großen Zirkels Erkundigung einziehn und sich wechselsweise berichten. Ich hörte zu und erfuhr nunmehr, wie viel ich mir von diesem Kreise zu versprechen hatte.

Die älteste Tochter kam wieder hastig in die Stube, unruhig, ihre Schwester nicht gefunden zu haben. Man war besorgt um sie und schalt auf diese oder jene böse Gewohnheit; nur der Vater sagte ganz ruhig: „Laßt sie immer gehn, sie kommt schon wieder!“ In diesem Augenblick trat sie wirklich in die Thüre; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friedriken besonders gut. Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des nied-

lichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen.

Ich fing nun an, meine Rolle mit Mäßigung zu spielen, halb beschämt, so gute Menschen zum Besten zu haben, die zu beobachten es mir nicht an Zeit fehlte; denn die Mädchen setzten jenes Gespräch fort und zwar mit Leidenschaft und Laune. Sämmtliche Nachbarn und Verwandte wurden abermals vorgeführt, und es erschien meiner Einbildungskraft ein solcher Schwarm von Onkeln und Tanten, Vettern, Basen, Kommenden, Gehenden, Gevattern und Gästen, daß ich in der belebtesten Welt zu hausen glaubte. Alle Familienglieder hatten einige Worte mit mir gesprochen, die Mutter betrachtete mich jedesmal, so oft sie kam oder ging, aber Friedrike ließ sich zuerst mit mir in ein Gespräch ein, und indem ich umherliegende Noten aufnahm und durchsah, fragte sie, ob ich auch spiele. Als ich es bejahte, ersuchte sie mich, etwas vorzutragen; aber der Vater ließ mich nicht dazu kommen; denn er behauptete, es sei schicklich, dem Gaste zuerst mit irgend einem Musikstück oder einem Liede zu dienen.

Sie spielte Verschiedenes mit einiger Fertigkeit, in der Art, wie man es auf dem Lande zu hören pflegt, und zwar auf einem Klavier, das der Schulmeister schon längst hätte stimmen sollen, wenn er Zeit gehabt hätte. Nun sollte sie auch ein Lied singen, ein gewisses zärtlich-trauriges; das gelang ihr nun gar nicht. Sie stand auf und sagte lächelnd, oder vielmehr mit dem auf ihrem Gesicht immerfort ruhenden Zuge von heiterer Freude: „Wenn ich schlecht singe, so kann ich die Schuld nicht auf das Klavier und den Schulmeister werfen; lassen Sie uns aber nur hinauskommen, dann sollen Sie meine Elsaßer- und Schweizerliedchen hören, die klingen schon besser."

Beim Abendessen beschäftigte mich eine Vorstellung, die mich schon früher überfallen hatte, dergestalt, daß ich nachdenklich und stumm wurde, obgleich die Lebhaftigkeit der älteren Schwester und die Anmuth der jüngern mich oft genug aus meinen Betrachtungen schüttelten. Meine Verwunderung war über allen Ausdruck, mich so ganz leibhaftig in der Wakefield-

schen Familie zu finden. Der Vater konnte freilich nicht mit jenem trefflichen Manne verglichen werden; allein wo gäbe es auch Seinesgleichen! Dagegen stellte sich alle Würde, welche jenem Ehegatten eigen ist, hier in der Gattin dar. Man konnte sie nicht ansehen, ohne sie zugleich zu ehren und zu scheuen. Man bemerkte bei ihr die Folgen einer guten Erziehung; ihr Betragen war ruhig, frei, heiter und einladend.

Hatte die ältere Tochter nicht die gerühmte Schönheit Oliviens, so war sie doch wohlgebaut, lebhaft und eher heftig; sie zeigte sich überall thätig und ging der Mutter in Allem an Handen. Friedriken an die Stelle von Primrosens Sophie zu setzen, war nicht schwer; denn von Jener ist wenig gesagt, man giebt nur zu, daß sie liebenswürdig sei; Diese war es wirklich. Wie nun dasselbe Geschäft, derselbe Zustand überall, wo er vorkommen mag, ähnliche, wo nicht gleiche Wirkungen hervorbringt, so kam auch hier Manches zur Sprache, es geschah gar Manches, was in der Wakefield'schen Familie sich auch schon ereignet hatte. Als nun aber gar zuletzt ein längst angekündigter und von dem Vater mit Ungeduld erwarteter jüngerer Sohn ins Zimmer sprang und sich dreist zu uns setzte, indem er von den Gästen wenig Notiz nahm, so enthielt ich mich kaum auszurufen: „Moses, bist Du auch da!"

Die Unterhaltung bei Tische erweiterte die Ansicht jenes Land- und Familienkreises, indem von mancherlei lustigen Begebenheiten, die bald da, bald dort vorgefallen, die Rede war. Friedrike, die neben mir saß, nahm daher Gelegenheit, mir verschiedene Ortschaften zu beschreiben, die es wohl zu besuchen der Mühe werth sei. Da immer ein Geschichtchen das andere hervorruft, so konnte ich nun auch mich desto besser in das Gespräch mischen und ähnliche Begebenheiten erzählen, und weil hiebei ein guter Landwein keineswegs geschont wurde, so stand ich in Gefahr, aus meiner Rolle zu fallen, weshalb der vorsichtigere Freund den schönen Mondschein zum Vorwand nahm und auf einen Spaziergang antrug, welcher denn auch sogleich beliebt wurde. Er bot der Aeltesten den Arm, ich der Jüngsten, und so zogen wir durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstande habend als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friedrikens Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte; nur bezogen sich ihre

Aeußerungen mehr als bisher auf mich, indem sie sowol ihren Zustand als die Gegend und ihre Bekannten mir von der Seite vorstellte, wiefern ich sie würde kennen lernen; denn sie hoffe, setzte sie hinzu, daß ich keine Ausnahme machen und sie wieder besuchen würde, wie jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt sei.

Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von der kleinen Welt machte, in der sie sich bewegte, und von denen Menschen, die sie besonders schätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und zugleich so liebenswürdigen Begriff von ihrem Zustande bei, der sehr wunderlich auf mich wirkte; denn ich empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein recht peinliches, neidisches Gefühl gegen Alle, welche das Glück gehabt hatten, sie bisher zu umgeben. Ich paßte sogleich, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte, genau auf alle ihre Schilderungen von Männern, sie mochten unter den Namen von Nachbarn, Vettern oder Gevattern auftreten, und lenkte bald da-, bald dorthin meine Vermuthung; allein, wie hätte ich etwas entdecken sollen in der völligen Unbekanntschaft aller Verhältnisse! Sie wurde zuletzt immer redseliger und ich immer stiller. Es hörte sich ihr gar so gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Gesichtsbildung aber sowie die übrige Welt in Dämmerung schwebte, so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich höchst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Geschwätzigkeit vor mir eröffnete.

Als mein Gefährte mit mir in das für uns zubereitete Gastzimmer gelangte, brach er sogleich mit Selbstgefälligkeit in behaglichen Scherz aus und that sich viel darauf zu Gute, mich mit der Aehnlichkeit der Primrosischen Familie so sehr überrascht zu haben. Ich stimmte mit ein, indem ich mich dankbar erwies. — „Fürwahr!“ rief er aus, „das Märchen ist ganz beisammen. Diese Familie vergleicht sich jener sehr gut, und der verkappte Herr da mag sich die Ehre anthun, für Herrn Burchell gelten zu wollen; ferner, weil wir im gemeinen Leben die Bösewichter nicht so nöthig haben als in Romanen, so will ich für diesmal die Rolle des Neffen übernehmen und mich besser aufführen als er.“ Ich verließ jedoch sogleich dieses Gespräch, so angenehm es mir auch sein mochte, und fragte ihn vor allen Dingen auf sein Gewissen, ob er mich wirklich nicht verrathen habe. Er betheuerte nein, und ich durfte ihm glauben. Sie

hätten sich vielmehr, sagte er, nach dem lustigen Tischgesellen erkundigt, der in Straßburg mit ihm in einer Pension speise und von dem man ihnen allerlei verkehrtes Zeug erzählt habe. Ich schritt nun zu andern Fragen: ob sie geliebt habe; ob sie liebe; ob sie versprochen sei. Er verneinte das Alles. — ‚Fürwahr,‘ versetzte ich, ‚eine solche Heiterkeit von Natur aus ist mir unbegreiflich. Hätte sie geliebt und verloren und sich wieder gefaßt, oder wäre sie Braut, in beiden Fällen wollte ich es gelten lassen.‘

So schwatzten wir zusammen tief in die Nacht, und ich war schon wieder munter, als es tagte. Das Verlangen, sie wiederzusehen, schien unüberwindlich; allein indem ich mich anzog, erschrak ich über die verwünschte Garderobe, die ich mir so freventlich ausgesucht hatte. Je weiter ich kam, meine Kleidungsstücke anzulegen, desto niederträchtiger erschien ich mir; denn Alles war ja auf diesen Effekt berechnet. Mit meinen Haaren wäre ich allenfalls noch fertig geworden; aber wie ich mich zuletzt in den geborgten, abgetragenen grauen Rock einzwängte und die kurzen Aermel mir das abgeschmackteste Ansehen gaben, fiel ich desto entschiedener in Verzweiflung, als ich mich in einem kleinen Spiegel nur theilweise betrachten konnte, da denn immer ein Theil lächerlicher aussah als der andre.

Ueber dieser Toilette war mein Freund aufgewacht und blickte, mit der Zufriedenheit eines guten Gewissens und im Gefühl einer freudigen Hoffnung für den Tag, aus der gestopften seidenen Decke. Ich hatte schon seine hübschen Kleider, wie sie über den Stuhl hingen, längst beneidet, und wäre er von meiner Taille gewesen, ich hätte sie ihm vor den Augen weggetragen, mich draußen umgezogen und ihm meine verwünschte Hülle, in den Garten eilend, zurückgelassen; er hätte guten Humor genug gehabt, sich in meine Kleider zu stecken, und das Märchen wäre bei frühem Morgen zu einem lustigen Ende gelangt. Daran war aber nun gar nicht zu denken, so wenig als wie an irgend eine schickliche Vermittelung. In der Figur, in der mich mein Freund für einen zwar fleißigen und geschickten, aber armen Studiosen der Theologie ausgeben konnte, wieder vor Friedriken hinzutreten, die gestern Abend an mein verkleidetes Selbst so freundlich gesprochen hatte, das war mir ganz unmöglich. Aergerlich und sinnend stand ich da und bot all mein Erfindungsvermögen auf; allein es verließ mich. Als nun aber gar der behaglich Ausgestreckte, nachdem er mich

eine Weile fixirt hatte, auf einmal in ein lautes Lachen ausbrach und ausrief: „Nein, es ist wahr, Du siehst ganz verwünscht aus!“ versetzte ich heftig: ‚Und ich weiß, was ich thue, leb wohl und entschuldige mich!‘ — „Bist Du toll!“ rief er, indem er aus dem Bette sprang und mich aufhalten wollte. Ich war aber schon zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, aus Haus und Hof, nach der Schenke; im Nu war mein Pferd gesattelt, und ich eilte in rasendem Unmuth galoppirend nach Drusenheim, den Ort hindurch und immer weiter.

Da ich mich nun in Sicherheit glaubte, ritt ich langsamer und fühlte nun erst, wie unendlich ungern ich mich entfernte. Ich ergab mich aber in mein Schicksal, vergegenwärtigte mir den Spaziergang von gestern Abend mit der größten Ruhe und nährte die stille Hoffnung, sie bald wiederzusehn. Doch verwandelte sich dieses stille Gefühl bald wieder in Ungeduld, und nun beschloß ich, schnell in die Stadt zu reiten, mich umzuziehen, ein gutes frisches Pferd zu nehmen, da ich denn wol allenfalls, wie mir die Leidenschaft vorspiegelte, noch vor Tische oder, wie es wahrscheinlicher war, zum Nachtische oder gegen Abend gewiß wieder eintreffen und meine Vergebung erbitten konnte.

Eben wollte ich meinem Pferde die Sporen geben, um diesen Vorsatz auszuführen, als mir ein anderer und, wie mich däuchte, sehr glücklicher Gedanke durch den Geist fuhr. Schon gestern hatte ich im Gasthofe zu Drusenheim einen sehr sauber gekleideten Wirthssohn bemerkt, der auch heute früh, mit ländlichen Anordnungen beschäftigt, mich aus seinem Hofe begrüßte. Er war von meiner Gestalt und hatte mich flüchtig an mich selbst erinnert. Gedacht, gethan! Mein Pferd war kaum umgewendet, so befand ich mich in Drusenheim; ich brachte es in den Stall und machte dem Burschen kurz und gut den Vortrag: er solle mir seine Kleider borgen, weil ich in Sesenheim etwas Lustiges vorhabe. Da brauchte ich nicht auszureden; er nahm den Vorschlag mit Freuden an und lobte mich, daß ich den Mamsells einen Spaß machen wolle; sie wären so brav und gut, besonders Mamsell Riekchen, und auch die Eltern sähen gerne, daß es immer lustig und vergnügt zuginge. Er betrachtete mich aufmerksam, und da er mich nach meinem Aufzug für einen armen Schlucker halten mochte, so sagte er: „Wenn Sie sich insinuiren wollen, so ist das der rechte Weg.“ Wir waren indessen schon weit in unserer Umkleidung gekommen, und eigentlich sollte er mir seine Festtagskleider gegen die

meinigen nicht anvertrauen; doch er war treuherzig und hatte ja mein Pferd im Stalle. Ich stand bald und recht schmuck da, warf mich in die Brust, und mein Freund schien sein Ebenbild mit Behaglichkeit zu betrachten. — „Topp, Herr Bruder!“ sagte er, indem er mir die Hand hinreichte, in die ich wacker einschlug, „komme Er meinem Mädel nicht zu nah, sie möchte sich vergreifen!“

Meine Haare, die nunmehr wieder ihren völligen Wuchs hatten, konnte ich ungefähr wie die seinigen scheiteln, und da ich ihn wiederholt betrachtete, so fand ich's lustig, seine dichteren Augenbrauen mit einem gebrannten Korkstöpsel mäßig nachzuahmen und sie in der Mitte näher zusammenzuziehen, um mich bei meinem räthselhaften Vornehmen auch äußerlich zum Räzel zu bilden. ‚Habt Ihr nun,‘ sagte ich, als er mir den bebänderten Hut reichte, ‚nicht irgend etwas in der Pfarre auszurichten, daß ich mich auf eine natürliche Weise dort anmelden könnte?‘ — „Gut!“ versetzte er, „aber da müssen Sie noch zwei Stunden warten. Bei uns ist eine Wöchnerin; ich will mich erbieten, den Kuchen der Frau Pfarrin zu bringen, den mögen Sie dann hinübertragen. Hoffart muß Noth leiden und der Spaß denn auch.“ — Ich entschloß mich zu warten; aber diese zwei Stunden wurden mir unendlich lang, und ich verging vor Ungeduld, als die dritte verfloß, ehe der Kuchen aus dem Ofen kam. Ich empfing ihn endlich ganz warm und eilte bei dem schönsten Sonnenschein mit meinem Kreditiv davon, noch eine Strecke von meinem Ebenbild begleitet, welches gegen Abend nachzukommen und mir meine Kleider zu bringen versprach, die ich aber lebhaft ablehnte und mir vorbehielt, ihm die seinigen wieder zuzustellen.

Ich war nicht weit mit meiner Gabe gesprungen, die ich in einer sauberen zusammengeknüpften Serviette trug, als ich in der Ferne meinen Freund mit den beiden Frauenzimmern mir entgegenkommen sah. Mein Herz war beklommen, wie sich's eigentlich unter dieser Jacke nicht ziemte. Ich blieb stehen, holte Athem und suchte zu überlegen, was ich beginnen solle, und nun bemerkte ich erst, daß das Terrain mir sehr zu Statten kam; denn sie gingen auf der andern Seite des Baches, der, sowie die Wiesenstreifen, durch die er hinlief, zwei Fußpfade ziemlich aus einander hielt. Als sie gegen mir über waren, rief Friedrike, die mich schon lange gewahrt hatte: „George, was bringst Du?“ Ich war klug genug, das Gesicht mit dem Hute,

den ich abnahm, zu bedecken, indem ich die beladene Serviette hoch in die Höhe hielt. — „Ein Kindtauffuchen!“ rief sie dagegen; „wie geht's der Schwester?“ — ‚Guet,‘ sagte ich, indem ich wo nicht Elsaßisch, doch fremd zu reden suchte. — „Trag ihn nach Hause!“ sagte die Aelteste, „und wenn Du die Mutter nicht findest, gieb ihn der Magd; aber wart auf uns, wir kommen bald wieder, hörst Du!“ — Ich eilte meinen Pfad hin, im Frohgefühl der besten Hoffnung, daß Alles gut ablaufen müsse, da der Anfang glücklich war, und hatte bald die Pfarrwohnung erreicht. Ich fand Niemand, weder im Haus noch in der Küche; den Herrn, den ich beschäftigt in der Studirstube vermuthen konnte, wollte ich nicht aufregen, ich setzte mich deshalb auf die Bank vor der Thüre, den Kuchen neben mich und drückte den Hut ins Gesicht.

Ich erinnere mich nicht leicht einer angenehmern Empfindung. Hier an dieser Schwelle wieder zu sitzen, über die ich vor Kurzem in Verzweiflung hinausgestolpert war; sie schon wieder gesehn, ihre liebe Stimme schon wieder gehört zu haben, kurz nachdem mein Unmuth mir eine lange Trennung vorgespiegelt hatte; jeden Augenblick sie selbst und eine Entdeckung zu erwarten, vor der mir das Herz klopfte, und doch, in diesem zweideutigen Falle, eine Entdeckung ohne Beschämung; dann gleich zum Eintritt einen so lustigen Streich als keiner derjenigen, die gestern belacht worden waren! Liebe und Noth sind doch die besten Meister; hier wirkten sie zusammen, und der Lehrling war ihrer nicht unwerth geblieben.

Die Magd kam aber aus der Scheune getreten. — „Nun, sind die Kuchen gerathen?“ rief sie mich an, „wie geht's der Schwester?“ — ‚Alles guet,‘ sagte ich und deutete auf den Kuchen, ohne aufzusehen. Sie faßte die Serviette und murrte: „Nun, was hast Du heute wieder? Hat Bärbchen wieder einmal einen Andern angesehn? Laß es uns nicht entgelten! Das wird eine saubere Ehe werden, wenn's so fortgeht.“ Da sie ziemlich laut sprach, kam der Pfarrer ans Fenster und fragte, was es gebe. Sie bedeutete ihn; ich stand auf und kehrte mich nach ihm zu, doch hielt ich den Hut wieder übers Gesicht. Als er etwas Freundliches gesprochen und mich zu bleiben geheißen hatte, ging ich nach dem Garten und wollte eben hineintreten, als die Pfarrin, die zum Hofthore hereinkam, mich anrief. Da mir die Sonne gerade ins Gesicht schien, so bediente ich mich abermals des Vortheils, den mir der Hut gewährte, grüßte sie mit

einem Scharrfuß, sie aber ging in das Haus, nachdem sie mir zugesprochen hatte, ich möchte nicht weggehen, ohne etwas genossen zu haben. Ich ging nunmehr in dem Garten auf und ab; Alles hatte bisher den besten Erfolg gehabt, doch holte ich tief Athem, wenn ich dachte, daß die jungen Leute nun bald herankommen würden. Aber unvermuthet trat die Mutter zu mir und wollte eben eine Frage an mich thun, als sie mir ins Gesicht sah, das ich nicht mehr verbergen konnte, und ihr das Wort im Munde stockte. — „Ich suche Georgen," sagte sie nach einer Pause, „und wen finde ich! Sind Sie es, junger Herr? Wie viel Gestalten haben Sie denn?" — ‚Im Ernst nur eine,' versetzte ich, ‚zum Scherz so viel Sie wollen.' — „Den will ich nicht verderben," lächelte sie; „gehen Sie hinten zum Garten hinaus und auf der Wiese hin, bis es Mittag schlägt, dann kehren Sie zurück, und ich will den Spaß schon eingeleitet haben." Ich that's; allein da ich aus den Hecken der Dorfgärten heraus war und die Wiesen hingehen wollte, kamen gerade einige Landleute den Fußpfad her, die mich in Verlegenheit setzten. Ich lenkte deshalb nach einem Wäldchen, das ganz nah eine Erderhöhung bekrönte, um mich darin bis zur bestimmten Zeit zu verbergen. Doch wie wunderlich ward mir zu Muthe, als ich hineintrat; denn es zeigte sich mir ein reinlicher Platz mit Bänken, von deren jeder man eine hübsche Aussicht in die Gegend gewann. Hier war das Dorf und der Kirchthurm, hier Druſenheim und dahinter die waldigen Rheininseln, gegenüber die Vogesischen Gebirge und zuletzt der Straßburger Münster. Diese verschiedenen himmelhellen Gemälde waren durch buschige Rahmen eingefaßt, so daß man nichts Erfreulicheres und Angenehmeres sehen konnte. Ich setzte mich auf eine der Bänke und bemerkte an dem stärksten Baum ein kleines längliches Brett mit der Inschrift: Friedrikens Ruhe. Es fiel mir nicht ein, daß ich gekommen sein könnte, diese Ruhe zu stören; denn eine aufkeimende Leidenschaft hat das Schöne, daß, wie sie sich ihres Ursprungs unbewußt ist, sie auch keinen Gedanken eines Endes haben und, wie sie sich froh und heiter fühlt, nicht ahnen kann, daß sie wol auch Unheil stiften dürfte.

Kaum hatte ich Zeit gehabt, mich umzusehn, und verlor mich eben in süße Träumereien, als ich Jemand kommen hörte; es war Friedrike selbst. — „George, was machst Du hier?" rief sie von Weitem. — ‚Nicht George!' rief ich, indem ich ihr entgegenlief; ‚aber Einer, der tausendmal um Verzeihung

bittet.' Sie betrachtete mich mit Erstaunen, nahm sich aber gleich zusammen und sagte nach einem tieferen Athemholen: „Garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!" — ‚Die erste Maske hat mich in die zweite getrieben,' rief ich aus; ‚jene wäre unverzeihlich gewesen, wenn ich nur einigermaßen gewußt hätte, zu wem ich ging; diese vergeben Sie gewiß; denn es ist die Gestalt von Menschen, denen Sie so freundlich begegnen.' — Ihre bläßlichen Wangen hatten sich mit dem schönsten Rosenrothe gefärbt. — „Schlimmer sollen Sie's wenigstens nicht haben als George! Aber lassen Sie uns sitzen! Ich gestehe es, der Schreck ist mir in die Glieder gefahren." — Ich setzte mich zu ihr, äußerst bewegt. — „Wir wissen Alles bis heute früh durch Ihren Freund," sagte sie; „nun erzählen Sie mir das Weitere." Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, sondern beschrieb ihr meinen Abscheu vor der gestrigen Figur, mein Fortstürmen aus dem Hause so komisch, daß sie herzlich und anmuthig lachte; dann ließ ich das Uebrige folgen, mit aller Bescheidenheit zwar, doch leidenschaftlich genug, daß es gar wohl für eine Liebeserklärung in historischer Form hätte gelten können. Das Vergnügen, sie wiederzufinden, feierte ich zuletzt mit einem Kusse auf ihre Hand, die sie in den meinigen ließ. Hatte sie bei dem gestrigen Mondscheingang die Unkosten des Gesprächs übernommen, so erstattete ich die Schuld nun reichlich von meiner Seite. Das Vergnügen, sie wiederzusehn und ihr Alles sagen zu können, was ich gestern zurückhielt, war so groß, daß ich in meiner Redseligkeit nicht bemerkte, wie sie selbst nachdenkend und schweigend war. Sie holte einigemal tief Athem, und ich bat sie aber- und abermal um Verzeihung wegen des Schrecks, den ich ihr verursacht hatte. Wie lange wir mögen gesessen haben, weiß ich nicht; aber auf einmal hörten wir „Riekchen! Riekchen!" rufen. Es war die Stimme der Schwester. — „Das wird eine schöne Geschichte geben," sagte das liebe Mädchen, zu ihrer völligen Heiterkeit wiederhergestellt. „Sie kommt an meiner Seite her," fügte sie hinzu, indem sie sich vorbog, mich halb zu verbergen: „wenden Sie sich weg, damit man Sie nicht gleich erkennt." Die Schwester trat in den Platz, aber nicht allein, Weyland ging mit ihr, und Beide, da sie uns erblickten, blieben wie versteinert.

Wenn wir auf einmal aus einem ruhigen Dache eine Flamme gewaltsam ausbrechen sähen oder einem Ungeheuer begegneten, dessen Mißgestalt zugleich empörend und fürchterlich wäre, so

würden wir von keinem so grimmigen Entsetzen befallen werden, als dasjenige ist, das uns ergreift, wenn wir etwas unerwartet mit Augen sehen, das wir moralisch unmöglich glaubten. — ‚Was heißt das?' rief Jene mit der Hastigkeit eines Erschrockenen, ‚was ist das? Du mit Georgen! Hand in Hand! Wie begreif' ich das?' — „Liebe Schwester," versetzte Friedrike ganz bedenklich, „der arme Mensch, er bittet mir was ab, er hat Dir auch was abzubitten, Du mußt ihm aber zum Voraus verzeihen." — ‚Ich verstehe nicht, ich begreife nicht,' sagte die Schwester, indem sie den Kopf schüttelte und Weylanden ansah, der nach seiner stillen Art ganz ruhig dastand und die Scene ohne irgend eine Aeußerung betrachtete. Friedrike stand auf und zog mich nach sich. „Nicht gezaudert!" rief sie, „Pardon gebeten und gegeben!" — ‚Nun ja!' sagte ich, indem ich der Aeltesten ziemlich nahe trat, ‚Pardon habe ich von Röthen!' Sie fuhr zurück, that einen lauten Schrei und wurde roth über und über; dann warf sie sich aufs Gras, lachte überlaut und wollte sich gar nicht zufrieden geben. Weyland lächelte behaglich und rief: „Du bist ein excellenter Junge!" Dann schüttelte er meine Hand in der seinigen. Gewöhnlich war er mit Liebkosungen nicht freigebig, aber sein Händedruck hatte etwas Herzliches und Belebendes; doch war er auch mit diesem sparsam.

Nach einiger Erholung und Sammlung traten wir unsern Rückweg nach dem Dorfe an. Unterwegs erfuhr ich, wie dieses wunderbare Zusammentreffen veranlaßt worden. Friedrike hatte sich von dem Spaziergange zuletzt abgesondert, um auf ihrem Plätzchen noch einen Augenblick vor Tische zu ruhen, und als jene Beiden nach Hause gekommen, hatte die Mutter sie abgeschickt, Friedriken eiligst zu holen, weil das Mittagsessen bereit sei.

Die Schwester zeigte den ausgelassensten Humor, und als sie erfuhr, daß die Mutter das Geheimniß schon entdeckt habe, rief sie aus: „Nun ist noch übrig, daß Vater, Bruder, Knecht und Magd gleichfalls angeführt werden." Als wir uns an dem Gartenzaun befanden, mußte Friedrike mit dem Freund voraus nach dem Hause gehen. Die Magd war im Hausgarten beschäftigt, und Olivie (so mag auch hier die ältere Schwester heißen) rief ihr zu: ‚Warte, ich habe Dir was zu sagen!' Mich ließ sie an der Hecke stehn und ging zu dem Mädchen. Ich sah, daß sie sehr ernsthaft sprachen. Olivie bildete ihr ein, George habe sich mit Bärben überworfen und schiene Lust zu haben, sie zu heirathen.

Das gefiel der Dirne nicht übel; nun ward ich gerufen und sollte das Gesagte bekräftigen. Das hübsche, derbe Kind senkte die Augen nieder und blieb so, bis ich ganz nahe vor ihr stand. Als sie aber auf einmal das fremde Gesicht erblickte, that auch sie einen lauten Schrei und lief davon. Olivie hieß mich ihr nachlaufen und sie festhalten, daß sie nicht ins Haus gerieth und Lärm machte; sie aber wolle selbst hingehen und sehen, wie es mit dem Vater stehe. Unterwegs traf Olivie auf den Knecht, welcher der Magd gut war; ich hatte indessen das Mädchen ereilt und hielt sie fest. — ‚Denk einmal, welch ein Glück!‘ rief Olivie. ‚Mit Bärben ist's aus, und George heirathet Liesen.‘ — „Das habe ich lange gedacht," sagte der gute Kerl und blieb verdrießlich stehen.

Ich hatte dem Mädchen begreiflich gemacht, daß es nur darauf ankomme, den Papa anzuführen. Wir gingen auf den Burschen los, der sich umkehrte und sich zu entfernen suchte; aber Liese holte ihn herbei, und auch er machte, indem er enttäuscht ward, die wunderlichsten Geberden. Wir gingen zusammen nach dem Hause. Der Tisch war gedeckt und der Vater schon im Zimmer. Olivie, die mich hinter sich hielt, trat an die Schwelle und sagte: ‚Vater, es ist Dir doch recht, daß George heute mit uns ißt? Du mußt ihm aber erlauben, daß er den Hut aufbehält.‘ — „Meinetwegen!" sagte der Alte, „aber warum so was Ungewöhnliches? Hat er sich beschädigt?" Sie zog mich vor, wie ich stand und den Hut aufhatte. ‚Nein!‘ sagte sie, indem sie mich in die Stube führte, ‚aber er hat eine Vogelhecke darunter, die möchten hervorfliegen und einen verteufelten Spuk machen; denn es sind lauter lose Vögel.‘ Der Vater ließ sich den Scherz gefallen, ohne daß er recht wußte, was es heißen sollte. In dem Augenblick nahm sie mir den Hut ab, machte einen Scharrfuß und verlangte von mir das Gleiche. Der Alte sah mich an, erkannte mich, kam aber nicht aus seiner priesterlichen Fassung. „Ei, ei! Herr Kandidat!" rief er aus, indem er einen drohenden Finger aufhob, „Sie haben geschwind umgesattelt, und ich verliere über Nacht einen Gehilfen, der mir erst gestern so treulich zusagte, manchmal die Wochenkanzel für mich zu besteigen." Darauf lachte er von Herzen, hieß mich willkommen, und wir setzten uns zu Tische. Moses kam um Vieles später; denn er hatte sich als der verzogene Jüngste angewöhnt, die Mittagsglocke zu verhören. Außerdem gab er wenig Acht auf die Gesellschaft, auch kaum,

wenn er widersprach. Man hatte mich, um ihn sicherer zu machen, nicht zwischen die Schwestern, sondern an das Ende des Tisches gesetzt, wo George manchmal zu sitzen pflegte. Als er mir im Rücken zur Thür hereingekommen war, schlug er mir derb auf die Achsel und sagte: „George, gesegnete Mahlzeit!“ — ‚Schönen Dank, Junker!‘ erwiderte ich. — Die fremde Stimme, das fremde Gesicht erschreckten ihn. — ‚Was sagst Du?‘ rief Olivie, ‚sieht er seinem Bruder nicht recht ähnlich?‘ — „Ja wohl, von hinten,“ versetzte Moses, der sich gleich wieder zu fassen wußte, „wie allen Leuten.“ Er sah mich gar nicht wieder an und beschäftigte sich blos, die Gerichte, die er nachzuholen hatte, eifrig hinunterzuschlingen. Dann beliebte es ihm auch, gelegentlich aufzustehen und sich in Hof und Garten etwas zu schaffen zu machen. Zum Nachtische trat der wahrhafte George herein und belebte die ganze Scene noch mehr. Man wollte ihn wegen seiner Eifersucht aufziehen und nicht billigen, daß er sich an mir einen Rival geschaffen hätte; allein er war bescheiden und gewandt genug und mischte auf eine halb dusselige Weise sich, seine Braut, sein Ebenbild und die Mamsells dergestalt durch einander, daß man zuletzt nicht mehr wußte, von wem die Rede war, und daß man ihn das Glas Wein und ein Stück von seinem eignen Kuchen in Ruhe gar zu gern verzehren ließ.

Nach Tische war die Rede, daß man spazieren gehen wolle, welches doch in meinen Bauerkleidern nicht wohl anging. Die Frauenzimmer aber hatten schon heute früh, als sie erfuhren, wer so übereilt fortgelaufen war, sich erinnert, daß eine schöne Pekesche eines Vettern im Schrank hänge, mit der er bei seinem Hiersein auf die Jagd zu gehen pflege. Allein ich lehnte es ab, äußerlich zwar mit allerlei Späßen, aber innerlich mit dem eitlen Gefühl, daß ich den guten Eindruck, den ich als Bauer gemacht, nicht wieder durch den Vetter zerstören wolle. Der Vater hatte sich entfernt, sein Mittagsschläfchen zu halten, die Mutter war in der Haushaltung beschäftigt wie immer. Der Freund aber that den Vorschlag, ich solle etwas erzählen, worein ich sogleich willigte. Wir begaben uns in eine geräumige Laube, und ich trug ein Märchen vor, das ich hernach unter dem Titel „Die neue Melusine“ aufgeschrieben habe. Es verhält sich zum „Neuen Paris“ wie ungefähr der Jüngling zum Knaben, und ich würde es hier einrücken, wenn ich nicht der ländlichen Wirklichkeit und Einfalt, die uns hier gefällig

umgiebt, durch wunderliche Spiele der Phantasie zu schaden fürchtete. Genug, mir gelang, was den Erfinder und Erzähler solcher Produktionen belohnt, die Neugierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zu voreiliger Auflösung undurchdringlicher Räthsel zu reizen, die Erwartungen zu täuschen, durch das Seltsamere, das an die Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, besorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines scheinbaren Ernstes in geistreichen und heitern Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verstande zu fernerm Nachdenken zu hinterlassen.

Sollte Jemand künftig dieses Märchen gedruckt lesen und zweifeln, ob es eine solche Wirkung habe hervorbringen können, so bedenke derselbe, daß der Mensch eigentlich nur berufen ist, in der Gegenwart zu wirken. Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt Alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am Stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder moralisch noch physisch aussterben lassen. Mir war von meinem Vater eine gewisse lehrhafte Redseligkeit angeerbt, von meiner Mutter die Gabe, Alles, was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig darzustellen, bekannte Märchen aufzufrischen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden Durch jene väterliche Mitgift wurde ich der Gesellschaft mehrentheils unbequem; denn wer mag gern die Meinungen und Gesinnungen des Andern hören, besonders eines Jünglings, dessen Urtheil bei lückenhafter Erfahrung immer unzulänglich erscheint! Meine Mutter hingegen hatte mich zur gesellschaftlichen Unterhaltung eigentlich recht ausgestattet. Das leerste Märchen hat für die Einbildungskraft schon einen hohen Reiz, und der geringste Gehalt wird vom Verstande dankbar aufgenommen.

Durch solche Darstellungen, die mich gar nichts kosteten, machte ich mich bei Kindern beliebt, erregte und ergetzte die Jugend und zog die Aufmerksamkeit älterer Personen auf mich. Nur mußte ich in der Sozietät, wie sie gewöhnlich ist, solche Uebungen gar bald einstellen, und ich habe nur zu sehr an Lebensgenuß und freier Geistesförderung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beiden elterlichen Gaben durchs ganze

Leben, mit einer dritten verbunden, mit dem Bedürfniß, mich figürlich und gleichnißweise auszudrücken. In Rücksicht dieser Eigenschaften, welche der so einsichtige als geistreiche Doktor Gall nach seiner Lehre an mir anerkannte, betheuerte derselbe, ich sei eigentlich zum Volksredner geboren. Ueber diese Eröffnung erschrak ich nicht wenig; denn hätte sie wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles Uebrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf gewesen.

Zur Reviſion des Textes.

Verglichen sind folgende Drucke:

A. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Zweyter Theil.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung. 1812. 8. 573 S.

5. Goethe's Werke. Achtzehnter Band. Stuttgart und Tübingen, daf. 1818. Groß 8. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Zweyter Theil. 374 S. Motto wie bei A.

5a. Desgleichen. XVIII. Band. Original-Ausgabe. Wien und Stuttgart. 1819. (Mit einem Kupfer.) 8. 420 S. Zweiter Titel wie bei 5.

6. Desgleichen. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Fünfundzwanzigster Band. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1829. 16. 366 S. Zweiter Titel wie bei 5.

6a. Dieselbe Ausgabe 1830. 8. 371 S.

8. Goethe's poetische und prosaische Werke in zwei Bänden. Zweiter Band. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1837. Zweite Abtheilung. Lexikon-Format. S. 68 bis 141. (Verzeichniß des Inhalts: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Zweiter Theil, gedr. 1812.)

8a. Dieselbe Ausgabe 1846. Zweiter Band. Zweite Abtheilung. S. 676 bis 745.

9. Goethe's sämmtliche Werke in vierzig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Einundzwanzigster Band. Unter des ꝛc. (wie zu 6). Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1840. Schillerformat. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung von Goethe. Zweiter Theil. 288 S. Das Motto wie in A.

11a. Dieselben in dreißig Bänden. Vollständige, neugeordnete Ausgabe. Siebenzehnter Band. Daf. 1851. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Zweiter Theil. Groß 8. S. 195 bis 404. Das Motto wie in A.

14a. Dieselben in vierzig Bänden. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1869. Zweiundzwanzigster Band. S. 142 bis 169, und Dreiundzwanzigster Band. S. 1 bis 127. Schillerformat.

15. Dieselben. Vollständige Ausgabe in funfzehn Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Neunter Band. Daf. 1872. 8. S. 170 bis 355.

K. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben von Heinrich Kurz. Goethe's Werke. Neunter Band. Hildburghausen. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1868. Zweiter Titel: Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung. Zweiter Theil. 8. S. 187 bis 384. Das Motto wie in A.

Die Titel der in der Textrevision und in den Anmerkungen dieses Theils wiederholt angeführten Schriften sind in nachstehender Weise abgekürzt:

Adelung: Dessen Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart. 4 Thle. 1774 bis 1801.

Alsatia: Jahrbuch für elsässische Geschichte, herausgegeben von Aug. Stöber, 1850 bis 1857, und Neue Reihenfolge, 1858 bis 1873. Mülhausen.

Archiv: Das für Frankfurt's Geschichte und Kunst. I (Heft 1—4) und II. (Heft 5—8). 1838—1858.

Archiv, N. F.: Dasselbe, Neue Folge. I. 1860; II. 1862; III. 1865; IV. 1869; V. 1872.

Belli-G., Leben, oder nur Belli: Leben in Frankfurt a. M. Auszüge der Frag- und Anzeigungs-Nachrichten, 1722 bis 1821. Gesammelt u. s. w. von Maria Belli geb. Gontard. 10 Bde. 1850.

Belli-G., Erinnerungen: Deren Lebens-Erinnerungen. Frankfurt a. M. 1872.

Belli-G., Vor mehr als hundert Jahren: Merkwürdige und interessante Abdrücke aus den in ganz Deutschland zuerst erschienenen Zeitungen. Frankfurt a. M. 1870.

Bernays: Dessen Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes. Berlin. 1866.

v. Biedermann's Leipzig: Dessen Goethe und Leipzig. Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tages von Goethe's Aufnahme auf Leipzig's Hochschule. Zwei Theile. Leipzig. 1865.

Brandstäter, Gallicismen: Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache u. s. w. von Dr. S. A. Brandstäter. Leipzig. 1874.

Dresdner Katalog: Verzeichniß der Dresdner Gemälde-Gallerie, mit einer historischen Einleitung von Julius Hübner. Dresden (1856).

Düntzer's Frauenbilder: Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit. Studien zum Leben des Dichters. Von H. Düntzer. Stuttgart 1852.

Eckermann's Gespräche: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens von Johann Peter Eckermann. Drei Theile. 1837 und 1848.

Glover: Goethe als Mensch und Schriftsteller von Friedrich Glover (Pseudonym von Vogler). Halberstadt. 1824.

Goedeke, Grundr.: Dessen Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. I. u. II. 1859. III.

Grimm's Wörterb., oder nur Grimm: Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig. Seit 1854.

Heyden, Gallerie: Dessen Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter. 1861.

Jahn's Leipziger Freunde: Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausgegeben von Otto Jahn. Leipzig. 1849.

Jöcher: Dessen Allgemeines Gelehrten-Lexikon. Leipzig. 1750—1751.

Jördens: Dessen Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 6 Bde. Leipzig. 1806 bis 1811.

Kalender: Des Heil. Röm. Reichs Freier Wahl- und Handelsstadt Frankfurt a. M. verbesserter Raths- und Stadt-Kalender auf die Jahre 1757—1765.
Kayser's Bücher-Lexicon: Vollständiges Bücher-Lexicon, enth. alle von 1750 bis 1832 in Deutschland gedruckten Bücher ꝛc. von Christian Gottlob Kayser. 6 Bände. Leipzig. 1833—1836.
Lappenberg's Reliquien: Reliquien der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg nebst Erläuterungen von J. M. Lappenberg. Hamburg. 1849.
Lehmann's Liebesgedichte: Goethe's Liebe und Liebesgedichte von Prof. Dr. Lehmann. Berlin. 1852.
Lehmann, Goethe's Sprache: Dessen Goethe's Sprache und ihr Geist. Berlin. 1852.
Lehmann, Luther: Desselben Luther's Sprache in seiner Uebersetzung des Neuen Testaments. Halle. 1873.
Lewes Life: The Life of Goethe by George Henry Lewes. 2 Vol. 2. ed. Leipzig. 1864.
Leyser's Goethe: Goethe zu Straßburg. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Dichters von J. Leyser. Neustadt a. d. H. 1871.
Loebell's Lessing: Die Entwicklung der deutschen Poesie u. s. w. von Joh Wilh. Loebell. Dritter Band. Lessing. Braunschweig. 1865.
Mittheilungen oder Mitth.: Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M. I. 1860; II. 1864 III. 1868; IV. 1873.
Musculus: Dessen Alphabetisches Namen-Register der in Goethe's Werken erwähnten Personen u. s. w. Stuttg. u. Tüb. 1842.
Nagler: Neues allgemeines Künstler-Lexikon u. s. w. München. 1841.
Pierer: Dessen Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart. 5 Aufl. Altenburg.
Reidt's Frauenbilder: Frauenbilder aus Goethe's Leben von Heinrich Reidt. Bremen. 1870.
Riemer, Mittheilungen: Dessen Mittheilungen über Goethe. 2 Bde. Berlin. 1841.
Ristelhuber's Elsaß: L'Alsace ancienne et moderne ou Dictionnaire topographique, historique et statistique du Haut- et du Bas-Rhin par Baquol. Trois. édition entièrement refondue par P. Ristelhuber. Strasbourg. 1865.
Sanders, Fremdw.: Dessen Fremdwörterbuch. 2 Bde. Leipzig. 1871.
Sanders, Wörterb., oder nur Sanders: Dessen Wörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig. I. 1860. II. 1865.
Saupe's Chronologie: Goethe's Leben und Werke in chronologischen Tafeln u. s. w. von Ernst Julius Saupe. Gera. 1854.
Schaefer's Leben: Goethe's Leben von J. W. Schaefer. 2 Bände. Bremen. 1851.
Schöll's Aufsätze: Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786. Zum ersten Mal herausgegeben von A. Schöll. 2. A. Weimar. 1857.
Schütz' Philosophie: Goethe's Philosophie. Eine vollständige systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen u. s. w. Herausgegeben von Fr. K. Jul. Schütz. Band VII. Hamburg. 1826.
Stöber's Salzmann: Der Aktuar Salzmann. Eine Lebens-Skizze nebst Briefen von Goethe u. s. w. Herausg. von August Stöber. Frankf. a. M. 1855.
Viehoff's Leben: Goethe's Leben von Heinrich Viehoff. 2 Thle. 3. A. Stuttgart. 1864.
Virchow: Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller. Eine Rede nebst Erläuterungen von Rudolf Virchow. Berlin. 1861.
Werke oder Goethe's Werke, ohne weitern Zusatz, bezeichnet stets Goethe's Werke in der vorliegenden Berliner Ausgabe von G. Hempel.

Zur Revision des Textes.

Varianten, Druckfehler und andre sprachliche Bemerkungen.

Seite Zeile

1. u. 3. Der Titel: Dichtung und Wahrheit A bis 6a; Wahrheit und Dichtung 8 bis 15 u. K. Vergl. Thl. I. S. 205.

3. Das Motto. Verändert S. 158. Z. 10 u. 9 v. u. „Was Einer in der Jugend wünscht, hat er im Alter genug", und S. 161 Z. 5 u. 6 v. o.: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug."

Sechstes Buch.

7. 6 v. u. Pfeil mit seinen Widerhaken s. Werke, Band XVIII. S. 294.

8. 6 v. o. immerfort; die andern Ausgaben immer fort.

24 v. o. Daries A, 6, K mit Pierer und Kayser's Bücher-Lexicon; Darjes 8 bis 15 mit Musculus.

9. 23 v. o. vor offenbar jeder, als schon im Relativsatze stehend, konnte von welchen wegbleiben.

11. 18 v. u. dem Schatten, nach 6, 8, 9, 11a u. K; den Schatten A, 5, 14a u. 15. Die Vorstellung des Schattens ist hier eine einheitliche, wenn auch der Bäume, die ihn werfen, mehrere sind; wir folgen daher der Ausgabe letzter Hand.

13. 16 v. u. Kroneburg, d. i. Cronberg oder Cronenberg, ausgesprochen: Croneberg.

14. 3 v. o. mit Unstatten, als Gegensatz des von Statten Gehns, ein Lieblingsausdruck Goethe's, wie auch nicht ohne Unstatten, s. Sanders unter I. Statt.

21 v. o. Magnet 5, 6 bis 11a u. K; Magneten A, 14a u. 15, veraltete Flexion, die aber z. B. noch Joh. Müller 1843 in Pouillet's Lehrbuch der Physik neben der unflektirten Form anwendet.

12 v. u. möge nach A u. 5 mit 15; möchte K nach 6, zur Uebereinstimmung mit den vorangehenden Präteritis. Der Wechsel der Zeitform in abhängigen Sätzen ist aber eine Eigenheit des Goethischen Stils, welche die Ausg. letzter Hand in andern Fällen unberührt gelassen, z. B. S. 16, Z. 5 u. 3 v. u., und S. 39 med. könne.

16. 18 v. o. jener Zeit; jeder Druckfehler in 5 (nicht in 5a) u. 6 (nicht 6a).

21 v. o. Augenbrauen nach A mit 15 u. K (brâ); Augenbraunen 6 bis 11a.

17. 18 v. u. Verzweiflung nach 5a u. 6ff; Verzweifelung A u. 5.

18. 18 v. u. ein nach A u. 5a, ausgelassen in 5 und danach in 6 bis 14a; wiederhergestellt in 15 u. K.

22. letzte. Lanzen A bis 6 und 11a bis 15 u. K; Lanze 8 u. 9.

23. 1 v. o. scharmuziren; so Bd. VIII. S. 394, Z. 7.

23. 9 v. u. und Freund A, 5 und 11a flgd., wie unten S. 84, Z. 16 v. o u. S. 110, Z. 15 v. u.; und mein Freund 6, 8 u. 9; vgl. Grimm, Gebrauch von Freund vor Eigennamen Nr. 6. IV, Spalte 163.

24. 16 v. u. Löwen richtig seit 6a; Löven A bis 6.
11 v. u. Hoppe s. Thl. I. S. 219 zu S. 135.
6 v. u. Gesner's nach den Titeln seiner Werke und Picrer (Gesner, Primae lineae isagoges u. s. w.); Geßner's die übr. Ausgaben und Musculus. Der Name des Dichters Salomon G. hat letztere Form.
5 v. u. Morhof's richtig seit 8; Morhov's A bis 6.

25. 4 v. o. die Wichtigkeit, vollständiger die von der Wichtigkeit.
22. 23 v. o. Falschem, Tiefem seit 5a u. 6; Falschen, Tiefen A u. 5.

26. 2 v. o. verleideten intransitiv; so bei Luther, Jesus Sirach 33, 12 und bei den süddeutschen und schweizerischen Schriftstellern Keller, Mörike, Gotthelf u. A. m.
6 v. u. Ehre; Ehren Druckfehler in 14a und 15.

27. 8 v. u. zu Winterszeit nach A u. 6 mit 15 u. K; zur W. 8 u. 9.
„ „ Einstand s. Thl. I. S. 217 zu S. 118.

28. 10 v. o. mir, weggefallen in 5 u. 6 (nicht in 5a u. 6a).
13 v. u. Gelnhausen seit 6a, die übliche Form, Gehlnhusen im ersten Kapitel der Goldnen Bulle; Gellenhausen A bis 6.

29. 3 v. o. mittlere, ausgefallen in 5 (nicht in 5a) und danach in 6 bis 11a.
2 v. u. nur, ausgefallen in 5 (nicht in 5a) und danach in 6 bis 9.

30. 22 v. o. erleuchtet nach A u. 5a mit 14a und 15; beleuchtet 5 bis 11a u. K. An sich erscheint die zweite Form nicht fehlerhaft.
4 v. u. Stubennachbarn nach A und 5a mit 14a, 15 u. K; Stubennachbar 5 bis 11a.

31. 7 v. o. Mascov mit Jöcher und Kayser seit 8; Maskow A bis 6; Mascow K.
21 v. o. Parrhesie, vom griechischen παῤῥησία, freies Reden, Freimüthigkeit, Rückhaltlosigkeit.

32. 12 v. o. thulich mit den übr. Ausg.; vgl. Thl. I. S. 221 zu S. 151.
9 v. u. einen feinen Mund nach A bis 6 mit K, 14a u. 15, gewagt elliptisch; ein feiner Mund, korrekter, 8 bis 11a.

33. 5 v. o. vereinzeln mit 11a und Bd. VIII. S. 394, Z. 16, zusammengezogene Form des vereinzelen in 5 bis 9; vereinzelnen nach A und 5a, K, 14a u. 15. Diese ungewöhnliche Wortbildung dürfte nicht beabsichtigt sein. Derselben würden Mißbildungen entsprechen wie verschüchternen st. verschüchtern und verdüsternen st. verdüstern. Vergl. auch Werke, Bd. XII. S. 126, Z 28.
11 v. o. Professor nach A und 5a; Professors eingeführt in 5 und seitdem beibehalten bis 15 u. K.
„ „ Winckler seit 8, wie auch in den Werken, 40 bdge A., Bd. XXXIX, S. 445, bei Musculus und in v. Biedermann's Leipzig; Winkler A bis 6 u. K.

34. 5 v. o. zum Wissen nach A u. 5a; zu Wissen Fehler in 5, beibehalten bis 11a, beseitigt seit 14a.
11 v. o. Einstand s. Thl. I. S. 217 zu S. 118.

35 17 v. u. eintreten A u. 5; auftreten 6 bis 11a, beeinflußt durch das folgende auffiel; erste Lesart hergestellt seit 14a.
2 v. u. menschenverständigen Tüchtigkeit, wie Werke, 40 bdge A., Bd. XXVII. S. 215 menschenverständigen Anschauung, vgl. unten S. 44 der gemeine verständliche Sinn und S. 45 Ansichten des ruhigen Menschenverstandes.

36. 21 v. u. Anspielungen; Anspiegelungen Druckfehler in 8.
19 v. u. Geiler von Kaisersberg seit 11a; Kaiser von Kaisersberg A bis 6; Geiler von Keisersberg 8 und 9.
40. 12 v. u. die der Andern nach A und 5 mit K u. 15; die andern 6 bis 9; die der andern 11a u. 14a.

Siebentes Buch.

44. 8 v. o. lebensartig werden, das Adjektivum freigebildet; für Lebensart annehmen, lernen, d. h. die gute Lebensart, das savoir vivre.
8 v. u. Liscov nach Jördens, III. S. 392 flgd. u. den Titeln seiner Bücher; Liskow A bis 6, 14a, 15 u. K; Liscow 8 bis 11a.
47. 16 v. o. über bildende Kunst nach A u. 5, mit K u. 15; über die bildende Kunst 6 bis 11a.
50. 23 v. u. } Friedrich Eugen
18 v. u. } Friedrich seit 8 bis 15; Ludwig A bis 6 u. K; von den Brüdern des regierenden Herzogs von Württemberg Karl Eugen stand der ältere, Ludwig Eugen, in französischen, der jüngere, Friedrich Eugen, in preußischen Diensten. Der Letztere ist hier gemeint.
17 v. u. Raths zu erholen s. Werke, Bd. XIX. S. 64, Sanders, I. S. 780a, und Grimm, III, Spalte 854, 7 b.
51. 2 v. o. Messenzeits; Messenszeits 14a. Vgl. Thl. I. S. 206 zu S. 10, u. Rabener II, 44: „Personen, welche Zeit seines Amts gestorben".
16 v. u. mir A bis 6 u. 15; mich 8 bis 14a u. K.
7 v. u. gern A u. 6; gerne ohne Grund 15.
„ „ zu den mir seit 11a; zu denen mir A bis 8, in Goethe's Werken beseitigte ältere Pronominalform.
52. 14 v. u. Livländer nach richtiger Schreibung; s. z. B. die Kiepert'schen Karten; Lievländer K mit 6; Liefländer 15 mit A u. 8 flgd. (so auch Goedeke, Grundr., II. 666).
„ „ Hermann 8 bis 15, richtig nach Musculus und v. Biedermann's Leipzig; Herrmann A bis 6. Auch in Goethe's Widmung einer Radirung aus jener Zeit an diesen Dr. Hermann wird der Name, wie eben angegeben, geschrieben.
13 v. u. Burgemeister, die Goethe geläufige ältere Form, s. Thl. I. S. 16 u. sonst; dieselbe kommt in amtlichen Erlassen seiner Vaterstadt wiederholt vor (Kal. 1765, S. 37 u. 38), ebenso in den Briefen der Herzogin von Orleans v. J. 1701 (88ste Publik. des Lit. Ver. zu Stuttg. 1867. S. 241). Andre Beispiele bei Grimm.
„ „ zu Leipzig nach A u. 5 mit 15; in L. K u. 6 bis 11a; aber zu ist bezeichnender, da es das Berufsdomizil ausdrückt, während in nur allgemein den Wohnort. Auch steht in schon in derselben Zeile.
4 v. u. Augen mit haben, froh und guter Dinge mit sein an das Subjekt zu knüpfen.
53. 19 v. o. wird nach A und 5 mit 15; insofern die gemeinten Schriften fortexistiren, ist die darin enthaltene Verfluchung noch eine gegenwärtige; ward 6 bis 14a u. K.
54. 21 v. o. einem jeden, d. i. Gegenstande, mit A u. K; Jeden in 15 bedenklich, weil darunter Personen verstanden werden könnten.
56. 5 v. o. Gegängel, die Mattigkeit und Abgestandenheit der Poesie auszudrücken; in der diminutiven Form gängeln (intr.) ist das Herabsetzende enthalten, das Kleinliche, aber auch das Triviale, welches in dem Hin- und Hergehen, in dem Iterativum liegt.

56. 20 v. u. Lokat nach A u. 5a; Lokal Druckfehler in 5, festgehalten bis 11a und bei K, wo das in 14a u. 15 wiederhergestellte Lokat nicht einmal in das Verzeichniß der Lesarten aufgenommen ist. Lokal gäbe einen schiefen Sinn: Lokat schließt sich an das kurz vorher erwähnte Gottschedische Fächerwerk an und bedeutet gleichfalls Fach, das „Fach für Schriften" (Sanders' Fremdwörterb.), die Stelle, wo die Dichtarten zu lociren, wie die Gläubiger im Concurse; auch Herder braucht den Ausdruck in diesem Sinne: „die Schrift ist kein Lokat dogmatischer Beweisstellen" (Werner, Herder als Theologe, S. 148); in Heyse's und Mahn's Fremdwörterbuch ist das Wort erklärt: Fächer, Schreibfächer (locata).

57. 8 v. o. zusammenhangen nach A mit K; zusammenhängen 15 nach 6 u. 8.

58. 15 v. o. theils, d. i. von einem Theile des Publikums.
20 v. o. Jesaia's, da der Prophet Jesaia heißt; Jesaias die übr. Ausgaben.
21 v. o. solle nach A mit 15 u. K; soll Fehler in 5 u. 5a, festgehalten in 6, 8 u. 9.

59. 7 v. u. und nach „guten" ausgefallen in 8, 9 u. 11a.

61. 15 v. u. Kleinleben, von Goethe an dieser Stelle zuerst eingeführt, seitdem nach R. Hildebrand (Grimm, V) gebraucht von Immermann und Goedeke, außerdem von Börne, Auerbach, F. Lewald (s. Sanders) u. A. m.; ebenso kleinlebig (Gervinus).
14 v. u. Stilleben s. Thl. I. S. 208 zu S. 24.

62. 12 v. o. vor verwandelte fehlt ein abschließendes und.
18 v. u. Menschlich-Ersten mit 15; A u. 5a Menschlicherſten; 5 Menschlichensten, in Folge welchen Druckfehlers 6 bis 11a u. K Menschlichſten. Vgl. Bernays, S. 76.

63. 15 v. u. sich bemerken zu machen, Gallicismus u. Italicismus (se faire remarquer, farsi vedere).

64. 11 v. o. Tauentzien, mit A nach der Rangliste der preußischen Armee; Tauenzien K u. 15 ungenau.
6 v. u. gelten machte, Gallicismus: faire valoir; vgl. XIX. 69, Nr. 304.

65. 4 v. u. übergetragen, nicht übertragen, wie 5a liest; s. Thl. I. 218 zu S. 127.

67. 5 v. o. nicht hier nach A, 5 u. 15; hier nicht 6 bis 11a und K.
4 v. u. keine Opfer A bis 11a u. K; kein Opfer ohne Autorität 14a und 15.

68. 18 v. o. Gesichtspunkt A u. 5a; Gesichtspunkte seit 5.
6 v. u. Suiten reißen, wie Witze, Zoten, selbst Reime reißen (Sanders unter „reißen" 4); auch Schwieten, schwietisiren; Hebel, 2, 223: „Leiht meinen Schwietchen Euer Ohr"; derſ.: Schwietier = suitier. Vgl. Goethe's Werke, Bd. XVIII. S. 345 Suiten reißen und Ehrentitel eines großen Suitiers.

71. 19 v. o. sakramentliche Sinn A, 5a, 14a, 15 u. K, übereinstimmend mit S. 72, Z. 12 u. 13; sakramentalische Sinn 5, beibehalten bis 11a. Die Aenderung war unmotivirt.
3 v. u. Menschen A, 5a, 11a, 14a, 15 u. K; Mensch 5, beibehalten bis 9. Vgl. Thl. I. S. 62: „widerfahre ihm als Menschen".

72. 1 v. o. und von Uebertretungen; und Uebertretungen ohne Autorität 14a u. 15.
6 v. o. und seine Zweifel nach A u. 5a; und Zweifel 5, beibehalten bis 15 u. K. Die Wiederholung des Possessivums ist zwar nicht nothwendig, aber doch wünschenswerth, damit „Gebrechen und Zweifel" nicht als Einheit aufgefaßt werden, wie kurz vorher „Thaten und Unthaten".

75. 19 v. o. Sünde in den heiligen Geist Glover S. 14 tadelt dies in und legt damit nur seine Unwissenheit an den Tag; denn in ist an dieser Stelle eine bezeichnende, aus dem lateinischen (in) herübergenommene kirchliche und besonders Lutherische Form neben wider.

76. 12. 13 v. o. lange Zeit schon A, 5a, 11a bis 15 u. K; lange schon in 5, beibehalten bis 9.

78. 5 v. u. hatte er gute Studien; Studien im Sinne von Kenntnissen (s. S. 79, Z. 7 v. u. und S. 86, Z. 2 v. o.); das Haben von den Resultaten der Studien, wie: er hat eine gute Schule. S. Rabener III, 25: „Ein j. Mensch, 22 J. alt, hat ziemliche Studia".

79. 3 v. u. alles Rohe A, 5a, 14a, 15 u. K; das Rohe in 5, beibehalten bis 11a.

80. 18 v. u. zu A bis 5 u. 11a bis 15 u. K; zur 6 bis 9.

81. 7 v. u. das Oberste zu unterst; „das Oberste", Appposition zu „Brief", dem Sinne nach: „das Oberste des Briefs"; ebenso Schiller (122 b): „soll ich diesen Kerl das Oberst zu unterst — wie einen Kegel aufsetzen?" (Citat bei Sanders unter: Ober, 3a).

18 v. u. viel; viele ohne Autorität 14a u. 15.

82. 15 v. u. Zielscheiben; Plural in diesem figürlichen Sinne selten und nicht nothwendig.

2 v. u. fremden Worte; Glover S. 16 bemängelt diesen Plural (wie oben S. 44, Z. 17. u 18), und der neuere Sprachgebrauch verlangt allerdings hier die Form Wörter; unsere klassischen Schriftsteller befolgen diesen, ja auch willkürlichen, Gebrauch jedoch nicht streng; s. zahlreiche Beispiele bei Sanders (Wort. 1b) von Klopstock, Lessing, Wieland, Klinger, Joh. v. Müller und Schiller („könnte man sich bei den unanständigen Worten mit den Anfangsbuchstaben begnügen"; wogegen Goethe, Werke, III. S. 142: „Mußt all die garstigen Wörter lindern").

83. 15 v. o. Händel seit 8, s. v. Biedermann's Leipzig u. Musculus; Hendel A bis 6, auch 11a; Händel im ersten Druck des Gedichts Z. 18 flgd. bei Rost, Vermischte Gedichte, 1769. Bl. 7 u. 8.

18 v. u. Ist süsser als der Saft, der von dem Hybla fließt.
Dich ehrt die Nation, abwechselnd sanft in Moden,
Ihr Tribunal verbannt ihn zu den Antipoden,
In trauriges Exil, den Kopf leer von Verstand
Der kein Elysium in deinen (sic) Garten fand.

17—6 v. u. Dein Haus ist ein Trophä von Spoljen unsrer Beutel,
Strahlt gleich kein Diadem dir um den hohen Scheitel,
Erhebt zu deinen (sic) Ruhm sich gleich kein Monument:
Auch ohne Purpur ehrt dich dennoch der Student —
Glänzt deine Urn dereinst im majestätschem Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe;
Wann dann ein Autor dich uns im Kothurne zeigt,
Und du Sentenzen sprichst, wird unser Herz erweicht.
Wär es dein Marmor gleich, so darfst du nur erscheinen,
Wie Medon uns erschien, und Myriaden weinen!
Doch leb! Dein Torus sey von edler Brut ein Nest,
Steh hoch, wie der Olymp, wie der Hymettus fest;
Kein Phalanx Griechenlands, nicht Römische Balisten
Vermögen je dein Glück, o Händel, zu verwüsten!
Dein Wohl ist unser Wohl, dein Leiden unser Schmerz
Und Händels Tempel ist der Musensöhne Herz!

Nach Rost a. a. O.; s. Werke, Bd. III. S. 56.

84. 4 v. o. Arlekin, dem ital. Arlecchino (fr. Arlequin) konform, während „Harlekin" gebräuchlicher.
14 v. u. Clodius'schen mit 6, 15, u. K; Clodiusischen A.
11 v. u. Clique mit 8, 15, K; Clike A bis 6.
7 v. u. Schuhu nach 6, 8 u. 9; Schuhus A u. 5 mit K u. 15, keine korrekte Flexion.
85. 3 v. o. Tage A, 6, 8, K; Tag ohne Autorität 14a u. 15.
86. 9 v. u. alsdann seit 6; alsdenn A u. 5.
87. 15 v. u. dem wenigen Glaube, Liebe und Hoffnung als eine Einheit, wie „Treu und Glaube", „Leib und Leben", „Grund und Boden" u. a. m.; s. Thl. I. S. 209 zu S. 28. Da A Wenigen liest, so wäre zu ergänzen an oder von Gl., L. und H., dem dann was entspräche.
4 v. u. Kunst- und Sammlungslust; „Kunstlust" allein würde Goethe wol nicht gebraucht haben; es ist zugleich eine versteckte Hendiadys: Lust an der Kunst und am Kunstsammeln.
88. 8 v. u. ließe seit 6; ließ A u. 5.

Achtes Buch.

91. 21 v. u. neueren seit 6 mit K u. 15; neuere A.
93. 7 v. u. Heinecke A bis 6 u. K.; Heinecken seit 8, nach Musculus, auch 15; der Katalog der Dresdner Gallerie (S. XVII) liest Heinecke unter Bezugnahme auf die Akten der Verwaltung. Die erstere Form ist daher als die richtige anzusehen.
15 v. u. immerfort wie oben S. 8, Z. 6 v. o.; die Ausg. immer fort; zuläßig wäre auch: immer forterhielt.
94. 16 v. u. gleichgesinnte seit 9; Gleichgesinnte A bis 8.
9 v. u. Kreuchauff mit 14a und 15 und v. Biedermann's Leipzig; Kreuchauf A bis 11a nach Musculus.
95. 22 v. u. Winkler'sche und Richter'sche Sammlungen A bis 9 u. K; Winklerschen und Richterschen S. 11a bis 15.
96. 16 v. o. schellenbehangenen Narren, wie „schellenlauter Thor" im „Faust" (XII. S. 23).
97. 18 v. o. Spinnengewebe; S. 101, 10 v. o. Spinneweben.
3 v. u. ablegten, im Sinne von versagen, vergehn, schwinden. J. Grimm führt an Lessing, 2. 527: „da Ihnen Ihr Gedächtniß ohnehin so sehr ablegt", und Tieck, 8. 216: „Du weißt, daß bei Licht meine Augen ablegen"; Glover (S. 15) zeigt auch bei dieser Stelle die Beschränktheit seines Sprachsinnes.
99. 6 v. o. als es nach A mit 14a, 15 u. K; als er in 5 u. 5a und danach bis 11a.
20 v. o. Weltweisen nach A u. 6 mit 15 u. K; Weltweise 14a.
100. 8 v. o. hätte nach A und 5a seit 11a; fehlt in 5 und danach bis 9. Vgl. S. 102, Z. 1.
101. 2 v. o. bezahle nach 6 mit K.; bezahlte A u. 15. Beide Formen sind berechtigt.
8 v. o. Tempuswechsel wie oft, z. B. Thl. I. S. 110. Z. 20 v. u., S. 112. Z. 11 v. u. und S. 134, Z. 11 v. o. (Textrev. S. 217 u. 218).
6 v. u. Großer Garten als Ortsname; großer G. die übr. Ausgaben.
3 v. u. selbst (schon allein) auf Gemäldesammlung, nicht auf mir zu beziehn.
102. 17 v. u. Swanevelt; so lautet der Name im Niederländischen, im Dresdner Katalog, im Pierer und in unsrer Ausg. von Goethe's Werken, Bd. XXXII. S. 29. Die deutsche Form Schwanefeld A, K u. 15; bei Musculus Schwanenfeld.

102. letzte. Trümmer mit 15; Trümmern A.
104. 13 v. o. meine nach A mit K u. 15; meinen 6 bis 9.
16 v. u. unmustern, selten; für unpaß, unwohl; Sanders führt ein Beispiel aus Immermann's Münchhausen (2. 46) an; wir begegneten dem Worte in Musäus' Tagebuche: „Gemüthsverfassung unmustern", wol vorzugsweise thüringisch.
105. 3 v. o. zu die andere ist e contrario zu suppliren: unverheirathet gebliebene.
9 v. o. reinliche; reine Druckf. in 14a.
6 v. u. lassen, ließen, kakophonische Folge.
4 v. u. Schiebeler mit K u. 15; Schiebler A. Vgl. Werke, Bd. III. S. 136.
3 v. u. Lisuart nach dem Titelblatt und der Personenangabe der Hiller'schen Operette, ebenso bei Jördens; Lisuard 15 u. K nach A flgd. Lisouart in den Memoiren der Schultze-Kummerfeld (S. 413 des hist. Taschenb. von Riehl, 1873).
106. 4 v. o. paar außerordentliche mit 15 nach A; Paar außerordentlicher 6 bis 9 u. K; paar bedeutet aber hier eine unbestimmte geringe Zahl. Vgl. Thl. I. S. 220 zu S. 145.
17 v. o. mit Augen gesehen, pleonastisch wie S. 107, Z. 20 v. u. Vgl. Thl. I. S. 87 u. S. 100.
4 v. u. wohlgefühlten mit 15; zwei Worte K nach A u. 6.
107. 2 v. o. wohl- und edeldenkend seit 6; ohne Divis A u. 5.
3 v. o. auf; an Druckf. in 6 u. 9, entstanden durch ungenauen Druck des auf in 5; in 8 u. 11a beseitigt.
5 v. u. ausgezeichnet, nicht im Sinne der Vorzüglichkeit, sondern eigentlich, im Sinne von stigmatisirt, bezeichnet, unter Vielen heraus.
3 v. u. Falle nach A; Fall 6.
letzte. allem Diesen; K allem Diesem; 15 Allem diesen; A allem diesen; 6 allem diesem. Eins der beiden Wörter muß substantivisch gedacht sein, die Frage ist nur, ob das erste oder das zweite. Vgl. S. 108 med. Alles Obige, u. S. 109, Z. 10 dies Alles. Vgl. Thl. I. S. 219 zu S. 141, Z. 14 v. o.
108. 3. 4 v. o. verschwächte zur Anähnlichung mit verstärkte.
7 v. u. ein Geschwulst nach A, 6 u. K; eine G. 9 bis 15, doch ohne Autorität, wenn auch später S. 117 die Geschwulst.
letzte. } mir } Gallicismus.
109. 1 v. o. } nicht gekannt } Pleonasmus. Vgl. Thl. I. S. 224 zu S. 182, Z. 12 v. u.
8 v. o. Widersinn, im Sinne von Widerspruch, Trotz, Opposition; doch könnte auch Unverständigkeit gemeint sein.
12 v. o. nach verlassen konnte ist hinzuzudenken: außerhalb des Zimmers oder im Freien.
16 v. o. Burgemeister } s. oben zu S. 52.
17 v. o. Hermann }
„ „ denen nach A flgd. beibehalten mit K u. 15. Besser wäre den.
110. 13 v. u. der Plural behandelten berechtigt zur Annahme, daß unter manche Andre singuli, einzelne Personen (eine Mehrzahl) und nicht manche andere Familie zu verstehen. Schon A schreibt Andere. Vgl. Thl. I. S. 209 zu S. 28, Z. 11 v. u.
111. 11 v. o. Nachtzeit; Nachtszeit die übrigen Ausgaben; doch ist die Bildung ungewöhnlich wie etwa Mahlszeit.
18. 17 v. u. zugleich A, 15, K; zuletzt Druckfehler in 5, fortgepflanzt nach 6, beseitigt in 8.

111. 6 v. u. religiosen mit A, 15 u. K; religiösen andre Ausgaben.
112. 16 v. o. vorzüglich Bücherkenner nach 5 u. 6 bis 11a; vorzüglicher B. A, K, 14a u. 15. Bei der ersten Lesart erscheint Langer's Bücherkenntniß als nähere Bestimmung seiner Gelehrsamkeit, was wol dem Sinne am Meisten entspricht, bei der zweiten als eine neue, für sich bestehende Kenntniß.
113. 8 v. o. gestimmt; bestimmt Druckf. in 6.
10 v. o. ingeheim wie Werke, Bd. VII. S. 234, Z. 4 v. u.; in Geheim A, 5 u. K; in geheim 6 bis 15.
23 v. o. aufgefordert, wie herausgefordert, provozirt.
27 v. o. Jugend und Menge ... wird s. Thl. I. S. 209 zu S. 28, Z. 11 v. u.
10 v. u. gingen ... ein Dutzend junge Leute, s. Thl. I. S. 220 zu S. 145, Z. 10 v. o.
9 v. u. anscheinender größter; doch wohl anscheinend größter?
114. 18 v. u. die Verhältnisse und die Lage ... vernehmen; genauer: den Bericht darüber.
115. 4 v. o. oder A, 5, 14a u. 15; und 6 bis 11a u. K.
116. 20 v. u. Griesbach, wie Thl. I. S. 151, Z. 16 v. u., mit A u. 6; Grießbach K.
16 v. u. zur A, 5, 15 u. K; der 6 bis 11a.
117. 9 v. u. schlau blickender; die übr. Ausgaben schlaublickender.
2 v. u. Dispensation = Austheilung der Arzneien, welche von den Apothekern dispensirt, d. h. bereitet und vertheilt werden; s. Sanders' Fremdw.
118. 7 v. o. chemisch-alchemische A u. 5;
" -alchimische 6 bis 9;
" -alchymistische 11a;
" -alchymische 14a, 15 u. K. Die erste Lesart durfte nicht verlassen werden, da der Gleichklang beider, ja auch ursprünglich identischer Wörter offenbar beabsichtigt ist.
6 v. u. sollenden A u. 15; sollender 6 u. K.
119. 3 v. o. Starkey A u. 5; Starckey seit 6.
120. 2 v. o. Mittelsalz seit 5; Mittelssalz A.
11 v. u. Gallert weiblich, daher müßte Gallerte stehn.
122. 20 v. o. ernsten A, 5, 11a bis 15 u. K; ernstern 6 bis 9.
124. 5 v. u. Seite seit 11a, fehlt in A bis 9.
125. 6 v. o. auf uns scheint Versehn in Folge des auf uns der nächsten Zeile, statt darauf.
19 v. u. genug A, ausgelassen in 5, und danach in 6 bis 9, wiederhergestellt seit 11a.
126. 17 v. u. neue Platonismus st. Neuplatonismus wie S. 118, Z. 12 v. u.
5 v. u. ihnen, d. h. den drei Erscheinungen der Gottheit.
127. 17.18 v. o. Gedankenstriche mit 11a, in den andern Ausgaben Kommata.
21 v. o. unmittelbar A, 5 und seit 11a; mittelbar Druckfehler in 6 bis 9.
9.7 v. u. Wahl — zu — oder ob; man erwartet beide Male zu oder beide Male ob.
5 v. u. nach supplirten in 6 bis 9 ein überflüssiges nun.
128. 23.22 v. u. ward eminent, eminirte, trat hervor, nicht etwa imminent.
15 v. u. sie A, ausgelassen in 5, danach in 6 bis 9, wiederhergestellt seit 11a.

Neuntes Buch.

129. 8 v. o. geführt; gerühret
„ „ zarteren; zärtern
4 v. o. erregt; erreget
11 v. o. giebt; giebet
15 v. o. Griechisch; Griechischem
8 v. u. feineren; feinern

} Allgemeine deutsche Bibliothek, I. Band, 1. Stück, S. 129 f.

5 v. u. in nach der Allg. d. Bibl. a. a. O.; aus nach A alle übrigen Ausgaben. An die Schreibweise eines Allegats wird man sich nicht zu binden haben, wol aber an die Worte selbst.

3 v. u. gereinigt; gereiniget die Allg. d. Bibl. a. a. O.

131. 8 v. o. eigen nach A u. 5 mit 15 u. K; eigenes 6 flgd.

14 v. o. Vorsäle = Flurräume, thüringische Bezeichnung; die Frankfurtische ist Vorplätze, s. Thl. I. S. 208 zu S. 23, u. Bd XVII. S. 348, Z. 8; der Ausdruck ist hier, in den „Bekenntnissen e. sch. S." ein Kennzeichen des ursprünglichen Manuskripts. Vergl. Saal, Bd. I. S. 176, im Sinne von Hausflur.

9 v. u. Aufhalt nach A und 5a mit 15 u. K; Aufenthalt 5 und danach 6 bis 11a. Aufhalt ist aber die ursprüngliche Form, belegt bei J. Grimm mit Beispielen aus Luther, Klopstock, Herder, Fichte („ohne weitern Aufhalt an unser Geschäft gehen"); in derselben Bedeutung Aufenthalt (das. unter 5) erst später und jetzt die üblichere Form. Aufhalt auch sonst bei Goethe, z. B. Werke, 40 bdge Ausg. Bd. XXV. S. 17 und 107.

132. 1 v. o. den, zugleich Objekt von entwickeln und nahm.

7 v. o. wohnen und hausen formelhaft wie das alte: Jemand bergen und hausen.

15 v. o. Wiesenwuchs, neben Wiesenwachs, wie „Wunderwuchs" und „Wunderwachs" (Werke, II. S. 450).

16 v. o. unendlichen; Steigerung der Zahl, nicht der Ausdehnung.

12 v. u. Anblick in ein Land, statt eines Landes oder Einblick in e. L.

10 v. u. so Angenehme als Ahnungsvolle mit K; so angenehme als ahnungsvolle A u. 15.

133. 10 v. o. diesem Widerspruch nachzudenken, ihm denkend nachzuhängen; über nachdenken mit dem Dativ s. Sanders' Wörterb., I.

12 v. u. Schlottriges s. „Faust" (Werke, XIII. S. 222) „schlotternden Lemuren" und „Hamlet" (übers v. Schlegel, II. 2) „schlotterichte Königin".

2 v. u. Räzel nach A u. 6 mit K u. 15; Rätzel 5a, ebenso bei Tieck, s. Sanders, II. 652a unten; vielleicht von Rad abzuleiten, es findet sich die Form Rädselbrauen (Meyer, Versaill. Briefe, S. 112).

134. 17 v. o. gut- und wohlgesinnt; die übr. Ausgaben ohne Divis.

135. 7 v. o. aufzuführen = anzuführen, doch mag auszuführen beabsichtigt gewesen sein.

23 v. o. stehen A, 5 u. 5a; weggefallen in 6 bis 11a.

24 v. o. nicht A u. 5a, weggefallen in 5 und danach in 6.

14 v. u. Gerichtsbrauch A, 6, 8 u. K; Gerichtsgebrauch ohne Grund in 9 und danach 11a, 14a u. 15.

9 v. u. Nutz und Schutz, formelhaft wie Trutz und Schutz.

138. 1 v. o. inzwischen als Bindewort = während, indeß, wie öfter bei Goethe mit oder ohne daß, und auch bei Thümmel, Heinr. von Kleist, Zschokke, Varnhagen u. A. m.

141. 3 v. u. viel A u. 6; viele 8.

142. 15 v. o. Augenblick A; Augenblicke 6 u. 8.

19 v. u. keinesweges A; keineswegs 6 u. 8.

17 v. u. Gartenthüre A; Gartenthür 6 u. 8.

142. 12 v. u. Geſelligkeit A u. 5a, danach K, 14a u. 15; Geſellſchaft Druckf. in 5, beibehalten bis 11a.

143. 15 v. u. Rheinſchnaken mit A, K u. 15; Rheinſchnacken 6, 8 u. 9. Wir unterſcheiden mit Sanders Schnack (kurz a) Geplauder, (ſ. Werke, XII. S. 138 u. XIII. S. 61) und Schnake (lang a) als Inſekt, Mücke.

146. 15 v. o. Ellbogen nach A; Ellenbogen 8.

15 v. u. Rappier mit A, 6 u. K, ebenſo Thl. I. S. 136. Z. 17; Rapier die Cotta'ſchen Ausg. ſeit 8; jedoch auf das neulateiniſche rapperia, ſtammverwandt mit raffen, raspeln, zurückzuführen (Schuſter u. Regnier).

147. 9 v. u. zerſprengen; zerſpringen Druckf. in 14a u. 15.

148. 2 v. o. Montgolfière die richtige Form mit K u. 15; Mongolfiere A bis 9.

150. 7 v. o. zu Beſchleunigung A, 6, 15 u. K; zur B. 8.

10 v. u. Rüde, nach Adelung das Männchen von Hunden, Füchſen, Wölfen; ins Beſondere von den Schäferhunden (Sanders, 2a).

6 v. u. Klinglin ſeit 8, ſ. Musculus und Riſtelhuber's Elſaß, S. 510 u. 511, wie Oberlin, Schöpflin; Klingling die franzöſirte Form, in A bis 6 u. K.

152. 22 v. o. erſäuft; A erſauft.

23 v. o. Büſel, kleine Silbermünze; nach Grimm iſt die richtige Form Bieſel (ſ. Arnold's Pfingſtmontag), wie Batzen abzuleiten von pezzo, pièce.

154. 8 v. o. an ihm ſeit 5; ihm A u. 5a, ein bei Goethe häufig vorkommender Gallicismus (ſ. Brandſtäter, Gallicismen, S. 163: „ſich Werth fühlen"), wäre vielleicht beizubehalten.

157. 1 v. o. himmelhohen A; himmelhoher 6.

158. 21 v. o. Ervini mit 15, nach dem Titel der Schrift; Erwini A flgd. u. K, an ſich richtig, ſ. die Inſchrift bei Riſtelhuber, S. 507.

159. 17 v. u. rechts und links liegen und fallen laſſen, ſ. Werke, Bd. XI. 1. S. 261 unten; ſowol das liegen als das fallen ſchon drei Zeilen vorher.

160. 9 v. o. rückſichtslos nach 6 mit 15 u. K; rückſichtlos A.

11 v. o. Vorvordern auch unten S. 181. Z. 3 v. u.; ſ. Altvordern Thl. I. S. 207 zu S. 22.

4 v. u. an den Tag nach A u. 5a mit 15 u. K; an Tag 5 bis 9, an ſich ächt Goethiſch wie „in Kauf nehmen" u. ähnl. Wendungen.

161. 19 v. o. Menuet weiblich, als gäbe es die franz. Form menuette; auch ital. iſt das Wort männlich.

23 v. o. Ballette A, 6, 8 u. K, ebenſo Thl. I. S. 47; Ballete 9 bis 15.

14 v. u. Murkis, Tanzmuſik mit eintönigem, in Oktaven begleitendem Baß, lautnachahmendes Wort.

7 v. u. Plan = Tanzplatz, wie oben S. 23. Z. 20 v. o.

letzte. nach Abſicht ein Partizip zu ergänzen wie angewandt.

162. 2 v. o. Reihen nach A u. 5a mit K, 14a u. 15; Reihe Fehler in 5 und danach 6 bis 11a.

20 v. o. Billette nach A u. 5, Billete 6 bis 15 u. K; ſ. Ballette S. 161. Z. 23 v. o.

2 v. u. ganz A, 5, 14a, 15 u. K; fehlt in 6 bis 9.

163. 11 v. o. die Urſache davon ſ. Brandſtäter, Gallicismen, S. 172.

22 v. o. die weiſe Frau, d. h. die weisſagende, anklingend an sage femme (Hebamme).

6 v. u. Dieſer Abſatz fehlt in 5 und danach bis 11a, in welcher Ausgabe allerdings die Abſätze frei angewendet ſind, und auch in K.

4 v. u. das Wahrhafte ſagen, das Zeitwort wahrſagen gleichſam in ſeine Beſtandtheile aufgelöſt.

164. 4 v. o. aber das ist, beabsichtigte Nachbildung der franz. Konstruktion mit mais.
21 v. o. auslegen, wie S. 163. Z. 3 v. u. „ihren Kram auslegte", während S. 164. Z. 17 v. o. auflegte.
5. 4 v. u. mir ihr Wesen erinnerte, s. Thl. I. S. 221 zu S. 151.
letzte. bezahlte nach 5, 5a, 6 flgd.; zahlte A.

Zehntes Buch.

169. 16 v. o. Schmarutzer, wie schmarutzen im „Faust" (Werke, XII. S. 66).
170. 13 v. o. denkbaren A u. 5a; dankbaren Druckf. in 5, erst beseitigt in 11a.
7 v. u. fortrückende seit 5a u. 6; fortruckende A u. 5.
172. 1 v. o. militärische seit 5 u. 6; militarische A.
173. 12 v. o. wir jungen Leute s. Sanders' Hauptschwierigkeiten, S. 46a u. unten S. 185. Z. 19 v. u.
4 v. u. welchen nach A u. 5a; welch 5, 6 bis 11a u. K.
174. 13 v. u. Puls, nicht etwa Pol's, wie der Gebrauch desselben Bildes S. 176. Z. 2 v. o. ergiebt; „der Puls" setzt aus und tritt ein.
175. 3 v. o. seinem nach 6 flgd. mit K; seinen A, 5, 15; s. unten zu S. 185.
177. 8 v. u. Süßmilch seit 8; Silberschlag A bis 6 irrthümlich.
179. 19 v. o. Domenico seit 8; Dominico A bis 6.
181. 14 v. u. denen, hier = denjenigen; ebenso S. 204. Z. 9 v. o.
185. 13 v. o. seinem 6 flgd. u. K; seinen A, 5 u. 15; s. oben S. 175.
19 v. u. wir junge Gesellen, s. Sanders' Hauptschw., S. 46a, u. oben S. 173. Z. 12 v. o. Vgl. Thl. I, Anm. 133.
186. 11 v. o. daran; darin 8.
14 v. u. genügenden, nicht hinlänglichen, sondern befriedigenden, vergnüglichen; vgl. „Faust" (Werke, XII. S. 50): „ums Genügen Grünender Hügel."
13 v. u. allmählich, s. Thl. I. S. 210 zu S. 36.
187. 6 v. o. Buchsweiler; richtige Schreibart neben der aus dem französischen Bouxwiller entstandenen Form Buxweiler.
13 v. u. Bastberg, s. Ristelhuber's Elsaß, S. 66 u. 67, übersetzt: Montagne de St. Sébastien; Bastberg lautet der Name auch auf Spezialkarten. Baschberg in allen Ausgaben; von Goethe verhört (Baschtberg).
188. 20 v. u. in Segen; 8 im Segen.
19 v. u. seinem 6 u. 8; seinen A u. 5.
9 v. u. Westriches; es ist der alte Westrichgau (Saargau und Westrich); Westreiches die übr. Ausgaben (Ristelhuber, Elsaß, S. 443, nennt jene Gegend allerdings auch la Westrasie ou le Westreich).
8 v. u. Bockenheim oder Buckenheim (Saar-Union oder Bouquenom); auch auf Karten Bockenhain (Kiepert und Reymann).
3 v. u. Hohnau, so Ristelhuber's Elsaß S. 441, wo der Name ausdrücklich als hohe Au erklärt ist: La vallée de la Sarre est couverte de prairies très-fertiles, dont l'une appellée Hohnau (hohe Au) a au moins 4 Kilomètres de longueur sur 2 de largeur moyenne. Die übr. Ausg. Huhnau.
„ „ Saaralbe neben Saaralben (Kiepert). Albe Nebenfluß der Saar.
189. 16 v. o. Abschroten = Abschneiden.
6 v. u. Duttweiler, die übliche Schreibung; die Ausgaben Dutweiler; auf einigen Karten auch Dudweiler.
190. 11 v. u. Hohle = hohler Weg, Schlucht, Klamme (Sanders).
9 v. u. Klunsen oder Klunzen, wie Klinsen oder Klinzen = Ritze, Spalt (Sanders).

190. 3 v. u. dürfen = brauchen.
191. 9 v. o. verbrochen } bergmännische Ausdrücke, vgl. Werke, Bd. I. S. 113:
21 v. u. zu Tage } „am verbrochnen Schachte".
192. 5 v. o. zusammenhangende A; zusammenhängende 15.
20 v. o. Neukirch mit allen Ausgaben; nach Kiepert Neuenkirchen, doch meist Neunkirchen, zusammengezogen aus „Neuenkirchen". Wir haben die alte Form Neukirch stehen lassen, da sie, z. B. in der Bezeichnung „Neukircher Hütte", auf der Generalstabskarte der Gegend noch vorkommt.
194. 8 v. o. Dietrich, s. Ristelhuber, S. 536 und 537 und sonst; Dieterich die übr. Ausgaben fälschlich.
20 v. u. Niederbronn; so lautet der Name ausschließlich auf Karten und in den vielen die Mineralquellen des Orts behandelnden Schriften; ebenso Oberbronn, Bechelbronn, Salzbronn u. a. m.; Niederbrunn die übr. Ausgaben.
13 v. u. =Schäften; die Ausgaben Schäften.
8 v. u. Gelübd nach A u. 6; Gelübde 14a u. 15.
195. 2 v. o. Nieder=Modern nach den Karten; Niedermodern die Ausg.
8 v. o. Sesenheim nach Goethe's Schreibart; der wirkliche Ortsname ist Sessenheim, doch findet man auch den Namen oft, z. B. Belli, IV. S. 174, in der ersten Form (wie Saasenheim bei Kolmar).
196. 10 v. o. Melchisedek, wie Thl. I. S. 124. Z. 11 v. o.; die übr. Ausgaben Melchisedech unbiblisch.
12 v. o. Zustand = Stand, s. Thl. I. S. 112.
16 v. o. Grunde nach A; Grund 6, 15 u. K.
197. 13 v. u. einbildisch, sich viel einbildend, dünkelhaft (Sanders).
200. 3 v. o. lateinische Reiter, s. Thl. I. S. 338, letzter Absatz.
15 v. o. Bauernhause mit 6, 15 u. K, nach Grimm (Wörterb., I. 1181) die heute allein giltige Form; Bauerhause A u. 5.
201. 15 v. o. Friedriken nach A, 5 u. 6; seit 8 Friederiken. Zu dieser Aenderung fehlt aber jeder Grund; die erstere Form eignet sich an sich besser für den Sesenheimer ländlichen Charakter, und wie man das ursprüngliche Friederich allgemein zu Friedrich verkürzt hat, ist es gestattet, denselben Prozeß mit der weiblichen Namensform vorzunehmen. In andern Fällen haben wir allerdings auch die längere Form beibehalten, z. B. Werke, Bd. III. S. 13 flgd. und Bd. X. S. 250. Wie Friedrike Brion sich selbst nannte, haben wir nicht ermittelt. Der Herausgeber besitzt zwar ein Blatt von ihrer Hand, die Unterschrift lautet hier aber unvollständig: Frid: Brion.
204. 9 v. o. denen, s. oben zu S. 181.
17 v. o. unter den Namen A, 5, K u. 15; unter dem Namen 6, 8 u. 9; unter Namen 11a.
205. 17 v. o. } wäre A; wär' 5 u. 6. Ebenso S. 13, Z. 6 v. u.
15 v. u. }
206. 14 v. o. sie nach 6 bis 11a u. K; Sie A, 14a u. 15.
207. 13 v. o. Räzel, s. oben zu S. 133.
25 v. o. meinem Kreditiv A, 5, 6, 8, 11a; dem Kreditiv 14a u. 15 ohne Autorität.
2 v. u. George nach 6 flgd., 15 u. K; Georges A, 5 u. 5a. Jedenfalls ist die französische Namensform gemeint.
211. letzte. schiene mit 11a; schien die übr. Ausgaben. Es kann aber nur scheine oder schiene gemeint sein.
212. 7 v. o. wolle; wollte 8.

Anmerkungen

zum

Zweiten Theil

von

Goethe's

Dichtung und Wahrheit.

Anmerkungen (Fortsetzung).

165. Wie der Erste Goethe's Knabenzeit, so umfaßt der Zweite Theil (S. 1 u. 3) die Jünglings-, genauer die Studien- und Universitäts-Jahre. Doch auch dies mit Einschränkungen. Denn das ganze, schon dem Dritten Theile überwiesene Elfte Buch fällt in die Universitätszeit, und andrerseits geht der größte Theil des Sechsten Buchs noch derselben voraus. Der Zweite Theil umspannt in fünf Büchern den Zeitraum vom April 1764 bis in den Sommer 1771, ohne daß eine scharfe Zeitgrenze angegeben werden könnte. Während im Ersten Theil sich funfzehn Jahre auf fünf Bücher vertheilen, kommen in diesem nur etwas über sieben Jahre auf dieselbe Bücherzahl und in den beiden letzten Theilen sogar nur fünf Jahre auf doppelt so viele Bücher; mithin trifft hier auf jedes halbe Jahr ein Buch. Die Darstellung erweitert sich daher naturgemäß, je mehr sie fortschreitet.

166. Das Motto dieses Theils (S. 3) erklärt Goethe selbst aufs Vollständigste im Neunten Buche (S. 158—161). Dort lautet der Spruch jedoch etwas verschieden, und zwar mehr in Uebereinstimmung mit dem „braven altdeutschen Worte", als welches ihn Goethe bezeichnet. Der Spruch wird in ganz anderer Gestalt von Agricola (Sprichwörter, 1527, I. S. 11. Nr. XI) Luther's Freunde Dr. Staupitz zugeschrieben: „War zu ain yeder luft und lieb hat, das bekompt ainer sein leben lang genug." Dieser Fassung nähert sich Simrock (Sprichw., S. 224): „Wozu sich Einer hält, das bekommt er sein Lebtag genug", während mit dem von Goethe S. 161 angegebenen Spruche Masson (Weisheit des Volks, S. 208) genau zusammentrifft: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug." Das Wort Fülle am Schlusse des Motto rührt unzweifelhaft von Goethe selbst her. Lehmann's Florilegium (v. J. 1643) enthält unter „Alt" Nr. 84 das verwandte: „Was man in der Jugend säet, das erndt man im Alter." Den Gegensatz drückt der

französische Spruch aus: Ce que jeunesse convoite, vieillesse rejette.

Sechstes Buch (S. 5 bis 42).

167. Goethe's biographisches Schema (Fortsetzung von Nr. 4, 46, 68, 95 u. 130):

1765. Gegen Mich. nach Leipzig — Böhmen den Vorsatz eröffnet. Abmahnung. — Juristisches Studium. — Schon zu viel wissen. — Gellert. — Vertrauen. Behandl. hypochondrisch. — Abmahnen von der Poesie. — Prose empfohlen. — Mad. Boehme. — Läßt das, was ich hochschätzte, nicht gelten — klärt mich auf. — Verachtung des modernen Deutschen — aber auch alles Dessen, was ich gethan — des Schreibsals von Hause. — Bücher — Clodius. Kritik. — Argumente der Leipziger gegen Fr. II. Größe. — Epoche, sich von der Autorität loszusagen. — Franzö[si]sch[e], englisch[e] Gedichte. — Clodius' Parodie (Frühere Parodien — Cronegk auf Gottsched — Rost's Episteln).

(Goedeke's Grundr., II. S. 877).

---

168. Der Freund und Aufseher (S. 5 und 8 bis 11), der 1764 eine Zeit im Goethischen Hause gewohnt und Wolfgang's Studien geleitet, ist bis jetzt aus dem Dunkel, in das ihn Letzterer gehüllt, nicht hervorgezogen, die befreundete Familie, deren Sohn 1763 oder 1764 auf die Universität gegangen, nicht ermittelt. Vielleicht hat man den jungen Pädagogen unter den Lehrern des Gymnasiums aus der nächstfolgenden Zeit zu suchen, eine Aufgabe, die der Lokalforschung überlassen bleiben mag.

Dagegen sind Urkunden aufgefunden, welche den jungen Wolfgang grade in der hier berührten Epoche, nämlich während der ersten auf die Krönung Joseph's II. folgenden Monate, viel freier und selbstständiger zeigen, als der Anfang unsers Buchs annehmen ließ. Es ist dies der Briefwechsel, welchen er in dieser Zeit mit dem siebzehnjährigen v. Buri im benachbarten Bierstein, dem spätern Dichter, als dem Vorstande der dort ge-

bildeten „Arkadischen Gesellschaft", geführt hat. Goethe's Briefe vom 23. Mai und 2. Juni 1764 sind die frühesten, welche man bis jetzt von ihm kennt. Da die sehr jugendliche Gesellschaft wesentlich moralische Zwecke verfolgte, so legte der junge Wolfgang in dem ersten, seine Aufnahme nachsuchenden Schreiben eine förmliche Beichte seiner Mängel und Fehler ab. Zugleich beschwert er sich darin über den Aufseher der Gesellschaft für Frankfurt, seinen gleichaltrigen Freund Karl von Schweitzer, Sohn des Schöff von Schweitzer, weil Dieser ihm noch nicht zur Bekanntschaft Buri's verholfen habe. Da Schweitzer, Alexis nach seinem Bundesnamen, Goethe jedoch nicht zur Aufnahme empfiehlt, so wendet sich Dieser in dem Briefe vom 2. Juni wiederum an Buri, lobt die Vorsicht, mit der hinsichtlich seiner Aufnahme verfahren werde, und bemerkt: „Alexis ist einer meiner besten Freunde. Er kann Ihnen genug aus der Erfahrung erzählen. Ich habe ihm eingebunden, alle nur möglichen Wahrheiten zu bekennen. Er soll keinen von meinen Fehlern auslassen, aber auch mein Gutes nicht verschweigen. Mit allem Dem aber bitte ich, daß Sie sich selbst die Mühe geben möchten, mich zu prüfen; denn so klug auch Alexis ist, so könnte ihm doch etwas verborgen bleiben, das Ihnen unangenehm sein möchte. Ich gleiche ziemlich einem Chamäleon. Ist nun meinem Alexis zu verdenken, wenn er mich noch nicht von allen Gesichtspunkten betrachtet hat?" Während Schweitzer also früher Goethen nicht den Grad der Tugend zuschrieb, welchen die Statuten der Gesellschaft verlangten — er warf ihm vielleicht Dünkel, Stolz und Mangel an Vorsicht in der Wahl seines Umgangs vor —, so erklärte jetzt Buri in seiner Erwiderung vom 25. Juni: „Nach dem Bilde, welches mir Ihr Freund, Herr von Schweitzer, von Ihnen gemacht hat, kann ich nicht anders als Sie für würdig halten, in unsere Gesellschaft mit aufgenommen zu werden."

Die aufgefundenen Urkunden brechen mit dem Juni 1764 ab, so daß etwas Weiteres über Goethe's, nach dem letzten Briefe anzunehmenden Eintritt in den Tugendbund nicht erhellt. Derselbe bestand bis 1771. Das Aufnahme-Alter begann, wenigstens ursprünglich, schon mit zwölf Jahren. Unter den Mitgliedern finden wir 1764, außer den Genannten, den mit Goethe in gleichem Alter stehenden Prinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, einen jüngern Bruder Buri's, v. Römer in Darmstadt, Eswein und die heitre Philippine Eswein in Mörfelden, andre junge Mädchen, aber auch ältere Männer, wie als Sitten-

meister Kesselhuts in Hanau und den reußischen Leibmedikus Dr. Schrader in Frankfurt. Dieser schwärmerische Bund stand damals nicht allein; wir erinnern nur an den in den Achtziger Jahren zu Berlin gegründeten Tugendverein von Jünglingen, Mädchen und jungen Frauen, dem beide Humboldt angehörten. Die Nachrichten über die Frankfurter Arkadische Gesellschaft finden sich in einem Aufsatze des Dr. Künzel zu Darmstadt, in der Freimaurer-Zeitung Latomia 1873, Bd. XXIX. S. 105, und bei Düntzer, „Zwei Jugendbriefe Goethe's", Augsb. Allg. Zeit. 1873. S. 3503 u. folgd. Nach ihrem vollständigen Inhalte sind die beiden Briefe des funfzehnjährigen Goethe jedoch nicht veröffentlicht.

169. Wegen des Ausgangs der Geschichte mit Gretchen und den „Vettern" (S. 6) s. Thl. I, Anm. 161. Die Neigung eines Knaben zu einem schon erwachsenen Mädchen, wie Goethe solche hier darstellt — „wahrhaft schwesterliche Neigung", „Gretchen als Hofmeisterin" (S. 7) —, erklärt, mit der Uebertreibung der Altersverschiedenheit, welche die hier (S. 8) gebrauchten Ausdrücke Säugling und ammenhaft weise in sich schließen, Herfilie in den „Wanderjahren" scherzhaft: „Fürwahr, es giebt eine geheimnißvolle Neigung jüngerer Männer zu ältern Frauen. Sonst, da es mich nicht selbst betraf, lachte ich darüber und wollte boshafterweise gefunden haben, es sei eine Erinnerung an die Ammen- und Säuglingszärtlichkeit, von der sie sich kaum losgerissen haben" (Werke, Bd. XVIII. S. 269).

Der Schmerz über Gretchens Verlust klingt hier S. 11, mit der unwillkürlichen Reminiscenz an Schiller's: „Ich habe gelebt und geliebet"! (wie in den „Wanderjahren", a. a. O. S. 107), dann S. 17 und zuletzt und für immer S. 25 aus. Diese letzte Stelle, wonach Goethe nie wieder „nach Gretchens Viertel" gekommen sein will, beweist klar, daß das Haus, in welchem die Begegnung stattgefunden, nicht das Puppenschränkchen in der Weißadlergasse Nr. 29 gewesen sein kann, da diese Straße in der unmittelbarsten Nähe des Goethe-Hauses, also überhaupt nicht in einem andern Stadtviertel liegt (s. Theil I. S. 349).

170. Nach der Katastrophe mit Gretchen finden hier (S. 8 und 9) die Anfänge von Goethe's philosophischen Studien, welche sich den früher erwähnten theologischen und juristischen anschließen (s. Anm. 107, 108, 115 u. 116), ihre richtige Stelle. Damit ist Anm. 182 zu S. 24 u. 25 zu verbinden.

Daries, Eklektiker wie Brucker und Gegner von Wolff, lehrte von 1744 bis 1763 zu Jena Philosophie und die Rechte, nachdem schon 1743 seine Elementa metaphysices erschienen waren (s. auch den Schluß von Anm. 180).

Jene Lehre (S. 8) ist seine Metaphysik, die Metaphysica Dariesiana, welche 1766 zu Jena in 34 Tabellen herauskam und „die Grundlehre, die Ontologie, die Monadologie, die Körperlehre, die Maschinenlehre, beide Psychologien, die Theologie und die Lehre von der Stadt Gottes" umfaßte (Buhle, Gesch. der Phil., Bd. VII. S. 10, und Allg. D. Bibl., IX. 2. S. 223 flgd.). Es ist nicht zu verwundern, daß diese Dinge in Goethe's Gehirn nicht zusammenhängen wollten. Er hielt sich daher an die Geschichte der Philosophie.

Unter dem kleinen Brucker (S. 9) ist der Auszug aus dessen „Fragen aus der philos. Historie" (7 Bde. Ulm 1731 bis 1736) zu verstehn, welcher zuerst 1736 u. d. T. „Erste Anfangsgründe der philosophischen Geschichte" erschien. Daß Wolfgang eine Lehre, eine Meinung so gut wie die andre vorkam (S. 9), entsprach ganz Brucker's Eklektizismus, der mit Buddeus lehrte, „daß nie ein Mann die Wahrheit allein besessen habe", und durch seinen objektiven Standpunkt befähigt wurde, die erste vollständige Geschichte der Philosophie zu schreiben (s. die Artikel Brucker von Gruber und Buddeus von Baur in der Allg. Encyklop. der Wiss. u. Künste von Ersch und Gruber, Thl. 13). Sowol Brucker als Buddeus waren später in Goethe's Autographensammlung vertreten.

Schon der neunjährige Knabe hatte eine Chrie über „fromme Heiden" in seine Labores juveniles eingetragen, worin Stellen vorkommen wie: „Horatius und Cicero sind zwar Heiden gewesen, aber verständiger als viel Christen", und: „Viele Heiden haben die Christen an Tugenden übertroffen. Wer war in Haltung der Freundschaft getreuer als Damon [s. Schiller's „Bürgschaft"], freigebiger als Alexander M., gerechter als Aristides, enthaltsamer als Diogenes, geduldiger als Sokrates" u. s. w. (Weismann, Goethe's Knabenzeit, S. 57 u. 58).

Ausführlich gab diesen, der Vernunftrichtung des vorigen Jahrhunderts entsprechenden Gedanken die Schrift Eberhard's Ausdruck: „Neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden" (Berlin 1772. I), und Klopstock hatte im siebenten Gesange des „Messias" Sokra-

tes sogar als Bekenner Christi und des wahren Gottes der Portia erscheinen lassen (s. Thl. I. S. 74, Z. 4 v. u.). Dem Sokrates ist hier die seiner Zeit berühmte Stelle in den Mund gelegt:

„O drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie sehr ist es anders,
Als wir dachten!"

Vergl. Goethe's polemischen Aufsatz: „Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung", a. d. J. 1796 (Werke, Bd. XXIX. S. 485 flgd.).

Wie Goethe später „jede Annäherung an Sokrates, Plato und Aristoteles" auffaßte, ergeben seine „Sprüche in Prosa" (Bd. XIX. S. 208. Nr. 961).

Spuren jugendlicher Beschäftigung mit den Stoikern finden sich aus der nächstfolgenden Zeit in den „Ephemerides 1770" (Schöll's Aufsätze, S. 88; vergl. Thl. I. S. 61).

171. Schon in der Textrevision (S. 221) ist auf die Unregelmäßigkeit des Satzes (S. 9): „Seine Schüler hingegen ... für das Rechte erkannte" hingewiesen. Wir kommen hier darauf zurück, als auf eine Goethen eigenthümliche, vorzugsweise in dieser Lebensbeschreibung, im „Wilhelm Meister" und in der Uebersetzung des Benvenuto Cellini angewandte Konstruktion. Es ist die Verwandlung eines zweiten koordinirten Relativsatzes in einen demonstrativen Hauptsatz mit und, bei Belassung des Verbi in abhängiger Stellung, z. B. vorstehend S. 8, Z. 7 v. u.: „welches ich hartnäckig leugnete und... Argumente... fand", und S. 19, Z. 9 v. o.: „vor den er hintrat und ... zu perorieren anfing." Diese Satzbildung hat Teipel in dem Programm des Coesfelder Gymnasiums 1841 (S. 1—23) u. d. T. behandelt: Scriptores Graecos, Germanicos, Latinos a relativa quae dicitur verborum constructione saepe, neque injuria semper, discessisse probatur, und darin zahlreiche Beispiele aus den Alten, aus dem Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen (u. A von Luther, Klopstock, Lessing, Herder, Schiller) und aus anderen neueren Sprachen zusammengestellt. Die deutschen Beispiele hat Lehmann in seinem Werke über Goethe's Sprache benutzt und der bezeichneten Konstruktion darin einen selbstständigen, vierzig Seiten umfassenden Abschnitt gewidmet, dessen Studium zur nähern Kenntniß des Goethischen Stils nicht genug empfohlen werden kann. Er bemerkt, daß Götzinger (Deutsche Sprache, II. S. 369) „den Gebrauch dieser eigentlich regelwidrigen Konstruktion be-

fördert zu sehn gewünscht", und gelangt selbst zu dem Schlusse, „die Grammatik werde niemals, die strengere Logik nur selten gegen Umwandlung der relativischen Nebensätze in Hauptsätze etwas einzuwenden haben" (Lehmann, Goethe's Sprache, S. 109 bis 151, besonders S. 145 Nr. 7 u. 8).

172. Das Thun entscheidet nach Goethe nicht allein im Leben (S. 9, Z. 10 v. u.), sondern auch im Wissen und auf den höheren Stufen der Wissenschaft (Werke, Bd. XIX. S. 168. Nr. 776, und S. 227. Nr. 1052).

173. Der Wald, der heilige Wald, von dem Goethe S. 10 und 11 spricht, kann nur der auf dem linken Mainufer, südlich von Sachsenhausen und jenseits des Riedhofs und des Forsthauses sich ausdehnende, vorzugsweise Buchen- und Eichenbestände enthaltende, gegen 15,000 Morgen große Stadtwald, vorzugsweise der „Oberwald" gewesen sein, ein Rest der großen Forsten, welche einst diese ganze Gegend vom Main bis zur Bergstraße hin und zu den Ufern des Rheins bedeckten und deren einen Theil die Stadt erst im Jahre 1372 von Kaiser und Reich erwarb. Auch auf das rechte Mainufer setzten die Wälder sich fort, und zu der Zeit, von welcher Goethe spricht, gab es noch in der Bornheimer Heide einen Eichenbestand, welcher erst zu Ende der Siebziger Jahre ausgerodet wurde (Kriegk's Frankfurt, S. 36—40, und Derselbe, Archiv, I. S. 3 f.; Mittheilungen, III. S. 118, 143, 144, 184, 185 und 253—258; Frankf. Conv.-Bl. 1861, S. 459, „Die Wege des Frankfurter Waldes" von Dr. Scharff, und die Anzeige vom 24. Sept. 1754 bei Belli, IV. S. 53).

Bei der Erwähnung des Tacitus (S. 10) schweben dessen Schilderungen der Germanen vor, wie: Lucos ac nemora consecrant deorumque nominibus appellant secretum illud, quod sola reverentia vident, und: Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit (Germania, cap. IX et XVI).

174. In den Wäldern seiner Heimath begann Goethe das später im Leben so viel und lange geübte Zeichnen nach der Natur (S. 11—14; vergl. Thl. I. S. 108).

Zwischen den Worten S. 12, daß er die Gegenstände nur im Ganzen gefaßt, und der Stelle S. 13 unten, daß es ihn wieder ins Enge gezogen, hat man einen Widerspruch

finden wollen. Aber schon an der ersten Stelle hebt der Erzähler hervor, daß, obgleich ihm die Fähigkeit fürs Einzelne versagt gewesen, ihm doch keine andre Art, sich zeichnerisch zu äußern, übrig geblieben sei. Zu den Worten von Kindheit auf zwischen Malern gelebt (S. 11) vergl. Thl. I, Anm. 34 u. 74.

Die Stelle (S. 12) von der an die gewöhnlichsten Kräuter und Blumen sich heftenden Erinnerung führen die spätern Verse (Werke, Bd. II. S. 437) weiter aus:

Dem Scheidenden ist jede Gabe werth,
Ein dürres Blatt, ein Moos, ein Steinchen aus der Quelle,
Daß er des Freunds gedenke, jener Stelle,
Wohin er ewig hin und hin begehrt;
Ein Zeuge bleibt's, wie sinnig sie gewandelt.
So wird ein Nichts zum höchsten Schatz verwandelt.

175. Die Erzählung S. 13, 14 u. 23 von den geselligen Wanderungen, Reisen, Streif- und Lustpartien bezieht sich gleich der von den Wasserfahrten (Thl. I. S. 164) nicht nur auf die Jahre, wo wir ihr begegnen, begreift vielmehr die ganze Knaben- und erste Jünglingszeit des Dichters. Als Theilnehmer an diesen Fahrten wird nur Horn namentlich hervorgehoben (S. 23).

Die erwähnte größere Rundreise umfaßte den Taunus mit Kronberg (s. Textrev.), das Rheingau-Gebirge mit Langenschwalbach und Burg Schwalbach und das Rheinthal zwischen Bingen und Mainz. Der hier von Goethe gezeichnete Drusenstein ist das, nach den Adlern (aquilae) auf dem Friese des Postaments Eigelstein genannte, thurmartige Kenotaphium des Drusus. Dieses Denkmal ist jetzt zugänglicher. Wir lesen in einer neuern Beschreibung: „Das üppige ‚Gartenfeld' links lassend, wenden wir uns nach dem von Spaziergängern wimmelnden, außen um die thurmhohen und thurmtiefen Festungswälle und -Gräben sich hinziehenden parkartigen ‚Verschönerungswege'. — Dort links über den hohen Wällen ragt aus vier Bastionen der Citadelle der historisch merkwürdige ‚Eigelstein' (Adlerstein) hervor, eine aus Gußmauer bestehende, einst mit Quadersteinen bekleidete, dicke, thurmähnliche Steinmasse, auf der man eine ähnlich schöne Aussicht genießt wie auf dem Petersthurme. Jener Steinkoloß bildet ein Denkmal, welches in den Jahren 9 bis 7 v. Chr. dem durch einen Sturz

vom Pferde getödteten Feldherrn Drusus von der zweiten und vierzehnten Legion errichtet ward" (Frankf. Didaskalia. 1874. Nr. 128).

Die alte sprichwörtliche, ausreimende Verbindung *weit und breit* braucht Goethe gern, sowol adverbial als adjektivisch wie hier S. 13, Z. 4 v. u.; zahlreiche Beispiele aus ältern Quellen bei Grimm unter „breit", in Wander's Sprichw.-Lexikon und im Archiv f. d. Studium der neuern Sprachen u. Lit. von Herrig, Bd. LI. 2. S. 210, 1873, in dem Aufsatze „Die sprichwörtlichen Formeln der deutschen Sprache" von Karl Schulze. Vergl. das seltenere *lang und weit* S. 15, Z. 3 v. o. an Stelle des für Zeitverhältnisse nicht brauchbaren „lang und breit".

176. Mit der Schilderung der *Kornelia Goethe* hier (S. 14 bis 18) ist die spätere im 18. Buch (Thl. IV) zu verbinden, sowie eine mit der ersten beinah gleichzeitige Aeußerung Goethe's vom 20. Oktober 1811. Er schreibt nämlich an diesem Tage an Nicolovius nach dem Tode von dessen Gattin, Korneliens ältesten Tochter Louise: „Wenn sie bei so viel liebenswürdigen und edlen Eigenschaften mit der Welt nicht einig werden konnte, so erinnert sie mich an ihre Mutter, deren *tiefe und zarte Natur, deren über ihr Geschlecht erhabener Geist* sie nicht vor einem gewissen Unmuth mit ihrer jedesmaligen Umgebung schützen konnte. Obgleich in der letzten Zeit [ihres Lebens] fern von ihr und nur durch einen seltenen Briefwechsel mit ihr verbunden, fühlte ich doch diesen ihren *der Welt kaum angehörigen Zustand* sehr lebhaft, und ich schöpfte daraus bei ihrem Scheiden zunächst einige Beruhigung" (Nicolovius' Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius. 1841, S. 201 u. 202; Düntzer, Frauenbilder, S. 205, u. Heyden, Gallerie, S. 81 flgde.).

In den späteren Anmerkungen namentlich zum 8., 12. u. 18. Buch ist weiter von ihr die Rede. Bei dem S. 14 von *unserer häuslichen Lage* Gesagten ist daran zu erinnern, daß der Altersunterschied zwischen den Ehegatten 21 Jahre ausmachte, während Tochter und Sohn der Mutter im Alter näher standen.

Wann Goethe seine so früh verstorbene Schwester *darzustellen unternommen* (S. 15), läßt sich nicht bestimmen. Vielleicht hat man an die erste Zeit nach ihrem Tode, 1777, und an die in dies Jahr fallenden Anfänge von „Wilhelm Meister" zu denken. Von den *Richardson'schen Romanen*, welche die Schwester selbst vorzüglich liebte, kommen der „Grandison" und besonders die so unendlich

detaillirte „Clarissa" in Betracht (The hystory of Clarissa Harlowe in a series of letters. 1748.8 Vols.). In einer solchen Darstellung hätte Goethe ihren Charakter in Handlungen, in einer Zeitfolge schildern können, nach dem von Lessing im „Laokoon" (XVII) zuerst hervorgehobenen „Homerischen Kunstgriffe, das Coexistirende körperlicher Gegenstände in ein wirkliches Successives zu verwandeln." Denn, sagt Goethe (S. 15), die Quelle kann nur gedacht werden, insofern sie fließt. Auf diesen, sonst in „Dichtung und Wahrheit" vorzugsweise angewandten „Kunstgriff" verzichtet Goethe zunächst in der folgenden schönen Schilderung seiner Schwester. Der magische Spiegel (S. 16) ist der im „Faust" vorkommende Zauberspiegel oder schaffende Spiegel (Werke, Bd. XII. S. 78 u. 154).

Die stark gewölbte Stirn seiner Schwester, welche Goethe in der spätern Beschreibung des 18. Buchs noch mehr hervorhebt als hier, verunstaltet das Gesicht in ihrem, Jahn's Buche „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde" beigegebenen Bildnisse, welches nach einer von ihrem Bruder auf den Rand eines Korrekturbogens seines „Götz", also frühestens 1773, mit Bleistift flüchtig hingeworfenen Zeichnung lithographirt ist (s. das. S. 50 und 272). Merck nannte sie gleichwol, als er sie im Jahre 1772 zuerst sah, „une jolie personne", und an dies Urtheil wird man gut thun sich hinsichtlich des Gesammteindrucks ihrer Erscheinung zu halten, den Rath befolgend, welchen sie selbst am 12. Januar 1773 an Lotte Buff zu Wetzlar in Betreff ihrer Silhouette ertheilte, „daß sie sich nicht an der Stirne scandalisiren solle" (Merck's Briefe., III. 23, und „Goethe und Werther", S. 126).

Daß man sich im Spiegel mit Wohlwollen und also auch mit Wohlgefallen erblicken müsse (S. 16), deutet Goethe auch sonst wiederholt an; vergl. die Verse der ersten Epistel v. J. 1794: „wie Jeder sein Antlitz, Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge", die Stelle in Prosa in den „Wanderjahren" (I. 7) von dem Menschen, der „behaglich vor dem Spiegelglas mit sich beschäftigt ist" (Werke, Bd. II. S. 130, u. Bd. XVIII. S. 94) u. a. m.

177. Die angenehme Gesellschaft (S. 17), welche sich um Kornelia versammelt hatte und die insofern auch für ihren Bruder von Wichtigkeit war, als er in ihr die Leichtigkeit des Umgangs und zugleich das Bedürfniß eines rein geselligen Verkehrs mit dem andern Geschlechte für sein ganzes Leben

sich aneignete, ist uns in ihren einzelnen Mitgliedern nicht unbekannt, besonders wenn man, was Goethe hier von den Jahren 1764 und 1765, namentlich vom Sommer 1765 erzählt, als nur anläßlich dieses Zeitpunkts erzählt auffaßt und deshalb Einzelnes auch, oder sogar allein, auf die spätere Frankfurter Zeit, insbesondere auf die Jahre 1769 und 1773 bezieht.

Von Korneliens Freundinnen nennen wir hier:

a. Charitas Meixner, spätere Frau Schuler, Tochter eines begüterten Wormser Kaufmanns und durch ihre Mutter, eine geborne Moritz, mit der oben zu Anfang des Vierten Buchs erwähnten Familie dieses Namens nah verwandt (s. Anm. 96). Diese besuchte sie in Frankfurt und kam dadurch in das Goethische Haus. Sie war nur einige Monate älter als Kornelie. Beide verheiratheten sich später in demselben Jahre 1773, um beide schon 1777 im Kindbett zu sterben.

Nach Goethe's Ausdrücken in einem von Leipzig aus an Charitas' Verwandten, Trapp zu Worms, gerichteten Briefe vom 2. Juni 1766 muß er sie in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, mit großer Zärtlichkeit geliebt haben. Er schreibt: O vous savez trop que Wormbs me tient au coeur. Vous connaissez ma passion pour la belle Charitas, que vous l'avez crue le plus fort motif de m'amener à vous écrire, de me faire entendre des nouvelles qui touchent de plus près votre charmante nièce, und im Stil der französischen Tragödie:

Ecrivez-moi! Que fait l'enfant autant aimé?
Se souvient-il de moi? Ou m'a-t-il oublié?
Ah, ne me cachez rien, qu'il m'élève ou m'accable,
Un poignard de sa main me serait agréable!

(„Goethe und Charitas Meixner" von J. Hohenreuther in Prutz' Deutschem Museum. 1858. Nr. 13 u. 1859. Nr. 20; das metrische Fragment schon vorher in Merck's Briefs., III. S. 13, und danach bei Jahn, Leipz. Briefe, S. 102).

b. Die drei Schwestern Gerock, Charlotte, Antoinette und Katharina, Töchter des Kaufmanns Gerock am Markt, auch Goethe's intimste Freundinnen, namentlich Antoinette, in welcher man lange das Urbild von Mignon zu erblicken glaubte. Eine der Schwestern leistete Kornelien auch nach ihrer Verheirathung in Emmendingen Gesellschaft (Düntzer, Frauenbilder, S. 140, 162, 199).

c. Die Schwestern Krespel, Katharina und Franziska, die Erstere nur neun Tage älter als Goethe und seine Milchschwester, die Zweite drei Jahre jünger, Töchter des aus Flandern gebür-

tigen katholischen Juwelenhändlers Krespel. In seinem Hause entstand Goethe's Gedicht: „Ein theures Büchlein siehst Du hier" (Werke, Bd. III. S. 41), und unter der darin genannten „Jungfrau lieb" und „Jungfrauen Flor" ist die ältere Schwester zu verstehn, der seitdem der Scherzname „Jungfernflor" im engern Kreise verblieb. Der Zweiten, Fränzchen, scheint Goethe später näher gestanden und als Student aus Straßburg Briefe gesandt zu haben. Mit Beiden war er durch ihren ihm nah befreundeten Bruder Bernhard verbunden (Anm. 179; Belli-G., Leben, IV. 132, und Düntzer, a. a. O. S. 5 u. 140).

178. Die Erzählung von dem kleinen Liebeshandel Korneliens mit einem jungen Engländer aus der Pfeil'schen Pension (S. 17 u. 18; vergl. Thl. I. S. 112 und Anm. 101) dürfte in eine spätere Zeit zu verlegen sein. Kornelie war im Sommer 1765 erst vierzehn Jahre alt, und so wenig sie schon im Herbst 1763 als zwölfjähriges Kind Bälle besucht haben wird (Thl. I. S. 165), so wenig hätte zwei Jahre später ihre Theilnahme an den regelmäßigen, von Goethe geschilderten Landpartien sich mit der strengen Ordnung ihres väterlichen Hauses vereinigen lassen. Diese Schilderung beruht unzweifelhaft in allem Wesentlichen auf wirklichen Vorfällen, nur ereigneten sie sich später oder doch nicht alle gleichzeitig. An sich sollen auch jene frühen Liebschaften nicht geleugnet werden. Wie Goethe einmal in einem Briefe an Kestner zu Weihnachten 1772 von ungefährlichen Liebesbriefen bemerkt, daß seine Schwester „von ihrer Jugend her auch noch dergleichen besitze" (Goethe u. Werther, S. 115), so bestätigen Korneliens, für die Kenntniß ihres Wesens und des Lebens im elterlichen Hause äußerst lehrreichen tagebuchartigen Briefe an ihre spätere Freundin Katharina Fabricius aus den Jahren 1767 bis 1769 die von Goethe hier gegebenen Andeutungen. Korneliens Freund hieß danach Harry, aber die Bekanntschaft fällt erst in den Herbst 1768, in ihr achtzehntes Lebensjahr. Zwar hatte sie schon vorher und zwar während der Anwesenheit von Charitas Meixner in Frankfurt einen, von ihr Mylord genannten Engländer kennen gelernt; da sie ihn aber importun nennt, so ist, der Uebereinstimmung der Zeit unerachtet, zweifelhaft, ob man darunter den von Goethe gemeinten Engländer zu denken hat. Sie schreibt im Herbste 1768 von ihrem Freunde, nachdem sie ihre Vorliebe für seine Landsleute mit den Worten bekannt: Je suis extrêmement portée pour ces gens-là, ils sont si

aimables et si sérieux en même temps — ein Zug, der mit Goethe's Schilderung harmonirt —: Jl y a ici un jeune Anglais que j'admire beaucoup; ne craignez rien, mon enfant, ce n'est pas de l'amour, c'est une pure estime que je lui porte à cause de ses belles qualités; ce n'est pas ce mylord dont Mlle. Meixner vous aura parlé sans doute, c'est un import.... st st! il est aussi Anglais, et n'aimè-je pas toute la nation à cause de mon seul aimable Harry? Si vous le vissiez seulement, une physionomie si ouverte et si douce, quoiqu'avec un air spirituel et vif. Ses manières sont si obligeantes et si polies, il a un tour d'esprit admirable; enfin c'est le plus charmant jeune homme que j'aie jamais vu (Jahn, Leipz. Briefe, S. 256 u. 257).

179. Aehnlich verhält es sich mit der Kapuzinade S. 19 u. 20. Der von Goethe mit unverkennbaren Zügen geschilderte Sprecher war nach Düntzer's Ermittlung (Frauenbilder, S. 138 ff.) der Rath Bernhard Krespel. Nur ihn kann Goethe bei jener Rede vor Augen gehabt haben: ob dieselbe aber oder eine ähnliche schon damals wirklich gehalten worden, ist mindestens ungewiß. Im Sommer 1765 zählte Krespel erst achtzehn Jahre, während ihm Goethe deren etwa zweiundzwanzig giebt (S. 22). Düntzer hat ferner nach handschriftlichen Familiennachrichten festgestellt, daß Krespel vom April 1764 bis in den Spätsommer 1765 sich in Paris aufhielt. Erst im August dieses Jahres war er nach Frankfurt zurückgekehrt; seine Betheiligung an den Lustpartien seiner dortigen Freunde könnte daher nur für die letzten vier Wochen vor Abgang Goethe's nach Leipzig angenommen werden, obwohl Dieser sie in den Anfang des Sommers setzt (S. 21 unten). Der September wäre zwar als die geeignetste Zeit für jene geselligen Ausflüge anzusehn, widersprüche nicht die ganze Darstellung bei Goethe, wonach man einen schon ältern und erfahrenern Mann anzunehmen hat und nicht einen Jüngling, der eben die Schule verläßt, um die Universität zu beziehn. Sonst sind alle von Goethe angegebenen Merkmale vorhanden. Krespel war katholisch, ausgebildet in geistlichen Instituten zu Bruchsal, welches damals zum Bisthum Speyer gehörte, zu Pont-à-Mousson, Metz und Paris, daher früh in den Besitz einer Welt- und Menschenkenntniß gelangt, welche im Verhältniß zu seinen in Frankfurt's Mauern verbliebenen Jugendfreunden groß genannt werden konnte (S. 22), und selbst die frühe Glatze (S. 20) ist

insofern authentisch, als er in Folge eines unglücklichen Zufalls auf dem Scheitel von Jugend auf eine haarfreie Stelle hatte (Düntzer, a. a. O. S. 139, und Stricker, Beziehungen, S. 53). Er gehörte zu Goethe's, der Frau Rath und auch der Maxe Brentano nächsten und treusten Freunden, auf den wir noch später zurückkommen. In dem oben Anm. 177c angeführten Gedichte ist er als „von der Post der große Dieb" verewigt.

Für das hier und zu Ende des Funfzehnten Buchs erzählte Ausloosen von Braut- und Gattenpaaren finden sich auch andre urkundliche Andeutungen. So gedenkt Kornelie einmal einer Heirathspredigt, welche der auch Goethen wohlbekannte Jurist Kölbele, ein alter Junggeselle, im Sommer 1767 gehalten. In diesem und in dem folgenden Sommer gehörte er zu dem Kreise junger Männer und Mädchen, in welchem Kornelie sich bewegte. Sie schreibt am 28. Juli 1768 an ihre Wormser Freundin: Je ne vous ai pas encore appris, que je bois les eaux à l'allée; nous avons là une compagnie tout-à-fait charmante de dames et de chapeaux, dont le plus aimable [ironisch] est Mr. le docteur Kölbele que vous connaissez par son oration [oraison] de mariage qu'il tient [tint] une fois en votre présence où il nous compara, nous autres femmes, à des poulets (Jahn, a. a. O. S. 241). Auch Goethe's Concerto dramatico vom Winter 1772 oder 1773 enthält eine Anspielung auf das Mariagespiel (Werke, Bd. V. S. 242, V. 1—4), und zur selben Zeit, im Januar und Februar 1773, schreibt er an Kestner bei Erwähnung eines Mädchens, das er von Herzen lieb habe: „Ich heiße sie indessen mein liebes Weibchen; denn neulich, als sie in Gesellschaft um uns Junggesellen würfelten, fiel ich ihr zu" (Goethe und Werther, S. 130 u. 138).

Das Salomonische Alles hat seine Zeit (S. 19) benutzte Goethe damals gern zu Priameln (s. Werke, Bd. III. S. 197, u. Bd. V. S. 246). — Der Ausdruck Antistes, Vorsteher, ist hier (S. 21) in der, besonders bei den schweizer Reformirten üblichen Bedeutung als geistlicher Vorstand zu nehmen, womit die Meßformel (ebenda) als Zeichen der Entlassung der Gemeinde harmonirt.

180. In den Briefen, welche Goethe von Leipzig an seine Freunde richtete, klingt das frohe gesellige Leben der letzten Frankfurter Zeit noch nach. Noch in dem Briefe an Riese vom 28. April 1766 klagt er über „allen Mangel des gesellschaftlichen

Lebens. Ich seufze nach meinen Freunden und meinen Mädchen"; ebenso sehnt er sich in dem vom 30. Oktober 1765 nach dem „besten Trauerspiel-Mädchen", dem Mädchen, „der ich allein, Freund, zu gefallen wünschte", und bittet im folgenden vom 6. November: „Die Mädchen meiner Stadt und Kehren sollt Ihr grüßen" (Jahn, Leipz. Briefe, S. 59, 61, 62). Ein Theil dieser Mädchen ist oben in Anm. 177 genannt. Von Frankfurter Jugendfreunden gehören in diesen Kreis hauptsächlich:

a. Horn (S. 23), der spätere Kriegszeugschreiber (Mitth., I. S. 152), nicht zu verwechseln mit dem Kanzlei-Ingrossisten gleichen Namens (Anm. 138); er folgte Goethen ein halbes Jahr später auf die Universität Leipzig nach. Die Schilderung S. 22 und 23 bestätigen die Nachrichten, welche wir sonst von ihm besitzen. Denn auch in Leipzig spielte er immer die lustige Person, wie er selbst an Käthchen Schönkopf schreibt (Jahn, Leipz. Briefe, S. 84 u. 85), und den Harlekin (s. oben S. 84) und verstand durch gute Laune und allerlei Talente, namentlich als Dichter, Schauspieler, Sänger und Tänzer den Kreis zu beleben. Auch auf seine Kunst zu tranchiren spielt er gelegentlich an. Selbst seine krummen Beine (S. 23) sind nicht Goethe's Erfindung: sie waren die Zielscheibe der Leipziger Neckereien. Horn schreibt selbst: „Auf der Reise [von Leipzig nach Frankfurt] wäre ich bald unglücklich gewesen; denn meine krummen Beine, wie die Mamsell spricht [Käthchen Schönkopf], hatten sich so mit den Andräischen verwickelt" u. s. w., und Goethe: „Unglücklicher Horn! Er hat sich immer so viel auf seine Waden eingebildet" (Jahn, a. a. O. S. 26 u. 82). Noch am 11. April 1829 zeigte Goethe an Eckermann zwei Briefe, die er aus Straßburg an Horn geschrieben hatte (Gespräche, II. S. 136).

b. Riese, später Kastenschreiber zu Frankfurt (Verwalter der städtischen Armenkasse), dem Goethe von Leipzig aus nach Marburg, wo Riese studirte, fleißig Briefe sandte und lebenslängliche Freundschaft bewahrte. In dem oben (Anm. 177c) angeführten Gedichte heißt Riese als Kirchhofsverwalter „von der Kirche der große Dieb". Bei seinen Besuchen in der Vaterstadt 1814 und 1815 sah Goethe ihn wieder, und damals beschenkte er ihn mit einem Exemplare von „Hermann und Dorothea". Außer den Studentenbriefen bei Jahn (a. a. O. S. 55—64, nach H. König's Mittheilung in Lewald's „Europa") sind noch zwei spätere Briefe Goethe's an Riese vom 14. Juli 1783 und vom 14. Februar 1814 durch Classen veröffentlicht (Mittheilungen,

I. S. 136—140, u. S. 211. Nr. 4. 1860; s. auch „Sulpiz Boisserée", I. S. 271, und die Schrift: Dem Herrn J. J. Riese bei seiner 50jähr. Amts-Jubelfeier gereicht. Frankf. a. M. 1823).

c. Die beiden Brüder Moors (s. Thl. I, Anm. 48 u. 51). An Max M. richtete Goethe in dieser Zeit, um nicht „vergessen" zu werden, die in den Werken (Bd. III. S. 313) abgedruckten Stammbuchverse vom 28. August 1765 und korrespondirte wie auch Horn von Leipzig aus mit dessen zu Göttingen studirendem jüngern Bruder Ludwig. Später als junge Advokaten überboten sich Goethe und Max Moors in übermüthigen Prozeßschriften, deren Sprache ihnen gegenseitig zum Scherze gereicht haben wird (O. Jahn in d. Allg. Monatsschr. f. Wiss. u. Lit. Braunschw. 1854, Januar S. 5, u. Kriegk's Deutsche Kulturbilder, 1874, S. 270 flgde.).

Dazu kamen der bereits genannte Krespel (Anm. 177c u. 179), ebenso Schweitzer (Anm. 168), dem Goethe, nach einer Unterhaltung aus dem Jahre 1772 zu urtheilen (Goethe u. Werther, S. 47), später entfremdet wurde, Max von Lersner (Anm. 105), Kehr, wiederholt in den Leipziger Briefen genannt (Jahn, S. 61 u. 64), von dem wir aber nichts Näheres wissen, vielleicht auch schon damals der junge Passavant, 1775 Goethe's Reisebegleiter in der Schweiz, der spätere Advokat Seyfried, sein „Landsmann und Freund" (Reichard's Th.-Kal. 1783, S. 76), ferner die jüngeren Olenschlager, von Reineck und Hüsgen (Anm. 125, 126 u. 128), der „alte Schulkamerad" Nikolaus Schmidt, späterer Forstmeister, den Goethe 1814 und 1815 wiedersah und in letzterm Jahre zu einer Hochzeit auf dem Forsthause bei Frankfurt begleitete (Boisserée, I. S. 261 u. 271) u. A. m., endlich einige Freunde aus der Nachbarschaft. Zu diesen ist Buri (Anm. 168) zu zählen, den Goethe im Juli 1774 in Neuwied besuchte und mit seinen neuesten Gedichten bekannt machte, wie sein Brief an Frau von La Roche vom 26. Juli des folgenden Jahres ergiebt, ferner Trapp in Worms, der Vetter der Charitas (Anm. 177a), und der noch nicht näher ermittelte, bereits in Anm. 135 genannte Müller. In ihm möchten wir den Aufseher und Freund vermuthen, mit welchem sich Goethe über Gretchens Verlust im Dickicht der Wälder philosophirend tröstete. Müller, so schreibt er aus Leipzig nach Worms an Trapp:

Müller! je suis fâché de ce malicieux,
Ce n'est plus cet ami si tendre en ses adieux,
Qui m'aimant autrefois, relevait ma faiblesse,
Se joignait à ma joie et chassa ma tristesse.

Und Kornelie berichtet 1769 an ihre Wormser Freundin, daß ihr Bruder sich mit seinem Freunde Müller nicht mehr so gut stehe wie früher; ihre Grundsätze seien zu verschieden; denn die Philosophie ihres Bruders gründe sich auf Erfahrung, die seinige nur auf Lektüre. Auch habe er sich bei der Krankheit des Bruders recht kalt benommen, und sie sehe nun wohl ein, daß seine Prinzipien für das praktische Leben und die Welt nicht passen (Jahn, a. a. O. S. 279). Erinnern diese Aeußerungen nicht an Goethe's Worte oben S. 9 über die theoretische Unzulänglichkeit seines philosophirenden Freundes?

Müller muß nach beiden Briefstellen Beziehungen sowol zu Worms gehabt haben, wohin die Bekanntschaft mit Trapp und der Charitas deutet, als nach Frankfurt, woselbst er sich der letzten Briefstelle zufolge aufhielt.

Goethe selbst hatte vor dem Abgange nach Leipzig Charitas' väterliches Haus zu Worms besucht und vielleicht die S. 13 geschilderte Tour von Mainz aus so weit ausgedehnt, und ebenso mußte die Verbindung mit Buri manche Ausflüge in die Nachbarschaft veranlassen.

Ueberblickt man diese Jugendfreundschaften Goethe's — Klingern trat er erst später nah —, so wird deutlich, daß keine einzige für seine Entwicklung von Bedeutung sein konnte. Er theilte mit den Genossen die Freuden der Jugend und betrieb mit ihnen, als Vorbereitung zur ersehnten Universität, auf dem Fechtboden das Rappier-Gerassel und auf der Reitbahn die equestrischen Künste (Anm. 117). Seine Ueberlegenheit tritt in manchen unfreiwilligen Zeugnissen hervor, wie wenn Max Moors nach dem Briefe der Frau Rath vom 17. November 1786 (Keil, S. 255) gemeint, die Andern seien nur wie seine Lakaien gewesen, oder Horn von ihm an Dessen Bruder aus Leipzig schreibt: „Er ist mehr Philosoph und Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Partie nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann" (Allg. Monatsschr., s. S. 250).

Gewiß schöpfte Jördens aus guter Quelle, als er schon 1807 in dem Lebensabrisse Goethe's schrieb: „Sein lebhafter und aufgeweckter Geist machte ihn zum Liebling und Orakel seiner Mitschüler, doch suchte er allemal mehr die unterrichtende Gesellschaft älterer Personen" (Jördens, II. S. 164).

Den Umgang mit Letzteren, den Goethe im Vierten Buche

geschildert, haben wir uns vorzüglich in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, zu denken, namentlich den mit dem Schöff Olenschlager, der grade in dieser sein Werk über die Goldne Bulle ausarbeitete. Auch mit den Gebrüdern Schlosser, wenigstens mit dem jüngern, der ihn im nächsten Jahre zu Leipzig aufsuchte, und mit dem schon älteren Juristen Kölbele (Anm. 129 u. 179), dessen großen Füßen er in dem ersten Briefe an Riese die Gottsched's vergleicht (Jahn, a. a. O. S. 60), müssen wir ihn uns schon damals bekannt vorstellen. In seinen Schriften tritt Kölbele als Gegner von Daries und Mendelssohn und als Anhänger Lavater's auf, wie wir nach Meusel hier beiläufig erwähnen.

181. Horn war zugleich Dichter. In seine Briefe liebte er, gleich seinem Freunde, Verse einzustreuen, z. B. die für Beide charakteristischen Alexandriner in dem Briefe an Ludwig Moors vom 12. August 1766 (s. die S. 250 citirte Allg. Monatsschr.):

„Man mag Amphion sein und Feld und Wald bezwingen,
Nur keinen Goethe nicht kann man zur Klugheit bringen" —

und ebenso dichtete er Letzteres „Parodie auf Clodius" um.

Das komische Heldengedicht, damals an der Tagesordnung (S. 23), war eine für Horn's Naturell besonders passende Gattung.

Pope's Lockenraub, nach ältern Mustern, Tassoni und Boileau (Das Pult), wurde gleich Butler's „Hudibras" der Ausgangspunkt für diese Dichtungen, nachdem Frau Gottsched ihn in Alexandrinern übersetzt hatte (Herrn Alexander Popens Lockenraub, ein scherzhaftes Heldengedicht, aus dem Englischen in Deutsche Verse übersetzt von L. A. V. Gottschedinn geb. Kulmus, Leipzig 1744). Die Gottsched'sche Schule pflegte diese dem Idealen abgewandte Richtung mit Vorliebe. Außer dem Renommisten v. J. 1744 (S. 24) und den andern Epopöen Zachariä's, dem „Sieg des Liebesgotts" von Uz (1753; s. Lessing, Lachmann'sche Ausg., Bd. III. S. 384) und Löwen's „Walpurgisnacht" (1756), bereits mit Faust, sind als Nachahmungen des „Lockenraubs" besonders des von Lessing in den Literaturbriefen gegeißelten Dusch verschollene Dichtungen dieser Art, Das Toppé (1751) und Der Schooßhund (1756), des Gottschedianers Triller historische Epopöe Der sächsische Prinzenraub (1743) und der schon oben (Anm. 67) angeführte Wurmsamen (1751) zu nennen. Heute lesen wir von allen diesen Stücken kaum eines und etwa nur

noch Kortum's „Jobsiade" (1799), einen späten Ausläufer jener parodistischen Richtung.

Horn's Heldengedicht nun, eine Nachahmung dieser Nachahmungen, muß als auf eine wahre Geschichte gegründet (S. 24) eine örtliche Beziehung gehabt haben. Da die Schlimme Gasse (Thl. I. S. 48 u. 277), ein beliebtes Geisterrevier wie in Goethe's Märchen, auch die Stelle war, wo man in Frankfurt herkömmlich das Schlittenrecht ausübte, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Geister Horn's Helden grade hier gefoppt haben. Wir berufen uns auf Frau Belli's anschauliche Erzählung: „Bei allen Schlittenfahrten richtete es der Zugführer so ein, zuletzt von der Zeil hinter die Schlimme Mauer zu lenken; dort ward still gehalten, die Vorreiter zügelten die Pferde, alle Herren verließen die Schlitten, um jede Dame zu küssen" (Erinnerungen, S. 170).

182. Von den juristischen und allgemein wissenschaftlichen Werken, welche Goethe damals studirte, sind Hoppe's Institutionen (S. 24) bereits im Ersten Theile (Anm. 115) angeführt.

Gesner (nicht Geßner, auch nach Jahn's „Aus der Alterthumswissenschaft"), der berühmte Göttinger Philologe, noch lange in der Schulwelt wirksam geblieben durch seine lateinischen und griechischen Chrestomathien, war damals erst eben verstorben. Sein von Goethe benanntes Hauptwerk, die Primae lineae isagoges in eruditionem universalem (Göttingen 1756 und vermehrt 1760), hat später Heyne neu aufgelegt.

Morhof gehörte dagegen noch dem 17ten Jahrhundert an, bahnbrechend für das Studium der Literaturgeschichte durch seinen „Polyhistor" (Lübeck 1688, 4. A. 1747). Goethe schöpfte hiernach aus den damals besten Quellen. Dazu kam dann, im Anschluß an die oben S. 8 und 9 (Anm. 170) erwähnten Studien, des großen Skeptikers Bayle philosophisches Wörterbuch (Dictionnaire historique et critique, Rotterdam 1697 und vermehrt 1702; später besonders Amsterdam 1740), durch den er zuerst Näheres von Spinoza erfahren sollte. Auch einige der früher im Ersten Theil erwähnten historischen Schriften, sowie das Theatrum Europaeum, welches mit andern Büchern der väterlichen Bibliothek Bd. XVII. S. 522 der Werke genannt ist, und Anson's Reise (Thl. I. S. 30) sind hieher zu ziehen.

Wegen Grotius' übermüthiger Aeußerung (S. 25)

vergl. Anm. 88 und die dort angeführte „Zahme Xenie". Nach Jöcher legte Grotius selten den Terenz aus der Hand.

Das, was dem Menschen gemäß ist (S. 25), erklärt Goethe im Elften Buch eben als das Rechte (vergl. die Anmerkungen daselbst).

Lehr' und Leben sind S. 24, Zeile 3 v. u., und S. 25, Zeile 9 u. 8 v. u. formelhaft gebraucht.

183. Zu dem, was Goethe hier (S. 26) Nachtheiliges von der Verfassung und dem Parteiwesen seiner Vaterstadt anführt, enthalten die verschiedenen einschlägigen Schriften Kriegk's zahlreiche Belege; wir verweisen deshalb auf einzelne Abschnitte seiner „Deutschen Kulturbilder", z. B. Nr. 3 „Bestechlichkeit im Deutschen Reiche", und besonders auf die Schilderung des ganz in Goethe's Jugendzeit fallenden, die heimlichen Gebrechen der Republik bloßlegenden und den Verdruß rechtschaffener Männer herausfordernden, so überaus anstößigen Lebens des Rathsherrn Erasmus Senckenberg (Kriegk, Die Brüder Senckenberg, S. 36 bis 212). Die Erstarrung des öffentlichen Lebens in Frankfurt, aus welcher die Vereinsamung seines Vaters (S. 26) hervorging, kennzeichnet eine Aeußerung Goethe's, welche mit ein paar Worten seine spätere Abwendung von der Heimath und das Bedürfniß eines andern Lebens aufs Tiefste begründet; es ist die Briefstelle vom 7. Dezember 1777 aus Klausthal: „Seltsame Empfindung, aus der Reichsstadt, die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo vom unterirdischen Segen die Bergstädte fröhlich nachwachsen" (Briefe an Frau v. Stein, I. S. 134).

184. Ich warf in Gedanken die juristischen Studien weg (S. 26); Aeußerungen wie diese bestätigen die erhaltenen Briefe an Riese, an den Goethe aus Leipzig (28. April 1766) die auf die letzte Frankfurter Zeit bezüglichen Verse (Werke, Bd. III. S. 132) richtete:

„Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich Die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligthume weihten,
Und nicht der Musen sanften Lockungen" —

Ebenso hatte er sich am 28. August 1765 in Max Moors' Stammbuch als „der schönen Wissenschaften Liebhaber" eingetragen.

Die dichterischen Uebungen beschäftigten Goethe in jener Zeit viel mehr, als hier (S. 26) hervortritt. Ein Dokument des Jahres 1765 ist die seinen Werken nicht zur Unzierde gereichende Ode „Ueber die Höllenfahrt Christi" (vergl. Thl. I. S. 133 u. Anm. 111), welche nach seiner eigenen Annahme bei Eckermann (Gespr., I. 245) der Anregung des Fräuleins von Klettenberg, der Freundin seiner Mutter, ihre Entstehung verdankte. Ebenso fallen mehrere der untergegangenen Stücke, welche das biographische Schema vom Jahr 1761 (Thl. I. S. 298) anführt, in diese Zeit; der zweite Brief an Riese erwähnt das zu Frankfurt angefangene und bis zum 5. Akt in Alexandrinern ausgearbeitete Trauerspiel Belsazar (Jahn, Leipz. Br., S. 59, und v. Biedermann, I. S. 118), dessen Schluß in jambischen Fünffüßern nach des großen Schlegel angeblichem und Weiße's wirklichem Vorgange geschrieben werden sollte, wie auch Klopstock in seinem neuesten Trauerspiele Salomo (biogr. Schema v. J. 1764, Thl. I. S. 346) mit fünf- und sechsfüßigen Versen abgewechselt hatte. In jenem Schema (v. J. 1763) nennt er sich sonst ungeheuer zurück in der Dichtkunst, indem ihm Lessing und die neuere Kritik unbekannt geblieben waren und erst in Leipzig „schnell der Nebel von seinen Augen sank" (letzte Epistel an Riese). Aber jene Ode und die leicht hingeworfenen poetischen Episteln an den Letztern setzen eine schon lange Uebung voraus, wie auch die Verse erkennen lassen:

Die Ohren gellten Dir gar manches Mal
Von meinen Versen wider —

und ebenso bestätigen Stellen daraus wie die folgende seine anfängliche Zufriedenheit (S. 26) mit diesen Versen:

— — Es klang von meiner Leyer zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.

185. Die großen Erwartungen des jungen Goethe erfüllten sich jedoch in Leipzig, wenigstens anfänglich, nicht. Er mußte vielmehr tüchtig Einstand geben (S. 27), wurde von Heimweh ergriffen, entbehrte den Frankfurter Umgang und fiel deshalb

in eine Schwermuth, der ihn erst Horn's Ankunft im April des folgenden Jahres entriß (Jahn, a. a. O. S. 62). Wie er sich in Frankfurt mit einem Gefangenen, die Stadt mit einem Kerker verglich (S. 27), ebenso sprach er wiederum dort in den Abschiedsgedichten an Behrisch (Werke, Bd. III. S. 34) von Mitgefangenen und von Kerkerriegeln, sich in jugendlicher Ungeduld aus dem gehaßten Lande wegsehnend.

Griesbach, der Theologe, hatte den ähnlichen Weg (S. 27) beschritten, insofern er bereits seit 1762 sich in Tübingen und Halle zu einer akademischen Stelle vorbereitete und hier neben seiner Hauptwissenschaft auch Philologie und Philosophie studirte (Koethe, Gedächtnißrede auf Griesbach. 1812. S. 31).

186. Michael (S. 28) fiel i. J. 1765 auf Sonntag den 29. September und die Leipziger Herbstmesse auf den folgenden Sonntag den 6. Oktober, während die Frankfurter vier Wochen früher am 9. September begonnen hatte (Kalender 1765, S. 47). In der zwischen beiden Sonntagen liegenden Woche waren die neununddreißig „gemeine teutsche Meilen" von dem einen Meßorte zum andern zurückzulegen, wohl nicht mit der wöchentlich vier Mal vom „Weißen Schwanen auf der Bockenheimer Gasse" abgehenden kaiserlichen Fahrpost, sondern in einer Lohnkutsche. Dem in einer solchen die Leipziger Messe besuchenden Buchhändler Fleischer, dem Verleger Olenschlager's, und seiner Gattin, einer Tochter des Gottschedianers Triller, Professors der Medizin zu Wittenberg, der früher in Frankfurt praktizirt, auch dort i. J. 1751 seine Frau verloren hatte (s. Jördens, V. S. 86; Lessing, Bd. VIII. S. 55, und Belli, Leben, III. 130), wurde der junge Goethe anvertraut, sorgsam eingewickelt in altmodische Garderobenstücke, wie später der junge Horn sich dem von der Leipziger Messe zurückkehrenden Frankfurter Buchhändler Andreä, dem Verleger Kölbele's, anschloß (Anm. 180a).

Die fast zwei Breitengrade durchmessende Reise (vom 49° 46' 33" zum 51° 19' 41") bewegte sich bis Eisenach auf der, jetzt durch die Vebra-Bahn ersetzten, großen Poststraße über Hanau, Gelnhausen, Saalmünster, Schlüchtern, Fulda, Hünfeld, Vacha; auf Eisenach folgten wie jetzt Gotha und Erfurt; dann aber bog die Straße links ab, und führte über Neumark, Buttelstedt, Auerstädt, Naumburg, Weißenfels und Rippach nach Leipzig (s. den „Sächsischen Cours" in den Kalendern jener

Jahre). Daher berührte Goethe weder auf der Hin- noch drei Jahre später auf der Rückreise den Ort, mit dem sein Name für immer verknüpft ist. Als er von dort aus zuerst im März 1776 wieder desselbigen Weges fuhr, gedachte er jener ersten Reise, besonders in Naumburg: „Wie anders, lieber Gott, wie anders, als ich vor zehn Jahren als ein kleiner eingewickelter, seltsamer Knabe in eben das Posthaus trat — wie viel hat nicht die Zeit durch den Kopf und das Herz müssen, und wie viel wohler, freier, besser ist mir's nicht" (s. die Briefe an Frau v. Stein aus Auerstädt v. 24. und aus Naumburg v. 25. März 1776).

In einer Zeit, wo die galanten Herrn selbst auf der Straße chapeau bas einhergingen, war der S. 29 erzählte Verstoß ebenso komisch als unverzeihlich; aber auch das Jahr der Abfassung dieser Erzählung lag noch weit ab von unsern Tagen, wo Reisende auch in Gastzimmern allgemein die Quäkersitte beobachten.

Das Wort Pandämonium (S. 29 oben) ist im Sinne Milton's (Verl. Par., V. 755 flgd. des I. Buchs) gebraucht:

„Daß sich der höchste Rath versammeln möge
Im Pandämonium, als dem hohen Sitz
Des Satans und der Seinen" (At pandemonium).

187. An die Griechen der Leipziger Messe (S. 30) erinnerte Goethe noch später (1820) in der Novelle „Wo steckt der Verräther?" Julie wünscht sich hier, „auf die Leipziger Messe, wo dergleichen [völlig nationell ausstaffirte Griechen] auf der Straße zu sehen wären" (Werke, Bd. XVIII. S. 103).

188. Nach der Einwohnerzahl stand Leipzig mit Goethe's Vaterstadt sich ziemlich gleich, indem dieselbe für letztere auf 33,600 Seelen, für Leipzig um nur etwa 3000 mehr berechnet wurde. Ebenso war Leipzig, obgleich weniger alterthümlich als Frankfurt, wie dieses von einer Festungsmauer mit Basteien, Gräben und einem Glacis umschlossen, und aus der innern Stadt führten lange gewölbte Thore in's Freie. Zu den Halbstädten ähnlichen, umbauten Hofräumen (S. 30) gehörte der durch „Faust" bekannte Auerbach's Hof, mit seinen reichen Läden damals der Sammelplatz der vornehmen Welt, Lipsia parva, wie ihn schon 1703 Fr. Taubmann in seinen

Sinnsprüchen genannt (s. Taubmanniana bei Goedeke, S. 514. Nr. 24, und v. Biedermann's Leipzig, I. S. 8 u. 9).

Die Große Feuerkugel (S. 30) lag zwischen dem Alten Neumarkt, jetzt Universitätsstraße, und dem Neuen Neumarkt, jetzt Neumarkt. Fleischer und Goethe, dieser nur außer der Meßzeit, bewohnten einige Zimmer des ersten Stocks in dem nach dem (jetzigen) Neumarkt belegenen Gebäudetheile, welche die schon neunundsechzigjährige Frau Straube, die gute alte Wirthin (S. 42), eine Kaufmannswittwe, vermiethete (Biedermann's Leipzig, I. S. 8).

Während der Meßzeit bezog Goethe später das Giebelstübchen eines vor etwa zehn Jahren abgetragenen Wirthschaftsgebäudes zu Reudnitz, welches zu einem dem Großen Kuchengarten gegenüber liegenden Gehöfte, dem spätern Hahnemann'schen Gasthofe, gehörte (ebenda).

Der Stubennachbar in der Großen Feuerkugel (S. 30) war nach O. Jahn's Ermittlung (Allg. D. Monatsschr. 1854. I. S. 7) der schon vierundzwanzigjährige, ganz mittellose Kandidat der Theologie Limprecht, der von fremden Unterstützungen, namentlich des Professors Ludwig, des Oberschöppen und Gerichtsschreibers Winckler und der Schwester desselben, der gedachten Frau Straube, lebte. Mit Recht heißt sie daher (S. 31) wohlthätig gegen ihn, ja, wie es scheint, hat sie ihn auch testamentarisch und zwar so reichlich bedacht, daß er dadurch nach ihrem Tode i. J. 1780 zu einiger Wohlhabenheit gelangte.

Auch Goethe unterstützte Limprecht und sandte ihm noch von Straßburg aus einige Louisd'or, anscheinend einen regelmäßigen Beitrag; es ist dies das früheste Beispiel seiner durch's ganze Leben geübten, zum Theil großartigen Wohlthätigkeit. Im Stile der Zeit redet er den fast zehn Jahre älteren Mann mit dem respektvollern Er, später mit Sie an und sucht ihm Trost wegen seines Augenleidens, an welchem Limprecht zuletzt fast völlig erblindete, einzuflößen (s. die zwei Briefe Goethe's an ihn vom 12. u. 19. April 1770 bei v. Biedermann, II. S. 13—17).

189. Nachdem am 16. Oktober, dem Gallustage, an Stelle des bisherigen Rektor Magnificus, des Mediziners Platz, der Professor der Philosophie (Org. Aristot. prof. ord.) Ludovici von der meißnischen Nation (Ludwig bei Jahn, v. Biedermann, Viehoff u. A. dürfte auf Verwechslung beruhn) in der im großen

Fürstenkollegio befindlichen Nationalstube erwählt und auf ein Zeichen mit der Glocke den im Hofe harrenden Kommilitonen, darunter sicherlich auch dem neu angekommenen Frankfurter, nach altem Gebrauch proklamirt worden war, immatrikulirte der neue Rektor diesen am 19., Sonnabend, und zwar als Mitglied der bairischen Nation. Wie die Pariser, so war auch die Prager Universität aus Nationen zusammengesetzt und diese Einrichtung bei der Gründung der Leipziger Universität i. J. 1409 durch Prager Studenten und Lehrer hieher übertragen. Bis 1830 bestanden diese Nationen, vier an der Zahl, die sächsische, meißnische, bairische und polnische (nach dem Verse: Saxo, Misnensis, Bavarus tandemque Polonus). Ost- und Westfranken, die Pfalz, der Oberrhein, Mainz, Hessen, die Wetterau u. s. w. wurden zur bairischen Nation gerechnet. — Die Frequenz hatte nach Beendigung des Krieges einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen, wie in dem ganzen Jahrhundert nur noch wieder i. J. 1776, indem das Jahr 1764 beinahe 500, 1765 440 und 1767 442 Inskribirte zählte; im Winterhalbjahr 1765 wurde Goethe mit 314 Studenten eingeschrieben, welche hohe Semesterzahl seit d. J. 1727 nicht vorgekommen, auch seitdem im vorigen Jahrhunderte nicht wieder erreicht worden ist.

Wir nennen noch die Rektoren aus Goethe's Zeit: diese waren 1766 der Professor der Poesie Bel, Bavare, und der Theologe Bahrdt, Polone; 1767 der Philosoph und Physiker Winckler, Saxone, und der Theologe Crusius, Meißner, endlich 1768 vom Georgstage an (23. April) Goethe's Gönner, der Historiker Böhme (s. Schulze, Abriß u. Geschichte der Leipziger Universs., 1802, S. 10, 16, 70; Kreußler, Gesch. d. Univ. Leipzig, 1810, S. 102; Gretschel, D. Universs. Leipzig, 1830, S. 43 u. 55, u. v. Biedermann, a. a. O. I. S. 15).

190. Montag den 21. Oktober wurden dann die ersten Vorlesungen gehört, und zwar nach Goethe's erstem Briefe an Riese Staatengeschichte bei Böhme und Cicero's Gespräche „Vom Redner" bei Ernesti (Jahn, Leipz. Fr., S. 57), welches Colleg Goethe oben S. 41 erwähnt. Der Erstere, ordentlicher Professor der Geschichte, Hofrath seit 1766 (zu S. 31), war in Leipzig unter Mascov gebildet, dem Verfasser der 1747 erschienenen ersten wissenschaftlich-kritischen Geschichte Deutschlands.

Böhme, gleich seinem Schützling der bairischen Nation an-

gehörig und schon mehrmals zum Rektor gewählt, wohnte damals in der Grimmaischen Gasse (v. Biedermann, a. a. O. S. 17).

Wegen ihrer geschmackvollen Darstellung sind Eberhard Otto (S. 31), besonders nach Herausgabe des Thesaurus juris romani (Leyden 1725, 5 Bde.) und der berühmte Heineccius wegen seines seit 1718 fortwährend neu, noch 1841 von Mühlenbruch wieder aufgelegten Antiquitatum Romanarum, Jurisprudentiam illustrantium syntagma den eleganten Juristen, eigentlich den eleganteren beizuzählen. Ebenso rühmt Eichstädt von Leipzig: „Integram a multis annis hanc gloriam Lipsia servavit, ut elegantioris, h. e. litterarum cultu ornatae, jurisprudentiae parens et esset et haberetur" (Op. or., p. 546).

Der Ausdruck polternde Gutmüthigkeit (S. 32) ist dem Italienischen entlehnt, Goldoni's Komödie: Il burbero benefico.

191. Daß Goethe sogleich ein philosophisches Kollegium angenommen (S. 32), bestätigt die Aeußerung in seinem ersten Briefe an Riese: „Die andere Woche [beginnend Montag den 28. Okt.] geht Collegium philosophicum et mathematicum an" (Jahn, a. a. O. S. 57). Diese Vorlesung — nach Wolff's Methode Philosophie und Mathematik verbindend — hielt der Wolffianer Winckler, Professor der Philosophie und Physik, auch nach Gottsched's Tode Senior der philos. Fakultät (Schulze, a. a. O. S. 49, und v. Biederm., I. S. 19 u. 20).

Bei wem Goethe dagegen Institutionen und Rechtsgeschichte gehört, ist nicht ganz klar, auch unwesentlich; v. Biedermann vermuthet bei Schott oder Sammet (das. S. 22). Letzterer lehrte in Leipzig schon seit 1746, um länger als 40 Jahre die dortigen Studenten in das jus naturae et civile einzuführen, während Ersterer, einundzwanzigjährig, sich 1765 eben erst habilitirt hatte und damals wol nur lehrte um zu lernen; Sammet mochte dagegen bereits stationär geworden sein (zu S. 33 unten s. Leipziger Gelehrten- und Künstleralmanach a. d. J. 1787, S. 62 u. 65, und Eichstädt, Op. orat., l. c.).

Daß Goethe zur Ausführung des schon in Frankfurt festgestellten Gegenkursus (S. 27) die juristischen Vorlesungen auf das geringste Maß beschränkte, beweist eine Stelle aus dem ersten Briefe an Riese, wo er nach Aufzählung solcher Vorlesungen hinzufügt: „Nein, gehorsamer Diener! das ließen wir unterwege!"

Wichtiger waren Gellert's Vorträge: die Literargeschichte über Stockhausen und das Praktikum (S. 32). Die erste Vorlesung erklärt näher folgende Stelle aus dem Artikel „Gellert" bei Ersch und Gruber (I, Bd. 57. S. 7): „Die bekannte Einleitung in die schönen Wissenschaften von Batteux, Ernesti's Rhetorik und Stockhausen's Bibliothek der schönen Wissenschaften waren die hauptsächlichsten Kompendien, die er [Gellert] seinen Kollegien zu Grunde legte." Dieser Stockhausen, dessen „Kritischer Entwurf e. auserles. Bibl. f. die Liebhaber d. Philos. u. schönen Wissenschaften" 1752 (4. A. 1771) erschien, lebte als Superintendent zu Hanau. In den Frankf. Gelehrten Anzeigen spielt Goethe auf ihn an: „Hier ist ein Wenig Literatur, aber Alles so unter einander angegeben, wie bei einer Stockhausischen Bibliothek" (Werke, Bd. XXIX. S. 10).

Gellert's Praktikum bestand aus Uebungen in „deutschen und lateinischen Ausarbeitungen zur Bildung des Verstandes und des Stils" (v. Biedermann, I. S. 19, s. oben S. 40). Am 30. Oktober hatte ihn Goethe schon besucht (S. 32), nach den Versen an Riese von diesem Datum (Werke, Bd. III. S. 130):

„Ich schaute Gellerten, Gottscheden auch
Und eile jetzt, sie treu Dir zu beschreiben."

Leider ist aber über der ausführlichen Beschreibung Gottsched's die Gellert's vergessen worden. Ersteres Vorlesungen über Logik nach Wolff hatte Goethe, vermuthlich nur hospitirend, nach diesem Briefe bereits gehört und er mag da oder in Winckler's Kolleg die rhetorischen Kunstausdrücke aufgegriffen haben, mit welchen er ihn zu schmücken sich beeilte. Gottsched war auf der Neige seines Ruhms, seiner Wirksamkeit, seines Lebens.

Die Aeußerungen hier (S. 33) über die philosophischen und juristischen Vorlesungen enthalten unausgesprochen einen Hinweis auf die Schülerscene im „Faust" (Werke, Bd. XII. S. 62 u. 63). Zumal, was hier von dem Vereinzeln oder Vereinzelnen (s. Textrev.) der Geistesoperationen gesagt ist, wiederholen dort die bekannten Verse: „Dann lehret man Euch manchen Tag" u. s. w.

Die Verbindung Gott und Welt (S. 33, Zeile 7) wurzelt in der Wolff'schen Schrift: „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen" 1719. Auch stammen daher die Rubriken in Goethe's Gedichten: Gott, Gemüth und Welt, zuerst 1815 (Bd. II. S. 313), und Gott und Welt, zuerst 1827 (das., S. 221).

Das Ding ist hier (S. 33) in Wolff's Sinne genommen als das ens, als substantia invisibilis, das von Schiller parodirte Ding aller Dinge (Werke, Bd. I. 1. S. 203; s. Grimm, II. 1153). Ebenso gehört der Ausdruck der pietistischen Terminologie an, wie ihn „die schöne Seele" braucht: „Das Ding [die Sünde], das noch nie erklärte böse Ding, das uns von dem Wesen trennt, dem wir das Leben verdanken" (Werke, Bd. XVII. S. 368), und Goethe in dem 5. Briefe an Auguste Stolberg (Urania 1839, S. 92): „Das liebe Ding, das sie Gott heißen", in seinem Tagebuche vom 30. Oktober 1775: „fragt das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult" (Schöll, Aufs., S. 158), und ganz ebenso Herder im Januar 1773: „So bin ich wieder von dem Dinge, das alle unsre Handlungen lenkt und Schicksal heißt, Zeuge" (dessen Lebensbild, III. S. 265). Immer ist es das dem Realen entgegengesetzte Unerkannte, Ungewisse, Irrationelle, Ueberweltliche.

192. Außerdem hörte Goethe bei Winckler auch Physik, besonders das anziehende Kapitel von der Elektrizität. Winckler's Untersuchungen über dieselbe hatten Aufsehen erregt und ihm, als erstem Ausländer, die Mitgliedschaft der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften verschafft (v. Biedermann, I. S. 20). In der „Geschichte der Farbenlehre" schreibt Goethe davon: „Auf der Akademie hatte ich mir Physik wie ein Anderer vortragen und die Experimente vorzeigen lassen. Winckler in Leipzig, einer der Ersten, der sich um Elektrizität verdient machte, behandelte diese Abtheilung sehr umständlich und mit Liebe, so daß mir die sämmtlichen Versuche mit ihren Bedingungen fast noch jetzt durchaus gegenwärtig sind. Die Gestelle waren sämmtlich blau angestrichen; man brauchte ausschließlich blaue Seidenfäden zum Anknüpfen und Aufhängen der Theile des Apparats, welches mir auch immer wieder, wenn ich über blaue Farbe dachte, einfiel. Dagegen erinnere ich mich nicht, die Experimente, wodurch die Newtonische [Farben-] Theorie bewiesen werden soll, jemals gesehen zu haben, wie sie denn gewöhnlich in der Experimental-Physik auf gelegentlichen Sonnenschein verschoben und außer der Ordnung des laufenden Vortrags gezeigt werden" (Werke, 40bdge. A., XXXIX. S. 445; vergl. Schöll, Aufs., S. 78).

Die Kräpfel (Kräppel) S. 33 verrathen den Frankfurter; denn in Leipzig heißt diese Delikatesse der Jugend mißbräuchlich Pfannkuchen oder „Berliner Pfannkuchen".

193. Als sogenannte Realitäten (S. 33) oder Realien des Unterrichts werden die neueren Sprachen und Literaturen, die Mathematik und die Naturwissenschaften den alten Sprachen und Literaturen gegenübergestellt. Vergl. Goethe's spätere Aeußerungen für Beibehaltung des Griechischen und Lateinischen Bd. XIX. der Werke, S. 111 u. 124. Die fernere Bemerkung (S. 33 unten) entnahm Goethe seinen später an der Universität Jena gemachten Erfahrungen, und in diesem Sinne führt sie Eichstädt an (Opusc. orat., pag. 325 et 338).

194. Der junge Hausgenosse (S. 34) ist Thl. I, Anm. 110 genannt. — Später, 1773, vertrat Goethe als Anwalt in einem Rechtsstreite einen jener Aachener Tuchfabrikanten (S. 34), welche die Frankfurter Messe bezogen, mit Namen Maigret (Kriegk's Deutsche Kulturbilder, S. 369).

195. Die mitgebrachten Empfehlungsschreiben und auch wol persönliche Empfehlungen des Fleischer'schen Ehepaars hatten den jungen Reichsstädter in mehrere Häuser eingeführt und schon in dem ersten Briefe an Riese vom 21. Oktober heißt es: „In Gesellschaften, Konzert, Komödie, bei Gastereien, Abendessen, Spazierfahrten, soviel es um diese Zeit angeht", und sonst ist von Einladungen und Besuchen darin die Rede. Für dies gesellige Leben in dem „galanten" Leipzig konnte die heimische Kleidung nicht genügen. Seiner eignen Aeußerung in jenem Briefe: „zur Zeit bin ich kein Stutzer" steht die spätere Horn's, der ihn im April folgenden Jahres sehr verändert fand, aus dem folgenden August entgegen: „Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von einem so närrischen goût, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet." Dies nimmt Horn in einem spätern Schreiben an L. Moors zum Theil zurück mit der Bemerkung: „Er hat mich seit der Zeit einer nähern Vertraulichkeit gewürdigt, mir seine Oekonomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, wie man glauben sollte." Nach Goethe's eignen Angaben in den Briefen an Riese (Jahn, a. a. O. S. 57) muß man annehmen, daß der Vater Kreditbriefe bis zu 300 Thaler jährlich bewilligte, für damalige Zeit schon ein höherer Studenten-Wechsel.

196. Der poetische Dorfjunker (S. 35), nach der Komödie des Destouches: Le poëte campagnard, war, von Frau

Gottsched deutsch bearbeitet, 1741 im dritten Bande der „Deutschen Schaubühne" ihres Gatten erschienen.

Der stets von Versen überströmende Dorfjunker, in der Bewerbung um Henriette (Angélique im Original, die „falsche Agnes"), die Tochter des Barons von Altholtz (Baron de Vieuxbois im Orig.), seinem Nebenbuhler von Treuendorf (Léandre) unterliegend, drückt den Gegensatz der veralteten Sitten der ländlichen Aristokratie gegen die leichtere und vorurtheilsfreiere Hofsitte, im Originale zugleich den des Hofes gegen die Pariser freieren Verhältnisse aus. Sehr geschickt hat die Uebersetzerin den die Beziehung auf altes Gemäuer und verfallene Schlösser enthaltenden französischen Namen des Junkers, Des Mazures, beibehalten und ihm eine Beziehung auf den damals verrufensten Theil ihrer preußischen Heimath, den halbpolnischen Süden Ostpreußens, gegeben. So wird auch seine Kleidung sehr masurisch gewesen sein.

Des Theaterbesuchs erwähnt Goethe in den Briefen an Riese gleichfalls.

197. Es wurde von erheblichem Einflusse auf die deutsche Sprachentwicklung, daß Goethe mit seiner heimischen Mundart nach Leipzig, in den Mittelpunkt der die Sprache reinigenden und klärenden Thätigkeit, an Gottsched's und der „Deutschen Gesellschaft" alten Sitz so früh gelangte. Ohne die Schule, die er hier unter Gellert's unmittelbarer Einwirkung durchmachte, hätte seine Sprache nicht Allgemeingiltigkeit erlangt; aber noch wichtiger war es, daß er auf dem Leipziger, damals besonders von Bodmer angefochtenen Standpunkte nicht haften blieb, sondern jene einseitige Kultur aus den unergründlichen Quellen der Dialekte, des Volksliedes und der ältern Schriftdenkmale erfrischte. Um ein klassischer Schriftsteller der Deutschen zu werden, mußte sein Oberdeutsch so früh mit der meißnischen Mundart (S. 36) zusammentreffen. Die gleichzeitigen Vertreter der letztern, Klopstock, Adelung, Campe, haben seine Sprache, so wenig wie die Schiller's, zwar niemals anerkannt, gegenwärtig aber bildet sie gradezu den Mittelpunkt der neueren Lexikographie und Grammatik, wie die Luther's für das sechzehnte Jahrhundert.

Goethe's damaliger, durch den langen Aufenthalt in Thüringen später sehr veränderter mündlicher Ausdruck wird ganz oberdeutsch gewesen sein, wenn auch der Vater uns Kinder (S. 35) zu einem bessern Sprechen vorbereitet hatte. Wenn

beispielsweise Kornelie noch 1773 schreibt: „Grüßen Sie das ganze Puffische Haus" (Goethe und Werther, S. 127), so war an dieser Veränderung des Namens Buff nur die Aussprache ihres Bruders Schuld. Ganz verleugnete er auch später nicht die „Höhle, in der er geboren", wie W. Grimm bezeugt: „Goethe hat mit dem richtigsten Gefühl, wie der Augenblick drängte, die ihm angeborne Mundart benutzt und mehr daraus in die Höhe gehoben als irgend ein Anderer. Auch seine Aussprache, zumal in vertraulicher Rede, war noch danach gefärbt, und als sich Jemand beklagte, daß man ihm den Anflug seiner südlichen Mundart in Norddeutschland zum Vorwurf gemacht habe, hörte ich ihn scherzhaft erwidern: ‚man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist'" (Das Deutsche Wörterbuch, Vortrag in der Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M., den 26. Sept. 1846, S. 7. Vergl. Goethe und C. Bardua, Morgenbl. 1862. Nr. 29).

198. Zachariä's Heldengedicht (S. 37), schon a. d. J. 1744, führt die Leipziger Galanterie in's Feld gegen die Jenenser Raufbolde. Der Renommist unterliegt dem Stutzer. Das Gedicht beginnt:

Den Helden singt mein Lied, den Degen, Muth und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht,
Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte,
Als Held aus Jena ging, doch nicht in Leipzig siegte . . . .
Mod' und Galanterie eröffnen ihm vergebens
Die blumenvolle Bahn des sanftern Musenlebens . . . .
Selinde strahlt umsonst; er bleibt ein Renommist,
Bewundernswerth im Sieg und groß auch noch im Falle,
Verläßt er Leipzig's Zwang und rettet sich nach Halle.

Besonders schildern den Leipziger Stutzer die Verse des zweiten Gesangs:

Doch wärst Du wohl so klein, die Jen'sche Tracht zu ändern,
Die Haare zu bestreun, den Degen zu bebändern?
Und zögest Du den Strumpf dem tapfern Stiefel vor?
Kannst Du so niedrig sein, so geh und werd' ein Thor,
Stink' nach Pommad' und Oel, wie hier die Narren pflegen
Und laufe Chapeaubas im Sturmwind und im Regen.
Geh, schlage weibisch Dich zum weiblichen Geschlecht
Und leb' und stirb allhier als wie ein Jungfernknecht.

Dies war eine Uebertreibung. In Leipzig herrschten edlere Sitten als auf den andern Universitäten, neben der Pflege der Wissenschaften die der Poesie und Künste, gesellschaftliche Bildung und größerer Luxus in Wohnung und Kleidung. Dies Letztere galt nach Rosenkranz noch für 1831, von welchem Jahre er schreibt: „Einmal fuhr ich auch [von Halle] mit Hinrichs und Besser auf einige Tage nach Leipzig, lediglich um dort das Gefühl eines eleganten Comforts zu genießen" (Von Magdeburg bis Königsberg, 1873, S. 443 und 458).

Genau-gesittet (S. 37), übertragen von der genauen Beobachtung der Regeln des Anstandes, der strengen Sitte.

Das Glacis (S. 38), die jetzigen Spaziergänge um die Stadt.

Die Kolonie (das.), die französische (s. Rabener's Schriften, 1777, V. 9).

199. Zu die Nähe von Dresden (S. 38) ist zu bemerken, daß wegen der Minderjährigkeit des am 17. Dezember 1763 zur Regierung gelangten Kurfürsten Friedrich August's III. Sachsen damals von dessen Oheim, dem Prinzen Xaver, als Obervormund und Administrator der Kur verwaltet wurde. Xaver errichtete 1764 die Maler- und Zeichen-Akademie unter Oeser und verband dieselbe mit der Universität (Schulze, Abriß, S. 92 u. 93, und Gretschel, Die Univ. Leipzig, S. 35).

200. Das Kartenspiel (S. 39) hat Goethe später (S. 122) ausführlicher behandelt. Ein Anklang daran aus dieser Zeit findet sich in der ersten Strophe des Gedichts „Die Liebe wider Willen" (Werke, Bd. III. S. 28).

201. Weiße's Poeten nach der Mode, ein Lustspiel in 3 Aufzügen (S. 39), weist auf eine frühere Zeit (1751) und auf die Fehde Gottsched's mit den Schweizern zurück (Jördens, V. S. 256, und Anm. 67).

Das in Prosa verfaßte Stück erinnert sowol an Palissot's „Philosophen" als an den „Poetischen Dorfjunker" und verspottet in dem Dichter Reimreich, dem „Wassermann", Gottsched's Plattheit, Nüchternheit und Sprachpurismus, wie die Nachahmer Klopstock's in dem Dichter Dunkel, dem „Partizipianer" und „Hallerianer". Der Verfasser, den Konflikt nur von der Außenseite auffassend, verwirft die beiden, sich um die schöne Henriette zugleich bewerbenden, Dichter zu Gunsten eines geistig Beiden überlegnen

Nicht-Dichters. Goethe wird dies Stück gleich in der ersten Zeit zu Leipzig gesehen haben; denn der Anfang der Verse seiner zweiten Epistel an Riese vom 30. Oktober 1765, welche die Beschreibung Gottsched's enthalten (Werke, III. S. 130 unter 2.), ist Nachbildung des Anfangs eines Heldengedichts „Goliath", welches der Dichter Dunkel in seine Schreibtafel notirt hatte (II. Aufz. 8. Auftr. des genannten Stücks). Dieser Anfang lautet:

„Von einem Menschenkoloß, stark nervicht hochbeinichter Riesen,
Unglaubbar, zwölf Fuß hoch nach dem Parisischen Maßstab
Und drüber, von Gath, Goliath benennt ihn sein Vater und Mutter,
Geboren von räub'rischer Art pfaugleicher tollkühner Philister,
Die, wie Heuschreckengeschmeiß im Eichgrund lagen gegossen."

202. Morus erst dreißigjährig, damals Magister, Philologe, war als späterer (1771) Professor der griechischen und lateinischen Sprache geeignet, Goethe über das Alterthum (S. 40) Aufklärung zu geben. Seine Persönlichkeit wird als gewinnend geschildert, und die von Goethe betonte Sanftheit stimmt ganz zu dem theologischen Berufe, dem er sich, wie Ernesti, zugleich widmete (Schulze, Abriß, S. 11, 25, 44, u. v. Biedermann, I. S. 66 flgde.).

203. Gellert's Praktikum ist schon oben (S. 32 u. Anm. 191) erwähnt. Von den prosaischen Stilübungen Goethe's sind einige Blätter (S. 40) vom Untergange gerettet und bei Schöll (Aufsätze, 2. A., S. 21—25) als „Romanhaftes Fragment" und als Brief „An eine Freundin" abgedruckt. Das „Fragment", ein Brief von Arianne an Betty (oder Wetty) überweist v. Biedermann gewiß mit Recht dem ersten Winter (Dessen Leipzig, I. 62, u. II. 335). Gellert pflegte solche Proben seiner Schüler vorzulesen (Jördens, VI. 149).

204. Ernesti (S. 41), Prof. der Eloquenz (1756 bis 1770) und der Theologie (seit 1759), im vorigen Jahrhundert ebenso berühmt als Philologe durch seine Ausgabe des Cicero, wie in der andern Fakultät durch seine „Neue" und „Neueste theologische Bibliothek" (Schulze, a. a. O. S. 163), las nicht sowol über Cicero's Orator (S. 41), als über desselben Dialogi tres de Oratore (s. Anm. 190). Hervorzuheben ist, daß damals in Leipzig fast alle Vorlesungen lateinisch gehalten wurden.

„Vigebat tunc adhuc in Academia Lipsiensi consuetudo Latine in scholis disserendi; . . . ut, nisi qui populariter . . . doctrinam quamdam tradebat, veluti Ethicam Gellertus, ab illa ratione nemo discederet“ (Eichstadii Op. orat., p. 570).

205. Wieland's gedenkt Goethe hier (S. 41) zum ersten Male. Sein 1764 herausgekommener „Don Sylvio von Rosalva“ wird hauptsächlich gemeint sein.

206. Als Theilnehmer an dem Mittagstische des Hofraths Ludwig, Professors der Medizin (S. 40 u. 41), kennen wir außer dem schon genannten Morus, frühern Hauslehrer bei Ludwig, noch zwei Mediziner, den auch bei ihm wohnenden Züricher Lavater, jüngern Bruder des berühmten Hans Kaspar, bereits zweiundzwanzigjährig und seit Ostern 1765 Student zu Leipzig, und den etwas ältern Baccalaureus der Medizin Kapp, einen Leipziger. Mit Beiden führte das Leben Goethe später wiederholt zusammen (Düntzer, Freundesb., S. 13, u. v. Biedermann, a. a. O.).

207. Obwol nun der sechzehnjährige Student unter dem Eindrucke der Leipziger Kritik ein Autodafé über seine Jugendarbeiten (S. 41 u. 42) verhängte und hier auch das Trauerspiel „Belsazar“ (s. Anm. 184) mit auf dem Küchenherde der Frau Straube geopfert sein wird, so fand er doch seine Erwartungen keineswegs befriedigt. In Winckler's Vorlesung schien es ihm gewaltig zu hapern (S. 33), manches nicht ganz Schriftgerechte war auch im meißner Dialekt zu hören (S. 36), auch durch Ernesti erhielt er keinen Maßstab des Urtheils (S. 41) und, wie er in dem zweiten Briefe an Riese Gottsched ohne jede Ehrerbietung persiflirte (Werke, Bd. III. S. 130), so fragte er auch mit Benutzung einer Bibelstelle in einem Epigramm (das., S. 199):

Ach, ich war auch in diesem Falle!
Als ich die Weisen hört' und las,
Da jeder diese Welten alle
Mit seiner Menschenspanne maß,
Da fragt' ich: Aber sind sie das,
Sind das die Knaben alle?

Siebentes Buch (S. 43 bis 88).

208. Goethe's biographisches Schema (Fortsetzung von Nr. 4, 46, 68, 95, 130 u. 167):

1766. Reflexion über Neigungen. — Wandelbarkeit menschl[ichen] Wesens. — Sittliche Sinnlichkeit. — Kleine Lieder. — Alle aus Anlässen. — Behrisch's Charakter. — Opposition gegen das Leipziger Wesen. — Bedingung nichts druck[en] zu lassen. — Belohnung durch Abschr[eiben]. — Breitkopf's Komposition.

1767. Alles nach innerer Erfahrung. — Selbstbildung durch Verwandl[ung] des Erlebten in ein Bild. — Die Laune des Verliebten. — Die Mitschuldigen. — Druck der Estimation. — Aeußerer Schein. — Innere Verbrechen. — In diesem Sinne angefangene Dinge. — Oeser. — Wohnung desselben. — Heimliches. — Tendenz zum Zeichnen. — Breitkopfisches Haus. — Stock. — Kupferstechen. — Böse Ausdünstung. — Holzschneiden. — Dramaturgie Lessing's. — Dresdner Reise.

(Goedeke's Grundr., II. S. 877).

---

209. Mit den Schriften über deutsche Literatur (S. 43) weist Goethe hauptsächlich hin auf Eichhorn's „Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit" (4 Bde. 1805 flgde.) und auf Wachler's „Handbuch der Geschichte der Literatur" (4 Bde. 1804; vergl. Werke, Bd. XIX. Nr. 353). Auch wird Goethe, wie manche Aeußerungen dieses Buchs, z. B. die über Rabener erkennen lassen, das von uns oft angezogene „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten" von Jördens, dessen letzter Band gleichzeitig mit dem ersten von „Dichtung und Wahrheit" erschienen war, zu Rathe gezogen haben.

Das eigentlich genialische Werk jener Epoche (S. 44) war Klopstock's „Messias". Den auf diese Stelle folgenden beiden Sätzen hat man vorzugsweise die Namen Gellert und Rabener hinsichtlich der reinen, natürlichen Schreibart und des Gemeinverständlichen, sowie hinsichtlich der breiten Plattheit und des großen Gewässers den Namen Gottsched unterzulegen. Die Plattheit drückt den Mangel an Erhebung,

wie die Seichtheit (S. 39) den an Vertiefung aus, die Breite und Größe dagegen nur die räumliche Ausdehnung jenes Gewässers, welche Gervinus in der „Geschichte der deutschen Dichtung" (IV. S. 45 u. 46. 4. A.) veranschaulicht.

Der Pedantismus flüchtete sich aus einer Fakultät in die andere, d. h. er verlor sich aus ihnen nur allmählich.

210. Als Vertreter der „prosaischen Satire der Deutschen" — denn an der poetischen hat es nie gefehlt — werden Liscov und Rabener bereits in Eichhorn's Literaturgeschichte (IV. Abth. 2. S. 865) aber auch bei Gervinus (IV. S. 15) zusammengestellt, mit dem Unterschiede jedoch, daß Ersterer Rabener den Vorzug giebt, weil er nicht „ein paar schlechte Schriftsteller", wie Liscov, sondern „die Thorheiten seines Zeitalters im Großen" verfolgt habe, während Gervinus mit Goethe's Gewährmännern (S. 45) in Liscov, als einem Vorläufer Lessing's, den höheren Geist erkennt. Den Grund hat Gervinus (a. a. O. IV. S. 83) auf das Treffendste nachgewiesen, daß nämlich Rabener die Satire gegen die dauernden kleinen Thorheiten der Gesellschaft, welche jeder Zeit anhaften — wie auch Goethe andeutet (S. 45; vergl. Werke, Bd. I. S. 82, V. 5) —, Liscov dagegen wider die größeren und momentanen Uebel gerichtet habe. „Durch Leute seines Schlags und auf seinem Wege ward es besser, nicht durch Rabener und die ihm ähnlich waren." Wir können auch heute noch Liscov mit Vergnügen lesen, aber Rabener's platte und nüchterne Verständigkeit schreckt uns ab, grade das, worin er seiner Zeit genügte, die den Namen Swift's ihm allzu freigebig beilegte.

Den ganzen zweiten Theil der „Satyren der Deutschen" Liscov's (570 Seiten in der Müchler'schen Ausg. von 1806) füllen die gegen den seichten, albernen Schriftsteller (S. 44), nämlich den Hallischen Professor der Beredsamkeit Philippi, in den Jahren 1732 bis 1735 geschriebenen Pamphlete. Der Prediger Sievers zu Lübeck, der Jurist Dr. Rodigast zu Dresden, der Professor Manzel zu Rostock, der Magister Hillige, Verfasser einer „Anatomie der Seelen", u. A. m. sind die verschollenen Größen, an denen Liscov ferner seinen überlegenen Spott geübt. Er bahnte den Schweizern die Wege.

Obgleich er erst 1760 hoch in den Funfzigern verstarb, so war er doch schon seit 1736, wenigstens mit neuen Schriften, nicht mehr hervorgetreten, seine Laufbahn als Schriftsteller daher nur kurz gewesen. Man kann zugestehn, daß

Liscov als Jüngling verschollen, jedenfalls als junger Mann, nicht aber, daß er, wie Goethe ferner annimmt, gar bald gestorben sei (S. 44). Liscov's Geburtszeit war indeß Goethe's Zeitgenossen, selbst Jördens unbekannt, und grade bei ihm (III. S. 412) konnte Goethe einige der seinen Irrthum erklärenden falschen Nachrichten finden, wie: „Liscov starb jung.... Hätte ihn ein längeres Leben" u. s. w. Lappenberg (Reliquien, S. 191) hat zuerst auf jenen Irrthum hingewiesen, aber schon Jean Paul fand Liscov von Goethe nicht günstig genug beurtheilt und Rabener zu günstig (Kl. Nachschule zur ästh. Vorschule, §. 11; s. auch Vilmar, Lit.-Gesch., 15. A., S. 607).

Als Rabener (S. 45) während der Michaelismesse 1767 Weiße und seine übrigen Leipziger Freunde besuchte, wird ihn Goethe persönlich kennen gelernt oder doch gesehen haben.

Das hier (S. 45) hervorgehobene Bescherzen pedantischer Gelehrten (s. die Chria Aphthoniana), eitler Jünglinge u. s. w. findet man besonders in den „Satyrischen Briefen" (Th. III der sämmtl. Schr. 1777). Jener Spott in der Form der Zustimmung, dessen Mißbrauch hier getadelt wird, durchzieht Rabener's Schriften durchweg. So heißt in der „Todtenliste" (Th. II) der Jugo Alricus ironisch ein „geschickter" Arzt, Elrich Horn der „berühmte gelehrte", Nilson Scribbens der „gelehrte Mann" u. s. w.

Verschieden von den erfundenen satirischen sind Rabener's „Freundschaftliche Briefe" (Th. VI), welche Goethe S. 46 meint (einige seiner Briefe). Die Korrespondenten waren Friedrich v. Hagedorn, Gellert, Weiße, Cramer, A. Schlegel, Giseke und der Kabinetssekretär Ferber in Warschau. An diesen erging das vertrauliche Schreiben über die Dresdener Belagerung vom 12. August 1760. Es heißt darin: „Es war weder Unempfindlichkeit noch Philosophie, eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelassenheit mein Haus brennen sah und mit eben der Gelassenheit hernach anhörte, daß Alles verloren sei. Der 19. Julii war dieser schreckliche Tag." Weiterhin folgt die Schilderung, welche ihm seine Mitbürger nicht verzeihen konnten, wie er und andere nach der Neustadt in einen engen Raum geflüchtete Personen ihre Zeit hinbringen. Daraus die Stelle: „In einem andern Winkel saßen einige politische Kannengießer und machten für Daun einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich über den kleinen Nebenumstand nicht vergleichen konnten, ob sie

den König von Preußen mit seiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber Alles über die Klinge springen lassen. Ich war fürs Letztere, aber ich ward überstimmt. Eine Priesterwittwe kriegte mich immer auf die Seite und zischelte mir ins Ohr: Wir sollten Gott danken! Nur der lieben Religion wegen schösse uns der König von Preußen todt und unsre Häuser in Grund. — ‚Aber, zum Henker, Madame, was haben meine Perücken mit der Religion zu thun?‘ — denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreißigpfündige Granate meinen ganzen Apparatum von Perücken zerschmettert habe. — ‚Lassen Sie es gut sein,‘ antwortete sie mir, ‚es wird sich schon geben, danken Sie Gott dafür!‘“ Jördens, der diesen Brief vollständig mittheilt (IV. 237 — 241), erzählt zugleich, daß dessen durch Vertrauensbruch erfolgter Druck Rabener die Unannehmlichkeiten zugezogen, auf welche Goethe anspielt, und ihn genöthigt, sich wegen einiger Stellen öffentlich zu rechtfertigen.

Eine an jenen Brief sich anknüpfende Polemik von Gervinus (IV. S. 85) mögen wir nicht übergehn, weil sie uns charakteristisch für ihn dünkt. Er tadelt nämlich Goethe und findet es unbegreiflich, daß er „grade dieses Briefes wegen und grade mit einer frommen Händefaltung“ Rabener als Heiligen empfohlen habe. Wenn aber Goethe sagt, Rabener verdiene „von allen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden“ (S. 46), — wer kann da die Heiligenverehrung anders als bildlich verstehn, wie er ja weiterhin (S. 65) auch Aennchen eine „kleine Heilige“ nennt. Ueberdies spricht Goethe von einem ganz andern Briefe, nämlich dem viel späteren Schreiben Rabener's an Weiße vom 30. Oktober 1767 (Rabener's Schriften, I. S. 55). Auch diesen Brief konnte Goethe bei Jördens finden (a. a. O. S. 242). Rabener schreibt darin von seinem ersten Schlaganfall: „Wenn die Hoplegie kömmt — Adieu, mein Herzens-Weiße, ich empfehle mich Ihnen, Ihrer besten Frau und Ihrer kleinen bande joyeuse zu gutem Andenken! Adieu Spargel, Austern, Lerchen und Witz! Was meinen Sie, soll daraus werden? Der erste Schritt zum Grabe wäre also gethan. Wann kommt der zweite? Wie Gott will!“ u. s. w. Die heitere Ergebenheit, die sich hierin ausspricht, verdiente doch wol von Goethe gelobt zu werden.

211. Gottsched's Critische Dichtkunst (S. 46) war

zuerst 1730 unter dem Titel herausgekommen: „Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen, darinnen erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besonderen Gattungen der Gedichte, abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden: überall aber gezeiget wird, daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe. Anstatt einer Einleitung ist Horatii Dichtkunst in deutsche Verse übersetzt und mit Anmerkungen erläutert." Dieser in den folgenden Ausgaben etwas veränderte Titel sagt Alles; doch ist das Buch noch heute brauchbar wegen der gut gewählten Beispiele aus Paul Fleming, Gryphius, S. Dach, Opitz, Heräus — mit Hexametern, welche handschriftlich auch in einer Kopie von Goethe existiren —, Canitz, Günther u. A. m.

Goethe staunte übrigens einzelne Goldsprüche aus Horazens Dichtkunst nicht nur an, sondern er benutzte muthwillig sogleich den Anfang, der bei Gottsched lautete:

„Fürwahr ein artig Bild! Es steht ein Menschenkopf
Auf eines Pferdes Hals" —

um in seinem zweiten Briefe an Riese (Werke, Bd. III. S. 130) Gottsched selbst damit zu persifliren.

212. Breitinger's Critische Dichtkunst (S. 47), um zehn Jahre jünger, führt den Titel: „Joh. Jak. Breitinger's Critische Dichtkunst, worinnen die poetische Mahlerei in Absicht auf die Erfindung im Grunde untersucht und mit Beispielen erläutert wird. Mit einer Vorrede eingeführet von Joh. Jak. Bodemer" (Zürich und Leipzig 1740).

Der erste Abschnitt bringt sogleich die „Vergleichung der Mahlerkunst und der Dichtkunst", der zweite „die Erklärung der poetischen Mahlerei" mit den Sätzen (S. 29): „Die poetische Mahlerei, die sich auf die Gleichheit der Wirkung beider Künste gründet, ist das eigentliche Werk der Dichtkunst" — und (S. 31): „Die Poesie ist ein beständiges Gemählde".

Was Goethe (S. 47) von den Gleichnissen sagt, bestätigt Breitinger's unanfechtbare Behauptung: „daß die Darstellung abgezogener Wahrheiten durch sinnliche Bilder und Gleichnisse, durch ähnliche Beispiele, durch die Fabel und Dichtung mit einem empfindlichen Ergetzen auf das menschliche Gemüth eindringe."

Dann folgt Abschnitt 3 „Von der Nachahmung der Natur"

Abschnitt 4 „Von der Wahl der Materie", Abschnitt 5 „Von dem Neuen" und im Anschluß daran Abschnitt 6 „Von dem Wunderbaren und dem Wahrscheinlichen". „Denn", heißt es hier, „das Wunderbare ist die äußerste Staffel des Neuen."

Mit der Aesopischen Fabel beschäftigt sich dann Breitinger in dem von Goethe (S. 48) bezeichneten Sinne auf fast hundert Seiten (S. 164 bis 262, Abschn. 7). Die Fabel ist „ein lehrreiches Wunderbare" (S. 166), „eine historisch-symbolische Moral" (S. 168), „eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung" (S. 194).

Goethe, dem Schiller's tiefgeschöpfte Aussprüche über das Wesen der Dichtkunst und deren Gattungen noch in den Ohren tönten, konnte es freilich nur wunderlich finden (S. 48), die Aesopische Fabel zum Mittel- und Angelpunkt einer Poetik gemacht zu sehn. Obgleich er die historische Seite der Frage nicht verkannte, muß er sich doch von Gervinus (IV. S. 17) wegen jener Verwunderung wieder zurechtweisen lassen.

Im zehnten Abschnitt des Breitinger'schen Werkes wird dann gefragt, „ob die Schrift August im Lager ein Gedicht sei", speziell (S. 352), „ob eine bloß historische Erzählung und Beschreibung (derselbigen) die Benennung eines Gedichts verdiene". Die so gestellte Frage enthält in sich schon ihre Beantwortung. Goethe bespricht S. 49 (s. Anm. 214) dies Gedicht noch genauer, dessen Fehler aufzuweisen, Breitinger „seine kritischen Einsichten verschwendet hatte" (Jördens, III. S. 59).

Die Hauptsache (S. 48) bringt derselbe im dreizehnten und letzten Abschnitte seines Werkes nach: „Von den Charaktern, Reden und Gemüthes-Gedanken oder Sprüchen", worin er zu dem Schlusse gelangt (S. 471): „Die Poesie ist demnach größtentheils eine Nachahmung menschlicher Handlungen, wie diese von den Gedanken, Sitten und Neigungen der Menschen herrühren." Hier findet auch zuletzt der vornehmste Theil der Poesie, als worin die Leidenschaft von der ersten Hand wirksam sei, nämlich das Drama, und der Unterschied zwischen diesem und dem Epos seine Stelle (S. 470).

213. Der unglückliche Günther (S. 49; vergl. den Anfang des 10. Buchs) ist sehr spät, und zwar zuerst hier von Goethe nach seinem poetischen Verdienste voll gewürdigt worden. Sein

unfertiges Betragen am Hofe August's II. bestand darin, daß er sich in betrunkenem Zustande an diesen Hof begab und deswegen der ihm zugedachten Stelle als Hofpoet, oder eigentlich als Pritschmeister (Jördens, III. 56), verlustig ging. Hofpoet wurde nun, 1719, der Schwabe König und nach Besser's Abgang, 1729, Zeremonienmeister. In dieser Stellung besang König 1735 in Alexandrinern

214. Das „Lustlager bei Mühlberg" (S. 49), besser genannt „bei Radewitz" oder „bei Zeithayn" (s. Breitinger's Dichtkunst, S. 152 und 357). Der Titel des Gedichts lautet: „August im Lager, Heldengedicht. Erster Gesang benennt: Die Einholung." Mehr als dieser erste, bereits tausend Verse enthaltende Gesang ist zum Glück nicht erschienen (S. 50).

Zu Goethe's Aeußerungen (S. 49), daß es der Poesie an nationellem Gehalt gefehlt und daß jenes Zusammentreffen zweier Könige, nämlich August's II. und Friedrich Wilhelm's I. von Preußen, sowie der beiderseitigen Kronprinzen, Juni 1730, der erste würdige, d. i. episch-brauchbare, sich über den engen bürgerlichen Gesichtskreis erhebende, obschon nur provinzielle Gegenstand der Dichtung gewesen, sind die späteren (S. 62) von dem wesentlichen Erfordernisse jeder Nationaldichtung zur gegenseitigen Ergänzung heranzuziehn. Grade aus deren Vergleichung ergiebt sich die Nothwendigkeit, die ersteren cum grano salis, namentlich in örtlicher und zeitlicher Begrenzung, zu verstehen.

Die Erörterung dieses ersten epischen Gedichts jener Zeit erfolgt hier im Anschlusse an das kurz vorher über Breitinger's „Dichtkunst" Gesagte, worin dasselbe weitläuftig, aber ganz in Goethe's Sinne zergliedert wird. Der Republikaner Breitinger geht bei Beurtheilung des Gegenstandes, nicht der Ausführung, sogar so weit, diese „Zeithaynischen Spiele" mit den Olympischen zu vergleichen, da beide die Wirklichkeit des Kampfs nur nachahmen. Schon Breitinger tadelt, daß die Zeichnung der Personen (S. 50 bei Goethe) in Nomenklatur ausarte, als wenn man Bücher nur nach ihren kostbaren Einbänden beschreiben wollte, während die Pferde vortrefflich und unter sich verschieden charakterisirt seien (S. 367).

Unvergleichlich ist Carlyle's, sogar mit einer Karte des Schauplatzes versehene Beschreibung jenes Lagers, „Camp of Radewitz", im 3. Kap. Buch VII. seiner Geschichte Friedrich's des

Großen. Carlyle kann man nicht des Fehlers zeihen, die Personen nach dem Hof- u. Staatskalender (S. 50) geschildert zu haben.

215. Schloſſer's (S. 50) ist bereits im Ersten Theil S. 151 und Anm. 129 gedacht. Der Herzog Friedrich von Württemberg befehligte damals ein preußisches Dragoner-Regiment zu Treptow an der Rega in Pommern. Nicht mit ihm, sondern mit seinem in französischen Diensten stehenden, ältern, sich damals in Lausanne aufhaltenden Bruder, spätern Herzoge Ludwig, stand Rousseau in Briefwechsel und ihm schrieb er auf die Frage, wie man nach den Grundsätzen des „Emile" nicht nur Menschen, sondern auch Prinzen bilden könne, aus Motiers-Travers den 10. November 1763: Si j'avois le malheur d'être né Prince, d'être enchaîné par les convenances de mon état; que je fusse contraint d'avoir un train, une suite, des domestiques, c'est-à-dire, des maîtres; et que pourtant j'eusse une âme assez élevée pour vouloir être homme malgré mon rang, pour vouloir remplir les grands devoirs de père, de mari, de citoyen de la république humaine; je sentirois bientôt les difficultés de concilier tout cela, celle surtout d'élever mes enfans pour l'état où les plaça la nature, au dépit de celui qu'ils ont parmi leurs égaux.

Je commencerois donc par me dire: il ne faut pas vouloir des choses contradictoires; il ne faut pas vouloir être et n'être pas. La difficulté que je veux vaincre est inhérente à la chose, si l'état de la chose ne peut changer, il faut que la difficulté reste. . . . Voilà ce que je me dirois, si j'étois Prince (Coll. compl. des Oeuvres de J. J. Rousseau. Tome XII. 1782. p. 145). Keineswegs enthält der Brief die Worte: Les princes n'ont pas besoin d'éducation, wie Merck annimmt (Dessen Briefe, III. S. 4—6). Der Prinz ließ seine fünfjährige Tochter in der That als „Emil" erziehen (Julie Bondeli, Br. v. 6. Jan. 1764, bei Bodemann S. 274).

Der Herzog Friedrich Eugen, welcher im siebenjährigen Kriege als Führer Lorbeeren geerntet hatte, später als Statthalter zu Mümpelgard residirend, bis er selbst, nach dem Abscheiden seiner beiden Brüder, den Thron seiner Väter einnahm, ist der Stammvater der jetzt regierenden Linie. Während seiner Regierung besuchte Goethe 1797 Stuttgart und Tübingen. Sein ältester Prinz, nachmals Herzog, Kurfürst und König von Württemberg, gehörte nebst vier jüngern Brüdern und der erst siebenjährigen Prinzessin Sophie Dorothea, der von Goethe be-

fungenen spätern Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland (Werke, Bd. XI. 1. S. 316 flgd.) zu denjenigen Kindern, für deren Erziehung Schlosser's Rath gewünscht wurde (S. 50). Es war Friedrich's des Großen Werk, daß diese Kinder in der evangelischen Religion ihrer Mutter, der Tochter seiner Schwester aus Brandenburg-Schwedt, erzogen wurden. Schlosser blieb jedoch nur drei Jahre in dieser Stellung, für die er nicht geschaffen war, um im Sommer 1769 in seine Frankfurter Advokatur wieder einzutreten. Er, der Uebersetzer des Plato und Aristoteles, nahm auch in der Erziehungsfrage einen antiken Standpunkt ein, bekämpfte in der demnächst folgenden Basedow'schen Epoche dessen Philanthropine und gerieth deswegen in Streit mit dem Basler Schulreformator Iselin (Schlosser's Kleine Schriften, I. S. 1—132).

Sein „Anti-Pope oder Versuch über den natürlichen Menschen, nebst einer neuen prosaischen Uebersetzung von Pope's Versuch über den Menschen" — zu S. 51 — erschien erst 1776. Seine Vorliebe für die Engländer zeigt sich auch in seinen Uebertragungen von Chaucer's „Nußbraunem Mädchen" und Goldsmith's Deserted Village. Gegen den Deismus (S. 51) ist noch aus späterer Zeit sein Schreiben an Dohm gerichtet: „Ueber die Duldung der Deisten" (1784), und das an Jakobi „Ueber die Apologie des Predigtamts des Deismus" (1789; Jördens, IV. S. 543).

216. Schlosser traf in der Ostermesse 1766 ein und wohnte in der, von Frankfurter Meßgästen auch als Absteigequartier benutzten Schönkopf'schen Weinhandlung auf dem, nach dem Ranstädter Steinweg zu durch ein langes gewölbtes Thor abgeschlossenen Brühl, in dem jetzt mit Nr. 79 bezeichneten, aber ganz umgebauten Hause (Jahn's Leipzig, S. 30, und v. Biedermann, I. S. 9 und 11). Frau Schönkopf, als Tochter eines Frankfurters, des Zinngießermeisters Hauk, verschaffte dem Hause diese und demnächst auch Goethe's und Horn's Kundschaft (S. 50 unten).

Gottsched, zu dessen Besuch Goethe seinen künftigen Schwager begleitete, wohnte im Hause seines Verlegers; auch auf dem Titel der „Critischen Dichtkunst" ist zu lesen: „Verlegt's Bernhard Christoph Breitkopf". Mit der Schilderung Gottsched's hier (S. 52) ist zu vergleichen die um ein halbes Jahrhundert ältere vom November 1765 in der Epistel an Riese und die

spätere Erinnerung an ihn bei Gelegenheit eines Bildes von Mantegna (Werke, Bd. III. S. 130 und Bd. XXVIII. S. 489).

Trug Gottsched wirklich die Allongeperücke, mit der ihn Goethe (S. 52) sich bedecken läßt? Sollte er sie nicht getragen haben, um so besser, so wäre Goethe's drastische Schilderung wahrer als die Wirklichkeit selbst. Schütz nämlich hat, auf das Zeugniß ehemaliger Leipziger Studenten gestützt, die Wirklichkeit bestritten (Dessen Philosophie, VII. S. 199; vergl. Düntzer, Augsb. Allg. Zeit. 1865. Nr. 326), und in der That zeigt das Bild auf dem Titelblatt der Berliner „Olla Potrida" v. J. 1790 (Stück I) Gottsched mit einer „wohlgepuderten Lockenperücke" (oben Thl. I. S. 72). Gottsched wird jedoch, wie Rabener, einen „Apparatum von Perücken" in Vorrath gehabt und zum Empfange distinguirter Fremden sich seiner akademischen Würde gemäß einer größern Staatsperücke bedient haben, mit welcher angethan er Schütz' Freunden nie mochte zu Gesichte gekommen sein.

217. Den Ludwig'schen Mittagstisch (Anm. 206) vertauschte Goethe vom Sommersemester 1766 an mit dem Schönkopf'schen (S. 52), und damit begann für die Entwicklung des nun bald Siebzehnjährigen ein besonders wichtiger Abschnitt. Den Tisch bildeten:

a. einige Livländer. Nach Kornelie Goethe's Tagebuch (Jahn, Leipz. Fr., S. 260 bis 267) reisten im Oktober 1768 zwei dieser Leipziger Universitätsfreunde ihres Bruders durch Frankfurt, die beiden Brüder von Olderogge. Goethe bezeichnete sie seiner Schwester als „les cavaliers les plus distingués de toute notre académie". Der Eine, um etwa sechs Jahre älter als Goethe, hatte jene Akademie zu Ostern 1764, der Andere, um fünf Jahre älter (geb. 1744), dessen gefälliges Aeußere und feines Benehmen Kornelie bezauberten und an ihren Harry erinnerten, zu Ostern 1765 bezogen. Es waren die Söhne des 1758 von Kaiser Franz geadelten Rent- und Proviantmeisters Olderogge zu Riga. Der Aeltere nahm, vermuthlich unmittelbar nach der Reise durch Deutschland, französische Kriegsdienste, der Jüngere wurde Gerichtshofs-Assessor zu Riga und Hofrath und besaß später das Gut Fehgen in Livland. Nachkommen von ihm befinden sich in russischen Militärdiensten (nach v. Biedermann, I. 224, und den „Materialien zur livländischen Personenkunde" des Dr. Buchholtz in der Rigaischen Stadtbibliothek).

Ferner bezogen zu Ostern 1766 der Kurländer von Lieven, Sohn eines russischen Generals, ein Jahr älter als Goethe, später sein Mitschüler in Oeser's Zeichenstunde, dann zu Ostern 1767 der Livländer Bergmann, Theologe, und der Esthländer von Reutern die Leipziger Universität. Einen Sohn dieses Lieven, der als Besitzer von Baldohnen und andrer Güter in den Staatsangelegenheiten seiner Heimath thätig war und 1776 als Delegirter des Herzogs und der Ritterschaft nach Petersburg ging, traf Goethe am 4. September 1797 zu Stuttgart. Er schreibt: „Zu Mittag speiste ich an der Table d'hôte, wo sich ein junger Herr von Lieven, der sich hier bei der russischen Gesandtschaft befindet, als ein Sohn eines alten akademischen Freundes mir zu erkennen gab" (Werke 40bdg. A., Bd. XXVI. S. 84). Der spätere General-Gouverneur der Ostsee-Provinzen, gegenwärtige Ober-Jägermeister dieses Namens, ist ein Sohn jenes Lieven, ein Enkel von Goethe's Studiengenossen (nach den angeführten „Materialien", ferner nach Hupel's „Nordischen Miscellaneen", Riga 1796, St. 13 u. 14. S. 280, u. Aus der Petersburger Gesellsch., N. F. 1874. S. 101).

Bergmann, ein ausgezeichneter Fechter, verwundete Goethe im Duell am Oberarme. Nach v. Biedermann (I. 223) hätte Goethe das Duell herbeigeführt, indem er beim Heraustreten aus dem Theater mit andern Studenten, im Hochgefühl seiner schon zurückgelegten drei Semester, vor Bergmann gerufen: „Es stinkt hier nach Füchsen!" Bergmann erwarb sich später in seiner Heimath durch volksthümliches Wirken als Geistlicher, besonders als Prediger in Rujen, einen berühmten Namen (Näheres über ihn in: „Blum, Ein Bild aus den Ostseeprovinzen oder A. von Löwis of Menar". 1846. S. 26 flgd.; s. Jahn, Leipz., S. 25).

Der Fünfte, Reutern, Sohn des Kammerherrn v. R., auf Orrenhof im esthländischen Kreise Harrien, war vier Jahre älter als Goethe; er blieb nach Dessen Abgange noch in Leipzig und traf dann in Straßburg mit ihm wieder zusammen. Er war bekannt mit Leuchsenring und Herder, welcher Letztere ihn jedoch nicht günstig beurtheilt (Aus Herder's Nachlaß, III. S. 40, 72, 264). Die von Goethe als Lila besungene Louise von Ziegler (Werke, Bd. III. S. 39) widmete ihm eine unerwiderte Liebe. Auch er trat in französische Dienste, verließ diese als Rittmeister und wird später (1808) als Besitzer des Gutes Afer im esthländischen Kreise Jerwen und als Kreismarschall genannt (nach den oben angeführten „Materialien").

Lieven allein scheint Goethe näher gestanden zu haben. Daß sie sämmtlich das Schönkopf'sche Weinhaus mehr oder weniger besucht, läßt sich wol annehmen, da die Angehörigen der Ostseeprovinzen landsmannschaftlich zusammenzuhalten pflegen.

b. Der Sohn des Oberhofpredigers Hermann in Dresden (S. 52). Er war sechs Jahre älter als Goethe, Student schon seit Ostern 1763 und damals, Ostern 1766, in der Vorbereitung zur Promotion als Doktor Juris begriffen. Diese Würde und die Anstellung als Assessor beim Oberhofgerichte zu Leipzig erlangte er im folgenden Jahre. Nach Alter und Lebensstellung war er Wolfgang daher weit voraus. Burgemeister zu Leipzig wurde er 1794 (v. Biedermann, I. 189 flgd.).

c. Und ihre Hofmeister (S. 52), d. h. der jungen Livländer. Deren Hofmeister sind jedoch nicht bekannt. Denn der genannte Pfeil (Johann Gottlieb Benjamin) war Hofmeister des neunzehnjährigen Freiherrn von Friesen aus Rammelburg bei Eisleben, mit dem er im Herbste 1763 bereits die Universität bezogen hatte; auch Pfeil, schon in der Mitte der Dreißige, bereitete sich damals zum juristischen Doktor-Examen vor, welches er 1768 absolvirte. Er wurde dann Justiz-Amtmann in Rammelburg und verfaßte als solcher später (von 1784 bis 1798) mehrere juristische, theologische und publizistische Schriften, wie es scheint, von sehr geringem Werthe. Schon früher hatte er sich an den letzten Bänden der von 1732 bis 1762 zu Leipzig erschienenen „Neuen Erweiterungen des Erkenntnisses und des Vergnügens" betheiligt. Nun giebt es aber noch einen andern, erheblich ältern Pfeil, einen Magdeburger, Johann Gebhard mit Vornamen, Prediger in Thüringen, Magdeburg, Pommern, Günstling Baumgarten's in Halle, seit 1740 Uebersetzer theologischer Schriften aus dem Englischen und zuletzt in Berlin verschollen. Dieser Pfeil war der Verfasser der „Geschichte des Grafen P**" 1755 (S. 52), welche mehrere Auflagen erlebte und eine ephemere Berühmtheit erlangte, ferner der „Versuche in moralischen Erzählungen" 1757 und des bürgerlichen Trauerspiels „Lucie Woodwill", welches Gervinus (IV. S. 339) anführt. Die ältern literarischen Handbücher schrieben diese letztgedachten drei Schriften dem Rammelburger Pfeil zu, zuletzt noch Ernesti im sechsten Bande von Hirsching's Handbuch, bis Meusel 1810 (Bd. X. S. 394) dies berichtigte. Goethe, der sich sowol eines Pfeil als jener „Geschichte des Grafen P**" erinnern mochte, ließ sich durch jene Handbücher zur Annahme verleiten,

der von ihm gekannte Pfeil sei der Verfasser dieses Romans gewesen. Durch v. Biedermann (I. S. 71 u. 220) ist die Identität des Rammelburger Pfeil erst festgestellt; aber auch er irrt darin, daß er ihm „einen Roman, einige Erzählungen und ein Trauerspiel" zuschreibt und annimmt, Goethe habe, als er sich auf dem Titel seiner theologischen Schriften (1772) „Landgeistlicher" und „Pastor" nannte, Pfeil nachgeahmt, indem Dieser erst 1794 eine Schrift „als Hofprediger" und 1795 eine solche „als Landprediger" herausgegeben hat.

Krebel (S. 52), zwanzig Jahre älter als Goethe, Obereinnehmer der General-Acciskasse, später Oberkonsistorial-Sekretär, war damals mit Herausgabe „der vornehmsten europäischen Reisen, wie solche durch Deutschland, die Schweiz, die Niederlande, England, Frankreich ꝛc. zu machen sind" (1767) und mit dem „Titularbuch, besonders für die kursächsischen Lande" (1765 flgd.) beschäftigt.

Von Zachariä, dem Bruder des Dichters, haben wir in Letzteres Lebensgeschichte (bei Eschenburg in der „Nachricht" vor Zachariä's „Hinterlassene Schriften" 1781), in Schmid's Nekrolog 1785 und sonst keine Spur gefunden. Soweit das Alter seines Bruders einen Schluß gestattet, wird auch er um einige zwanzig Jahre älter gewesen sein als Goethe. Ihn wird man den Hofmeistern zuzurechnen haben.

d. Horn, der gleichzeitig mit Schlosser nach Leipzig gelangt war, und später Dr. Kanne, seit 1767 Advokat, nahmen bei Schönkopfs sowol die Wohnung als den Tisch. Ersterer schreibt am 9. April 1769 an Käthchen Schönkopf: „So lange wir noch in Ihrem Hause wohnten, machten wir doch immer ein Stück von der Familie aus" (Jahn, Leipz. Fr., S. 36).

e. Auch der Mediziner Klose, ein Schlesier, seit 1763 in Leipzig, später Arzt in Strehlen, ging bei Schönkopfs ein und aus (v. Biedermann, I. S. 221). Als derselbe Leipzig verließ, um seine Studien in Halle zu beendigen, schrieb Goethe in sein Stammbuch:

Der Reiche.

Ja, ich bin wirklich reich, ich habe
das göttliche Geschenk: die Gabe,
mit Wenigem vergnügt zu sein.
Ein Mädchen, willig mich zu küssen,
der Freunde viel, ein gut Gewissen
und täglich eine Flasche Wein.

Leipzig, 12. Mai 1767. Goethe.

Professor Kahlert zu Breslau veröffentlichte dies „Goethe-Blättchen" zuerst in Prutz' „Deutschem Museum" (1857. Nr. 48), und im Athenaeum (1857. Nr. 1574) erschien eine Uebersetzung der Verse ins Englische. Dieselben sind jedoch, wie zuerst im „Frankfurter Museum" ermittelt wurde, wenig verändert Gleim's Gedicht: „Der reiche Mann" (Sämmtl. Schriften des Herrn J. W. Gleim's, Thl. IV. 1773, „Neue Lieder" S. 111) entnommen. Hier lautet V. 1: „Ein reicher Mann bin ich, ich habe", V. 4: „Ein Mädchen hab' ich, gut zu küssen", und V. 5: „Und einen Freund, ein gut Gewissen".

In des unter b. vorstehend genannten Hermann's Nachlasse fanden sich die, noch vorhandenen, der Ueberlieferung zufolge von Goethe angefertigten Schattenrisse vieler Mitglieder des Schönkopf'schen Mittagstisches vor, und zwar die des alten Schönkopf, seiner Tochter, Hermann's, Krebel's, Pfeil's und seines Zöglings von Friesen, des seit Ostern 1763 der Universität angehörigen Freiherrn von Hagen und zweier von Zedtwitz mit ihrem Hofmeister Döring (v. Biedermann's Leipzig, I. 224 u. 225).

218. Ramler brachte Geßner's „Auserlesene Idyllen" (1787) und dessen episches Schäfergedicht: „Der erste Schiffer" (1789) in Verse, Gleim (1766) Klopstock's „Adam". Wie Ramler in seiner „Lyrischen Blumenlese" (1774), in seiner „Fabellese" (seit 1783) u. s. w. bekannte Gedichte frei bearbeitete, so übertrug er selbst Lessing's prosaische Fabeln in Verse, machte es jedoch Niemand zu Dank (S. 54).

219. Wieland, der einstige Klopstockianer, der Verfasser der „Empfindungen eines Christen" (1755) und der „Hymnen" (1756), trat damals in seine zweite Periode. Der „Don Sylvio von Rosalva" war eben erschienen, und während Goethe's Leipziger akademischer Jahre (S. 54) folgten dann die „Komischen Erzählungen" (1765; 1766 bei Goedeke ist Druckfehler), der „Agathon" (1766), „Idris" und „Musarion" (1768). Bei Oeser, auf dem Theaterboden, las Goethe zu Ende seines Triennums die ersten Aushängebogen des zuletzt genannten Epos (S. 54 u. 91). Aus dessen zweitem Buche zeichnete er im folgenden Jahre in seines Freundes Langer Stammbuch die Verse ein (bei v. Biedermann, II. S. 6):

Ja, Götterluft kann einen Durst nicht schwächen,
Den nur die Quelle stillt.

So stotterte Wieland,
und so fühlt im ganzen Ernste
Ihr Freund
Goethe.

Frankfurt am Mayn,
den 17. September 1769.

Die Stellen hier über Wieland (S. 54 u. 55) schrieb Goethe noch bei Dessen Leben. Nach Jahresfrist schon gab ihm Wieland's Tod eine Veranlassung, über ihn in der Freimaurer-Loge von Neuem zu sprechen (s. die Rede Werke, 40bdg. A., Bd. XXVII. S. 422 flgd). Dort begründet er die hier nur angedeutete Abwendung Wieland's von den ideellen Regionen seiner Jugendzeit ausführlicher. Während er dort die Bedeutung der Worte (S. 54 unten): Alles, was in Wieland's Genie plastisch ist, durch den Hinweis beschränkt, daß Wieland die Anschauung plastischer Meisterwerke gefehlt und deshalb seine „Einsicht in die höhere bildende Kunst" nur mangelhaft geblieben, führt er fünf Jahre später, als es Wieland in einem Festspiel zu feiern galt, „Musarion" als Muster seiner antikisirenden Dichtungen vor. Phanias-Timon (nach Vers 8, Buch I von „Musarion") trägt in jenem Festspiele Wieland's heitere Lebenskunst, um nicht zu sagen Philosophie, mit Benutzung seiner eigensten Worte vor (Werke, Bd. XI. 1. S. 331 flgd.).

Bodemann's neues Buch „Julie von Bondeli" (1874) ist geeignet, uns vollständig über Wieland's Begegnisse an Welt, besonders an Weibern aufzuklären.

Der „Don Sylvio" und die „Komischen Erzählungen", als die ersten Proben der neuen Richtung Wieland's, werden 1765 in der Allgemeinen deutschen Bibliothek (Bd. I. 2. S. 97—107 und 215—227) von H., und zwar die letzteren sehr günstig beurtheilt. Abbt, der sich, was Goethe unbekannt war, unter jener Chiffer barg, wird dem parodistischen Charakter der Dichtart, wie Goethe ihm vorwirft (S. 55), freilich nicht gerecht; dies zeigen einige seiner tadelnden Bemerkungen, z. B. daß Venus im Gespräche mit Paris schon den Homer und Jupiter zur selben Zeit den Sokrates citire. Goethe's Beispiele beziehn sich wol auf die Parallelstellen, welche Abbt aus Marmontel, Crébillon, Lafontaine anführt. Er „überhüpft" (S. 226 a. a. O.) mehrere Stellen, die er sich „angezeichnet hatte".

Derselbe Jahrgang (Bd. I. S. 300) enthält Nicolai's An-

zeige des 4. und 5. Bandes von Wieland's Shakespeare-Uebersetzung (1764) mit dem von Goethe (S. 55) angeführten ersten Satze, an den sich folgender anschließt: „Ohne Kenntniß der englischen Sprache, der englischen Sitten, des englischen Humeurs kann man an dem größten Theil seiner Werke wenig Geschmack finden; wer also das Obige versteht, wird diesen trefflichen Schriftsteller englisch lesen, und wer es nicht versteht, sollte ihn billig gar nicht lesen." Als Wieland in der Vorrede zum achten Bande der Uebersetzung sich gegen dies Urtheil erhob, nahm Nicolai es zum Theil „als nicht bestimmt und deutlich genug" zurück und bedauerte, Wieland wehgethan zu haben (a. a. O. Bd. XI. 1. S. 51—59). Aber auch die Rezensenten in der Bibl. d. schönen Wissenschaften (Bd. IX. S. 259), Weiße und Meinhard, sowie Uz und gewissermaßen Wieland selbst, Alle waren Nicolai's Meinung (Jördens, V. 293, und Bernays, Entstehungsgesch. des Schlegel'schen Shakespeare. 1872. S. 233).

220. Den Hermann (S. 55 unten) haben Elias Schlegel als Trauerspiel (1743 im 4. Bande von Gottsched's Deutscher Schaubühne; s. Goethe's Werke, Bd. XXVIII. S. 623), dann Cramer 1747 in der Ode „Herrmann" (Bd. 6 der Belust. des Verst. u. Witzes) mit den auf Friedrich den Großen zielenden Versen:

„Die starken Bändiger der Welt
Bestreitet jetzt ein deutscher Held,"

Schönaich, der Gottschedianer, als Heldengedicht 1753, v. Ayrenhoff zu Wien 1768 als Trauerspiel und dann das Haupt der Gegenpartei, Klopstock, in drei Bardieten für die Schaubühne: „Hermanns-Schlacht" 1769, „Hermann und die Fürsten" 1784 und „Hermann's Tod" 1787, behandelt. Die späteren Stücke, H. v. Kleist's „Hermannschlacht", die Hermanns-Dramen der Befreiungskriege und Karl Kösting's „Hermann der Befreier" (1873) waren in noch höherem Grade Zeichen der Zeit.

Geßner, unsern Theokrit (S. 56), in Frankreich fast verbreiteter als in Deutschland, bezeichnete die Allgemeine deutsche Bibliothek damals als „einen unserer besten Dichter, dessen Ruhm leben wird, so lange noch eine Spur von deutscher schöner Literatur zu finden sein wird," und dieselbe Zeitschrift (II. 269) wird Goethe an die von ihm erwähnten „Jüdischen Schäfergedichte" (1765) des Thüringers v. Breitenbauch (Goedeke, II.

585. Nr. 120) erinnert haben. Biblische Stoffe wählten aber auch Bodmer, Geßner, Ramler mit Vorliebe, und das „Hohelied Salomonis" übte später seine Anziehungskraft auf Herder und Goethe selbst aus. Bodmer's Epos „Noah" (1752), später die Noachide (1765), deren „Schönheiten" Wieland und Sulzer nachzuweisen versuchten, fällt ganz in diese Zeit. Ein andres, für die angeschwollene Wasserfluth ebenso bezeichnendes Gedicht, Die Synd-Flut (1751), schreibt Goedeke (II. 563) mit Unrecht auch Bodmer zu (Lessing's Werke, Bd. VIII. S. 59, Note 2).

Das Anakreontische Gegängel (S. 56) zielt hauptsächlich auf Gleim, damals mit Uz unser Horaz genannt, wie Klopstock und Bodmer unsre Virgile und Miltone. „Miltonisch singt ja Klopstock schon", heißt es in einem Liede von Creuz (1751). Erwartet wurde schon 1747 „unser künftiger Homer" (Bodmer's Krit. Lobgedichte und Elegien, V. 733). Gottsched in dem „Anderen besondern Theile" seiner kritischen Dichtkunst liebt vorzüglich dies Lociren der Dichter; Rachelius, ein vergessener Satirendichter, ist „unser Lucilius" (S. 459), Gottsched selbst ein „deutscher Persius" (S. 465) und Opitz' Gedichte enthalten „mehr güldne Lehren als die ganze Ilias und Odyssee" (S. 517). In zwölf Kapiteln (S. 317—613) richtet Gottsched hier sein äußerliches Fächerwerk her, ohne die innere, die Naturform der Dichtung genügend zu berücksichtigen (s. Goethe's Divan, Werke, Bd. IV. S. 292).

Die komischen Heldengedichte (S. 56) sind bereits oben in Anm. 181 erwähnt. Grade das Studentenleben bot, wie im „Renommisten", Gelegenheit zu einer epischen Behandlung. In die Zeit, von der hier die Rede ist, fallen besonders Thümmel's Wilhelmine, 1764, mit ihren Nachahmungen und neuere Stücke wie „Begebenheiten eines Leipziger Studenten", 1765 (Goedeke, II. 628. Nr. 336), und „Der Kandidat oder die erste Predigt", 1767 (Allg. d. Bibl., VI. 2. S. 251), meist längst verwehte Spreu.

221. Unter der durch die Eklektiker wie Budde, Brucker, Daries und später durch die Popularphilosophen Mendelssohn und Garve (S. 60) verdrängten Schulphilosophie (S. 56) ist die Wolffische gemeint. Den gesunden Menschenverstand (S. 57), den Common sense, den die Zeit Nicolai's und seiner „Bibliothek" auf den Thron erhoben, in seine Schranken zu weisen, hat sich Goethe vielfach bemüht; vergl. die „Sprüche in Prosa", Bd. XIX. Nr. 60 u. 61.

Im Folgenden (S. 57 bis 60) wird der Einfluß jenes Zeitgeistes auf einige Hauptvertreter der vier Fakultäten verfolgt:

A. Die Theologie. Mit dem bis zu Schleiermacher's Auftreten herrschenden sog. Rationalismus, der Theologie des gesunden Menschenverstandes, setzte sich Goethe, der Anhänger Herder's, Hamann's, Lavater's, durch seine Fehden mit Nicolai und Bahrdt sehr bald in offne Feindschaft. Herder's Gegnerschaft gegen Michaelis, welche sowol die sog. natürliche Religion (S. 57) als die Auslegung und Auffassung der Bibel betraf, ist bereits oben in Anm. 108d hervorgehoben.

Den Hauptvertheidigungsgrund (S. 58) der in ihr vorkommenden Verschiedenheiten spricht Goethe's achte Parabel im „Divan" (Werke, Bd. IV. S. 196) in poetischer Fassung aus. Vergl. ferner das über die Bibel im 12. Buch (Theil III dieser Biographie) Gesagte, das Wort daselbst: „die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht", und den Spruch aus Goethe's letzter Zeit: „Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, d. h. je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im Besondern auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit- und Ortsverhältnissen einen eigenen, besondern, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat" (Sprüche i. Pr., Nr. 467).

Diese Zeit- und Ortsverhältnisse zu erforschen, begann damals, nach dem Vorgange der Engländer, eben die Schule von Michaelis in Göttingen, dessen Vater und Großvater schon in Halle Theologie und Orientalia gelehrt hatten, dem Herausgeber der hebräischen und arabischen Grammatik (Noten zum Divan, IV. S. 233), der Einleitung in das Neue Testament (1750) und des Alten Testaments in dreizehn Bänden (1769—1786). Unter den „neueren Reisenden" (S. 58) ist an den Vater Niebuhr zu denken, der damals (1812) in hohem Alter noch lebte.

Dem Glauben der Orthodoxie an wörtlich inspirirte Offenbarungs-Urkunden war schon vor Michaelis und Baumgarten der württembergische Chiliast, das Haupt des süddeutschen Pietismus, der ehrwürdige Bengel (S. 59), entgegengetreten (Apparatus criseos sacrae 1734). Seine Exegese der prophetischen Bücher der Bibel machte besonderes Aufsehn, namentlich seine Offenbarung Johannis oder vielmehr Jesu Christi (1740), „Sechzig erbauliche Reden über die Offenbarung Johannis oder

von Jesu Christo" (1748) und der Ordo temporum etc. (1741). „So war ihm der Prophetismus der Hauptzweck der Offenbarung" (Art. Bengel bei Ersch und Gruber). Aus den Stellen der Offenbarung 12, 14 und 20,1 hatte er den Untergang der Welt für den Sommer 1836 berechnet.

In Leipzig folgte Crusius diesen Spuren, zu Goethe's Zeit erster Professor der Theologie. Damals, 1765, begleitete er eine Evangelienharmonie, die „Geschichte unsers Herrn Jesu Christi auf Erden nach des seligen Bengels Harmonie", mit einer Vorrede, und ebenso bezeichnete ihn als dessen Schüler seine „Faßliche Vorstellung von dem ganzen Buche der Offenbarung Jesu Christi oder der sog. Offenbarung Johannis" (1766). Ein auch noch jetzt nicht vergessener Streit entbrannte über Crusius' Hypomnemata ad Theologiam propheticam, deren erster Theil schon zu Ende 1764 erschienen war. Sein Gegner am Orte, Ernesti, in seiner „Theologischen Bibliothek" (Bd. VI. St. 4) und der Berliner Rationalist Teller in der Allg. deutschen Bibliothek (IV. 1. S. 1—53) erhoben sich gegen dies Werk und gegen das Hineinziehn der dunkeln prophetischen Lehren in die akademischen Lehrgegenstände, obwol Crusius nur publice darüber gelesen hatte. Er prüfte darin die Quellen der Weissagung, nämlich 1) si Deus ipse immediate operatur; 2) si id fiat a sanctis angelis; 3) si fiat a daemonibus. Angegriffen, replizirte er in besondern Broschüren, gegen Ernesti in den „Schriftmäßigen Anmerkungen" u. s. w. 1766, gegen Nicolai's Bibliothek in zwei „Ehrenrettungen" u. s. w. 1767; aber die Bibliothek ließ auch seine spätern Schriften, die „Kurze Vorstellung von dem eigentlichen schriftmäßigen Plane des Reiches Gottes" (1768), die Theses contra profanitatem (1769) u. s. w. nicht aus den Augen.

Dieser ganzen Richtung stand Ernesti, mit Morus im Gefolge, als der Begründer einer wirklich philologischen Behandlung der Bibel gegenüber (Institutio interpretis Novi Testamenti 1761). Seine Programme jener Zeit behandelten die schwierigsten theologischen Probleme, „Christi Menschwerdung" (1764) und den „Luther'schen Abendmahlsbegriff" (1765), vom rationalistischen Standpunkte. Nur mit dem Vorbehalte des Dichters rechnete sich Goethe in jenem Konflikte zur klaren Partei (S. 59), wie er sich immer und noch im hohen Alter „zu dem Geschlechte Derjenigen bekannte, die aus dem Dunkeln ins Helle streben" (Werke, Bd. XXIX. S. 144).

Die Kanzel beherrschte der Abt Jerusalem zu Braunschweig (S. 59), mit dessen Sohne Goethe in Leipzig zusammen studirte, ganz „Neologe", einflußreich ebenso sehr durch amtliche Stellungen und Verbindungen als durch seine, eine freiere Religionsauffassung in Mosheim's Geiste popularisirenden Predigten und Schriften („Ueber die vornehmsten Wahrheiten der Religion" 1768). Dann der Schweizer Zollikofer, damals reformirter Prediger zu Leipzig, Freund Ernesti's und vorzugsweise besucht von den Studenten. „Seine Predigten waren, was eigentlich alle sein sollten, Lehrpredigten, voll wahrer Philosophie des Lebens, voll wahrhaftig praktischer Weisheit" (Jördens, V. 665). Er war „immer in der Mittelstraße, immer unter der Herrschaft der Vernunft, immer in einem gewissen Gleichgewichte seiner Neigungen", ihn zeichnete aus „heller und gerader Verstand, Beobachtungsgeist und Gabe der Zergliederung" (Garve „Ueber den Charakter Zollikofer's an .... Weiße", 1788). Grade damals gaben Zollikofer und Weiße ein „Neues Gesangbuch" heraus (1766 u. 1767), in welchem die religiöse Zeitdichtung einen großen Platz einnahm, außer Liedern der Herausgeber solche von Klopstock, Gellert, Cramer, Lavater, Ad. Schlegel, Schiebeler, Cronegk u. A. m. Zollikofer's vielbändige Predigtsammlungen bildeten eine Hauptnahrung der Zeit. Als Dritten nennt Goethe

Spalding, den glänzenderen, mehr an das Gefühl (das Herz) sich wendenden, aber weniger kernhaften und, nach heutigen Begriffen, seichten Berliner Kanzelredner, aufgeklärten Theologen und volksthümlichen Schriftsteller. Herder war sein erklärter Gegner, und Dessen „An Prediger. Funfzehn Provinzialblätter" (1774) sind gegen Spalding's „Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts" u. s. w. (1772) gerichtet.

B. Die Medizin. Unzer, Arzt zu Altona, gab nach dem Muster von Addison's „Zuschauer" die medizinische Wochenschrift „Der Arzt" (1759—1764) und andre gemeinverständliche Schriften seines Faches in der Zeit von 1746 bis in die Achtziger Jahre heraus. „Er hatte dem englischen Zuschauer die Kunst abgelernt, seinen diätetischen Unterricht durch mannichfaltig wechselnde Einkleidung, durch Erzählungen und in Lehrvorträgen anmuthig und eindringend zu machen" (Eichhorn, Lit.-Gesch., IV. 2. S. 1037).

Berühmter sind die beiden Schweizer: Haller, der Boerhave Göttingen's, der gleich Goethe botanisirende Dichter der

„Alpen", der Anatom und Physiologe, unter dessen Gestirn Schiller's Erstlinge standen, und Zimmermann, der seiner Zeit gleichfalls viel genannte hannöver'sche Leibarzt, Haller's Schüler und Biograph, von Goethe, der hier (S. 60) ein Freundeswort für ihn einlegt, persönlich gekannt. Zimmermann's „Von der Erfahrung in der Arzneikunst" (1763 flgd.) ward zugleich mit Haller's, Unzer's und Tissot's Schriften in den ersten Bänden der Allg. d. Bibliothek ausführlich beurtheilt. Schon in den „Literaturbriefen" 1759 sagte Lessing: „Geßner und Zimmermann unter Andern schreiben ungemein schön und richtig" (Nr. 14). Tissot, gleichfalls Schweizer, war wiederum der Biograph Zimmermann's (1797). Sein Vorgang (S. 60) erstreckte sich nicht auf die drei eben Genannten, deren Wirksamkeit vielmehr der seinigen voraufging oder, was Zimmermann betrifft, parallel lief, wohl aber auf jüngere Aerzte, namentlich auf Goethe's spätern Freund Hufeland. Von Tissot's volksthümlichen Schriften nennen wir: L'inoculation justifiée 1754; Avis au peuple sur sa santé 1761; De valetudine litteratorum 1766 und Essai sur les maladies des gens du monde 1770.

C. Von dem abstrusen und barocken Geschäftsstile der Zeit (S. 60) konnte und durfte auch Goethe als junger Advokat (1771—1775) sich nicht frei machen, wie seine von Kriegk mitgetheilten Prozeßschriften zeigen (Deutsche Kulturbilder, 1874).

Der jüngere von Moser ist bereits S. 72 des Ersten Theils und in der Anmerkung 65 genannt, zu der wir noch folgende Bemerkung des jungen Goethe aus den „Ephemerides" 1770 (Schöll, Auff., S. 87 flgd.) nachtragen: „Ich bin nie an Hof gewesen, mich interessirte Der Herr und Diener von Mosern also nicht. Hofleuten mag er gefallen haben, wie Einem eine genaue Landkarte einer Gegend gefällt, die man sehr wohl kennt; aber es scheint auch nur Topographie und keine meistermäßig gemalte Landschaft zu sein."

Dasselbe Studienbuch enthält auch (a. a. O. S. 136) eine Stelle aus Pütter's, des zweiten hier (S. 60) genannten Rechtsgelehrten, „Grundriß der Staatsveränderungen des deutschen Reichs" (1753). Daß Goethe den Verfasser 1764 gesehn, da derselbe der Krönung Joseph's II. als Konsulent der hannöver'schen Wahlbotschaft beiwohnte, ist kaum anzunehmen, obwol Pütter, die erste Autorität auf staatsrechtlichem Gebiete nach des ältern Moser Tode, schon damals eine Berühmtheit war. Seine

Göttinger Vorlesungen über öffentliches Recht waren bis zu Ende des Jahrhunderts die besuchtesten und einflußreichsten der juristischen Fakultät in Deutschland überhaupt. Man rechnete ihn zu den glücklichen Menschen, die ihre Lebensziele, unbeirrt durch die Bewegungen der Zeit, vollständig erreichen, und verglich ihn deshalb wol mit Goethe — wen hätte man mit ihm nicht verglichen! — auch, wie es in einer der Beschreibungen seines Lebens heißt, weil er gleich Diesem noch Selbstzeuge seines Nachruhms und sein eigner Biograph gewesen sei.

D. Die Popularphilosophen Mendelssohn, Goethe's Gegner gleich Nicolai, und Garve (S. 60), den Goethe damals schon in Leipzig kennen gelernt haben wird, um ihn später in Weimar (1781) und in Breslau (1790) wiederzusehn, sind schon oben (S. 285) genannt.

Damit verlassen wir die vier Fakultäten, welche hier, auf Leipzig's Grund und Boden, eine andre Beleuchtung erhalten als in der Schülerscene des „Faust".

222. Die drei S. 60 unten genannten Zeitschriften hatte Goethe, wie viele Spuren zeigen, bei Abfassung seiner Lebensgeschichte wieder genau durchgesehn, namentlich die ersten Bände der Nicolai'schen Allgemeinen deutschen Bibliothek (seit 1765); vergl. oben S. 55 und Anm. 219 über Wieland und Shakespeare, sowie den Anfang des Neunten Buchs. Ebenso enthält das Schema v. J. 1763 (oben Anm. 150) einen Hinweis auf Nicolai's „Abhandlung vom Trauerspiele" und den Preis von funfzig Thalern, welcher darin für das, nach den Grundsätzen dieser Abhandlung gearbeitete beste Trauerspiel i. J. 1756 von ihm ausgesetzt worden. Die Abhandlung ist bereits in Anm. 92 angeführt; die Preisaufgabe findet sich im I. Bande S. 15 der Bibliothek der schönen Wissenschaften, welche Anfangs Nicolai und Mendelssohn, seit 1760 Weiße in 12 Bänden herausgaben (1757 bis 1765). Gekrönt wurde der Kodrus, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, in gereimten Alexandrinern, des Freih. v. Cronegk und in zweiter Stelle das in Prosa verfaßte bürgerliche Trauerspiel in fünf Aufzügen des erst neunzehnjährigen v. Brave, Der Freigeist, welche beide Stücke im Anhange der beiden ersten Bände der „Bibliothek" 1758 abgedruckt wurden. Beide Verfasser starben schon in diesem Jahre, der Erstere sogar, ohne das Schicksal seines Stücks erfahren zu haben. Der Eindruck dieser Todesfälle war um so tiefer,

als auch Elias Schlegel in der Blüthe der Jahre dahingerafft war.

Die Einschränkung des Lobes der Literaturbriefe (1759—1765, 24 Theile) ist erklärlich, da Lessing's Beiträge mit dem siebenten Theile fast völlig aufhören (s. Redlich's Vorbem. zu Theil IX von Lessing's Werken, Hempel'sche Ausg.).

223. Ewald von Kleist's „Frühling" (S. 61) war 1749 fast gleichzeitig mit dem „Messias" und in demselben Versmaße erschienen. Der frühe Tod auch dieses Dichters erhöhte den Werth seiner Hinterlassenschaft. Aber, wie Lessing schon in den Literaturbriefen, als deren Empfänger ursprünglich Kleist gedacht war, mehrere von dessen Nachahmern zurechtgewiesen hatte, so bot ihm später der „Laokoon" einen Anlaß, die Berechtigung beschreibender Gedichte überhaupt zu prüfen. Er zeigt hier (XVIII), daß Homer „in diese frostigen Ausmalungen körperlicher Gegenstände" nicht verfallen ist, beruft sich (XVII) auf Pope, der ein blos malendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Brühen erkläre, und sagt vom „Frühling": „Hätte Kleist länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hineinzulegen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung auf Gerathewohl, bald hier, bald da, gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen wolle. Er würde .... aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben."

224. Das poetische Jagdrevier bei Leipzig (S. 61) bildeten die um die Stadt herum in der ersten Hälfte des vor. Jahrh. angelegten großen Gärten. „Um diese Zeit," heißt es in einer neuern Beschreibung, „wo Leipzig sich innerhalb seiner Wälle mit schönen Bauwerken schmückte, entstanden auch rings um die innere Stadt eine ganze Reihe von Gärten, in denen Kunst und Natur einander die Hand reichten; die letztere freilich nach dem damals herrschenden französischen Geschmack zur Unnatur verkünstelt in steifen Hecken, langen gradlinigen Gängen, verschnörkelten Boskets, dazwischen Statuen nach antikem Muster, gewöhnlich von sehr mäßigem Kunstwerth" u. s. w. (Grenzboten 1874. II. S. 33). Biedermann (I. 10) führt von diesen, dem

Wachsthum der Stadt längst zum Opfer gefallenen Gärten namentlich an: „Groß-Bosen's Garten, dessen Fläche jetzt die Königs-, Bosen- und Lindenstraße einnehmen, Klein-Bosen's Garten, da, wo die West- und Rudolfsstraße zusammentreffen; Apel's Garten, dessen Ueberbleibsel noch in Reichel's Garten mit den einmündenden Straßen zu erkennen sind; Zacharias Richter's Garten, der zuletzt als Gerhard's Garten am Längsten seines Rufs sich erfreute." Die Kuchengärten und die Kohlgärten in Reudnitz waren berühmt (s. Anm. 188). Bodmer ließ daher in einer Persiflage Gottsched's (Vom Natürlichen in Schäfergedichten 1746) Ad. Schlegel nicht als Schäfer an der Pleiße, nach Analogie der Schäfer an der Pegnitz des 17. Jahrh. (s. Goethe oben S. 37 u. 62), sondern als „Schäfer in den Kohlgärten, einem Dorfe vor Leipzig", sprechen. So heißt auch Gohlis, wo damals Zollikofer im Sommer wohnte, wie später Schiller, in Zachariä's „Renommisten" (V. S. 133) „das Land schöner Kuchen". Eine in Rothstift von Goethe gezeichnete Landschaft bei Gohlis wird noch in Leipzig aufbewahrt (Biederm., I. S. 190). Ebenso berühmt ist das schöne Gehölz das Rosenthal, welches die Stadt im J. 1663 erkauft hatte; auch dieses wird im „Renommisten" (VI. S. 146) hoch gepriesen. In Raschwitz muß Goethe sich in der letzten Zeit ganze Tage aufgehalten haben; denn in einem Briefe an den oben (S. 52) genannten Assessor Hermann vom 15. Mai 1773 gedenkt er „der Zeit, da ich nach ein paar Tagen Raschwitzer Abwesenheit wieder in Ihr Zimmer trat" (v. Biedermann, II. S. 23 u. 24). Dölitz bei Leipzig, wo Oeser ein Landgut besaß, und wo Goethe gleichfalls in der letzten Zeit seines Leipziger Aufenthalts viel verkehrte und dichtete, unterläßt er hier (S. 61) zu nennen. Grade da suchte er nach poetischem Wildpret (S. 61), wie er an Oeser's Tochter Friederike schreibt (Werke Bd. III. S. 138, u. v. Biederm., I. 91):

„Da ging ich nun in Deinem Paradiese,
In jedem Holz, auf jeder Wiese,
Am Fluß, am Bach ....
Dann jagt' ich rings umher und fing
Bald einen Reim, bald einen Schmetterling."

225. Anschauung und Gefühl (S. 61) führten zur symbolischen, Reflexion zur allegorischen Behandlung. Das erste Einschneiden des eigenen Namens ist als im Früh-

ling 1766 geschehn zu denken, das Einschneiden desjenigen von Annette oder vielmehr Käthchen Schönkopf im Herbst desselben Jahrs und das Wiederaufsuchen des Baums (S. 62 oben) im Frühling 1767 oder 1768. „Nur in Frühlingstagen schneiden Schäfer in die Bäume, nur in der Blumenzeit bindet man Kränze", schrieb Goethe an Käthchen im Ton seines ersten Stücks, am 1. Juni 1769 (Jahn's Leipz. Fr., S. 89).

226. Auf die berühmte Stelle von der Bedeutung des siebenjährigen Krieges für die deutsche Dichtung (S. 62) ist schon in Anm. 214 hingewiesen. Die Gleim'schen Kriegslieder hielt Goethe stets hoch, und er mochte sich nicht überzeugen, daß die Kriegspoesie der Jahre 1813 bis 1815 jener früheren gleichzustellen sei oder sie gar an Unmittelbarkeit und Leben übertreffe.

Der gehaltreiche Stoff ist der Anfang und das Ende, das A und O der Kunst (S. 63). Vergl. „Stoff und Gehalt" (Werke, Bd. XXIX. S. 231) und folgende Stelle aus Voltaire: Le succès est dans le sujet même. Si le sujet n'est pas intéressant, les vers de Virgile et de Racine, les éclairs et les raisonnemens de Corneille ne feraient pas réussir l'ouvrage (Corresp., I. No. 252).

227. Die Billigkeit, mit der Goethe hier (S. 63) Friedrich's des Großen Vorliebe für die französische Literatur beurtheilt, ist um so wohlthuender, als der König in seiner Schrift „De la littérature allemande" 1780 sich über Goethe's „Götz" sehr wegwerfend geäußert hatte, was ihm jedoch Dieser schon damals verzieh (Brief an Frau von Voigts v. 21. Juni 1781 in den Werken, 40 bdg. A., Bd. XXVII. S. 493).

Die oben (S. 63) angeführten Gründe der Abneigung des Königs gegen die deutsche Literatur hat Gleim in einem erst neuerdings bekannt gewordenen Briefe an Wieland vom 30. Juli 1770 mehr im Einzelnen nachgewiesen (H. Pröhle in einem Vortrage in der Deutschen Gesellsch. zu Berlin vom 24. Juni 1874). Gleim schreibt: „Was waren unsere Deutschen, als er [Friedrich] anfing, mit den Musen Bekanntschaft zu machen? Keyserling und Stille waren 1740 seine Freunde, Beide gute deutsche Patrioten, die sich alle Mühe gaben, für die deutschen Musen ihn einzunehmen; was aber hatten sie den französischen entgegenzusetzen? Den einzigen Canitz; denn Opitz war zu alt, Haller zu rauh, Hagedorn hatte nur erst seine Trinklieder her-

ausgegeben. Ueberdem war der König von deutschen Franzosen umgeben, alle geschworne Feinde der deutschen Musen; diese gaben ihm geflissentlich Ziegler's Briefe [Heldenbriefe 1732] für das Meisterstück der deutschen Musen; wenn hernach ein Patriot es wagte, der deutschen Muse das Wort zu reden, dann deklamirte der König aus der Banise [von Ziegler 1688]: „Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge" u. s. w. Der Patriot, wie von dem Blitze gerührt, schwieg, er schwieg, mein lieber Wieland, und wagte selbst in einem Sulzer, der die schönste Gelegenheit hatte, nicht wieder der deutschen Muse das Wort zu reden. So ließen tausend Umstände sich anführen, die den König — den Wieland lieben würde wie Gleim, wenn er wie Gleim ihn kennete —, wegen seiner Gleichgiltigkeit gegen die deutschen Musen wo nicht rechtfertigen, doch entschuldigen."

Jedoch schließt des Königs eben angezogene Schrift mit einem begeisterten Ausblicke auf die Zukunft der deutschen Literatur (s. Goethe's Werke, Bd. I. S. XL, Note).

228. Minna von Barnhelm (S. 64), schon im letzten Kriegsjahre entstanden, erschien in der Ostermesse 1767, also recht in der Mitte von Goethe's Aufenthalt zu Leipzig, und ging daselbst Mittwoch den 18. November dieses Jahres zuerst über die Bühne, wurde dann bis zu Ende desselben sechsmal wiederholt und durchschnittlich jede Woche einmal gegeben (Riehl, Histor. Taschenbuch. 1873. S. 402). Im Privatkreise betheiligten sich Goethe und der bekannte Berliner Engel, Letzterer als Tellheim, zusammen an der Aufführung dieses Stücks von spezifischem Zeitgehalte (S. 64, woselbst temporär im Sinne von temporell zu nehmen ist). Vgl. wegen der andern Rollen Anm. 233 u. 235.

229. Der Konflikt zweier Epochen (S. 64) ist schon oben S. 43 angedeutet; die neue bezeichnet das Auftreten der Dichter, welche Gellert in seinen Vorlesungen zu nennen unterließ (Anm. 244).

Auffallend will es uns bedünken, daß unter den vielen hochgebildeten schönen Geistern Leipzig's, mit welchen der Student Goethe in Berührung kam, der S. 52 und in Anm. 217c genannte Pfeil, der spätere Justiz-Amtmann zu Rammelburg, dessen Schriftstellerei sich in der untergeordnetsten Sphäre bewegte (s. die vorzugsweise in die 80er und 90er Jahre fallenden

Schriften über Tagesgegenstände bei Meusel und Kayser), Goethe zuerst auf das Bedeutende des Stoffs und das Konzise der Behandlung (S. 65) aufmerksam gemacht haben soll. Man möchte eine Verwechslung der Person annehmen, zumal weder dieser Pfeil noch der „Verfasser des Grafen von P***" Hofrath gewesen ist.

230. Von den kleinen Gedichten jener Zeit (S. 65) sind mehrere erhalten, sowol in Liederform (Werke, Bd. I. S. 32 bis 42, u. Bd. III. S. 25 bis 31) als in freierem Silbenmaß, wie die Oden an Zachariä und Behrisch (das. Bd. II. S. 399, und Bd. III. S. 31 bis 34. Vgl. Anm. 287).

231. Aennchen (S. 65) benennt Goethe in seiner Lebensbeschreibung die schon einigemal erwähnte Anna Katharina Schönkopf, seine erste Geliebte, während sie im Leben nach ihrem zweiten Namen gerufen wurde: Käthchen. Der Anfang dieser Liebe fällt in den Frühling 1766 (s. o. S. 50 u. 53); sie erfüllte, wenigstens Goethe's Herz die dritthalb Jahre bis zu seiner Rückkehr nach Frankfurt und die Zeit dort bis zu Käthchens Verlobung mit dem Dr. Kanne, den Goethe selbst in das Schönkopf'sche Haus eingeführt hatte, im Mai 1769; aber noch im Dezember 1772, also nach Sesenheim und Wetzlar, schrieb Karoline Flachsland von ihm: „Uns Mädchen und Weibern ist er auch besser als sonst und ist uns herzlich gut; aber überhaupt lieben — dazu liegt noch zu viel Asche von seiner ersten Liebe in seinem Herzen, und das scheint natürlich." Käthchen war, darin Gretchen ähnlich, drei Jahre älter als ihr Liebhaber und auch wie Jene, nach Horn's Worten, „unter seinem Stande". Dieser Freund Goethe's schildert sie und das ganze Verhältniß aus der ersten Zeit seines Bestehns an L. Moors: „Ich muß Dir die ganze Sache, wie er mir sie selbst erzählt hat, erzählen. Er liebt, es ist wahr; er hat es mir bekannt und wird es auch Dir bekennen; allein seine Liebe, ob sie gleich immer traurig ist, ist dennoch nicht strafbar, wie ich es sonst geglaubt. Er liebt. Allein nicht jene Fräulein, mit der ich ihn in Verdacht hatte. Er liebt ein Mädchen, das unter seinem Stand ist, aber ein Mädchen, das — ich glaube nicht zu viel zu sagen, — das Du selbst lieben würdest, wenn Du es sähest. Ich bin kein Liebhaber, und also werd' ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke Dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein

rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentliches, schönes Gesicht, eine offne, sanfte, einnehmende Miene, viele Freimüthigkeit ohne Koketterie, einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht. Du weißt, lieber Moors, das ist so eine Sache, nach der sich nicht gut fragen läßt; so viel aber kann ich Dir sagen, daß sie für einander geboren zu sein scheinen." Diesem Briefe vom 3. Okt. 1766 ist auch die S. 251 angeführte Stelle entlehnt. Und Goethe schrieb demselben Freunde gleichzeitig (am 1. Okt. mit der Adresse: Goethe amico suo Moorsio salutem plurimam dicit): „Denke als Philosoph, — und so mußt Du denken, wenn Du in der Welt glücklich sein willst, — und was hat alsdann meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die [zuerst stand: Ein eitles Gespenst, das sich] die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allerersten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht denen elenden kleinen Tracasserien des Liebhabers zu danken; nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug' auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeigungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird als dann, wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen." O. Jahn, der zuerst diese Briefe (D. Allg. Monatsschr. f. Wiss. u. Lit. 1854, S. 1—8) mitgetheilt hat, bemerkt scherzhaft hinsichtlich der auch seitdem nicht ermittelten Frankfurterin W., bei der weder an Gretchen noch an Charitas zu denken ist, sofern nicht W. für M. verlesen sein sollte: „Wenn erst Goethe's Liebschaften Gegenstand so gründlicher und umfassender Untersuchungen geworden sind, wie man sie unter uns Philologen de Horatii amoribus anzustellen gewohnt ist, wird es auch hierfür an Belehrung nicht fehlen."

An dem Schönkopf'schen Hause fand Goethe in Leipzig den äußern Halt, der ihm bisher gefehlt hatte, und durch die Liebe

zu Käthchen ein wenn auch nicht ungetrübtes Glück, auf dessen Grunde die ersten dichterischen Produktionen, die wir von ihm besitzen, hervorkeimten. Wenn Goethe im Alter von seinen an Horn im Winterhalbjahre 1765 auf 1766 geschriebenen Briefen sagte: „Hier lagen mir eigenhändige Blätter vor Augen, welche nur allzu deutlich ausdrückten, in welchen sittlich-kümmerlichen Beschränktheiten man die schönsten Jugendjahre verlebt hatte. Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Trost; ich habe sie alle dem Feuer überliefert" (An Willemer den 3. Jan. 1828, bei Jahn a. a. O. S. 6): so trat mit Ostern 1766 eine Aenderung ein, und sein Gemüth fand die Befriedigung, deren es bedurfte. Während drittehalb Jahre machte er, nach seinen Worten an das Schönkopf'sche Elternpaar, ein Stück der Schönkopf'schen Familie aus; und ebenso schrieb er an Käthchen kurz vor ihrer Verheirathung: „Sie wissen, daß ich, so lang als ich Sie kenne, nur als ein Theil von Ihnen gelebt habe" (Jahn, Leipz. Fr., S. 68 u. 99). In diesem befriedigten Sinne konnte er, gleich Herder, der einige Jahre vorher als Königsberger Student ausgerufen: „Und reich bin ich wie ein Poet und akademisch frei", in dem oben (Anm. 217e) angeführten Stammbuchverse sich reich nennen, darin Gleim's „zum Küssen schönes Mädchen" mit konkreter Beziehung auf Käthchen in „ein Mädchen, willig, mich zu küssen" verwandeln (v. Biederm., I. 277) und in dem Gedichte „An die Venus" (Werke, Bd. III. S. 26) mit Wahrheit betheuern:

„Keinen Wein hab' ich getrunken,
Den mein Mädchen nicht gereicht."

Die Worte: da sie sich aber aus dem Hause wenig entfernen konnte (S. 66), erläutert die Stelle in Goethe's Briefen an sie (Jahn, S. 94), worin er ihr Glück wünscht, daß sie durch ihre Heirath „von jeder Unbequemlichkeit" befreit werde, „der ein lediger Stand, und besonders Ihr lediger Stand, ausgesetzt war". Ihre Beschäftigung in der väterlichen Wirthschaft mochte Goethe oft Veranlassung zur Eifersucht gegeben haben, wie sein Scherz über „alle ihre mit Freundschaft eingesalzene Liebhaber" erkennen läßt (das. S. 89).

232. Die Lieder von Zachariä (S. 66) sind dessen eigne musikalische Kompositionen, welche in zwei Heften als „Sammlung musikalischer Versuche" 1760 erschienen waren (Jördens, V. S. 578).

233. „Der Herzog Michel, ein Lustspiel in einer Handlung", von dem früh verstorbenen Berliner dramatischen Dichter Krüger (S. 66), aus dessen Nachlasse 1763 von Löwen herausgegeben, war eine Nachahmung Molière's, nach der Erzählung Ad. Schlegel's „Das ausgerechnete Glück". Lessing frägt noch 1768: „Auf welchem Theater wird er [der Herzog Michel] nicht gespielt, und wer hat ihn nicht gesehen oder gelesen?" (Hamb. Dramat., 83. St.). Den Herzog, d. h. den Knecht Michel, der auf den Erlös einer gefangenen Nachtigall Luftschlösser baut, gleich dem „Milchmädchen", spielte Goethe selbst; in einem seiner ersten Frankfurter Briefe an Käthchen unterschrieb er sich daher: „Michel, sonst Herzog genannt" u. s. w. (Jahn, S. 72). Desgleichen zeigt Horn's Unterschrift unter einem Briefe an Käthchen, „Hornius Rex", eine von ihm bei Schönkopfs gespielte Rolle an (vielleicht in dem Singspiel „Der König und der Pachter" 1766 nach Sedaine), und ebenso werden die Mitspieler in „Minna von Barnhelm" von Goethe nach ihren Rollen benannt (Jahn, S. 84 u. 75). Der mit Bezug auf den Schluß und andre Stellen des Stücks darin „nach Persien" abgemeldete „Wachtmeister" ist Goethe selbst. Die „Minna" spielte grade an Käthchens Geburtstage. Die von Goethe ferner gegebene Rolle des „Don Sassafras" haben wir jedoch nicht zu ermitteln vermocht; nach Sanders wäre der „Sassafras" (saxifrage), wie der „Dulcamara" in Donizetti's „Liebestrank", ein Marktschreier; aber die Art, wie Goethe in seinem vierten Briefe an Käthchen (Jahn, S. 82) „von der Geschichte meines Freundes Don Sassafras" spricht, läßt auf eine andre Beziehung schließen. Der Name kommt später bei Raupach vor.

234. Die besten Jahre (S. 67 oben), die Jahre 1768 und 1769.

235. Bei dem andern Paare (S. 67), welches in der Laune des Verliebten als Lamon und Egle dem ersten Liebespaare gegenübergestellt ist, wird man mit v. Biedermann (I. 284) und Strehlke (Werke, Bd. VIII. S. 8) an Freund Horn und seine „Stänzel", Konstantie Breitkopf, zu denken haben. Sie spielten in der „Minna" Just und Franziska. Im „Eridon" lassen sich persönlich von Goethe hergenommene Züge, wie das Fernbleiben vom Tanze (s. S. 161) und das Flötenspiel (Anm. 298) erkennen. Auf die dem Stücke zu Grunde liegende Wirklichkeit und auf die schrecklichen Scenen (S. 66) deuten

Goethe's Verse in der Epistel an Friederike Oeser (Werke, Bd. III. S. 137) hin:

„Wenn mich mein böses Mädchen plagte,
Wenn der Verdruß mich aus den Mauern jagte" u. s. w.

Die Zeit der Abfassung des kleinen Schäferspiels, in welchem nach Jahn (a. a. O. S. 34) „durch die anmuthig zierliche Form .... die volle Wahrheit selbsterlebter Zustände und schwer durchgekämpfter Leidenschaft durchleuchtet" — zu Goethe's Drang einer siedenden Leidenschaft (S. 67), — steht zwar nicht genau fest, doch weisen alle Zeugnisse auf den letzten Leipziger Winter (s. Strehlke, a. a. O. S. 9 u. 10).

Nachträglich hat Boxberger einige Verse zu der Rolle der Egle aus der Theaterhandschrift zu Weimar im Archiv f. Literaturgeschichte (IV. 1. S. 114) mitgetheilt, welche ganz in dem frühreifen Geiste der Leipziger Lieder Goethe's gehalten sind.

236. Hinsichtlich der Moral jenes Schäferspiels, welche der Schlußvers ausspricht:

Denkt Euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt!

und derjenigen der Mitschuldigen mit dem Schlußverse:

So! — Diesmal blieben wir wol Alle ungehangen! —

verweist Goethe (S. 68) auf das Wort Christi zum Schutze der Ehebrecherin: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie" (Ev. Joh., 8. 7).

Die Mitschuldigen erscheinen als das spätere Stück, 1768 zuerst entworfen, 1769 zu Frankfurt aus- und umgearbeitet; auf das erstere Jahr weisen die in der früheren Fassung des Stückes enthaltenen Anspielungen auf Zeitereignisse, namentlich auf die Bewegungen in Polen und auf Korsika (s. die Vorbemerkung und die Noten von Strehlke zu dem Stücke in der Hempel'schen Ausg., Bd. VIII). Der Einfluß von Lessing's „Minna" ist unverkennbar, und z. B. Goethe's Wirth ein Halbbruder des Lessing'schen (s. oben S. 126).

Den Gegensatz des glatten Aeußern der Häuser und Straßen und des innerlich Morschen (S. 67) sprach Goethe nicht in den „Mitschuldigen", sondern mit Bezug auf das nächtliche Drohen der Staatsumwälzungen viel später durch den Mund

des Mönchs in der „Natürlichen Tochter" in den schönen Versen aus, welche anfangen:

„Wenn ich beim Sonnenschein durch diese Straßen
Bewundernd wandle, der Gebäude Pracht,
Die felsengleich gethürmten Massen schaue" —
(Werke, Bd. X. S. 97).

Von den Nachahmungen (S. 68) haben wir nur zwei gefunden: „Alle strafbar, Lustspiel 1795", eine von dem Schauspieler Albrecht verfaßte, wenig veränderte Uebertragung des Stücks in Prosa (s. Jördens, II. 174, wo „Schauspiel" nicht richtig scheint, und Werke, Bd. VIII. S. 36), und „Alle strafbar, Komödie in Einem Akt von Fr. Hanf, 1809" (bei Kayser, „Schauspiele").

237. Goethe gedachte seiner beiden Stücke, als „nach dem französischen theatralischen Typus" gearbeitet, bereits in dem biogr. Schema v. J 1761 (Th. I. S. 297). Das Trauerspiel Belsazar ferner haben wir schon oben (Anm. 184) erwähnt. Erhalten ist noch ein Bruchstück der Uebersetzung des Lügner von Corneille, gleichfalls in gereimten Alexandrinern, welche, wenn nicht schon dem letzten Frankfurter, dem ersten Leipziger Jahre zu überweisen ist (vergl. die Vorbemerkung zu diesem Fragment in den Werken, Bd. X. S. 513). Daß Goethe auch große Uebung in der Behandlung des französischen Alexandriners erlangt hatte, zeigt die in diesem Versmaße abgefaßte französische Epistel an Trapp vom 2. Juni 1766 (s. Anm. 177 a), und dies erklärt sich aus seiner Angabe in jenem Schema, daß er auch ein „französisches Trauerspiel in Alexandrinern" angefangen gehabt habe.

238. Der verwegne Humor, der sich in dem Studenten entwickelte (S. 68), zeigte sich in der Folge zu Straßburg, zu Frankfurt und in der ersten Weimarischen Zeit aufs Freieste. Auf obige Stelle beziehn sich die Worte Eichstädt's in der Gedenkrede auf Karl August v. 3. September 1842: Sciebat enim, et ipse cum Goethio suo expertus erat usu, juvenilem temeritatem nonnunquam ex nobili fonte emanare (Opusc. orat., p. 330).

Von unzähligen solchen selbstverübten Streichen (S. 69) sind besonders die durch Verkleidung herbeigeführten bekannt. Wir erinnern an diejenige Goethe's bei seinem ersten Besuche

in Sesenheim, bei der Begegnung mit Höpfner in Gießen, bei dem Zusammentreffen mit Jung-Stilling in Elberfeld, aber auch an andre Suiten in Weimar, wie das Vermauern der Eingangsthür zur Wohnung der Hofdame v. Göchhausen. — Vergeblich hier (S. 69, Z. 10 u. 11 v. o.) steht nicht von einem unerreichten Zwecke, sondern im Sinne von ohne Zweck; Sanders erklärt es als „verschenkt, so daß man nichts dafür hat" (I. S. 552 unter „vergeben" 7, u. S. 553 „vergeblich" 2).

Zu dem, was von solchen Schalks- und Halbschelmenstreichen (S. 69) in Goethe's Werken vorkommt, möchte die Verkleidung Erwin's als Eremit (Bd. XI. 2. S. 156), die ganze Rolle des Krugantino in der „Klaudine" (das. S. 165 flgd.), die Vermummung des Hauptmanns im „Pater Brey" (Bd. VIII. S. 187), die Schülerscene im „Faust" und Einzelnes im „Wilhelm Meister" zu rechnen sein.

In Cherubini's Oper Der Wasserträger (v. J. 1800, Les deux Journées) wird die Rettung des Grafen Armand durch doppelte List herbeigeführt, indem sich Constanze, seine Gattin, als Landmädchen verkleidet und der Savoyarde Micheli, der Wasserträger, ihn in seinem Fasse aus der Stadt unangefochten durch die Wache bringt. Goethe nennt das Sujet der Oper das glücklichste, und so bei Eckermann am 9. Oktober 1828: „Fragt Ihr mich, welche Oper ich gut finde, so nenne ich Euch den Wasserträger; denn hier ist das Sujet so vollkommen, daß man es ohne Musik als ein bloßes Stück geben könnte und man es mit Freuden sehen würde" (II. 25). Vergl. oben Anm. 226.

Auch die Oper Fidelio wäre hier zu nennen, als die edelste Verwerthung des Verkleidungs-Motivs.

239. Der folgende Absatz S. 69 führt die ersten drei Zeilen des biogr. Schema's f. d. J. 1766 (Anm. 208) weiter aus. Madame Böhme war am 17. Febr. 1767 gestorben.

240. Die Ausdeutung der katholischen Sakramente (S. 70 bis 74) weist aus der Zeit der Jerusalem, Semler Ernesti und Teller, in der die Lebensgeschichte sich bewegt, weit hinaus in die Zeit der Abfassung derselben, wo, nach Hermann Grimm's Ausdrucke, „das Verlangen nach dem Uebersinnlichen wieder ein auffallendes Uebergewicht im Seelenleben der Menschheit

gewonnen hatte." Wie Goethe's gesammte dichterische Thätigkeit den verstandesmäßigen Richtungen seiner Zeit entgegentrat, ebenso enthält die obige Stelle seinen Widerspruch gegen den Nationalismus des vorigen Jahrhunderts auf kirchlichem Gebiete. Auch hier gilt, und hier besonders, daß die Vernunft nicht allen Bedürfnissen der menschlichen Seele zu genügen im Stande ist. „Erheben sich die Bedürfnisse, treten sie aus dem Kreise des Gemeinen heraus, so ist der Gemeinverstand, — der als Genie der Menschheit gelten soll, — nicht mehr hinreichend, er ist kein Genius mehr" (Werke, Bd. XIX. S. 30).

Ausgehend von der Nüchternheit und Kahlheit des protestantischen Kultus seiner Jugend, versucht Goethe eine Kritik dieses Kultus überhaupt, nicht des Bekenntnisses selbst, durch den Hinweis auf Vorzüge desjenigen der katholischen Kirche: die größere Fülle, Vollständigkeit, Einheit und Konsequenz (S. 70). Die äußere Gliederung, die evangelische Kirchenverfassung, deren Ausbau die Neuzeit beschäftigt, bleibt unberührt. Goethe sucht den Mangel im Innersten der Religion, in der Lehre von den Sakramenten oder vielmehr von dem Sakramente (S. 71), dem großen allgemeinen der in der äußern symbolisirten innern Kirche, aus welchem die sieben einzelnen Sakramente naturgemäß hervorsprießen. Accedit verbum ad elementum et fit sacrum, sowol nach dem evangelischen als nach dem katholischen Bekenntnisse. Zugleich aber bewegt sich Goethe innerhalb der Anschauung, in welcher sein ganzes Dichten wurzelt, in der Auffassung alles Endlichen als eines Trägers des Unendlichen, freilich mit dem Unterschiede, daß das Göttliche hier von Anfang an im Irdischen enthalten ist, dort dagegen nachträglich und von außen in dieses hineintritt. Von Beidem aber gilt der Satz: „Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen" (Werke, Bd. XIX. S. 63, vgl. S. 158).

So erläutert Goethe denn die sechs Laien-Mysterien (μυστήρια gab die Vulgata wieder mit sacramenta) in ihrer Bedeutung für alle Lebensstufen, anfangend mit der Ehe, endigend mit der letzten Oelung und sich dann zur Priesterweihe wendend (S. 73). Das Sakrament der Ehe besteht jedoch nicht in dem Segen des Priesters (S. 71), vielmehr spenden die Ehegatten sich durch ihre Erklärung das Sakrament selbst, und der Segen tritt nur als unwesentliche Kultushandlung hinzu.

Die Beichte (S. 72), welche die Reformatoren Anfangs beibehalten wollten, faßte Goethe, gleich Herder, stets in allgemeiner Bedeutung auf und liebte es auch im Leben, sie an Andern zu üben, Andern Absolution zu ertheilen. In diesem Sinne schrieb er an Herder nach Rom: „Deine Frau sehe ich von Zeit zu Zeit und öfter, wenn der geistliche Arzt nöthig sein will" (am 27. Dez. 1788; s. den Brief an Frau v. Stein v. 5. Sept. 1785). In den „Wanderjahren" ist der Sonntag allgemein der Beichte und Absolution gewidmet. „Ist es geistig, sittlich, was uns verdüstert, so haben wir uns an einen Freund, an einen Wohldenkenden zu wenden, dessen Rath, dessen Einwirkung zu erbitten: genug, es ist das Gesetz, daß Niemand eine Angelegenheit, die ihn beunruhigt oder quält, in die neue Woche hinübernehmen dürfe" (Werke, Bd. XVIII. S. 99). Ebenso Herder: „Was Christus austheilt, ist nicht das Amt der Priester, sondern das Amt des liebenden, versöhnenden, helfenden Geistes. In den Beichtstühlen wird das moralische Gefühl oft mehr verwirrt als gestärkt. Die Pflicht geht auch weiter, auf Alle, welche Sündern, Geängsteten, Trostbedürftigen guten Rath zu geben, die moralische Ueberzeugung zu stärken und den bessern Weg zu weisen vermögen" (Herder als Theologe, von Werner, S. 313). — Zu den symbolischen Strafen (S. 72) gehört z. B. die Beobachtung der Fasten.

Auch die englische Hochkirche kennt die Handauflegung, deren Mangel in der deutschen evangelischen Kirche, und damit die Ablösung von der apostolischen, König Friedrich Wilhelm IV. und Bunsen einst lebhaft beklagten. Andrerseits ist die Priesterweihe (S. 73), welche das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit schon in sich schließt, mit dem protestantischen Grundsatze des allgemeinen Priesterthums unvereinbar, nämlich, „daß ein Mensch vor dem andern von oben begünstigt ꝛc. werden könne" (S. 73). Der Priesterweihe und den, nicht zu wiederholenden, Sakramenten der Taufe und Firmelung kommt der character indelebilis, die Unzerstörlichkeit (S. 71) zu.

Goethe meint, bei der Taufe werde Einem nicht wohl (S. 71), etwa weil die Handlung an einem noch unzurechnungsfähigen Wesen vorgenommen werde, während in der katholischen Kirche dies Wunderbare im Zusammenhange mit den andern Sakramenten nicht auffalle. Auch die Konfirmation nennt er einen „für Kinder immer apprehensiven Schritt" (Brief an Herder vom 26. April 1802, in Dessen Nachlaß, I. S. 151), womit die meisten Kinder einverstanden sein werden.

Die Tafel rein und abgewaschen (S. 72): Wiedergabe der „tabula rasa", mit der die Seele von Aristoteles verglichen wird (s. Büchmann, Gefl. Worte, 8. A. S. 194). — Ein stetiger, d. i. ein nicht durchbrochener, geschlossener Kreis (S. 73).

241. Der Abschnitt von den Sakramenten bildet nur die Einleitung zu dem Berichte, wie der Verfasser seiner Zeit zu Konfirmation, Beichte und Abendmahl (Altar, S. 76, Zeile 8) sich verhalten.

Chronologisch würde diese Erzählung in das Dritte Buch gehören, sofern unsere Annahme richtig ist, daß unter dem guten, alten, schwachen Geistlichen, dem geistlichen Großvater (S. 74) Niemand Anderes zu verstehen sei als der Senior Ministerii Fresenius, der Goethe getauft hatte, der Patriarch von Frankfurt, wie ihn der Arzt Senckenberg zu nennen pflegte. Es kann nur zufällig sein, daß Goethe hier den Namen verschweigt. Da er ihn als vieljährigen Beichtvater des Hauses (S. 74) bezeichnet, die Konfirmation auch in der Barfüßerkirche, der jetzigen umgebauten Paulskirche, der Stätte des ersten deutschen Parlaments, vollzogen wurde, ein anderer bejahrter Geistlicher, den Stadtkalendern jener Jahre zufolge, an dieser Kirche aber nicht fungirte, — so bleibt nur jene Annahme übrig. Der Vater würde die wichtige geistliche Handlung nur dem ersten Prediger der Stadt, Fresenius oder Plitt (s. Anm. 112 u. 113), anvertraut haben; Plitt, 1727 geboren, stand zu Ende des siebenjährigen Krieges noch in den Dreißigen, Fresenius, gleich Griesbach 1705 geboren, zwar auch erst in der Mitte der Funfzige; aber in diesem Alter konnte der schwächliche Mann einem elfjährigen Knaben sehr wohl den Eindruck eines Greises hinterlassen. Allerdings wäre Wolfgang dann schon zu Ostern 1761, also vor beendigtem zwölften Lebensjahre konfirmirt worden, da Fresenius schon im Juli desselben Jahres verstarb. Dies darf jedoch für eine Zeit nicht befremden, wo, wie noch heute in der katholischen Kirche, das Konfirmationsalter bis in die Kindheit hinabreichte. Noch vierzig Jahre später konfirmirte Herder Goethe's Sohn, als dieser eben erst das zwölfte Jahr erreicht hatte, zu Ostern 1802. Goethe's eigner frühzeitiger Entwicklung entsprach eine so frühe Einsegnung, welche dem Vater um so unbedenklicher erscheinen mochte, als er dafür Sorge trug, daß seines Wolfgang's Religionsunterricht durch ununterbrochenen Kirchenbesuch und das Nachschreiben und Ausarbeiten der ge-

hörten Predigten vervollständigt wurde (Thl. I. S. 134). „Ich kann das Predigen nicht vertragen; ich glaube, ich habe in meiner Jugend mich daran übergessen.“ Diesen Spruch Sterne's konnte sich Goethe später mit Fug und Recht aneignen (Bd. XIX. S. 115).

Fresenius hatte, was unsre Annahme bekräftigt, die Ohrenbeichte, wenn auch nur die General-Ohrenbeichte, bei welcher man im Beichtstuhl nichts Besonderes zu bekennen braucht (S. 74), ausnahmsweise beibehalten. Er verfuhr dabei nach seinem Beichtbüchlein, dem 1746 zuerst herausgegebenen „Beicht- und Kommunions-Buch“, obgleich eine solche Beichte „nach der Luther'schen Lehre und der Vernunft nicht einmal nöthig sei“. Man warf ihm daher vor, die Beibehaltung geschehe wegen der damit verbundenen Einnahmen (Kriegk's Senckenb., S. 366 u. 368, und Fresenius' Schriften im Anhange der in Anm. 112 citirten Griesbach'schen Rede). Goethe's Beschreibung (S. 74 unten) läßt ein solches Verfahren erkennen.

Zur Sünde in den heiligen Geist (S. 75) vergl. Matth. 12, 31: „Alle Sünde und Lästerung wird den Menschen verziehen, aber die Sünde wider den Geist wird den Menschen nicht verziehen,“ und 1. Korinther 11, 29: „Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht damit.“

Von den Gottesurtheilen des Mittelalters hatte Wolfgang in „Gottfried's Chronik“ gelesen und von dem biblischen Gottesurtheil (S. 75) im 5. Kapitel des vierten Buchs Mose: Trinkt ein des Ehebruchs schuldiges Weib von dem „heiligen Wasser“, so wird es ihr „bitter sein, daß ihr der Bauch schwellen und die Hüfte schwinden wird“; ist sie aber rein, „so wird es ihr nicht schaden, daß sie kann schwanger werden“.

242. Die S. 76 erwähnten Vorlesungen Gellert's waren weltberühmt. „Er hatte schon einigemal Fordycens Moral mit Nutzen und Beifall erklärt; dies brachte ihn auf die Gedanken, die nützlichsten Wahrheiten der Sittenlehre zu einem besonderen Gegenstande seines akademischen Unterrichts zu machen. Der glückliche Mittelweg, den er zwischen System und Deklamation zu treffen wußte, und sein rührender Vortrag erwarb diesen Vorlesungen den größten Beifall, und sie wurden nicht blos von Studirenden, sondern von Leuten aus allen Ständen besucht.“

Er starb über der Ausarbeitung dieser „Moralischen Vorlesungen" im Dezember 1769, welche dann Ad. Schlegel und Heyer im folgenden Jahre nebst den „Vorerinnerungen an seine Zuhörer" herausgaben. „Seine Sprache war deutlich, biegsam, aber etwas hohl und näherte sich dem Tone der Wehmuth .... bei den ermahnenden Stellen seiner Moral vergossen oft alle seine Zuhörer Thränen" (Jördens, II. S. 59—62).

Der französische Spruch S. 76 besagt etwa: Laßt ihn nur machen, er duckt uns die Leute, wie man's nicht besser wünschen kann!

Mit der Aeußerung über die gute Gesellschaft (S. 76) vergl. oben S. 214 die von der Sozietät, wie sie gewöhnlich ist, und Nr. 76 der Venet. Epigramme (Werke, Bd. II. S. 151).

Gellert's ältester Bruder war wirklich Fechtmeister (S. 76) gewesen. Kästner erzählt: „Der zweite Gellert war in Leipzig als Fechtmeister eine Zeit lang mein Lehrer und ist nachdem bei der Post angesetzt worden." Er wurde Oberpostkommissar. „Der Dichter lebte mit ihm in der zärtlichsten Verbindung, und da er lange Zeit bei ihm an den Tisch ging, so wurde dieser Tisch von vielen reichen Jünglingen gesucht, die des Dichters Umgang zu genießen wünschten. Der Oberpostkommissar überlebte seinen Bruder nur um einen Monat" (Jördens, II. 87).

Der Schimmel (S. 77) mit großen dunkeln Flecken (also ein Scheck) war ein Geschenk des Prinzen Heinrich von Preußen, „indem er ihm das Pferd, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, durch den General von Kalkreuth überschickte, worauf Gellert seit der Zeit alle Tage auszureiten pflegte". Später, im Herbste 1768, also nach Goethe's Abgang, „als Gellert das Pferd eingebüßt hatte . . ., ließ ihm der Kurfürst aus seinem Stalle ein für ihn schickliches Pferd [einen Braunen] mit Sattel und Zeug nach Leipzig führen" (Jördens, II. 61, u. v. Biedermann, I. 34).

243. Das Freundschaftsverhältniß mit Behrisch fällt in die Jahre 1766 und 1767. Mit Bezug auf 1. Samuelis 18, 3: „Und Jonathan und David machten einen Bund mit einander; denn er hatte ihn lieb wie sein eigen Herz", nannte sich Goethe seinen Jonathan (Brief v. 6. Mai 1774 bei v. Biedermann, II. 25). Elf Jahre älter als sein Freund, mithin 1766 noch nicht in den Dreißigen (S. 78), war Behrisch schon seit Ostern 1760 in Leipzig. Wegen seiner Hagerkeit nennt ihn

Goethe in jenem Briefe einen „dürren Teufel". Die guten Studien, die er hatte (s. Textrev.), machten ihn zum Liebling Gellert's, dessen Empfehlungen er die Hofmeisterstelle beim Grafen Lindenau, spätern preußischen Oberstallmeister und Generallieutenant, ehemaligen Besitzer von „Auerbach's Hof" in Leipzig, und den Dienst beim Fürsten von Dessau verdankte. Behrisch war selbst Dichter, und lange bevor sein „Jonathan" für die Parke zu Tiefurt und Weimar Inschriften verfaßte, hatte er deren für den Schloßgarten zu Wörlitz, das Vorbild jener, gedrechselt, z. B. für eine Statue des Pan die folgende (S. 717 der Berliner Lit.- und Theat.-Zeitung 1780):

Der Städte Getümmel, der Sorgen Gebieter
Enteilet die Freude, besuchet die Fluren,
Wann Luna die schweigende Haine durchirrt,
Belauschen uns Hirten und tanzen uns nach.

Druckerstöcke (S. 79), im technischen Sinne von Zierrathen, Vignetten.

Akademischer Sprachmeister (S. 80) fürs Französische war damals Huber (Jördens, II. 476).

Anderer solcher Thorheiten Behrisch's (S. 81) gedenkt Goethe bei Eckermann (II. S. 175 bis 178).

244. Anleitung im prosaischen und poetischen Stil (S. 81). — Drei Jahre nach Beendigung seines Leipziger Trienniums schreibt Goethe von Gellert's Vorlesungen: „Der Rezensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, nennen hören" (Werke, Bd. XXIX. S. 14). In dem oben Anm. 229 erwähnten Widerstreite zweier Epochen stand Gellert daher ausschließlich auf der Seite des Alten, Ueberlebten. Diese Vorlesung Gellert's über Batteux hörte Goethe im Sommer 1766 (v. Biederm., I. 84), während oben (S. 81) das Praktikum gemeint ist.

245. Die Hochzeit von Goethe's Oheim (S. 81), einzigem Bruder seiner Mutter, dem Advokaten Dr. jur. Textor, fand nach dem Anzeigeblatte am 17. Februar 1766 statt. Die

Braut war die erst funfzehnjährige Jungfer Möller, Tochter eines Buchhändlers (Belli-G., Leben, III. 106, V. 87, u. Stammbaum). Das Gedicht, welches nicht erhalten zu sein scheint, fällt daher spätestens in den Januar 1766. Ein späterer Brief Goethe's an diesen Oheim, der das großväterliche Haus bewohnte und dessen Wahl zum Mitglied des Raths seinem Neffen die Pforten desselben verschloß, ist mit der ganzen steifen Förmlichkeit der alten Zeit abgefaßt. Goethe's Anrede lautet, und zwar zur Zeit seines freiesten Tones mit Herzögen und Grafen: „Wohlgeborner, insonders hochzuverehrender Herr Oheim" (Br. v. 8. Aug. 1782, Beilage zu Nr. 302 der Frankf. Familienblätter. „Aus dem Riedgau" 1769 und sonst bei Kriegk; s. auch Frkft. Conv.-Bl. v. 9. Juni 1861). Erst nach Textor's Tode 1792 dachte man daran, Goethe in den Magistrat zu wählen.

246. Das Praktikum bei Clodius, dem erst achtundzwanzigjährigen Professor der Philosophie, dem Freunde Kleist's und Gellert's, kann Goethe nicht vor dem Sommer 1766 angenommen haben, da sonst kein Raum für das Gellert'sche bliebe (vergl. S. 122).

Das mythische Pantheon (S. 82) ist Anspielung auf Pomey's im Ersten Theile (S. 99) gedachtes Buch. Die Beschränkung der mythologischen Figuren auf Amor und Luna ist nicht buchstäblich zu nehmen, wenn auch Themis in dem Gedichte an einen andern Advokaten, Hieron. Schlosser, nicht wieder erscheint. Jedenfalls zeichnet sich Goethe's gesammte Lyrik durch eine große mythologische Enthaltsamkeit aus.

247. Ramler's Oden (S. 82) auf Friedrich den Großen, auf dessen Haus und auf Zeitereignisse haben als ächte Erzeugnisse patriotischer Begeisterung noch heute historischen Werth. Aber auch sie riefen schon damals Parodien hervor. Wie viel mehr mußten dazu Clodius' Nachahmungen einladen, deren hoher Stil mit den eng lokalen oder rein höfischen Gegenständen kontrastirte. In diesen Gedichten (Kantate auf die Ankunft der hohen Landesherrschaft in Leipzig 1765; Ode auf die Wiederherstellung der Kurfürstin von Sachsen 1766; Gedichte auf die Huldigung Sr. Durchl. des Kurf. zu Sachsen 1769 u. s. w.) war Clodius doch nur ein antikisirender König (s. S. 275).

Clodius hatte ein Vorspiel zu Cronegk's Kodrus, „Der Patriot" (1766), und ebenso Epi- und Prolog zum Schluß des alten

und zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses (6. Okt. 1766) verfaßt; den letztern theilt v. Biedermann in seinem mehrgedachten „Goethe und Leipzig" (I. S. 79 bis 82) vollständig mit. Dieser Prolog, in gereimten Alexandrinern, bewegt sich in den von Goethe parodirten Wörtern: Tempel, Monument, Majestät, Gallier, Patriot, Nation, Briten, Phalanx Griechenlands, römische Ballisten, Kothurn, Germanien, Genius, Trophäen, Norden.

248. Händel (S. 83) besaß seit 1763 einen der S. 61 erwähnten Kuchengärten in den sog. Kohlgärten, einem Theile des Dorfes Reudnitz, wo Goethe zu Zeiten wohnte (oben S. 258 u. 292).

249. Medon oder die Rache des Weisen (S. 83 unten), das erste Bühnenstück von Clodius, erschien 1767 im 3. St. seiner „Versuche aus der Literatur und Moral". Eschenburg, der Clodius auch eine „zu geschrobene und zu pretiöse Schreibart" vorwirft, beurtheilte diese Versuche in der Allg. d. Bibl. (Bd. IX. S. 72 flgd.). Er rügt darin die frostige Deklamation edler Sentiments und die moralischen Sentenzen jenes, „des Beifalls der Leipziger Zuschauer unerachtet", mißlungenen Lustspiels. Eine Inhaltsangabe dort und bei Jördens (I. 322).

Unser Weinhaus (S. 84 u. 85), das Schönkopf'sche.

250. Cronegk's und Rost's Angriffe auf Gottsched (S. 84, u. biogr. Schema, Anm. 167). Der Erstere hatte in einem Dialoge zwischen dem Großen und dem Kleinen Christoph (Dresden i. J. 1754) Gottsched und den Laureatus Schönaich, im Stile des Schlegel'schen „Canut", verspottet. Gedruckt wurde diese Parodie wieder 1779 (in Reichard's Theat.-Journ., S. 9). Rost's Angriffe bestanden hauptsächlich in seiner Epistel: „Der Teufel an Herrn G., Kunstrichter der Leipziger Schaubühne, Utopien 1755", und in dem viel ältern „Vorspiel, ein Satirisch-Episches Gedicht in Fünf Büchern" (1742). Nach Rost's Tode nahm der Leipziger Schmid sowol dies Vorspiel „im Stil der komischen Epopeen" (Gervinus, IV. 101) als auch Goethe's Parodie auf Clodius (Werke, Bd. III. S. 56) mit den von Horn — der daran nicht eben zum Ballhorn wurde — hinzugefügten Versen in Rost's „Vermischte Gedichte" 1769 auf (s. das Gedicht in dieser Gestalt

in unserer Textrevision). Goethe's Parodie fällt hienach in den Herbst 1766, die Zusätze in das folgende Jahr. Schmid giebt sie hier ganz nach der ursprünglichen Absicht, indem er sie in der „Vorrede" mit den Worten einführt: „Mit seinen [Clodius'] Lieblingswörtern wird folgendes Gedicht an Herrn Händeln die Leser am Besten bekannt machen." Einen zweiten Druck aus dem Jahre 1801 s. bei Hirzel.

Gewiß wird man mit v. Biedermann (I. 148) die Worte, mit welchen Clodius die Vorrede zu seinem „Medon" in den erwähnten „Versuchen" 1767 schließt, auf Goethe's Parodie zu beziehen haben. Er sagt hierin: „Ich wage also diesen Schritt [der Veröffentlichung des Medon], ermuntert durch das Glück einer dreimaligen Vorstellung, durch die freundschaftliche Kritik der Verfasser der „Sara" [Lessing's] und des „Richard's" [Weiße's] und durch das nachsichtige Urtheil eines Jerusalem, Hagedorn, Gellert, Klotz und anderer würdiger Männer von meinen übrigen Schriften. Wenn „Medon" den Vorzug behaupten sollte, ihnen zu gefallen, wie wenig würde er die Einfälle Derjenigen achten, die unter der Kritik sind!"

Clodius trug seinen Groll Goethen jedoch nicht lange nach, wie Letzteres Worte in dem Briefe an Friederike Oeser vom 13. Februar 1769 zeigen: „Seitdem Clodius freundschaftlichere Gesinnungen gegen mich blicken läßt, ist mir ein großer Stein vom Herzen" (Jahn's Leipzg. Fr., S. 155). Aber noch in seinem ersten Briefe an Herder aus Straßburg ruft er scherzhaft, als Jung ihn „Einen Goethe" genannt: „Die Clodiuse, die Schiebeler sollen sehn!" (Aus Herder's Nachl., I. S. 26). Nach dem Erscheinen von „Dichtung und Wahrheit" nahm Clodius' Sohn, gleichfalls Professor, die Fehde wieder auf in dem Artikel: „Ueber einige literarische Jugendurtheile des Herrn von Goethe" (Zeit. f. d. eleg. Welt, 1812, Nr. 259; s. Hirzel u. Jahn, S. 155, Note, der irrthümlich das Morgenblatt nennt).

Wir befanden uns im Falle der Schuhu (S. 84), d. h. Alle fielen über uns her.

251. Apel's Haus (S. 85), einst das Absteigequartier August's des Starken, lag auf dem Neuen Neumarkt (Poststraße). Dort wohnte der junge Lindenau, und in den Umgebungen machten die Freunde „sanfte Nachtgänge in der Mondendämmerung" (Werke, Bd. III. S. 33). Die Hauptpromenade der Stadt war zwischen

dem Barfüßer- oder Thomaspförtchen und dem Petersthor (Grenzboten 1874, II. S. 37). „Was wird's erst werden, wenn wir wieder in Leipzig ums Thor gehn!" (Goethe an Oeser, d. 14. Febr. 1769).

252. Wegen der Redensart besser sein als sein Ruf (S. 85 unten) verweist Büchmann auf Beaumarchais' Une folle journée, III. 5, und Schiller's Maria Stuart, III. 4 (Gesl. Worte, 8. A., S. 20 u. 93).

253. Zur Entlassung Behrisch's (S. 86) führten, außer den angegebenen Gründen, noch andre von Biedermann (I. S. 238) angedeutete Umstände. Die mitwirkenden Zuträgereien und Verleumdungen gaben für die drei Oden v. J. 1767, welche Goethe seinem Freunde nachsang, den Hauptstoff her: „Da geht die Raupe, klagt der listigen Spinne, der Prachtfeindin", „dort halten zuckende Kröten Zusammenkünfte" und „der Neid versammelt von seiner Klippenwarte seinen Blick" (Werke, Bd. III. S. 31 bis 34).

Nach dem Schlusse der dritten Ode: „schon drehen des letzten Jahres Flügelspeichen sich", setzen wir Ereigniß und Dichtung in die Herbstmonate 1767. Ein Student zählt immer genau nach Semestern.

Auf Gellert's Empfehlung (S. 86) erhielt Behrisch eine Anstellung bei dem edlen Fürsten von Dessau, der ihm, jedoch erst mehrere Jahre später, die Erziehung des Erbprinzen übertrug. Der nunmehrige anhaltische Hofrath Behrisch, ein thätiger Gönner Basedow's, auch Verfasser einer Operndichtung, blieb bis zu seinem Tode (1809) in freundschaftlicher Verbindung mit Goethe (v. Biedermann, II. S. 25 u. 26, und Eckermann, II. S. 257). Eine der so kunstreichen Abschriften von dessen Gedichten (S. 93) soll er mit ins Grab genommen haben. Dagegen erhielt Goethe 1817 die Abschrift jener drei Oden und eines mit diesen gleichzeitig entstandenen, ungedruckt gebliebenen Gedichts „An Flora" — wol eines der S. 93 erwähnten beschreibenden — aus Jenes Nachlasse zurück (vergl. über Behrisch: Gubitz' Gesellschafter 1845, Nr. 128 u. 129; A. Fränkel, Goethe und der Fürst von Dessau, Sondershausen 1864, Separatabdruck aus „Die Wissensch. im 19. Jahrh.", Bd. VIII; sowie über einen gleichfalls schriftstellernden Bruder von Behrisch: Elze, im Deutschen Museum 1861, letzte Nr.).

254. Wie „die Stille .... noch stiller wurde" (S. 87), kann man bei Wieland (Werke, Leipz. 1853, VI. S. 195) lesen. Aber Goethe hatte wol Klopstock im Sinn, in dessen „Messias" Aehnliches vorkommt, z. B. im 8. Gesange:

Aber die Erde ward still vor der sinkenden Dämmrung. Die Dämmrung
Wurde dunkler, stiller die Erde. ...
.... Die Lüfte verstummten, und todte Stille herrschte.

S. oben Thl. I. S. 75 Klopstock's: „mit Hasse hassen". Spottend braucht Goethe selbst im „Faust" (XIII. S. 64): „im allerstillsten Stillen".

255. Die Erfahrung (S. 86 bis 88) war das Losungswort jener aller Philosophie abgewandten Zeit, welche Locke nichts entgegenzusetzen wußte, und gerade für Goethe, der doch etwas über aller Erfahrung Liegendes in sich trug, ist das Bemühen bezeichnend, sich der Empirie zu bemeistern. In Leipzig hatte er die ersten Erfahrungen gemacht. „Was ich erfahren habe, das weiß ich und halte die Erfahrung für die einzige ächte Wissenschaft": „Erfahrung macht Mißtrauen" — mit Bezug auf die Parodie des Medon —: ein sächsischer Offizier, mit dem er zu Naumburg speist, sieht ihn für erfahren, für einen „Kenner" an: — dies schreibt er Alles in seinen ersten Briefen aus Frankfurt, und auch Kornelia meint, „daß die Philosophie ihres Bruders sich auf Erfahrung gründe" (Jahn, Leipz. Fr., S. 81, 155, 162 u. 279).

256. Nach dem siebenjährigen Kriege (S. 87) war die Zahl müssiger, pensionirter oder beurlaubter Offiziere, namentlich preußischer, groß. Auch außer Tellheim brachte man „Die abgedankten Offiziers" (1772) auf die Bühne. Wenn der hier (S. 87) erwähnte sächsische Offizier von des Nachfolgers Kunst- und Sammlungslust gesprochen, so hätte er hinzufügen sollen, daß Deutschland jenem Könige die Dresdner Gemälde-Galerie verdankt.

Achtes Buch (S. 89 bis 128).

257. Goethe's biographisches Schema (Fortsetzung von Nr. 4, 46, 68, 95, 130, 167 u. 208):

1768. Neuer Theaterbau in Leipzig. — Vorhang. — Winckelmann angekündigt. — Winckelm[ann] todt. — Musarion. — Einwirkung. — Griechen, Römer. — Krankheit. — Rückkehr.

1769. Krankheitsdauer. — Arzt. — Mutter. — Freundin. — Moser. Von Creuz ff. — Mystik. Chemie. — Herrenhutianism. — Arnold's Kirchen- und Ketzerg[eschichte]. — Wiederherstellung. — Versuch zu radiren. — Des Uebels Entdeckung. (Goedeke's Grundr., II. S. 877).

---

258. Das Achte Buch nimmt die Rubriken des biographischen Schema's v. J. 1767 in der Mitte mit dem Namen Oeser auf und folgt von da an dem Schema genau bis zu Ende des Jahres 1769. Es umfaßt im Großen und Ganzen die dritthalb Jahre vom Oktober 1767 bis zum April 1770. Mit Einzelnheiten, namentlich mit der Besprechung des „Laokoon" und der Erwähnung des neuen Theaters (S. 91), greift es aber in das Jahr 1766 zurück. Die Ausführung dieses Thema's, des ersten (oben) des Jahres 1768, ist als ein selbstständiger Aufsatz, nicht als ein Theil dieser Lebensgeschichte gedruckt (Werke, Bd. XXVIII. S. 623 bis 625).

259. Als Anhalt für die Zeit, in welche der Anfang der für Goethe's Kunstrichtung entscheidenden Bekanntschaft mit Oeser (S. 89) zu setzen, kann eine Stelle in seinem Schreiben an Dessen Tochter vom 13. Februar 1769 dienen, wonach er „zwei Jahre beinahe" im Oeser'schen Hause herumgegangen war (Jahn, Leipz. Fr., S. 147). Mithin begann der Unterricht bei Oeser zu Michaelis 1766, um beinahe zwei Jahre, bis zu Ende August 1768, fortgesetzt zu werden. Damit stimmt überein, daß die baulichen Vorkehrungen zur Herstellung von Sälen und zur Erneuerung der Wendeltreppe in der Pleißenburg (S. 89) erst im Sommer 1766, gleichzeitig mit dem Neubau des Theaters, getroffen wurden (Blümner, Geschichte des Theaters in Leipzig, 1818, S. 141, Note).

Nachstehende Charakteristik Oeser's bei Justi (Winckelmann's Leben, I. 1866, S. 346 flgd.) enthält mehrere Züge, welche Goethe's Urtheil (S. 89 flgd.) bestätigen: „Obwol er [Oeser] sich in allen Gattungen und Spielarten der bildenden Künste versuchte, in keiner einzigen brachte er es zur Beherrschung der Technik. Die Einen, wie Casanova, schrieben dies seinem [ehemaligen] Wanderleben zu, Andere seiner Bequemlichkeit, Winckelmann nennt ihn geradezu faul; man kann auch an das fehlende Glück der Nöthigung zu großen Werken denken, das ihm nie zu Theil geworden war. Die letzte Ursache liegt wol in dem damaligen Zustande der Malerei."

260. Privatstunden mit einigen Edelleuten (S. 89). Zu diesen gehörten der oben (Anm. 217a) genannte Baron von Lieven und der Freiherr von Hardenberg, der spätere preußische Staatskanzler, ein Jahr jünger als Goethe und zu Ostern 1768 von Göttingen nach Leipzig übergesiedelt (Klose, Leben des Fürsten von Hardenberg 1851, S. 20). Beide läßt Goethe in seinem ersten Briefe aus Frankfurt durch Oeser grüßen (Jahn, a. a. O. S. 118 und 125). Hardenberg besuchte Goethen daselbst im September 1772 (Goethe und Werther, S. 50 und 51) und unter sehr veränderten Umständen zu Weimar unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig; damals „erinnerte sich der Fürst der frühsten akademischen Jahre in Leipzig, wo wir zusammen bei Oesern Zeichenstunde genommen hatten" (Werke, II. S. 441, Note). Biedermann (I. S. 169) zählt zu diesen Mitschülern auch Gervinus aus Zweibrücken, Student in Leipzig seit Ostern 1768, der nach seinem Abgange im April des folgenden Jahres gleichfalls Goethen zu Frankfurt aufsuchte (Jahn, S. 164, u. v. Biederm., II. S. 34).

261. Durch Oeser, zugleich den Lehrer und den Schüler Winckelmann's, vernahm Goethe zuerst das Evangelium von der edlen Einfalt (S. 90) und stillen Größe der Alten (Lessing's Laokoon, I). „Wer den einfältigen Weg geht, der geh' ihn und schweige still; Demuth und Bedächtlichkeit sind die nothwendigsten Eigenschaften unserer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater: Er hat meine Seele zuerst zu dieser Form bereitet" — schrieb Goethe an Oeser's Tochter den 13. Februar 1769, und an Reich den 20. Februar 1770: „Er [Oeser] lehrte mich, das Ideal

der Schönheit sei Einfalt und Stille" (Jahn, a. a. O. S. 159 und 212). Wenn Winckelmann dies Ideal zuerst in seinen „Gedanken über die Nachahmung" (1754, S. 242) verkündete: „Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterwerke ist eine edle und stille Größe, sowol in der Stellung als im Ausdruck", so hatte er aus derselben Quelle geschöpft, aus welcher Goethe zwölf Jahre später seinen ersten Durst stillen sollte (Justi, a. a. O. S. 410, u. oben S. 94).

Die alten Muster (oben S. 90) sind die Ornamente des Barockstils. Die Abwendung von demselben war Oeser und Winckelmann gemeinsam, wie des Letztern obengenannte Schrift bezeugt; darin verwirft Winckelmann „die Unnatur der Schnörkel, des allerliebsten Muschelwerks, ohne das jetzo kein Zierrath förmlich werden kann". Justi (a. a. O. S. 348) sagt ebenso von Oeser: „Der Geschmack am Einfachen, Naiven, Sanften war in Oeser's Naturell begründet. Alles Ueberspannte und Aufgeregte, alles Gezierte und Barocke war seinem schlichten deutschen Sinne zuwider; überall suchte er das Gefällige, das Sinnige, Humoristische" (zu S. 90 u. 91). „Einige Jahrzehnde lang beherrschte er das Kunstleben Leipzig's völlig: er malte Kirchen, Salons und Theatervorhänge; erzog Maler, Kupferstecher und Bildhauer, Silberarbeiter und Schlosser; der Blumenzeichner bei der Kattunfabrik in Torgau und der Hofkonditor, kurz alle Handwerker, deren Gegenstände mit der Zeichenkunst sich berührten, verlangten Unterricht bei ihm. Die Verdrängung des Roccocogeschmacks aus Sachsen ist hauptsächlich Oeser zu verdanken." Endlich: „Er schwebt und schwankt in der Zwischenregion zwischen Künstler und Dilettant; vielgeschäftig und träge, voll Erfindungen und ohne schöpferische Kraft; ein Alles leicht ergreifendes Talent und Unfähigkeit zur Meisterschaft in irgend einem Stück; voll Gefühl für das Aechte und Wahre und ganz in Manier befangen" (Justi, S. 351).

262. Oeser's Vorliebe für Vignetten (S. 90) und Illustrationen betont Justi (S. 347) gleichfalls. Oeser hatte die drei zierlichen Vignetten zu Winckelmann's in der vorigen Anmerkung genannter Schrift erfunden, ihren Sinn aber so versteckt, daß Winckelmann deren „Geheimniß" dem Könige August III. selbst schriftlich erklären mußte. Bei Justi (S. 385) sind sie genau beschrieben. Biedermann (I. 172) erwähnt auch Oeser's

Vignetten zum „Gil Blas". Gerade zu Goethe's Zeit (1768) erschienen Uz's poetische Werke „mit niedlichen Vignetten, von Oeser gezeichnet". Andre seiner Arbeiten auf diesem Gebiete bis 1768 sind im Anhange zu den ersten zwölf Bänden der Allg. deutschen Bibl. (S. 674) beschrieben.

263. Geyser (S. 90), Kupferstecher, ward Oeser's Schwiegersohn. Die eben erwähnten Uz'schen Vignetten hatte „Geyser gestochen".

264. Das Dekorationsbild des neuen Konzertsaales (S. 91) ist Gegenstand der Kreuchauff'schen Schrift: „Ueber Oeser's neueste Allegorie-Gemälde" (1783), von welchem jedoch Justi bemerkt (S. 347): „Das Plafondgemälde des Leipziger Konzertsaals existirt nur noch in der Beschreibung seines Verehrers Kreuchauff; selbst in ihr graut uns noch vor diesem Knäuel allegorischer Spitzfindigkeiten."

265. Die Erbauung des neuen Theaters (S. 91) behandelt Goethe hier nur beiläufig, ausführlicher dagegen in dem Aufsatze „Leipziger Theater" (Werke, Bd. XXVIII. S. 623 bis 625), der an dieser Stelle einzuschalten ist.

In Hamburg war die neue Ackermann'sche Bühne am 31. Juli 1765 mit einem Prologe von Löwen, am 26. Februar 1766 das neue Schauspielhaus zu Berlin (in der Behrenstraße) von der Schuchischen Gesellschaft eröffnet worden; Leipzig folgte in demselben Jahre mit einem neuen Theaterbau. Die alte Bühne der Neuberin in der Ritterstraße in Zotens (später Quandt's) Hofe, in welcher die Koch'sche Gesellschaft während Goethe's erster Leipziger Zeit gespielt hatte, wurde am 5. Oktober 1766 mit einem Epiloge von Clodius geschlossen und darin die Eröffnung des neuen Theaters für den folgenden Tag angekündigt.

Für dieses war der Platz auf der niedergelegten Bastei am Ranstädter Thore gewählt; am 18. Juli war der Bau gerichtet, wozu eine von Michaelis in Verse gebrachte Baurede gesprochen wurde (Dessen Werke, IV. S. 249). Am 6. Oktober fand dann die Eröffnung mit Elias Schlegel's patriotischem „Hermann" statt, welchem Trauerspiele der oben (Anm. 247) gedachte Prolog von Clodius voranging und Regnard's „Unvermuthete Rückkehr" folgte. „Das Schauspielhaus war ganz neu," erzählt die Kummerfeld, „man rühmte mit Recht die Pracht und die täuschende

Perspektive des Theaters; die Verwandlungen waren nach optischen Regeln entworfen. Die Coulissen wurden nicht mehr aufgezogen, sondern vorgeschoben" (Riehl, Hist. Taschenb., 1873, S. 401). Auch nach andern Quellen war „das Haus optisch und akustisch vortrefflich gebaut" (Blümner, Gesch. des Theaters in Leipzig, S. 135).

Zum Vorbilde war das kleinere Dresdner Hoftheater genommen. Der Zuschauerraum hatte drei Logenreihen und eine Galerie; er faßte 1186 Personen. Die Preise bewegten sich zwischen 16 Groschen für den 1. Rang bis zu 6 Groschen für das nur Stehplätze enthaltende Parterre und 4 Groschen für die Galerie. Wöchentlich wurde viermal gespielt. Die Vorstellungen begannen um 5 Uhr. Da nun Winckler seine Vorlesungen gleichfalls um 5 Uhr hielt, so leerten sich dieselben nicht allein wegen der von Goethe oben (S. 33) gerühmten Kräpfel (Blümner, a. a. O. S. 160). Lessing's Urtheil über das Theater s. in Anm. 292.

266. Aus den Memoiren der Kummerfeld und aus Blümner's Theatergeschichte wird zu Goethe's Aufsatze über das Leipziger Theater (s. vor. Anm.) zu Strehlke's Noten unter dem Texte desselben und zu Biedermann (I. 127 flgd.) Einiges nachzutragen sein.

Für das Jahr 1766 sind die Aufführungen von Diderot's „Hausvater", von Weiße's älterer Operette „Der Teufel ist los" (nach Coffey's The devil to pay) und Schiebeler's „Lisuart und Dariolette" erwähnt. In der Mitte des Monats März 1767 traf die Verfasserin der erwähnten Memoiren, die „Demoiselle Schulze" (Goethe, Bd. XXVIII. S. 624) mit ihrem Bruder Karl, dem Ballettänzer, von Hamburg ein; sie betraten am 22. April, nach der Fastenzeit, zuerst in dem Ballet „Das Leben der Bauern" vor überfülltem Hause die Bühne. Ihr Freund Schiebeler vertheilte auf sie gedichtete Verse unter die Zuschauer. Am 6. Mai folgte dann die Epoche machende Vorstellung von Weiße's „Romeo und Julie" (nach dem Manuskripte) mit der Demois. Schulze in der von Goethe geschilderten Rolle als Julie. Die Dekorationen waren von Oeser, der die Schulze auch selbst als Julie malte. Ihr Bild in Pastell besitzt gegenwärtig Frhr. v. Biedermann. Das Stück wurde im Laufe des Jahres neunmal wiederholt. Andre Vorstellungen dieses Jahres waren, außer Gellert'schen Lustspielen, Schiebeler's drei i. J. 1767 verfaßten „Nachspielen" (Jördens, IV. S. 437), den beliebten Weiße'schen Singspielen mit Hiller's Musik „Lottchen am Hofe" und „Die Liebe auf dem Lande" und wol auch „Der lustige Schuster" (Jördens, V. S. 263), be-

sonders die dreimal wiederholte Aufführung von Lessing's „Sara Sampson" und die der „Minna von Barnhelm" (s. Anm. 228) mit der Schulze in den Titelrollen. Sie trat am 24. Februar 1768 zum letzten Male auf; bei dem von ihren Freunden, zu welchen vorzüglich Weiße, Oeser, Schiebeler und Clodius gehörten, veranstalteten Abschiedsfeste überreichte ihr Letzterer ein Gedicht, welches sie, nebst andern ihr von Studenten gewidmeten Versen, lebenslänglich in einem Foliobande aufbewahrte. Goethe schildert sie nicht ganz richtig; vielleicht, weil er sie nur auf dem Theater gesehen hatte: nach ihrer eigenen Beschreibung hatte sie blaue Augen und dunkelbraunes Haar und war von Gestalt eher klein als groß.

An Weiße's „Romeo" erinnert Goethe in der darauf folgenden Zeit wiederholt, z. B. in dem ersten Briefe an Herder (Dessen Nachl., I. 25).

Koch's, des Sigmar in Schlegel's „Hermann", gedenkt Goethe später im Dreizehnten Buch.

Wegen Goethe's Beziehungen zu den Sängerinnen Schmehling (der Mara) und Korona Schröter, welche er zuerst in Leipzig kennen gelernt, ohne ihrer jedoch in „Dichtung und Wahrheit" zu gedenken, verweisen wir auf seinen mehrgedachten Aufsatz über das Leipziger Theater und auf Jahn's und v. Biedermann's bezügliche Schriften. Zum Preise beider Sängerinnen griff Goethe wiederholt in die Saiten (vergl. Werke, Bd. III. S. 363 u. 408); ebenso streute Schiebeler Verse an die Schmehling aus, welche wiederum von Andern parodirt wurden (s. Schmid, Nekrolog teutscher Dichter, Bd. II. S. 545. 1785).

267. Die Beschreibung des Vorhangs (S. 91) stimmt im Wesentlichen mit der in der „Nachricht von der Eröffnung des neuen Theaters in Leipzig" (1766, 4°) enthaltenen überein (s. deswegen Blümner, a. a. O. S. 154—157). Jedoch schmückten danach die Dichter nicht den Vorhof des Tempels des Ruhms — welcher letztere im Plafond besonders dargestellt war —, sondern den Tempel der Wahrheit. Den von Goethe Genannten reihten sich Euripides mit Sokrates, Aeschylos, Seneca, Plautus, Terenz, Menander und einige „deutsche und französische Nachahmer" an.

Von Shakespeare heißt es dort nur: „Im Vorhofe sieht man den unnachahmenden Shakespeare, welcher die alten Originale vorbeigegangen ist, gerade dem Tempel der Wahrheit zueilen." Schon früher hatte ihn Koch zu Dresden in

einem Epiloge vom 8. Juni 1764 (Blümner, a. a. O. S. 125) charakterisirt als:

„Unregelmäßig groß und ein Original,
Das nie von fremdem Witz erborgten Ruhm erstahl."

Auf dem großen Boden über dem neuen Theater (S. 91) konnte Oeser seine Schüler noch nicht bei der Arbeit an jenem Vorhange, welche er schon „in der ersten Hälfte 1766" angefangen haben wird (Biederm., I. S. 86), sondern erst bei der an den spätern Dekorationen versammeln, namentlich im Frühling 1768, wo die Aushängebogen der „Musarion" erst gedruckt wurden. So lange Oeser an dem Vorhange malte, war der Theaterboden noch nicht vorhanden oder doch noch ganz unbenutzbar.

268. Mit dem über Oeser's Talent zum Unterricht und über seine Absicht, nur die Einsicht und den Geschmack zu bilden (S. 92), Gesagten vergl. Justi (S. 348 u. 351): „Wie ganz war Oeser in seinem Element, als er i. J. 1764 nach Leipzig an die Spitze der Akademie berufen ward!" — „Sein Universitätsunterricht wurde so beliebt und berühmt, daß man sich (nach Hagedorn) seit Menschengedenken keines solchen Zulaufs an der Hochschule erinnerte" (s. oben Anm. 189 u. 199). — „Er war ein besserer Lehrer für junge Männer, die zeichnen lernen, um Auge und Urtheil zu bilden, als für künftige Künstler: er ließ seinen Zöglingen zu viel die Zügel schießen."

269. Das Leben der Maler von D'Argenville (S. 92 u. 93), Abrégé de la vie des plus fameux Peintres, war, von Dr. Volkmann übersetzt und erläutert, 1767 (Thl. I u. II) und 1768 (Thl. III u. IV) erschienen (s. Allg. d. Bibl., XI. 1. S. 259, und Bibl. d. sch. Wiss., VIII. S. 372). Die beiden ersten Theile, auf welche Goethe's Aeußerung sich bezieht, behandeln die italienischen und spanischen Maler.

270. Von den S. 93 u. 94 genannten Kunstschriftstellern (vergl. Werke, Bd. XXVIII. S. 207) ist:

a. Graf Caylus mit seinen Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homère et de l'Enéide de Virgile, avec des Observations générales sur le Costume (1757) durch Lessing's „Laokoon" vor der Vergessenheit geschützt;

b. der Leipziger Professor Christ, der Lehrer Lessing's und Heyne's, ein Archäologe in Winckelmann'schem Geiste; die von Goethe angegebenen Eigenschaften hat Justi in dem, Christ gewidmeten ausgezeichneten Abschnitte seines Werkes über Winckelmann (I. S. 374 bis 381) näher nachgewiesen;

c. ebenso hat Derselbe Heinecken, dem Vorstande der Dresdner Galerien und Kunst-Kabinette unter Brühl, einen eignen Abschnitt (I. S. 290 bis 293) und seinem Zerwürfnisse mit Winckelmann, der ihn einen „vermeinten Kunstrichter" genannt, mehrere Seiten (434 bis 436) gewidmet; vergl. über Heinecke S. 8 des neusten Katalogs der Dresdner Gemälde-Galerie und Nicolai zu Lessing's Briefen (in Letzteres Werken, ed. Lachmann, XII. S. 210 u. 226 flgd.);

d. Lippert, den Professor der Antike an der Dresdner Akademie, dessen berühmte „Dactyliothek" 1767, also gerade in Goethe's Leipziger Zeit, in zwei Bänden herauskam (Allg. d. Bibl., IX. 2. S. 51 bis 63), nennt Justi (a. a. O. S. 361 flgd.) den „ersten, ja einzigen Kenner alter Kunst in Dresden". Winckelmann und Lessing, der in seinen „Antiquarischen Briefen" (Br. 12 flgd.) sich so viel mit ihm beschäftigt, waren ihm befreundet. Von ihm ging die große Vorliebe des vorigen Jahrhunderts für geschnittene Steine und Gemmen-Abgüsse aus, welcher auch Goethe lebenslänglich treu blieb, wie sein langjähriges Interesse für die Hemsterhuis-Gallitzin'sche Gemmensammlung bezeugt (vergl. Werke, Bd. XXVIII. S. 444 bis 451);

e. Winckelmann selbst, dessen erste Schriften ganz unter dem Einflusse Oeser's entstanden waren; namentlich macht sich dies in den Ansichten Winckelmann's von der Bedeutung der Allegorie für die bildende Kunst geltend. Justi hat dies aufs Klarste auseinandergesetzt. „Oeser war gewiß zu beneiden", sagt er abschließend (I. S. 411), „um solche Schüler, die bereit waren, sich zu Bekennern und Aposteln aller seiner Ideen, Wünsche, Marotten zu machen und in einer Sprache, die größerer Dinge würdig war. Aber wie liebenswürdig war es auch, daß er ihnen Alles, was er vorräthig hatte, als Eigenthum überließ, daß er Winckelmann, so zu sagen, mit den Entwürfen seines ganzen Lebens einen Großhandel begründen half, während er seinen kleinen Kram forttrieb!" — und: „Oeser hielt auch große Stücke auf seinen Schüler; er erkannte in ihm sein besseres Ich in größerem Maße wieder; er durfte sich schmeicheln, bei seiner geistigen Geburt Sokratische Hebammendienste geleistet zu haben."

271. Von Leipziger Kunstsammlern, denen aus früherer Zeit Professor Christ (vorige Anm. b) wegen seiner Kupferstichsammlung anzureihen wäre, nennt Goethe hier (S. 94 u. 95):

a. den Lektor der französischen Sprache Huber, Vater des bekannten Freundes von Schiller, Körner, Forster; Geßner wurde durch Huber's Uebertragung ins Französische ein Lieblingsschriftsteller von ganz Europa; bei Huber, dessen Tischgesellschaft sehr gesucht war, wohnte der junge Hardenberg (oben Anm. 260, u. Klose, S. 19); Goethe ließ Beide zugleich in seinen Frankfurter Briefen an Oeser grüßen; ebenso

b. Kreuchauff; ursprünglich Kaufmann, widmete er sich ganz seiner Kupferstichsammlung und der Kunstschriftstellerei (s. oben Anm. 264). Die Allgem. d. Bibliothek zeigte 1770 seine 1768 herausgegebenen „Historische Erklärungen der Gemälde, welche Hr. Gottfried Winkler in Leipzig gesammelt", lobend an (XI. 1. S. 261). Oeser hatte auch diese Schrift mit Vignetten ausgestattet, welche in Goethe's Sammlungen eine Stelle fanden (Schuchardt, I. Nr. 291 u. 133). Noch später blieb Goethe mit Kreuchauff in Beziehungen (v. Biedermann, II. 34 flgd.).

c. Winkler, eben genannt, Raths- und Handelsherr, besaß eine weitberühmte Gemälde- und Kupferstichsammlung. „Die Liebhaberei für Gemälde und Kupferstiche war unter den reichen Privatleuten sehr verbreitet; die Kabinette der Winkler und Richter in Leipzig waren weltbekannt" (Justi, a. a. O. S. 250). Oeser hatte Goethen „gelehrt, wie man sich [in solchen Kabinetten] umsieht" (Jahn, a. a. O. S. 124). Als Letzterer Ende 1782 sich wieder längere Zeit in Leipzig aufhielt, waren diese Sammlungen sein Hauptaugenmerk. Er besuchte sie in Oeser's Gesellschaft: „Wir haben ein Portefeuille aus Winkler's Kabinet zusammen durchgesehn. Bei jedem Blatt hab' ich Dich herbeigewünscht, immer eins köstlicher als das andre" (Briefe an Frau von Stein, II. S. 279). Vergl. auch Werke, Bd. XXVIII. S. 782.

d. Richter (S. 95), gleichfalls Kaufmann, besaß eine von seinem Vater begründete Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Handzeichnungen, von welcher Christ einen Theil, die Gemmen, schon 1743 beschrieben hatte (Justi, a. a. O. S. 377 u. 379, Note). An einem bestimmten Tage der Woche fanden sich bei Richter Künstler und Kunstfreunde zusammen (v. Biederm., I. 185). Das „Richter'sche Denkmal" von Oeser bildete Nr. 290 der Goethischen Kupferstichsammlung (Schuchardt, I. S. 133).

Goethe's „Der Sammler und die Seinigen" (Werke, Bd. XXVIII. S. 107 bis 158) verdankt vorzugsweise diesen Leipziger Kabinetten seine Entstehung.

272. Lessing's Laokoon (S. 95) erschien 1766. Das Studium dieses Werks, von welchem Goethe's Briefe der nächsten Jahre zeugen, schloß sich an das der kritischen Werke Gottsched's und Breitinger's (S. 46 u. 47) an. Ob Goethe von Baumgarten's „Aesthetik", welche nach beiden Werken (1750) herausgekommen war, Kenntniß gehabt, erhellt nicht. Dagegen beweist sein Brief an Schiller vom 6. Mai 1797, daß er um das Jahr 1767 die „Poetik" des Aristoteles in der Uebersetzung von Curtius (1753), jedoch ohne Erfolg, vorgenommen hatte. Er schreibt: „Ich erinnere mich recht gut, daß ich vor dreißig Jahren diese Uebersetzung gelesen und doch auch von dem Sinne des Werks gar nichts begriffen habe" (Briefw., I. S. 297, 3. A.). Gegen Lessing's „Laokoon" wagte er schon in dem Briefe an Fr. Oeser vom 13. Febr. 1769 zu polemisiren in der Bemerkung: „Die Poesie hat gar nicht eben Ursache, ihre Grenzen so auszudehnen, wie ihr Advokat meint. Er ist ein erfahrner Sachwalter; lieber ein Wenig zu viel als zu wenig, ist seine Art zu denken" (Jahn, S. 157 flgd.), und ähnlich den Tag darauf an Oeser selbst: „Lessing, Lessing! Wenn er nicht Lessing wäre, ich möchte was sagen. Schreiben mag ich nicht wider ihn" u. s. w. (v. Biedermann, II. S. 33).

Das so lange mißverstandene Ut pictura poesis (S. 95) ist Horaz' Epistel an die Pisonen entnommen:

Ut pictura poesis erit; quae, si propius stes,
Te capiet magis, et quaedam, si longius abstes.

Lessing's Schrift (S. 96) „Wie die Alten den Tod gebildet" erschien erst 1769. Aber schon in der Note zum elften Kapitel des „Laokoon" ist in Anknüpfung an die Ilias (*II.* 681 u. 682) ausgeführt, „wie die alten Künstler den Tod und den Schlaf mit der Aehnlichkeit unter sich vorgestellet, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten," wogegen die Neuern von dieser Aehnlichkeit gänzlich abgegangen und der Gebrauch allgemein geworden, „den Tod als ein Skelett, höchstens als ein mit Haut bekleidetes Skelett vorzustellen". Vergl. Goethe's Epigramm „Die Geschwister" und den Vers im Faust: „Von

Teufels-, Narren- und Todtentänzen" (Werke, Bd. II. S. 6, u. Bd. XIII. S. 16).

Von Denjenigen, die sich auf der Stelle einer solchen Wirkung widersetzen (S. 96), nennen wir, von kleineren Geistern wie Klotz und v. Murr absehend, besonders Herder in den „Kritischen Wäldern" (S. 83) und Winckelmann selbst. Dessen Kunstgeschichte war 1764 erschienen, während Lessing den größten Theil des „Laokoon" schon geschrieben hatte; aber indem er in den letzten Abschnitten sie noch benutzte, korrigirte er Winckelmann in mehreren Punkten. Behandelte Dieser den „Laokoon" nun geringschätzig, so offenbarte sich an beiden Geistern die Verschiedenheit, die Goethe (S. 95) andeutet. „Winckelmann hat es immer mit ästhetischen Ideen als unmittelbaren Produkten der Anschauung zu thun; Lessing will aus den Anschauungen zum Behufe sicherer und unzweideutiger Schlüsse Begriffe ableiten, die Ideen in bestimmte Begriffe verwandeln" (Löbell, Die Entwicklung der deutschen Poesie, III. S. 105). Der junge Goethe schwankte wol nur kurze Zeit zwischen beiden Standpunkten; Oeser's Schönheitsideal der Einfalt und Stille nöthigte ihn, wie die vorbemerkten Briefstellen zeigen, die Grenzen der Poesie enger zu ziehen als Lessing, d. h. auch aus ihrem Reiche den heftigen unmittelbaren Affekt und das hohe Pathos zu verbannen. Er hatte die Richtung gefunden, auf die ihn seine Natur hinwies und der er im Wesentlichen sein Leben hindurch treu geblieben ist. Mit Recht erklärte er Oeser, d. h. Winckelmann, Shakespeare und Wieland als seine ächten Lehrer (Brief an Reich vom 20. Februar 1770, bei Jahn, a. a. O. S. 217), nicht Lessing, und von den drei Genannten ist auch Shakespeare, den er in Wieland's Uebersetzung (1762 bis 1766) zuerst in Leipzig gelesen hatte (s. Elftes Buch), noch nicht ernsthaft zu nehmen. — Im Interesse der künstlerischen Anschauung unternahm Goethe noch von Leipzig aus die

273. Dresdner Reise (S. 96 bis 103). Hinsichtlich der Zeit derselben sind wir nur auf Vermuthungen angewiesen. Wir setzen sie in die Mitte des Oeser'schen Kursus, in die Herbstferien 1767, als in die unmittelbar auf Behrisch's Abgang folgende Zeit. Daß die Reise im laufenden Semester gemacht sei, möchten wir nicht annehmen; es bliebe dann nur noch die Osterzeit 1767 und 1768 übrig; gegen die erstere ließe sich aber, außer der Freundschaft mit Behrisch, die Anwesenheit des

Dichters Zachariä und gegen die Wahl des Frühlings überhaupt die Ungunst der Jahrszeit anführen. Auf die unsrer Annahme günstige Stelle, welche die „Dresdner Reise" im biogr. Schema einnimmt, möchten wir uns dagegen nicht berufen, da die Chronologie desselben nicht streng ist (s. z. B. den „Theaterbau" unter d. J. 1768). Auch v. Biedermann (I. S. 194) setzt die Reise in das vorletzte Halbjahr.

274. Abel (S. 97), ein Schüler Seb. Bach's und Mitglied der Dresdner Hofkapelle unter Hasse, erregte auf seiner Kunstreise durch Deutschland 1758 durch sein Spiel auf der Viola di gamba (Kniegeige, etwas kleiner als das Violoncello) das größte Aufsehen. In jenem Jahre, vor der französischen Einquartierung, konnte er bei Goethe's Vater Aufnahme gefunden haben. Er war in der That der letzte Gambenspieler.

275. Ob Rabener auf der Rückreise von der Leipziger Michaelismesse 1767 den Postwagen, die berühmte gelbe Kutsche (S. 98), benutzte, wissen wir nicht. Die Fährlichkeit und Dauer der Reise erhellt jedoch aus seinen Worten: „Sonnabends halb zwei Uhr fuhr ich von Ihnen, wohl gesättigt, ab und kam bei garstigem Wege und vieler Gefahr Sonntags Mittag um zwölf Uhr in Dresden glücklich an" (aus dem in Anm. 210 angeführten zweiten Schreiben an Weiße; vergl. Goethe's Werke, Bd. I. S. XLVI).

276. Den Dresdner Schuster (S. 97 u. 98), den Verwandten Limprecht's, hatte Goethe später bei der Abfassung des Gedichts „Der ewige Jude" (Werke, Bd. III. S. 181 flgd.) als modernen Hans Sachs im Sinne, wie er unten zu Anfang des Funfzehnten Buchs erzählt.

Wegen des Wohlgeruchs des Balsams (S. 98) siehe Evangel. Lucae 7, 36 flgd. und „Faust", Werke, Bd. XIII. S. 241.

277. Die Dresdner Gemäldegalerie (S. 99) befand sich bereits in den Räumen am Neumarkt, in welchen sie noch die älteren Zeitgenossen gekannt haben (bis 1855). Bei dem Neubau des kurfürstlichen „Stallgebäudes" 1746 waren das erste und das zweite Stockwerk zu einem einzigen hohen Raume mit großen Fenstern verbunden worden.

Die innere Galerie enthielt die Italiener (seit 1753

mit der Sixtinischen Madonna), die äußere (S. 99) die Niederländer (s. Werke, Bd. I. S. XLVI).

278. Die Gemälde dort des Lübecker Adrian van Ostade (S. 100) sind: die Werkstatt des Künstlers selbst, eine holländische Dorfschenke und eine Bauernwohnung mit Kupfergeschirr und anderm Geräthe (Nr. 1283 bis 1285 des Katalogs). Goethe selbst besaß 27 Radirungen Ostade's, darunter Nr. 284 der Schuster (I. 174 u. 175 seiner Kunstsammlungen von Schuchardt. 1848).

279. Riedel, dessen Vater zu Winckelmann's Zeit Ober-Inspektor der Galerie gewesen war (Justi, I. S. 247), gehörte in derselben Stellung dieser seit 1755 an. Er konnte das ihm von Goethe (S. 100) gespendete Lob noch vernehmen, da er erst 1816 verstarb. Er war der Hüter der zum Theil auf den Königstein geflüchteten Galerie während des siebenjährigen Kriegs gewesen (Hübner's Katalog, S. 60 u. 61). Selbst Maler, Radirer, vorzüglicher Gemälde-Restaurator und Schriftsteller, verfaßte er einen Katalog der dortigen Gemälde (Leipz. 1771). In der Lebensgeschichte Hackert's, bei Mittheilung des Aufsatzes desselben „Ueber Oelmalerei", führt Goethe eine Uebersetzung Riedel's aus dem Italienischen an. Sein Vater hatte 1742 für die Galerie elf biblische Gemälde von Domenico Feti zu Prag erworben und er selbst wol besonders diejenige Vorliebe für jenen Meister bei Goethe erweckt, wegen welcher dieser später Herder's Spott dulden mußte (oben S. 179).

280. Die Seite 101 geschilderte Scene illustriren Zacharia's Verse im „Renommisten" (I. S. 302):

„Zum Zeichen ew'ger Treu ward jeder Hut durchstochen
Und mit Geschrei und Lärm jedwedes Glas zerbrochen."

281. Der Lichteffekt der Lampe (S. 101) rief die Bilder des Niederländers Godefried Schalken zurück; die Galerie enthält von ihm: Ein sitzendes Mädchen, bei einem Lichte einen Brief lesend; ein Mädchen, ein brennendes Licht haltend; ein Künstler, eine Büste der Venus beleuchtend; ein Mädchen, ein Ei gegen das Licht haltend (Nr. 1565 bis 1568 des Katalogs). Den Stich eines Schalken'schen Bildes von Wille besaß Goethe später selbst (Schuchardt, a. a. O. I. S. 189, Nr. 397).

282. Die Antiken standen noch in den Pavillons des Großen Gartens (S. 101). Vergl. Justi (I. S. 254): „Die Gärten von Großsedlitz, Moritzburg und der Große Garten waren Nachbildungen der Schöpfung Lenôtre's [zu Versailles]; und selbst die antiken Statuen, welche Anfangs im Garten des Japanischen Palais aufgestellt waren, sollten, wie die Diana, die Kopien des Laokoon und des Apollo zu Versailles, keine antiquarische und akademische Sammlung sein, sondern die kostbarste Dekoration eines fürstlichen Gartens."

Da Goethe den „Laokoon" schon vor der Dresdner Reise studirt und diese nur unternommen hatte, um die durch jenes Werk aufgeregten Gedanken vermittelst der Anschauung bedeutender Kunstwerke zu beschwichtigen (S. 96), so würde er auch dort die Antiken und besonders die Gruppe des Laokoon zu sehen nicht unterlassen haben, wenn sie überhaupt zu sehen gewesen wären.

Selbst Winckelmann hatte nur von der Gemälde-, nicht von der Antikensammlung Kenntniß nehmen können, weil, wie er erklärt, „die besten Statuen in einem Schuppen von Brettern, wie Häringe gepackt standen und zu sehen, aber nicht zu betrachten waren" (Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen, 1763). „Man war im Besitz der köstlichsten Proben griechischen Stils; man hatte etwas wie einen Abriß alter Kunstgeschichte in nächster Nähe, aber das Licht war unter den Scheffel gestellt. — Daher sagt Hagedorn, daß die Verdammung der Antiken in die Pavillons und Schuppen des Großen Gartens fast den Ruhm der Erwerbung von Modena [d. h. von 100 Gemälden des Herzogs von Modena 1746] aufwiegen. Aus dieser Verdammung wurden sie erst i. J. 1785 erlöst" (Justi, I. S. 274), und in dieser Erlösung sah sie Goethe dann zuerst auf der schlesischen Reise i. J. 1790 (Aus Herder's Nachl., I. S. 126).

283. Auch Hagedorn (S. 102), der Generaldirektor der Galerie, der Bruder des Dichters und Freund Winckelmann's, wird, seinen eben angeführten Aeußerungen zufolge, Goethe nicht aufgefordert haben, jene Antiken aufzusuchen. Liest man die Charakteristik Hagedorn's bei Justi (I. S. 352 bis 361), so findet man die Zuneigung des damals schon in der Mitte der Funfzige stehenden berühmten Verfassers der „Betrachtungen über die Malerei" (1762) zu dem jungen Kunstfreunde begreiflich. Denn das künstlerische Pathos Beider war dasselbe.

Seine jetzt in Kopenhagen befindliche Gemäldesammlung enthielt vorzugsweise die Bilder lebender deutscher Künstler, und in dieser Beziehung fand Goethe bei ihm ganz die Ansichten seines Vaters wieder. Während Hagedorn die Oeser-Winckelmann'schen stilistischen Grundsätze mehr äußerlich sich angeeignet, lag ihm der „Zusammenhang der Kunst mit Volksart und persönlicher Sinnesart" wahrhaft am Herzen. „Das Kunstwerk versetzt uns nicht in eine abgesonderte Region der Empfindungen; es spricht uns an durch eben das, was uns im Leben das Liebste ist. — Er für seine Person suchte in der Kunst viel weniger Vollkommenheit der Form als Empfindung, vorzüglich die sentimentale Empfindung, welche idyllische Dichtung und Landschaft erwecken. Er betrachtet die Malerei, wie die Erneuerer unserer Literatur die Poesie betrachteten, als Mittel zur Bildung des Herzens" (Justi, I. S. 356). Dazu die Aeußerung Hagedorn's: „Nur die Freunde der Natur sind die ächten Schätzer der Kunst." Es war unvermeidlich, Beide mußten sich verstehen, zumal Hagedorn auch selbst, gleich Goethe, die Radirnadel führte. Nicht minder konnte Dieser in Hagedorn's Eclaircissemens historiques (1757; s. Bibl. d. sch. Wiss., II. S. 209 u. 267) alle seine heimischen Maler, Schütz, Juncker, Brinckmann, auch seinen alten Freund v. Häckel geschildert finden.

284. Welches Bild von Swanevelt, einem Zeitgenossen und Nachahmer Claude Lorrain's, Goethe (S. 102) im Sinne gehabt, ist nicht klar. Nach dem Dresdner Kataloge besitzt die Galerie nur einen Swanevelt, Nr. 1321: „Unter hohen Bäumen zieht sich ein Weg am Ufer eines Stromes entlang, welchen ferne Gebirge begrenzen"; aber diese Landschaft wurde erst i. J. 1832 erworben. Daß Goethe den Maler sehr schätzte, zeigen die dreizehn eigenhändigen Radirungen Swanevelt's in seiner Sammlung (Schuchardt, I. S. 187. Nr. 418 bis 430). Goethe's eigne Leipziger Radirungen sollen an Swanevelt's Manier erinnern (s. Anm. 290).

285. Die Belagerung Dresden's v. J. 1760 ist oben (Anm. 210) erwähnt.

Zu der Kreuzkirche (S. 102) war am 16. Juli 1764 der Grundstein neu gelegt (Allg. d. Bibl., II. 2. S. 241), der

Neubau damals jedoch (1767) noch nicht ausgeführt, während die katholische Hofkirche grade vollendet wurde (Justi, I. S. 260).

286. Das alte Wort (S. 103) sorrow is knowledge (Byron's Manfred, I) haben wir nur in sehr veränderter Fassung gefunden; am Nächsten kommt ihm das italienische: Chi più sa, più dubita, und Goethe's späterer Spruch (1826): „Eigentlich weiß man nur, wenn man wenig weiß; mit dem Wissen wächst der Zweifel" (Werke, Bd. XIX. S. 58, Nr. 240).

287. Die Verbindung mit dem Breitkopfischen Hause (S. 103) begann schon in Goethe's erstem Universitätsjahre. Denn der bei seiner Ankunft bereits weit vorgerückte Bau des Silbernen Bären (an der Ecke der Universitätsstraße, des Alten Neumarkts und des Kupfergäßchens) wurde in diesem Jahre zu Ende geführt und das Haus im Herbst 1766 bezogen. Hier verkehrte Goethe in der Familie des Sohnes von Bernhard Christoph. Dieser Sohn, Johann Gottlob Immanuel, hatte sich durch die Erfindung des Notendrucks mit beweglichen Typen (S. 104) und ähnliche Leistungen einen Namen gemacht Er war wissenschaftlich gebildet, Kunstfreund und -Sammler und auch Schriftsteller in seinem Fache. Seine beiden Söhne Bernhard und Gottlob, also Enkel des Stifters (S. 103), Ersterer, in Goethe's Alter stehend, — nicht einige Jahre älter (S. 103 unten) —, der Zweite, ein Jahr jünger, hatten mit Diesem zugleich die Universität bezogen (v. Biedermann, I. S. 207).

Eine Frucht ihres Verkehrs sind die von Goethe theils hier, theils in Frankfurt gedichteten zwanzig „Neue Lieder, in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig bei Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn" (1770. 43 S. Quer-Quarto). Deren Druck erfolgte zwischen Ostern und Michaelis 1769, als der junge Dichter schon nach Frankfurt zurückgekehrt war (Hirzel's Verzeichniß, S. 2). Elf dieser Gedichte hat Goethe zwischen seine kleinen Poesien eingeschaltet (S. 104), und zwar die Gedichte von „Die schöne Nacht" bis „Scheintod" (Werke, Bd. I. S. 32 bis 37), „Wechsel" (das. S. 42) und „Die Freuden" (Bd. II. S. 279) seit 1815, „Die schöne Nacht" indeß und die beiden letzten Gedichte schon seit 1789. Die übrigen neun fanden erst nach seinem Tode Aufnahme in die Werke (Bd. III. S. 25, 27 bis 31 und S. 69).

Bernhard Breitkopf gab gleichzeitig (1769) auch „Menuetten und Polonaisen für das Clavier" heraus, in welchen der Rezensent der Allg. d. Bibl. (Bd. XI. 1. S. 262) zwar einen Dilettanten, aber einen sehr „fertigen Clavierspieler" und einen „feurigen erfindungsreichen Geist" erkannte.

Ein sehr herzlicher Brief Goethe's an den zweiten Bruder, Gottlob, die treue gute Seele (S. 104), aus dem Herbste 1769 ist in Hirzel's „Fragmenten einer Goethe-Bibliothek" (1849, Nr. 2) und darnach bei Jahn (S. 207) abgedruckt. Dieser Gottlob begründete später (1798) die „Allgemeine Musikalische Zeitung".

Ueber Beider Lebensschicksale, sowie über die Schwestern Konstanze, die Flamme von Goethe's Freund Horn, später Fr. Dr. Oehme (Anm. 235), und Wilhelmine theilt v. Biedermann (I. 207 u. 208) Näheres mit.

Musikalische und dramatische Aufführungen belebten den Verkehr in diesem Hause. Goethe's Andenken blieb in demselben lange lebendig durch die Erinnerung an sein geniales Spiel, besonders beim Extemporiren in dramatischen Sprichwörtern, und durch sein Zeichentalent. Erhalten ist noch seine Zeichnung: „Wie Herr von Burgsdorf mit Demoiselle Gottsched Schach spielte." Burgsdorf war ein älterer Studiengenosse Goethe's (v. Biedermann, I. S. 121 u. 209).

Die Schwefelsammlung (S. 104) war eine Pasten-Sammlung, eine Daktyliothek von Gips (schwefelsaurem Kalk) oder von Schwefel selbst. Vergl. oben Anm. 270d.

288. Doktor Reichel (S. 104), im „Goldnen Bären" wohnend, war Lehrer an der Universität, seit 1767 außerordentlicher Professor der Medizin (v. Biederm., I. S. 209).

289. Der Kupferstecher Stock (S. 104) wohnte gleichfalls im „Goldnen Bären", der unter diesem Hause zu verstehen, war noch jung und pflegte, nach Horn's Ausdruck, „so wunderliche, auch wol garstige Sachen zu sagen" (Jahn, S. 32); nach Goethe (S. 105) besaß er eben einen herrlichen Humor. Goethe entriß den zehn Jahre ältern Mann daher Abends seiner Arbeit und entführte ihn, zum Leidwesen der älteren Frau, „zu Schönkopfs oder nach Auerbach's Keller" (Fr. Förster, Kunst u. Leben, S. 104). In dem Briefe an Gottlob Breitkopf (Anm. 287) gedenkt Goethe des Ehepaars: „Grüße Stocken und seine

Dame und sag ihm, er machte recht artige Sachen!" Er war engagirt, die Vignetten für Breitkopf's Verlag zu liefern; von ihm sind beispielsweise diejenigen zu Thümmel's „Wilhelmine" (Biederm., I. S. 191).

Die beiden Töchter (S. 105), damals (1768) erst acht- und sechsjährige Kinder, sind als Minna und Doris durch den Briefwechsel Schiller's mit Körner, Minna's Gatten, in weitern Kreisen bekannt. Doris hat sich außerdem durch ausgezeichnete Pastellgemälde ein Andenken in der Kunstwelt gestiftet. Fr. Förster, der als Kampfgenosse Theodor Körner's, Stock's Enkel, mit der Familie genau bekannt war, hat in dem eben angeführten Memoirenwerke „Kunst und Leben" (Berlin, 1873. S. 102 bis 107) Erinnerungen der Frau Körner an Goethe's Verkehr mit ihrem Vater mitgetheilt. Diese Anekdoten sind angeblich schon i. J. 1809, also vor dem Erscheinen von „Dichtung und Wahrheit" aufgezeichnet oder doch dem Aufzeichner erzählt. Danach betheiligte sich Goethe an der Christbescherung der Familie, ertheilte den Kindern, wenn der Unterricht ihres Magisters sein Mißfallen erweckte, gelegentlich selbst Bibelstunde und ließ sich gefallen, daß Frau Stock seine Haare mit Hilfe sämmtlicher Familienkämme ordnete. „Er hatte," heißt es hier, „das schönste braune Haar; er trug es ungepudert, im Nacken gebunden, so daß es in dichtem Gelock frei herabwallte." Die Beschreibung der Wohnung führt Goethe's Andeutungen weiter aus: „Unsre ganze Wohnung bestand in einer geräumigen Dachstube drei Treppen hoch, zwei Schlafkammern und der Küche. Den Tag über waren wir sämmtlich in der Wohnstube, in welcher auch der Vater seine Werkstatt an dem einzigen hellen Fenster aufgeschlagen hatte."

290. Fünf der unter Stock's Leitung radirten Landschaften nach Thiele und Andern (S. 105), nebst mehreren von Goethe gezeichneten Landschaften, vereinigte die Leipziger Goethe-Ausstellung 1849 (Katalog derselben, S. 7 u. 8). Zwei dieser Kupferstiche — peints par A. Thiele und gravés par Goethe, mit den Widmungen: Dedié à Monsieur Goethe, Conseiller Actuel de S. M. Impériale par son fils très obéissant, und Dedié à Monsieur le Docteur Hermann, Assesseur de la Cour provinciale suprême de Justice de S. A. Elect. de Saxe et Sénateur de la Ville de Leipsic, par son ami Goethe — dürfen in keiner Goethe-Sammlung fehlen. K. Buchner

hat diese Radirungen im Morgenblatt (1828. Nr. 3 bis 6) nach dem Gutachten eines Kupferstechers auch rücksichtlich der Technik beurtheilt: „Die Zeichnung in Masse ist in beiden Blättern sehr gut gewahrt und die verschiedenen Gründe auf ächt künstlerische Weise in gegenseitige Harmonie gebracht und auseinandergesetzt. Die technische Behandlung des Einzelnen anlangend, möchte das von Goethe seinem Vater dedicirte Blatt mit größerer Fertigkeit und Sicherheit ausgeführt sein. Das Wasser, welches sich im Vordergrunde gesammelt hat und leise fortbewegt, hat wirklich Spiegel; weit weniger gut ist das Wasser des eigentlichen Wasserfalles. Schatten und Lichttöne der Felsen sind in ein gutes Verhältniß gebracht; der gegen die sonnige Luft sich dunkel abhebende Baum im Vordergrunde zeigt namentlich von größerer Fertigkeit; die Partien heben sich von einander los, und das besonnte Plätzchen ist recht einladend und wohl gefertigt. Ueberall in diesem Blatte scheinen Strichlage und Wendungen überlegter, planmäßiger zu sein, während das andere hierin weniger lobenswerth ist. Dagegen hat diese Landschaft einen andern Vorzug: die Licht- und Luftperspektive ist besser behandelt; auch läßt sich mit dieser Landschaft hauptsächlich belegen, daß Goethe für die Schönheit der Form, der Beleuchtung und der Farbe in gleich hohem Grade, aber noch mehr in Hauptmassen als im Einzelnen gefühlt habe, und daß dieses Fühlen in Masse namentlich von Baumpartien gilt, während Felsen und Erdreich einer größeren Detaillirung sich erfreuen. Nicht allein mit Schönheit der Form sich begnügend, wußte er auch die beiden letzten mitwirkend heranzuziehen. Die Behandlung der Form in diesem Blatte ist wirklich meisterhaft zu nennen. Beide Blätter, um durch Beispiele zu erläutern, erinnern in artistischer Hinsicht an Swanevelt [s. oben Anm. 284]; in seiner Art mag Goethe die Gegenstände aufgefaßt und gefühlt haben. In technischer Beziehung wären sie den besseren radirten Blättern des Landschaftmalers Schönberger zu vergleichen. Wo die Anwendung des Grabstichels nöthig schien, verräth sich eine höchst geringe Kenntniß der Technik; gerade diese Stellen, die dunklen Partien, sind deshalb zu den wenigst gelungenen zu zählen."

Die Vorbilder entnahm Goethe wol der Winkler'schen Sammlung, welche dreizehn Landschaften von Thiele besaß (Biedermann, I. S. 192; vergl. Schuchardt, Goethe's Kunstsamml., I. S. 142, Nr. 369 bis 374).

Von Goethe's Holzschnitten (S. 105) erwähnt Bieder-

mann (a. a. O. S. 193) einige Druckerstöcke „zu Etiketten für den Gastwirth Schönkopf", und eine derartige sehr zierliche, mit des Letzteren Namen versehene, von Goethe radirte Vignette ist bei Jahn (S. 101) abgedruckt. Es ist schwer, an dieser Stelle nicht an das Venetianische Epigramm Nr. 29 zu erinnern, welches anfängt: „Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen" u. s. w.

291. Von seinen Leipziger Bekanntschaften nennt Goethe (S. 105 u. 106):

a. den Kreissteuereinnehmer Weiße, den später so beliebten Verfasser des „Kinderfreundes", damals schon zu den ersten deutschen Dichtern gerechnet. Seine Trauer- und Singspiele, von welchen sich „Die Jagd" noch bis in die neueste Zeit erhalten hat, beherrschten die Bühne (s. Anm. 76e, 201 u. 266). Seine „Scherzhaften Lieder" (1758) waren von Einfluß auf Goethe's damalige lyrische Versuche, und das Motiv seines „Einst ging ich meinem Mädchen nach" (Werke, Bd. III. S. 28) ist Weiße's Gedicht „Die Vorsicht" entnommen (v. Biedermann, I. S. 96). In Oeser's Hause wird Goethe mit ihm bekannt geworden sein; auch ließ ihn Goethe, der einen Beitrag zu Weiße's „Neuen Bibliothek der sch. Wiss." zugesagt hatte, in dem Briefe an Oeser vom 14. Februar 1769, sowie dreißig Jahre später in dem an Rochlitz vom 29. März 1801 („unsern verehrten Weiße") freundschaftlich grüßen.

b. Hiller setzte die Musik zu Weiße's Singspielen, und nach seinen Melodien wurden Letzteres Lieder, wie das noch heute bekannte „Als ich auf meiner Bleiche", gesungen. Auch mit ihm wurde Goethe bekannt: „Auch ich habe den guten Hiller besucht und bin freundlich von ihm aufgenommen worden; doch wußte er mit meiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit meiner heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde sich so wenig als Andere zu befreunden" (Goethe im Jahre 1824, Werke, Bd. XXVIII. S. 759). In den „Wöchentlichen Nachrichten und Anmerkungen die Musik betreffend" (Anh. zum Jahrg. III. St. XVII v. 30. Okt. 1769. S. 140) lobte Hiller indeß Goethe's „Texte".

c. Auch des bereits genannten Schiebeler (Anm. 266) „Lisuart und Dariolette, oder die Frage und Antwort, eine komische Oper in 3 Akten", eine, jedoch sehr entfernte Nachahmung von Favart's La Fée Urgèle (bei Schiebeler: Fee Serena), hatte Hiller ferner komponirt (Allg. d. Bibl.,

X. 2. S. 180 bis 189, und Lessing's Dramat., 29. St.). Das Singspiel wurde am 25. Nov. 1866 zum ersten Mal in Leipzig aufgeführt. Die Arien daraus: „Bald die Blonde, bald die Braune," „Wer wagt, gewinnt, das ist schon wahr", u. a. m. waren bald in Aller Munde.

Wie über Weiße und Clodius, glossirt Goethe in seinem ersten Briefe an Herder aus Straßburg auch über Schiebeler, kurz vor dessen Tode, und schon früher in der Epistel an Fr. Oeser (Herder's Nachl., I. S. 26, und Werke, Bd. III. S. 136). Ein näheres Verhältniß scheint zwischen Beiden nicht bestanden zu haben, obgleich sie von 1765 bis zu Ostern 1768, wo Schiebeler Leipzig verließ, dieselbe Stadt bewohnten. Schiebeler und Löwen, welche über obige Operette in Streit geriethen, starben schon 1771, gehören mithin auch zu den vielen damals in der Blüthe der Jahre dahingeschiedenen dramatischen Schriftstellern.

d. Eschenburg, Schiebeler nah befreundet und später (1773) Herausgeber der Gedichte desselben, über fünf Jahre älter als Goethe (zu S. 105 unten), studirte von 1764 bis 1767 zu Leipzig, also mehrere Semester zugleich mit Letzterem, besuchte auch zum Theil dieselben Vorlesungen (bei Gellert, Ernesti, Clodius, Morus, Winckler) und begegnete sich mit ihm bei Weiße und Oeser. Er war schon damals schriftstellerisch thätig (vergl. Anm. 76e u. 249). Goethe stand ihm jedoch fern, wie seine sehr abfälligen Aeußerungen über Eschenburg's erste Shakespeare-Arbeiten (Herder's Nachl., I. S. 32: „Eschenburg ist ein elender Kerl") und andrerseits Jerusalem's briefliche Mittheilungen an Eschenburg über Goethe ergeben (Anm. 299b). Zu den literarischen Exkursen dieser Lebensgeschichte, wie gleichzeitig zur Rede über Wieland, wird Goethe Eschenburg's „Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften" benutzt haben.

e. Zachariä, der Verfasser des „Renommisten" und der Oden und Lieder, der Mitarbeiter an den „Bremer Beiträgen", dessen gesammelte Werke damals in acht Bänden erschienen waren, zählte, wenigstens in den Augen der Zeitgenossen, zu den ersten deutschen Dichtern überhaupt. Zachariä hielt sich in der Ostermesse 1767 zu Leipzig auf, und die Theilnahme eines solchen, überdies schon einundvierzigjährigen Mannes und „der Glanz, der glorreich" ihn umgab, mußten den bescheidenen Schönkopf'schen Tisch außerordentlich heben. Die Tischgesellschaft erschien nach des Dichters Abreise schal; „Verdruß und Langeweile, wie

die Stymphaliden", umschwärmten „den Tisch"; Leipzig, Goethen stets beengend (Br. an Frau v. Stein vom Ende Dez. 1782), ward ihm ein „unbeklagter Ort", wie bald darauf in den Oden an Behrisch ein „Gefängniß", und er hing dem Gedanken nach, Zachariä, „Apollens Liebling", als Jünger nach Braunschweig zu folgen (Werke, Bd. II. S. 399 u. 400).

292. Lessing (S. 106) kam nach Aufhebung seines Verhältnisses zur Hamburger Bühne, umstrahlt von der Doppel-Glorie seines „Laokoon" und der „Minna", Anfangs Mai des folgenden Jahres 1768 auf etwa vier Wochen nach Leipzig (s. seine Briefe an seinen Bruder u. an Nicolai vom 26. April u. 9. Juni 1768, zwischen welchen Daten die Reise liegt; Werke, ed. Lachmann, Bd. XII. S. 194 flgd.). Goethe wäre es wol ein Leichtes gewesen, ihn bei Weiße zu sehen. In Lessing's Anwesenheit wurde die „Minna" gegeben, doch befriedigte ihn die Aufführung wenig. Er schreibt darüber an seinen Bruder, nach Hamburg zurückgekehrt, am 9. Juni: „Ich habe jetzt auch Koch's Theater gesehen. Die Verzierungen ausgenommen und den Bau des Theaters selbst, kann ich Dich versichern, daß es dem hiesigen weit nachstehen muß. Ich habe die „Minna" da spielen sehen. Der einzige Brückner [s. Goethe's Werke, Bd. XXVIII. S. 624] hat seine Rolle, den Tellheim, besser gemacht als hier Eckhof; die Uebrigen alle sind unendlich weit unter den hiesigen Acteurs." Doch fehlte damals schon die Schulze.

293. Oeser's Antheil an Winckelmann's ersten Schriften (S. 106) ist schon in Anm. 270e berührt (Justi, II. S. 476b, u. Eckermann, I. S. 341). Bei den sibyllinischen Blättern (das.) möchte an Hamann's, an Kant's Schriften, selbst an Herder, namentlich aber an Spinoza zu denken sein.

Frhr. von Erdmannsdorf (S. 107) war der Reisebegleiter des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau in Frankreich, England und Italien. Zu Rom verweilten sie 1765 und 1766 acht Monate.

Die Anlage des Parks zu Wörlitz fiel in die nächsten Jahre.

Auch in seinem „Winckelmann" (Werke, Bd. XXVIII. S. 228) führt Goethe als einen der Beweggründe jener Reise (S. 107) die Absicht an, „den Fürsten von Dessau wiederzusehen, dessen hohe, ruhige Natur er [Winckelmann] als von Gott auf die Erde gesandt betrachtete". Winckelmann ward

am 8. Juni 1768 zu Triest durch Arcangeli ermordet. Goethe's Erzählung (S. 107) bezieht sich daher auf seine letzte Leipziger Zeit, zumal die Trauerkunde wol erst zu Ende des Monats nach Leipzig gelangte. Vergl. Lessing's Brief vom 5. Juli 1768 (Werke, ed. Lachm., Bd. XII. S. 199), der die Worte enthält: „Das ist seit Kurzem der zweite Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte" [Sterne war kurz vorher gestorben]. In dem Kapitel „Hingang" der eben citirten Schrift hat Goethe Menander's *Ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος* aufs Herrlichste und ausführlicher als hier (S. 107) auf Winckelmann angewendet.

Ein Donnerschlag bei klarem Himmel (S. 107).

„Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen",

sagt der Chor in Schiller's „Braut von Messina".

294. Die sich durch einen Blutsturz (S. 108) ankündigende Krankheit ist in die letzten Monate, welche Goethe in Leipzig zubrachte, Juli und August 1768, zu setzen. Der sächsische Hauptmann, mit dem er am 28. August in Naumburg zu Abend aß, sah ihm die Krankheit noch an und fragte: „Sie scheinen unpäßlich?" „Ich bin's wirklich," versetzte ich ihm, „und sehr, ich habe Blut gespieen" (Jahn, S. 80). Daß Limprecht, der Stubennachbar, sich bei der Krankheit sehr hilfreich erwies, ergiebt Goethe's erster Brief an ihn aus Straßburg: „Sie haben immer viel Last in der Welt gehabt, und noch zuletzt mit Ihren Augen und mir. Nicht meine Krankheit mein' ich; das war ein Liebesdienst, und Liebesdienste werden niemals sauer" (Biedermann, II. S. 14). Der Sitz des Uebels war jedoch nicht in der Lunge, wie man befürchtete, sondern im Magen; „meine Lunge ist so gesund als möglich, aber am Magen sitzt was" (Jahn, S. 77, 69, 118). Dazu ein Halsübel („in dem Halse wund," das. S. 136).

Als Grund der gestörten Verdauung führt Goethe das schwere Merseburger Bier (S. 108) an; hiezu kam, daß der Schönkopfs schräg gegenüber wohnende Kaufmann Obermann, in dessen Familie Goethe viel verkehrte, „das beste englische Bier, Burton ale, die Bouteille à 8 Gr." verkaufte, laut seiner Anzeige vom 13. Mai 1767. Noch in Straßburg spielt Goethe auf den Genuß des Merseburger Bieres an (Schöll, Aufs., S. 46). — Milchkaffee hielt er Zeit seines Lebens

für besonders schädlich, ohne jedoch mit dem Rath, ihn nicht zu trinken, in seiner Umgebung durchdringen zu können; wir erinnern an die Stelle in dem Brief an Frau v. Stein vom 1. Juni 1789: „Du verstärkst die hypochondrische, quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit" u. s. w. (III. S. 330). — Rousseau's „Emile" machte damals seinen Einfluß, und im Allgemeinen wohlthätig geltend. Zwei Beispiele, wie unvernünftig hie und da die neue Methode angewandt wurde, enthält der Brief der Julie Bondeli an Zimmermann vom 6. Jänner 1764; sie schließt die Schilderung: Ces deux éducations-là valent à Rousseau l'honneur de passer pour fou et pour méchant (Bodemann, S. 275). Das auf hartem Lager schlafen, nur leicht zugedeckt (S. 108) behielt Goethe noch in der ersten Weimarischen Zeit bei. Bei dem Besuche der Eltern im Herbst 1779 forderte er sowol für den Herzog als für sich nur „einen saubern Strohsack, worüber ein schön Leintuch gebreitet ist," und „eine leichte Decke," sagt auch von Ersterem: „Keinen Kaffee trinkt er nicht" (Keil's Frau Rath, S. 148 flgd.). — Basedow's Wirksamkeit war damals, 1768, noch in ihren Anfängen (Allg. d. Bibl., XI. 2. S. 69 flgd.).

Zu den besondern Systemen (S. 108) vergl. Thl. I. S. 66 u. Anm. 54.

Daß Goethe's Genesung nur kümmerlich von Statten gegangen war, lesen wir in den Briefen der nächsten Zeit; danach ward er „wieder gesund, eben genug, um mit Bequemlichkeit meinem letzten Willen nachdenken zu können"; zu Friederike Oeser kam er als „ein Todter aus dem Grabe", und das Gedicht „Schadenfreude" beruht auf der Fiktion, er sei wirklich gestorben (Jahn, Leipz. Fr., S. 138, 148, u. Werke, Bd. I. S. 36). Sein krankhaftes, launiges Wesen bestätigt die spätere Aeußerung an Limprecht: „Wenn ich mich erinnere, was für ein unerträglicher Mensch ich den letzten ganzen Sommer war [1768], so nimmt mich's Wunder, wie mich Jemand hat ertragen können. Doch ich verdiente Mitleiden; ich hatte auch meine liebe Last" (Biederm., II. S. 14 u. 15).

295. Von den Landhäusern (S. 109) steht das Oeser'sche in Dölitz (S. 292) obenan; auf dieses beziehen sich die Verse in der Epistel an Friederike Oeser (Werke, Bd. III. S. 137):

„Ja, denken müßt Ihr oft an mich, das sage
Ich Euch, besonders an dem Tage,
Wo Ihr auf Euerm Landgut seid,
Dem Ort, der mir so manche Plage
Gemacht, dem Ort, der mich so sehr erfreut."

Dort bei Oeser, an dem Tisch, der „angestoßen" wurde, wenn neue Gäste kamen (Jahn, S. 161), fanden sich Weiße, Garve, Kreuchauff, Clodius, Huber u. s. w. zusammen. Hier gab Goethe seine „Judenpredigt" (Biederm., I. S. 259 u. 260) zum Besten. „Landhaus zu Dölitz" ist der erste Gesang von Ad. Böttger's epischem, „Goethe's Jugendliebe" zu Käthchen behandelnden Idyll betitelt (Leipz. 1862; darüber Ethé in seinen Essays, 1872, S. 122). Noch kurz vor seinem Abgange scheint Goethe mit Oesers das Theater besucht zu haben („Und in der Loge noch, mit diesem seltnen Zug", Werke, Bd. III. 136).

Ferner das Landhaus des Buchhändlers Reich in Sellerhausen, eine Stunde von Leipzig, wohin sich Goethe, der Ueberlieferung zufolge, über Reudnitz auf dem, später „Poetengang" genannten, beschatteten Fußpfad am Ufer des Rietschke-Bachs zu begeben pflegte. Auch zeigt man im Garten des Reich'schen Landsitzes einen steinernen Tisch, an dem Goethe gesessen haben soll (Biederm., I. S. 211). Reich, mit dem Dieser namentlich wegen Lavater's Physiognomik in Verbindung blieb (Jahn, S. 215 flgd.), pflegte an einem bestimmten Wochentage die Leipziger Schöngeister, Gelehrten und Künstler bei sich zu sehn. Ein später nach Paris verschlagener Lehrling des Geschäfts, der Weidmann'schen Buchhandlung, erinnerte sich aus dieser Zeit noch „des ungemein aufgeblasenen Studenten Goethe". Reich fragte ihn 1775 um Rath, als die Errichtung eines Kommissionslagers in Frankfurt beabsichtigt wurde, und als Goethe seinen Besuch zur Ostermesse 1776 ankündigte, schrieb Zimmermann an Reich: „Was das für ein Fest um ihn her sein wird, und wie gern hätte ich mit ihm an Ihrem Tische gesessen! Wenn Sie hexen können, so hexen Sie ihm doch seinen Doktor Faust heraus. Noch hat Deutschland kein solches Werk gesehn, und drum sollten Sie's drucken" (K. Buchner, Wieland und die Weidmann'sche Buchhandlung, 1871, S. 19 flgd.).

Auch Raschwitz ist zu nennen (s. S. 292); nach Biedermann's Vermuthung (II. S. 24) besuchte hier Goethe den Groß-

vater des Grafen Lindenau, Amtshauptmann von Kühlewein, Besitzer des Raschwitzer Ritterguts.

296. Wegen Hermann (S. 109) s. oben S. 52 und Anm. 217b. Ihm widmete Goethe mehrere Zeichnungen und eine der S. 330 beschriebenen Radirungen. — Einen Rathshafen (S. 110) erhielt Hermann als Rathsmitglied; auf jener Radirung heißt er daher Sénateur.

297. Der Bremer Gröning (S. 110), vier Jahre älter als Goethe, erst kurz vorher, zu Ostern 1768, in Leipzig inskribirt, machte einen ähnlichen Weg wie Hermann, wurde 1781 Mitglied des Raths seiner Vaterstadt, vertrat dieselbe in diplomatischen Geschäften, war, als Goethe Obiges schrieb, Munizipalrath des damals französischen Bremen und wurde nach der Befreiung der Stadt von dem fremden Joche 1814 ihr Bürgermeister (Biedermann, I. S. 169 bis 171). Gröning trat auch in die Zeichenschule ein und in Goethe's Stelle als Oeser's Amanuensis; Goethe wünscht „meinem Successor Hrn. Gröning schnellsten Fortgang in der Kunst" (im ersten Briefe an Oeser, Jahn, S. 119).

298. Freund Horn und manche Andre (S. 110). Horn gehörte mit zum Schönkopf'schen Hause, welches hier nicht besonders genannt wird, aber grade Schönkopfs dankte Goethe in dem ersten Briefe aus Frankfurt „für alle Liebe und Freundschaft, die Sie mir so beständig erwiesen haben"; er gedenkt seines Eintritts durch die „kleine Nebenthür", seines „Platzes am Fenster", der „ehemaligen sonntägigen Gesellschaft" daselbst, und Horn schreibt an Schönkopfs: „Was wollte ich darum geben, wenn ich nur noch einmal mit Ihnen Punsch trinken könnte" (Jahn, S. 68, 67, 83 u. 31, Note).

Hier sowol als bei Breitkopfs (s. Anm. 287) trieb Goethe auch Musik, und wol mehr als sonst je in seinem Leben, wenn auch mit nur geringem Talent. Er sang, spielte Klavier und blies die Flöte, bis die Krankheit es ihm verbot. Dies Instrument scheint er erst in Leipzig erlernt zu haben, dagegen noch nicht das Violoncell. Zu den Musikgenossen gehörten außer Käthchen (S. 66) Breitkopfs (S. 329), Hermann (S. 109) und Behrisch, besonders Käthchens sehr musikalischer Bruder Peter (Jahn, S. 67), die sich zur Konzertsängerin ausbildende

Tochter des Kaufmanns Obermann (Anm. 294), der Klavierspieler Lelei, Lehrer des jungen Grafen Lindenau, dem er seine ersten Klavierkompositionen 1766 widmete (Allg. d. Bibl., V. I. S. 299), und der Musiker Häser, später Musik-Direktor der Universität (Biedermann, I. S. 153). Eine Goethe zugeschriebene Zeichnung, welche Peter Schönkopf am Klaviere, daneben Käthchen, Häser und Lelei darstellte, ist in den Napoleonischen Kriegen verbrannt.

299. Von entfernteren Bekannten Goethe's nennen wir hier noch:

a. seinen Landsmann Griesbach (Thl. I. S. 151, u. Anm. 129), gleich ihm Schüler Albrecht's (Anm. 105) und sein Studiengenosse vom Oktober 1766 bis dahin 1767. Griesbach hörte hier im ersten Semester die mehrgenannten Gellert, Ernesti, Crusius und Morus. Unmittelbar nach Goethe's Ankunft in Weimar ward Griesbach Professor zu Jena (2. Dez. 1775), jedoch ohne daß die örtliche Nachbarschaft ihre Gemüther erheblich genähert hätte. Denn Griesbach's Gegner, Eichhorn und Herder, waren Goethe's Freunde (Griesbach's „Lebenslauf" im Anhange der Gedächtnißrede auf ihn von Koethe, Jena 1812, S. 31 u. 39, und Eichstadii opusc. orat., S. 570 u. 609).

b. Jerusalem, der Sohn des Abts (S. 288), zwei Jahre älter als Goethe, Freund Eschenburg's (Anm. 291d), studirte von Ostern 1765 bis Ostern (oder Michaelis?) 1767 in Leipzig, um dann nach Göttingen zu gehn. In Wetzlar 1772 traf ihn Goethe wieder an, ebenso einen andern Leipziger Kommilitonen, Born. In einem der interessanten Briefe Jerusalem's an Eschenburg, welche kürzlich („Im Neuen Reich", 1874. I. Nr. 25) veröffentlicht worden, spricht sich jedoch Abneigung Jerusalem's gegen Goethe aus. Er schreibt aus Wetzlar: „Seccopolis, 18. Juli 1772. Jetzt ist unser kleiner Leipziger Consul Born (gegenwärtig von Born) hier, der auf seinen Reisen recht artig geworden ist. Bei ihm ist sein Freund Göden. Er war zu unsrer Zeit in Leipzig und ein Geck, jetzt ist er noch außerdem Frankfurter Zeitungsschreiber [an den Gelehrten Anzeigen]. Vielleicht erinnern Sie sich seiner noch." Goethe selbst über ihn an Kestner nach seinem Selbstmord: „Der arme Junge! — Seit sieben Jahren [trifft genau zu] kenne ich die Gestalt, ich habe wenig mit ihm geredt, bei meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch mit, das will ich behalten und sein gedenken, so

lang ich lebe" (Goethe u. Werther, S. 66), und an Lavater am 26. April 1774: „Wir gingen neben einander an die sechs Jahre, ohne uns zu nähern. Und nun hab' ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen."

c. Matthäi. In einem Briefe an Ad. Schlegel vom 6. Jänner 1767 bemerkt Gleim: „Ueberbringer ist ein Liebhaber der schönen Wissenschaften, Namens Matthäi, der in Leipzig studirt" (Archiv f. Literaturgesch., IV. S. 15). Im Sommer 1776 sah ihn Goethe wieder (Goethe und Werther, S. 247). Er war ein Freund Boie's und kam später als Erzieher des Grafen Forstenburg und Sekretär der Frau von Branconi in weitere Verbindungen, auch mit Lavater (Düntzer, Freundesb., S. 80; Strodtmann, Briefe von und an Bürger, I. S. 305 unten, II. S. 105, und Briefe von Goethe an Lavater, S. 49).

Noch Andern begegnet man: Avenarius, dem spätern Stadtschulzen zu Hameln, der ein launiges Stammbuchblatt von Goethe besaß (Varnhagen, Denkwürd., I. S. 321, u. Goethe's Werke, Bd. V. S. 235), wol identisch mit dem Bened. Christ. Avenarius, der 1771 Zachariä's „Murner in der Hölle" in lateinische Hexameter übertrug (Aelurias, epos jocosum; Jördens, V. S. 582), dann Cravinus, dem Goethe wiederholt aus Frankfurt Grüße sendet, Regis, der ihn dort besucht (Jahn, S. 118, 125, 166), Paulsen, den Jerusalem nennt, u. A. m. Unter Allen hebt Goethe hervor den fünf Jahre älteren

300. Langer (S. 110 bis 113). Nach den von Biedermann (I. 245 u. II. 7) über ihn gegebenen Nachrichten war er mit Lessing, dessen Nachfolger er als Bibliothekar zu Wolfenbüttel wurde, und mit dem Jacobi'schen Kreise befreundet. Anfangs Militär, hatte er später sich ganz gelehrten Studien hingegeben, auch als Hofmeister und dann als Begleiter braunschweigischer Prinzen weite Reisen gemacht. Er war sächsischer Legationsrath und braunschweigischer Hofrath. Seit 1779 einer der fleißigsten Mitarbeiter an Nicolai's „Bibliothek" in dem Fache der Gelehrtengeschichte und Bibliographie — unter den mannichfaltigsten Chiffern —, stellte er sich in dem Xenien-Kampfe 1797 mit Leidenschaftlichkeit auf die Seite der Angegriffenen, namentlich Nicolai's, und gefiel sich darin, seinen alten Freund zu schmähen. Was Goethe hier über ihre Verbindung schreibt, feurige Kohlen auf Langer's Haupt sammelnd, ist Alles, was man darüber weiß, und es läßt sich nicht leugnen, daß in

dieser Hinsicht in der Goethe-Literatur eine Lücke besteht, deren Ausfüllung durch Mittheilung des wol nicht voluminösen Briefwechsels Beider und des Langer'schen Tagebuchs wünschenswerth ist. Nach einer Privatmittheilung Düntzer's kursirten in Wolfenbüttel viel Anekdoten über Langer: er war ein Sonderling, auch als Bibliothekar, und stand zuletzt ganz unter dem Einflusse seiner alten Haushälterin und seines von ihm unzertrennlichen Hundes. Er starb erst 1820.

Glaukus (zu S. 111) tauschte seine goldne Rüstung gegen eine von Erz; dem Geldwerthe nach gab Goethe wie Glaukus, nach dem geistigen Werthe empfing er wie Diomedes (Ilias, VI. V. 234—236). Diesen Tausch meinen die „Griechen, Römer" des biographischen Schema's v. J. 1768.

In den Metaphern S. 112 sind die Puppenhülle und die Wurzel das S. 111 unten erwähnte Historisch-Positive, dessen Vernachlässigung die Vernunftrichtung des vorigen Jahrhunderts überhaupt kennzeichnet.

Die Schule Langer's war eine peripatetische (S. 113) wegen der S. 111 beschriebenen nächtlichen Spaziergänge.

301. Früher (S. 76) hatte Goethe Kirche und Altar hinter sich gelassen. Unter dem Einflusse seiner Krankheit bemächtigte sich seiner kurz vor dem Abgange von Leipzig eine religiöse Stimmung (S. 112), die sich jedoch erst in Frankfurt vertiefte, ihn auch äußerlich zu Kirche und Altar zurückführte und später in seinen kleinen theologischen Abhandlungen, in Dichtungen wie Faust und Der ewige Jude und in den Freundschaften mit der Klettenberg, Jung und Lavater Ausdruck fand. In Leipzig selbst war davon freilich wenig zu bemerken, und in den erhaltenen Briefen an Limprecht, der seine religiöse Verfassung am Genauesten kennen mußte, setzt Goethe selbst die Zeit der Erleuchtung erst später an. Er schreibt ihm aus Straßburg: „Wie ich war, so bin ich noch, nur daß ich mit unserm Herrn Gott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohne Jesu Christo."

302. Der Studenten-Tumult (S. 113), ein für Leipzig seltnes, für Jena alltägliches Ereigniß, fiel in den Juli und August 1768, in das Rektorat Böhme's, um dessen Fensterscheiben man besorgt sein konnte. Nach Biedermann (I. 302) gab den Anlaß „die Verweigerung des sogenannten Thorgroschens, d. h.

der nach Thorschluß für die Oeffnung des Thors zum Durchlaß zu entrichtenden Abgabe". Gellert wußte die Studenten zu begütigen: „Bei einem Tumulte i. J. 1768 trug er durch die Ermahnungen, die er in seinen moralischen Vorlesungen an die akademische Jugend that, viel zur Wiederherstellung der Ruhe bei" (Schmid, Nekrolog der teutschen Dichter, II. S. 521).

303. Nicht im September (S. 113), sondern schon am 28. August trat Goethe die Rückreise an; als er am Abend des 27sten bei Schönkopfs Abschied nehmen wollte, gewann er es nicht über sich, „hinaufzusteigen", und kehrte unten an der Treppe wieder um (Jahn, S. 68). Nach fünftägiger Reise langte er am 1. September in Frankfurt an. Der erste Brief an Oeser vom 13. d. Mts. beginnt: „Zwölf Tage bin ich nun wieder in meiner werthen Vaterstadt" (s. Erinnerung an Goethe's hundertj. Abschied von Leipzig in der dort. Illustr. Zeitung 1868. Nr. 1314). Goethen begleitete der Modelltischler und Aufwärter der Oeser'schen Zeichenschule, Jung, der dann im väterlichen Hause zu Frankfurt noch einige Tage festgehalten und bewirthet wurde (Jahn, S. 118 flgde.). Zu den Worten über Auerstädt (S. 114) enthalten wir uns jeden Kommentars. In Gotha (das.) war Goethe später, namentlich in den Achtziger Jahren, ein beliebter Gast; es war wol derselbe Saal, in welchem 1801 sein Geburtstag mit Kuchen und Lichtern gefeiert wurde (Werke, 40bdg. A., Bd. XXVII. S. 99).

304. Der Aufenthalt zu Frankfurt währte vom September 1768 bis zum April 1770, mithin über anderthalb Jahre. Ihm sind in dieser Biographie nur vierzehn Seiten gewidmet; denn es war eine an äußern Begebenheiten arme Periode, die jedoch unter der Gunst der Krankheit, nach dem zu schnellen sowol geistigen als körperlichen Wachsthum (als kleiner Knabe hatte Wolfgang 1765 die Stadt verlassen, S. 257), zu einer äußerst wohlthätigen, die reichen Leipziger Eindrücke verarbeitenden und befestigenden Zeit der Ruhe und Sammlung wurde. — Jahn's Buch (Goethe's Briefe an Leipziger Freunde) zeigt, wie die in Leipzig angeknüpften Fäden, namentlich durch den äußerst regen Briefwechsel, fortgesponnen wurden, wie Goethe innerlich das Leipziger Leben fortsetzte. Neu traten in seiner Vaterstadt nur hinzu die theosophischen und alchymistischen Studien und, damit zusammenhängend, die Freundschaft mit der Klettenberg.

Gleichsam als ein Schiffbrüchiger kehrte Goethe zurück (S. 114), insofern er, abgesehen von der Kränklichkeit, noch keinen juristischen Grad, des zurückgelegten akademischen Triennums unerachtet, erworben hatte und ohne fortgesetztes Studiren nicht im Stande war, zu promoviren (S. 115); indeß war er auch erst neunzehn Jahre alt.

Kurz vor seiner Ankunft, im August, hatte seinen Großvater, den Schultheißen, auf seiner Amtsstube im Römer ein Schlaganfall betroffen und auf längere Zeit der Sprache beraubt. Zwei Jahre später war Derselbe genöthigt, sein Amt niederzulegen (Kriegk's Senckenberg, S. 338 flgde., und Jahn, S. 69).

Gevatter Seekatz war in demselben Monate zu Darmstadt gestorben, und Goethe, voll Schmerz über diesen Verlust, beschäftigte sich damit, den Nekrolog seines Freundes für Weiße's Zeitschrift abzufassen (Jahn, S. 122).

Während Goethe's Abwesenheit waren die Gebäude der Senckenberg'schen Stiftung errichtet worden. Dorthin geleitete er im Oktober 1768 den Danziger Dr. Kulmus (Thl. I. S. 290), und wenige Tage darauf erhielt er den oben (S. 278) erwähnten Besuch der Gebrüder Olderogge, welchem der andrer Leipziger Bekannten, Regis, Gervinus, folgte (Jahn, S. 164., 166).

305. Aus Korneliens damaligem Leben (S. 114 flgd.) sind uns viele Einzelheiten durch ihre aufbewahrten Briefe und Tagebücher (Jahn, S. 235—280) bekannt. Sie selbst sagt von diesen drei Jahren (S. 114 unten): ces trois années ont été bien longues pour moi, je souhaitois à tout moment son retour [die Rückkunft ihres Bruders], und vor derselben: je vis à présent d'une façon très tranquille, mais cette tranquillité n'a point de charmes pour moi; j'aime la variété, l'inquiétude, le bruit du grand monde et les divertissements tumultueux (Jahn, S. 264 u. 244). Sie nahm Theil an Spaziergängen, trank Brunnen in der Allee, besuchte Konzerte, auch kleine Gesellschaften bei Verwandten und Freunden; einmal ist auch vom Besteigen des Pfarrthurms die Rede, dagegen weder im Sommer von weitern Ausflügen, noch im Winter von Bällen. An einer Partie ihrer Freundinnen zum Forsthause bei Frankfurt betheiligte sie sich nicht (Jahn, S. 242).

Goethe's Rückkehr fiel gerade in die Zeit, als der von ihr geliebte junge Engländer Harry die Stadt verließ (das. S. 256

u. Anm. 178). Die daher psychologisch erklärliche Vorliebe für das Englische (S. 114) theilte sie mit ihrem spätern Gatten. Richardson's Romane beherrschten die Lesewelt, und der Grandison, auf den Goethe wiederholt anspielt (Werke, Bd. III. S. 137, und Jahn, S. 149), war auch ihr Lieblingsbuch. Das Treiben des Französischen beweisen die in dieser Sprache abgefaßten Briefe und Tagebücher selbst; von dem des Italienischen findet sich dagegen keine Andeutung. Ihr Klavierspiel tritt sehr hervor (vergl. oben Anm. 98).

Die Tagebücher lassen das Gemisch (S. 114 unten) entgegengesetzter Eigenschaften erkennen; überaus reizbare und leidenschaftliche Empfindung wechselt mit kalter Reflexion und scharfem Spott. Ihre kleinen Schilderungen, oft endigend mit einem j'étouffe de rire, zeigen gelegentlich den possenhaften Humor, welchen Goethe (S. 115) an ihr wahrnahm. Gleichwol ist (Jahn, a. a. O. S. 277) eine trübe, unruhige, unbefriedigte Stimmung der Grundton jener Aufzeichnungen, in welchen sich jedoch ein überaus hohes, reines und edles Gemüth abspiegelt. Ihres Bruders denkt sie darin oft und stets mit unwillkürlicher Anerkennung seiner Ueberlegenheit; sie bedauert, daß er fortwährend beschäftigt sei (Jahn, S. 264), weshalb sie ihn weniger sieht, als sie wünscht. Solchen Aeußerungen gegenüber fällt das gänzliche Stillschweigen über ihre Eltern um so mehr auf.

Zu ihren Gespielinnen (S. 115) sind vorzüglich die Schwestern Gerock und Krespel (Anm. 177 b, c, und Jahn, 245) zu rechnen, daneben die schöne Lisette Runckel, die Schwester des Stadtstallmeisters und Nichte des Doktors Kölbele, der zu ihrer Einsegnung 1764 eigens ein Erbauungsbuch geschrieben hatte (Anm. 179 u. 180 und Meusel). Goethe konnte sich jedoch an den Umgang mit seinen Landsmänninnen nicht sobald wieder gewöhnen; seine Gedanken waren in Leipzig. Was er an ihnen tadelt (Werke, Bd. III. S. 136 flgd.), lassen Korneliens Schilderungen als zutreffend erkennen. Von einer Freundin, die bei ihr zum Besuch ist, während Wolfgang eintritt, schreibt sie: Elle prit une de ces mines que vous connaissez, la tête levée et les yeux baissés, et ne parla pas de mot. Die jungen Mädchen glaubten, que si elles parlent peu, se tiennent bien droites et font les précieuses, qu'alors elles sont accomplies (Jahn, S. 246, 247, 265). Auch Freunde vermißte Wolfgang, zumal Horn, Krespel, Riese und Moors noch durch ihre Studien fern gehalten wurden und er sich mit seinem Freunde Müller nicht wieder zusammenfinden

onnte (Anm. 135 und S. 250, u. Jahn S. 279). „Freunde, vie sich's gehört, darauf wart' ich noch", schreibt er selbst daf. S. 151). Zugleich mit den beiden Olderogge finden wir n dem Goethischen Hause einen Vetter der Familie, qui étoit lepuis quelque tems à la cour (Jahn, S. 263), unter dem vir uns nur einen jüngern Loen denken können (Thl. I. S. 286).

Goethe lebte daher einsamer und häuslicher als je. Nur inmal findet sich eine Spur des Theaterbesuchs, der in die Zeit er Michaelis-Messe, also in die erste Zeit nach der Rückkehr zu etzen sein wird (Jahn, Leipz. Fr., S. 132). Oefteren Besuch widmete der von so reichen Kunstanschauungen erfüllte Jünger Oeser's in dieser ersten Zeit den zahlreichen Frankfurter Kunstsammlungen der Uffenbach, Moser u. s. w. (Thl. I. S. 71, u. Lappenberg, S. 211), wie die Stelle seines Briefs an Oeser vom November ergiebt: „Die Kabinette hier sind zwar klein, dafür sind sie häufig und ausgesucht; mein größtes Vergnügen ist, mich recht darinne umzusehen. Es ist gut, daß Sie mich gelehrt haben, wie man sich umsieht" (Jahn, S. 124).

306. Fräulein Susanne Katharine von Klettenberg (S. 115 unten), die Freundin des biogr. Schema's v. J. 1769 (S. 313), bildete den Mittelpunkt des Frankfurter frommen Kreises. Den Herrnhutianismus (daf.) hatten der bereits im Ersten Theile (S. 272) genannte Pfarrer Claus (Claudi) und ein frommer Herr von Bülow-Plüskow während des siebenjährigen Krieges in den höhern Ständen der Stadt verbreitet. Goethe's Mutter stand mit der Klettenberg, als der Nichte ihrer Tante Textor (der Gattin des Thl. I. S. 299 genannten Majors T.; vergl. den Stammbaum bei Lappenberg, und Belli-G., IV. S. 94), in verwandtschaftlicher Verbindung. In deren frommen Kreis wird sie jedoch erst nach des alten Fresenius, ihres Seelsorgers Tode, eines „großen Widersachers der Herrnhutischen Gemeinde", eingetreten sein (Werke, Bd. XVII. S. 378). Von diesem Kreise schreibt der Pfarrer Claus: „Zu eben dieser Zeit [zu Anfang der Sechziger Jahre] blühete eine besondere Verbindung einiger guten Christen aus den höheren Ständen, zu welcher die Frau Pfarrerin Griesbach, geborne Rambach, Fräulein von Klettenberg und andre Frauenzimmer, nebst dem obengedachten Herrn von Bülow, Herrn Hofrath Moritz und Herrn von Moser gehörten. Wir Alle neigten uns auf die Seite der Brüdergemeinde, sangen ihre Lieder, lasen ihre

Schriften und überlegten oft, was wir von ihr zu denken, wie wir uns gegen sie zu benehmen und ihretwegen zu vertheidigen hätten." Doch scheuten sie sich, den Namen Herrnhuter anzunehmen (Lappenberg, S. 236). Durch Moser kam auch Hamann mit diesem Kreise in Berührung, sowie später Lavater (unten Buch 12, und Lappenberg, S. 209 flgd.). In den „Bekenntnissen einer schönen Seele" versteckt Moser sich hinter dem Namen „Philo", und der „adlige Apostel" daselbst ist der eben genannte Bülow.

Die Frau Griesbach (oben S. 116), die Tochter des berühmten Gießer Theologen Rambach, eines Schülers von Franke, war die Mutter von Goethe's Leipziger Studiengenossen (Anm. 299a). Zu den übrigen Frauen, mit welchen die Klettenberg nach dem Spruche omnis sancta pertinax sich nicht zum Besten vertrug (S. 116), werden noch Frau von Malapart und die Gattin des Kanzleidirektors Moritz zu rechnen sein; wenigstens werden Beide neben der Griesbach und Goethe's Mutter als Diejenigen bezeichnet, in deren Armen die Klettenberg verstarb (Lappenberg, S. 280, u. Belli-G., X. S. 132, Note).

Mit dem von Claus ferner genannten „Hofrath Moritz", dem Legationsrath (Thl. I. S. 107, und Lappenberg, S. 140), dem Bruder des Kanzleidirektors, besuchte Goethe im folgenden Sommer die Brüdergemeinde zu Marienborn im Darmstädtischen und die dortige Synode der „Diaspora-Arbeiter". Goethe selbst erwähnt diese Reise zwar erst zu Anfang des Funfzehnten Buchs, ohne jedoch zu sagen, daß sie in jener Zeit, 1774, gemacht sei. Man würde sie indeß aus innern Gründen dem Jahre 1769 zuzuweisen haben, selbst wenn der Umstand nicht dazu zwänge, daß der Legationsrath Moritz zu Anfang des Jahres 1771, sein Bruder dagegen schon im Februar 1769 verstarben. Deswegen ist Lappenberg's Vermuthung (S. 244 u. 245), an dem Besuche habe 1774 der Kanzleidirektor Theil genommen, unhaltbar. Jene Herrnhutische Gemeinde war von Zinzendorf, der das Schloß der Grafen Isenburg zu Marienborn für die Brüder miethete, etwa dreißig Jahre früher gegründet worden. Die Klettenberg hatte dieselbe in den Sechziger Jahren wiederholt besucht, „eine ihrer nächsten Einrichtungen" (Werke, Bd. XVII. S. 390). Dort wirkten ihre Freunde Schick, der Mähre Neißer, „ein unmittelbarer Schüler Zinzendorf's", ursprünglich Messerschmied (das. S. 391), und der Schweizer Loretz, gewesener Hauptmann (das. S. 391: „Herr v. L., Major in französischen

Dienſten"). Sie befanden ſich unter den trefflichen Männern, welche der junge Goethe dort kennen lernte (Buch 15). Eine im Januar 1769 erneuerte Einladung nach Marienborn hatte die Klettenberg im März dieſes Jahres abgelehnt (Lappenberg, S. 133—152 u. 247). Bezog ſich dieſe Einladung nun auf den dortigen Synodus, ſo würde der Beſuch Goethe's daſelbſt ſchon in das Frühjahr 1769 zu ſetzen ſein.

Mit obigem närriſcher Burſche (S. 117) vergl. bei Schöll (Auff., S. 46) die Worte, welche Goethe in Straßburg ſeiner Freundin in den Mund legte: „Es iſt doch immer noch der alte Geck!"

Creuz war mit Moſer in heftige Fehde beſonders in den Jahren 1766 und 1767 gerathen. Das Nähere in Schmid's Nekrolog, II. S. 471 flgd. (Zu dem biogr. Schema v. J. 1769, S. 313.)

Ein Mitglied des frommen Kreiſes war ferner

307. der Arzt (S. 117), derſelbe, den die „ſchöne Seele" in dem Hauſe ihres Oheims hatte kennen lernen (Werke, Bd. XVII. S. 392). Eine Stelle in Lavater's Tagebuche v. J. 1774 ergiebt, daß in beiden Fällen der in Frankfurt ſeit 1765 praktiſirende Arzt Metz zu verſtehen iſt. Er ſtand 1768 im achtundvierzigſten Lebensjahre. Die Tagebuchſtelle lautet: „Sie [die Klettenberg] ſprach viel von den unvergleichlichen Arzneien eines gewiſſen Dr. Metz in Frankfurt. Der hat ſie, da alle Hoffnung ſchon aufgegeben war, dadurch vom Rande des Grabes zurückgeführt und iſt dabei ein ſehr guter und rechtſchaffner Mann. Aber er giebt Niemand als ſeinen vertrauten Freunden von ſeinen Arzneien." In einem Briefe an Käthchen Schönkopf nennt ihn Goethe einen „liebenswürdigen Mann" (Jahn, S. 77). Die hier in Bezug genommene Heilung der Klettenberg fiel in dieſelbe Zeit, in welcher Goethe durch das geheimnißvolle Salz (S. 119) gerettet wurde; denn ſie ſchreibt am 15. Dezember 1768 an Neißer: „Ja, theuerſter Bruder, ich lebe wieder, gegen mein und gegen aller Menſchen Vermuthen, gegen alle Wahrſcheinlichkeit und vielleicht gegen den ordentlichen Lauf der mich befallenen Krankheit und die ordinaire Kraft der Natur. . . Bei meiner unerwarteten und ſchnellen Beſſerung — denn eine Krankheit von ſechs Monaten, welche noch dazu ein altes Uebel zu Grund hatte, verging in drei Tagen — bei dieſer großen Veränderung" u. ſ. w. (Lappenberg, S. 142 u. 143; wegen Metz ſ. Belli-G., VII. S. 17; Blätter f. lit. Unterh., 1850, Nr. 272, Stricker, Bezieh., S. 51, u. Düntzer's Frauenb., S. 160).

Der zugleich (S. 117) erwähnte etwas hektische, schlanke Chirurgus ist jedoch nicht ermittelt. Die Beschreibung paßt weder auf den damals fast siebzigjährigen Dr. med. Burggrave, den Hausarzt der Familie (Anm. 163) sowie ehemals des Seniors Fresenius, noch auf den auch schon sechzigjährigen Dr. Müller, in welchem Lappenberg den Arzt gefunden zu haben glaubte (a. a. O. S. 266; wegen Burggrave s. Kriegk's Senckenb., S. 318 u. 327, und Belli-G., VI. S. 84). Ob der in den Stadtkalendern als Chirurg und Accoucheur aufgeführte Dr. Pettmann gemeint sei, der nach Kriegk's Bemerkung (a. a. O. S. 318) der Goethe-Textor'schen Familie nicht nur als Arzt, sondern auch als Verwandter nahe gestanden, wagen wir nicht zu entscheiden. (Vergl. Stricker, Aerztl. Kulturgesch., 1865, S. 23).

308. Goethe's chemisch-alchemische Studien (S. 118, 119, 121) betrafen:

a. „Herrn Georgii von Welling Opus Mago-Cabbalisticum et Theosophicum" u. s. w., verfaßt 1721, zuerst herausgegeben 1735 und damals, 1769, von dem Goethe befreundeten Fleischer zu Frankfurt und Leipzig neu aufgelegt (4°, 582 S.). Das Werk zerfällt in die drei Theile vom Salz, Schwefel und Merkur, welchen eine Clavis operis und mehrere Anhänge beigegeben sind. Charakteristisch genug ist das Buch einerseits ganz auf Bibelsprüche gestützt, deren Aufzählung ein langes Register bildet, andrerseits verfolgt es in der Lehre von den die Elemente beseelenden Geistern seinen Stammbaum in grader Linie bis zu den Neuplatonikern und drüber hinaus (S. 118). Vergl. die Stelle im 8. Kap. des Dritten Theils (S. 479): „Wir verstehen mit den Kabbalisten, mit dem Theophrasto... die substantias intermedias, welche die Griechen in Daemones, Agathodaemones et Cacodaemones unterschieden haben, welche schon vor viel hundert Jahren unter dem Namen der Geniorum dem Platoni, Pythagorae...., Proclo, Porphyrio..... Trismegisto, Plotino, Fluddo [Robert Fludd] u. s. w. bekannt gewesen."

b. Theophrastus Paracelsus' Schriften, aus welchen die Dreitheilung des Welling'schen Werks geschöpft ist; Paracelsus läßt die Elemente aus Salz, Schwefel und Merkur sich zusammensetzen, während nach der ältern, von den Arabern (Avicenna) überkommenen Theorie die Metalle, namentlich das Gold, nur aus Schwefel und Merkur bestanden (Kopp, Gesch. d.

Chemie. I. 46, und Goethe's Werke, 40bdg. A., Bd. XXXIX. S. 100).

Auszüge aus Paracelsus' Schriften, z. B. aus dessen De morbis ex tartaro [Weinstein] oriundis, finden sich in Goethe's noch in Frankfurt angefangenen „Ephemerides" 1770 (Schöll's Aufs., S. 76, 99, 100). Paracelsus' Schrift „Ueber die Natur der Dinge" konnte Goethe eine Anweisung zur Hervorbringung seines „Homunculus" im Faust entnehmen.

Paracelsus trat der nur magischen, auf Galenus zurückzuführenden Medizin mit der Lehre von der chemischen Wirkung der Heilmittel entgegen, wie schon vor ihm

c. Basilius Valentinus, vielfach in dem Anhange des Welling'schen Werks „Von dem Stein der Weisen" allegirt, ein Alchymist des funfzehnten Jahrhunderts, dessen Schriften im Druck 1677, 1717 und 1740 zu Hamburg gesammelt erschienen. Die dortige Stadtbibliothek besitzt mehrere seiner Handschriften und alchymistische Werke, welche aus der Frankfurter Uffenbach'schen Sammlung herstammen (Lappenberg, S. 271, u. Anm. 59). Besonders berühmt war sein Traktat „vom fünften Wesen" (Quintessenz).

d. Van Helmont, Anhänger des Paracelsus und Gegner Galen's, Entdecker der Gase (Kopp, a. a. O. S. 121). Er glaubte sich in allen schwierigen Lebenslagen von einem Spiritus familiaris unterstützt. Seine Schriften bei Kopp, S. 127.

e. Der Goldmacher Starckey, unter dem Namen Philaletha bei Welling (S. 525 u. 536 flgd.) citirt.

f. Die Aurea Catena Homeri des Herwerd von Forchenbrunn liegt uns in der Ausgabe v. J. 1781 (Berlin, Decker, 8°, 551 S.) mit dem Haupttitel: „Annulus Platonis oder physikalisch-chymische Erklärung der Natur" u. s. w. vor. Bildlich bezeichnete die — nach Homer's Ilias, XV. V. 18 flgd. so genannte — „Goldne Kette" Lappenberg zufolge (S. 272) „in der neuplatonischen Schule die Reihe der Philosophen, in denen sich die geheime Philosophie oder das Mysterium des Neuplatonismus vom Hermes Trismegistos bis Porphyrius und Proklus erhalten und ausgebildet hatte" (vergl. oben sub a). Auch in diesem Werke wird den „mechanischen Aerzten" gegenüber die Möglichkeit eines Universalheilmittels aus dem allgemeinen Geiste der Natur hergeleitet (S. 516).

g. Agrippa von Nettesheym, schon Thl. I. S. 150 und in Anm. 128 berührt, ist um so mehr hieher zu ziehn, als

auch Stellen der „Ephemerides“ (oben unter b) denselben betreffen.

h. Boerhave's Aphorismen (S. 121), damals die Grundlage des medizinischen Unterrichts in ganz Deutschland (Virchow), aus welchen die mehrerwähnten Ephemeriden (bei Schöll, S. 77) einige Auszüge enthalten, und sein chemisches Kompendium, die Elementa chemiae (1732), waren Vorläufer der neuen Zeit und erschütterten den Glauben an die Alchymie durch exakte Versuche, welche deren Annahme von einer Metallverwandlung und damit die ganze Goldmacherkunst ad absurdum führten.

Eine Schrift der Starckey'schen Richtung, „Metallischer Baumgarten“, aus dem Nachlasse der Klettenberg wird noch zu Frankfurt aufbewahrt (Mittheilung des Herrn Prof. Creizenach). Goethe scheint durch seine Freundin auch auf rein theologische Schriften, namentlich auf Thomas a Kempis' „Nachfolge Christi“, woraus die „Ephemerides“ (Schöll, S. 35 u. 83) ein Exzerpt enthalten, auf Tauler, auf das „verborgene Leben mit Christo in Gott“ von Jean de Bernières Louvigny (Schöll, S. 98) und andre Mystiker hingelenkt worden zu sein. Von Jakob Böhme findet sich in jenen Aufzeichnungen jedoch keine Spur.

Goethe's damalige Briefe an Leipziger Freunde, von welchen uns jedoch grade die an Langer gerichteten fehlen, geben keinen Aufschluß über seine theosophischen Studien. Die Stelle: „meine gegenwärtige Lebensart ist der Philosophie gewidmet“ (Jahn, S. 158), dürfte in weiterm Sinne zu verstehen sein. Nur Anspielungen und Bilder zeigen den jungen Adepten, Stellen wie: „Und hätt' ich sechs Alraune“, die fernere von dem nachtforschenden Magus, der einen Alraun pfeifen hört, und von den „Sachen ...., die ich doch so wenig besitze als den Stein der Weisen“ (Jahn, S. 138, 147, 151), sowie noch später, 1773, die von dem Aurum potabile und Elixir vitae (Goethe u. Werther, S. 174). Die ganze Kunst „des Moses und Zoroaster“ war auf die mit diesen Werthen bezeichneten zwei Ziele, das Goldmachen und das Lebenselixir, das Universale, die „überköstliche, hochnöthige Medizin“, gerichtet.

Durch den Spiritualismus sowol der pantheistisch angehauchten Mystiker als der Alchymisten wurde Goethe zu diesen Vorstudien zum „Faust“ hingezogen. Der junge Dichter fand bei ihnen eine vergeistigte Natur, eine Weltseele, deren Ausstrahlungen alle Elemente und die elementarischen Vorgänge

lenkten. Die, wenn auch unklare und widerspruchsvolle, Naturauffassung der Paracelsus und Helmont war eine ganz pantheistische: in allen Substanzen wirken begeistigte Wesen, Sylphen, Undinen, Pygmäen, Salamander, je nach dem Elemente, und Boerhave, der von der Theologie sich zur Medizin rettete, um dem Verdachte des Spinozismus und den Folgen solchen Verdachtes sich zu entziehn, ging von einer verwandten Anschauung aus. Scherr und Caro (Ersterer in seinem Abrisse über Goethe's Leben, Gartenlaube 1873, Letzterer in La philosophie de Goethe 1866) haben darauf hingewiesen, wie die alchymistischen Studien Goethe's schon die spätere Wendung zu Spinoza vorbereiteten. Und es sei daran erinnert, daß auch Leibniz seinen Weg durch jene obskure Wissenschaft genommen hat (Hegel, Gesch. d. Philos., III. S. 450). Schon 1770, bevor er noch Spinoza kennen gelernt, vielmehr noch erfüllt von herkömmlichem Abscheu vor demselben, erklärte Goethe bei der Prüfung einiger Sätze des Giordano Bruno, der einst in seiner Vaterstadt gelehrt und geschrieben, es für unzulässig, Gott und Natur gesondert zu behandeln. Er erkennt Gott nur vermittelst der erkannten Natur. Alles Existirende gehört zum Wesen Gottes, weil Gott das einzige Wirkliche ist, die Welt von Gott emanirt (Ephemerides 1770, bei Schöll, Aufs., S. 103). Diese Sätze sind ein Beweis, daß Goethe schon damals dazu gelangt war, nicht nur „den poetischen Theil der Alchymie", wie er später in der „Farbenlehre" meinte, sondern auch den philosophischen „mit freiem Geiste zu behandeln" (Werke, 40bdg. A., Bd. XXXIX. S. 102).

309. Die hermetische Medizin (zu S. 119) wurde in dem damals (1767) neu aufgelegten „Allgem. Lexikon der Künste u. Wissensch." von Jablonski noch ernsthaft als Wissenschaft dargestellt, trotz Sydenham, Boerhave, Haller und Tissot, nach deren Rezepten Goethe während seiner Krankheit, neben den alchymistischen Geheimmitteln, sich ganz modern mit Cortex Chinä behandeln ließ (Werke, Bd. III. S. 134).

Der S. 119 oben geschilderte kritische Moment der Krankheit trat am 7. Dezember (1768) ein, dem Geburtstage Korneliens. Am Morgen hatte sie noch eine melancholische Betrachtung über ihr vollendetes achtzehntes Lebensjahr ihrem Tagebuche anvertraut, als der heftige Kolikanfall ihres Bruders sie ganz in Anspruch nahm. Jahn (a. a. O. S. 277 u. 278) berichtet nach ihren Aufzeichnungen: „An ihrem Geburtstag ward

er von einer heftigen Kolik befallen, so daß er die furchtbarsten Schmerzen litt; vergebens suchte man ihm einige Linderung und Ruhe zu verschaffen; sie hatte es nicht länger aushalten können, ihn in einem Zustande zu sehen, der ihr das Herz zerriß, ohne daß sie ihm helfen konnte. Zwei Tage hielt dieser schreckliche Zustand an, dann wurde er etwas besser, doch konnte er noch keine Viertelstunde sich aufrecht erhalten; indessen hofft sie, wenn nur die Schmerzen erst aufhören, werden die Kräfte sich schon wieder einstellen. Sein Zustand erregt allgemeine Theilnahme; wo sie sich in Gesellschaft zeigt, drängt Alles sich um sie, Freunde und Freundinnen, um von seinem Befinden Nachricht zu erhalten."

Paracelsus und Helmont nannten den Geist, welcher der Verdauung vorsteht, den Archeus; dessen Wirksamkeit ist bei Ueberhandnehmen der Säuren durch chemisch entgegengesetzt wirkende, laugensalzhaltige Mittel zu unterstützen (Kopp, a. a. O. S. 125). Der Alchymist des 17. Jahrh. Glauber wandte zu solchem Zwecke besonders schwefelsaures Natron an, dem er den Namen Sal mirabile beilegte. Sein Miraculum mundi (1653) empfahl dies Glaubersalz als ein allgemeines Auflösungsmittel. Dieses oder ein ähnliches Mittel wird Dr. Metz angewandt haben. Daß es alkalischen Geschmack hatte (S. 119), erklärt die Natur dieser Salze, „welche durch die Verbindung der Schwefelsäure mit den Alkalien im Kochsalz und Salpeter sich bilden" (Kopp, I. S. 130; vergl. die Anzeige bei Belli-G., IV. S. 63, und Böhme's Saliter, sal nitri).

Die Mutter, welche den Arzt berufen, suchte zugleich Trost in der Bibel. Auf seiner Harzreise im Jahre 1777 zu Altenau am 9. Dezember schrieb Goethe an Frau von Stein: „Es ist eben um die Zeit, wenig Tage auf [oder] ab, daß ich vor neun Jahren krank zum Tode war; meine Mutter schlug damals in der äußersten Noth ihres Herzens ihre Bibel auf und fand, wie sie mir nachher erzählt hat: ‚Man wird [Du sollst] wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu pfeifen.' Sie fand für den Augenblick Trost und in der Folge manche Freude an dem Spruche" (Br. an Fr. v. Stein, I. S. 137). Die Erinnerung an denselben erfüllt Goethe's Korrespondenz mit seiner Mutter. Er schreibt ihr am 9. August 1779: „Weil ich aber auch möchte, daß, da an den Bergen Samariä der Wein so schön gediehen ist, auch dazu gepfiffen würde"; am 7. Dezember 1783, dem Jahrestage: „Hätte man Ihnen in dem bösen Winter von 69 in einem Spiegel

vorausgezeigt, daß man wieder auf solche Weise an den Bergen Samariä Weinberge pflanzen und dazu pfeifen würde", und die Mutter an ihn noch kurz vor ihrem Tode im Rückblick auf das ganze Leben, am 3. Juni 1808: „Ja, ja, man pflanzt noch Weinberge an den Bergen Samaria, man pflanzt und pfeift. So oft ich was Guts von Dir höre, werden alle in meinem Herzen bewahrte Verheißungen lebendig. Er! hält Glauben ewiglich, Hallelujah!" (Keil's Frau Rath, S. 145, 197 u. 381). Der Spruch ist aus Jeremia, Kap. 31. V. 5.

310. Die Freundin (S. 119) wohnte in dem Hause „Zum kleinen Rahmhof" in der Papagei-Gasse (Mittheilungen des Frkftr. Vereins f. Gesch. u. Alterth., II. S. 159).

Welling behandelt den „philosophischen Brunn, Geschirr und Ofen" in hoch mystischer Weise S. 565 seines oben (Anm. 308 a) genannten Werkes. Maßgebend, auch für Goethe's Windöfchen (S. 120), werden Glauber's Furni novi philosophici (1648) gewesen sein (Kopp, a. a. O. S. 132).

Welling in dem Ersten Kapitel „Vom Ursprung des gemeinen Saltzes" giebt an verschiedenen Stellen Nachweise, „wie die Alcalia leichtlich in ein annehmliches saures Koch-Saltz zu verwandeln" (zu S. 119 unten u. 120 oben), namentlich im §. 5 und §. 31. Das Luftsalz (S. 119 unten) wird im §. 8 daselbst als ein die ganze Luft erfüllendes Salz, „nemlich Feuererfüllete Luft", geschildert, und solches ist „von aller Wässerigkeit zu scheiden, und dieses wunderbare Saltz... vor Augen zu legen". Jene überirdischen Dinge (S. 120 oben) sind die solarischen Theile dieses Luftsalzes, dieser feuererfüllten Luft. Ein Mittelsalz per se, ein reines Mittelsalz. Nach Oken sind Erd- oder Mittelsalze Säuren mit Erden.

Der Ausdruck Bad (zu Sandbad, S. 120) von dem Medium, in welches ein chemischer Körper gebracht wird, gehört auch der modernen Chemie an; s. Beispiele von Mitscherlich bei Sanders. Im „Faust" (Werke, Bd. XII. S. 37) werden Gold und Silber „im lauen Bad" vermählt.

311. Das S. 120 beschriebene Experiment mit Quarzkieseln hatte Helmont zuerst angestellt. Kopp (Gesch. d. Chemie, I. S. 122) sagt von ihm: „Er wußte die Kieselerde durch Zusatz von viel Alkali zu einem Glase zu schmelzen, welches an einem feuchten Ort zerfließt, und aus dessen Auf-

lösung die Kieselerde durch Zusatz von Säure unverändert wieder abzuscheiden."

Nach Welling soll die jungfräuliche Erde produktiv werden, in den Mutterstand übergehen; im §. 16 des Ersten Kapitels hat er „mit unumstoßlichen Gründen bewiesen....., daß der Trieb-Sand, oder die Jungfräuliche Erde, die andere allgemeine Mutter sey"; „die erste materialische Mutter ist.... das Wasser, geursprungt von dem Centro aller Oberdinge, und aus dieser die andere allgemeine Mutter, die Jungfräuliche Erde (Trieb-Sand) ganz einerley mit der ersten, von deren subtilsten und innerm Staube der Mensch gebildet worden".

312. Das Zeichnen (S. 123) hatte der Schüler Oeser's in Frankfurt wol nie aufgegeben; nach dem Briefe an Letzteren vom 9. November 1768 wollte es zwar mit dem Zeichnen aus freier Hand nicht recht fort, aber zu seinem Rüstzeuge während der Krankheit gehörten doch auch „Zirkel und Papier". „Uebrigens zeichne ich sehr viel," schreibt er am 30. Dezember 1768 an Käthchen, für die er Halstuch und Fächer zu malen verspricht. Seiner Schwester zeichnet er „allerliebste Köpfe", von welchen sie ihrer Wormser Freundin Fabricius einige schicken will (Jahn, S. 120, 159, 77, 89 u. 280).

313. Morgenstern (S. 123) ist als Schüler von Schütz schon in Anm. 74 bezeichnet; er trat in dessen Lehre 1770 ein und kam überhaupt erst in diesem Jahre nach Frankfurt. Die Angaben über Morgenstern's Thätigkeit in Goethe's väterlichem Hause beziehen sich daher auf die spätere Zeit nach Letzteres Rückkehr von Straßburg (Gwinner, Kunst und Künstler, S. 390, und Nagler's Lexikon). 1814 und 1815 sah Goethe den „im hohen Alter fleißig fortarbeitenden" Freund seines Hauses wieder (Werke, Bd. XXIX. S. 335). Gerühmt werden seine Kirchenprospekte im Geschmack der Niederländer Steenwyck und de Neefs, besonders die Ansicht des Doms zu Antwerpen. Seine durch Sohn und Enkel noch vermehrte Sammlung ist Frankfurt leider nicht erhalten geblieben.

314. Seite 124 kommt Goethe auf seine Krankheit zurück. Im biogr. Schema (S. 313) schließt das Jahr 1769 mit „des Uebels Entdeckung". In dem Halse wund war er jedoch, nach

der Epistel an Fr. Oeser, schon im Herbste 1768 (Jahn, S. 136). Dies war ein nur partielles Leiden. Der Verlauf der eigentlichen Krankheit läßt sich nach den Leipziger Briefen genau verfolgen. Der S. 119 (Anm. 309) geschilderte Anfall fesselte ihn einige Wochen ans Bett, jedenfalls bis zum Ablauf des Jahres an das Zimmer (Jahn, S. 77), ohne daß seine muntre Laune und seine Beschäftigungen — Zeichnen, Dichten, Märchen und Briefe schreiben — darunter gelitten hätten. Zu Anfang des neuen Jahres (1769) wird er „auf Parole losgelassen", der Legationsrath Moritz giebt zur Feier der Wiederherstellung seines jungen Freundes eine Gesellschaft; da erneuert sich der Anfall in der Mitte Januar, und er ist genöthigt, wieder Wochen lang das Zimmer zu hüten (Jahn, S. 80, 278, 146, 153). Nach dem zuletzt citirten Briefe schreibt er Mitte Februar „in einem Sessel, die Füße wie eine Mumie verbunden, vor einem Tisch gelagert", und nennt sich „vier Wochen an den Bettfuß und vier Wochen an den Sessel angeschraubt". Nach einem ungedruckten, kürzlich (Februar 1874; s. Berl. Nat.-Zeit., 1874, Nr. 85) in einer Londoner Auktion für mehr als 100 Thaler (22 Lstr. 10. Sh.) verkauften Briefe aus dieser Zeit gab Goethe damals der Befürchtung Raum, die unterbrochenen Universitätsstudien überhaupt nicht wieder aufnehmen zu können. Im April fand ihn der aus Leipzig zurückgekehrte Horn immer noch ungesund aussehend und „sehr stipide geworden". Im Laufe des Sommers trat jedoch Erholung ein. Er machte den schon erwähnten Ausflug nach Marienborn (Anm. 306), und andre Reisen in die Umgegend werden sich angeschlossen haben, deren Erinnerung zum Theil oben S. 13 und 14 bewahrt ist. Die Fensterscheibe eines Hauses zu Worms, welches damals einer Familie von Kampf gehörte, trägt noch Goethe's Namen mit der Jahrszahl 1769. Die Ausflüge erstreckten sich daher wie im Jahre 1765 bis Worms, und er besuchte hier Charitas Meixner und Katharina Fabricius, mit der er durch seine Schwester auch in briefliche Verbindung gerathen war. Nach Hohenreuther (s. Anm. 177a) glaubte man, Goethe sei damals zu Worms in den Freimaurerbund eingetreten. Ein solches Gerücht mag entweder durch seinen Verkehr mit den dortigen Frommen oder durch Verwechslung mit der in Anm. 168 erwähnten Arkadischen Gesellschaft entstanden sein. Zu Ersteren gehörte sein Freund Trapp (Schöll's Aufs., S. 31 flgd.).

Im Sommer machte ihm Käthchens Verlobung mit Kanne

viel Kummer, und seine Frankfurter Freundinnen, die Schwestern Gerock und Krespel, vermochten ihn nicht zu trösten; aber er konnte doch im August dem Gerücht seines fortdauernden oder wiedergekehrten Leidens widersprechen: „ich befinde mich erträglich, freilich manchmal weniger, als ich es wünschen möchte". Erst im Januar 1770 nennt er sich wieder „frisch und gesund" (Jahn, S. 90, 98 u. 207 flgd.).

Im Ganzen ist man über diese Periode des Goethischen Lebens weniger genau unterrichtet als über die Leipziger und Straßburger Zeit, zumal auch Korneliens Tagebücher uns im Stiche lassen (Jahn, S. 238). Von äußern Ereignissen, die Goethe mehr oder minder berührt haben mögen, erwähnen wir den Tod des Malers Trautmann und den des Kanzleidirektors Moritz im Februar, ferner den Uffenbach's im April 1769. Am 26. dieses Monats erregte ein Duell in der Bornheimer Heide, in welchem der Notar Lange den Fähnrich von Ruyß tödtete, Lange sich aber durch die Flucht vor der gerichtlichen Verfolgung rettete, die Theilnahme der Reichsstädter (Mittheil. des Vereins ꝛc., Bd. III. S. 121). Im Bethmann'schen Hause sah Goethe im Spätherbste 1769 Paoli auf dessen Durchreise nach London (Werke, Bd. XXIX. S. 770, und unten im 17. Buch). Auch traf er noch vor seinem Abgange nach Straßburg mit Schlosser in der Heimath wieder zusammen (S. 122). Welche Bewandniß es mit seiner Postreise im Februar 1770 hatte, wissen wir nicht (Biedermann, II. S. 19).

315. Vor dem Abgange verhängte Goethe wiederum ein großes Haupt-Autodafé über seine Arbeiten (S. 125). Die lange Krankheit hatte seinen dichterischen Fleiß nicht beeinträchtigt. In seinen Briefen ist stets die Rede von neuen Gedichten, und Kornelien hatte er immer etwas Neues vorzulesen (Jahn, S. 96, 280). Diese Thätigkeit konzentrirte sich auf die Umarbeitung der „Mitschuldigen" und auf die Herausgabe der von Breitkopf in Musik gesetzten Lieder (Anm. 287), von welchen ein großer Theil, und zwar der werthvollere, erst in Frankfurt entstand, z. B. das durch Käthchens Verlobung hervorgerufene „Hochzeitslied". Die ältern Leipziger Lieder bilden diejenige Sammlung, welche er im Manuskripte Friederike Oeser gewidmet hatte, ohne deren Wohlgefallen dadurch zu erwecken (Jahn, S. 177, 144 u. 160). Der Druck der zwanzig Lieder beschäftigte ihn während des größeren Theils des Jahres 1769, zu dessen Antritt er das heitre „Neu-

jahrslied" dichtete und noch besonders drucken ließ, ehe es in jene Sammlung Aufnahme fand. Dieser erste Druck ist jedoch nicht wieder aufgefunden (Werke, Bd. III. S. 25, u. Jahn, S. 77). Die Erlebnisse der Leipziger Zeit bildeten den Gegenstand noch eines dritten Drama's, der Farce: „Lustspiel in Leipzig", woran er im Januar 1769 arbeitete. Auch dieses wird den Flammen geopfert worden sein, obgleich der Dichter Anfangs daran dachte, es im Druck erscheinen zu lassen (Jahn, S. 153).

316. Gottfried Arnold's Kirchen- und Ketzergeschichte (S. 126), „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie" (vier Theile; Frankfurt a. M., 1688 bis 1699) ist allerdings dazu angethan, von den Ketzern einen vortheilhaften Begriff zu geben, da der Verfasser das wahre christliche Leben und die Tradition der Kirche überhaupt nur bei den Ketzern, bei der Hierarchie und in der offiziellen Kirche dagegen das Antichristliche erblickt. Da ihn eine innige persönliche Frömmigkeit beseelt, so war die Wirkung des Werks um so tiefer. Es fand so viel Anhänger als Widersacher, unter den Letzteren hauptsächlich Cyprian (Allgem. Anmerk. über G. Arnold's Kirchen- und Ketzerh. 1700; s. Dorner's Gesch. d. protest. Theologie, 1867, S. 645). Edelmann schöpfte aus Arnold's Buche seine freidenkerischen, aber einen Gegensatz gegen den Rationalismus der Zeit bildenden, in Frankfurt von Henkers Hand verbrannten Schriften (Anm. 121). Aus demselben Widerspruche gegen die herrschende Theologie ging auch Goethe's Antheil an dem Buche hervor, auf welches er noch im Jahre 1823 in einem Briefe an Graf Sternberg anspielt (Briefw., S. 92).

317. Gleich einem der Arnold'schen Ketzer versuchte Goethe nach den Fingerzeigen, welche ihm seine Kabbalisten, namentlich Welling, gaben, sich eine eigene Theo- und Kosmogonie auszubilden: wie die geheime Wissenschaft selbst eine Verquickung biblischer und neuplatonischer Anschauungen (Anm. 308a). Das biographische Interesse an diesen Ideen möchte in der sich darin kundgebenden Abwendung von den theologischen Richtungen der Zeit bestehen. Wie des jungen Dichters Gemüth, unbefriedigt von dem konfessionellen Dogmatismus (oben S. 76), Genüge bei den Herrnhutern suchte, wo in der That allein gemeinsames christliches Leben zu finden war (vergl. Lessing's „Gedanken über die Herrnhuter", 1750; Werke, Hempel'sche Ausg., XIV. S. 211), so nahm er als

Dichter, Philosoph und Theologe schon damals bestimmte Stellung gegen den Deismus der Zeitgenossen. In den oben (Anm. 308) angezogenen Sätzen zur Vertheidigung G. Bruno's gegen Bayle bekannte er sich zu einer monistischen Weltauffassung (systema emanativum), die hier, in Verbindung mit Spinoza's Ausdehnung (S. 127 unten), in dem wiederholten Betonen der Gottgleichheit der verschiedenen Emanationen streng durchgeführt wird (wie sie unbedingt, S. 126 unten; unbedingt, aber in ihm enthalten, S. 127, Z. 5; unbedingt mächtig und ewig, S. 127 medio; zugleich unbedingt und beschränkt, S. 128). Indem Gott die Welt aus sich entläßt, bleibt sie bis in ihr Letztes göttlich.

Die Produktion der Gottheit (S. 126) ist eine dreifache:

a. Sie schafft nur sich selbst (in sich hinein), indem sie sich selbst vorstellt, sich als ein Zweites erscheint und wieder die beiden Entstandenen sich im Dritten als identisch erscheinen (S. 126). In diesem nur phänomenalen Prozeß bleibt die Trinität eine Einheit. Ein weiteres Differenziren, ein weiteres Integriren ist nicht möglich. Der Kreis der Gottheit ist nothwendig geschlossen, da jedes Weitere nur Wiederholung sein und in dieselbe Kreisbahn zurück- oder aber aus der Einheit hinausführen würde.

Goethe reiht sich mit dieser, allerdings nur kurz angedeuteten Erklärung der Dreieinigkeit an Leibniz (Defensio Trinitatis per nova reperta logica) und Lessing (Christenthum der Vernunft, §§. 1—9 von „Sohn Gott" und 9—13 vom heiligen Geist als der Harmonie des Vaters und des Sohns), geht aber Hegel's dialektischer Konstruktion derselben voraus, während Herder, unseres Wissens, sich auf deren logische Erklärung nicht eingelassen hat (vergl. jedoch seine vierte Schrift v. J. 1766).

Welling nimmt die Trinität als gegeben an und amplifizirt nur die Bibel: „Im Anfang schuf[en] die Elohim, das ist, die mächtigen Richter Vatter, Sohn und Heiliger Geist, die Himmel und die Erde, das ist, das Chaos oder die aus des Lucifers Ort mit allen seinen Heeren zusammengemischte Massam" (S. 106).

b. Die Gottheit schafft zweitens aus sich heraus, entläßt aus sich, oder — wie Lessing den Unterschied bezeichnet — sie denkt sich in allen ihren Vollkommenheiten nicht auf einmal und ungetheilt wie bei a, sondern sie denkt ihre Vollkommenheiten getheilt, eine von der andern abgesondert. Ihr Vorstellen aber ist ein Schaffen. Das Geschaffene ist zwar gleich dem

Schöpfer, aber, weil in ihm enthalten, endlich und beschränkt (S. 126 unten). Der so entstandenen ersten Kreatur, Lucifer, wird die fernere Schöpfung in dieser Periode übertragen. Denn der Lucifer des Jesaia (14, 12; vergl. Lucas 10, 18) wird mit dem Demiurg der Gnostiker, dem Weltschöpfer (Neander, Kirchengeschichte, I. 2. S. 766) identifizirt. Auch spielt die orientalisch-astrologische Vorstellung hinein, daß Lucifer (Venus) als Führer der Sterne (Planeten) auch deren Schöpfer sei.

Anders Welling: „Weil dann nun dieser wahre Dreyeinige ewige Gott... in sich selber die allergröste... Seligkeit genosse, und wollte, daß auch Creaturen wären, denen er sich in dem Ausfluß seiner Göttlichen Güte könte mittheilen..., so schuf er dann durch Christum die Geist-Welt, in welcher der Sohn der Morgenröthe [Lucifer] der allerherrlichste und fürtreflichste... war. Da aber dieser in seiner so fürtreflichen Herrlichkeit und Macht, sich in Hochmuth wider Gott erhube, ward er .... mit allen seinen Engeln .... in eine unbegreifliche Finsterniß verstossen, in welche zugleich alle seine Himmel mit verwickelt worden" — und von der Entstehung der Materie: „Da aber in diesem [Lucifer's] Ort .... der Göttliche Glantz und Licht hineinwärts gekehret ward [Goethe's Konzentration], da war es kein helles oder Licht-Wasser mehr, sondern ein dunckeles, kaltes, grimmfeuriges und greifliches ▽, ein Sand- und Stein- machendes ▽, und dahero Gen. I. V. 2. genannt Erde oder Erdisches, das ist, ein schleimichtes, schweflichtes Saltz-Wasser; und das war das ▽ oder Chaos, so der Text Finsterniß nennet" (S. 449 u. 104).

Die Lehre von dem schaffenden Lucifer und seinen Heerschaaren zeigt vorzüglich den Einfluß des Neuplatonismus mit seinen oben (Anm. 308) erwähnten Dämonen, welche in Agathodämonen, hier die sich wieder gegen ihren Ursprung wendenden Engel (S. 127), und in Kakodämonen, hier die mit Lucifer abfallenden Engel, auseinandergehen. Es spiegelt sich darin eine Eigenthümlichkeit der Mythologien wieder, welche zwischen Götter und Menschen Titanen einschieben und die humane Epoche erst nach Aeonen von Götter- und Heroenkämpfen setzen.

Jenes Hervorgehnlassen der Materie (S. 127) aus der fortgesetzten Konzentration der Zwischengeister, der Schwere aus ihrem Abfall, kennen schon die ältern Kosmogonien; aber auch die neuere Naturwissenschaft findet ihre Rechnung bei dem hier geschilderten Widerspiel der konzentrischen und der zentrifugalen

Kräfte. So sind auch wir „einmal gefestet, einmal verflüchtigt" (Goethe's Werke, Bd. II. S. 316).

Die Wesensgleichheit des Geschaffenen mit dem Schöpfer bestätigt Welling: „so ist dann ... gewiß, daß wir die Schöpfung aus Nichts ... in keiner Weise anders verstehen können, als daß, da Gott der allmächtige schuf, solches aus und von seinem selbst eigenen Wesen geschehen sey, nemlich von seinem herrlichen Lichte und Glantze. Darum nun das Chaos nothwendig ein zerstöhrendes Leiden muß geduldet haben, ehe es aus dem Göttlichen Licht-Glantze in diese öde, wüste und finstere greifliche, i. e. irrdische Massa gerathen" (S. 106).

c. Eben diese irdische Schöpfung, als die dritte Emanation der Gottheit, beginnt mit dem Lichte, welches, wie die Finsterniß mit der Konzentration und dem Abfall, mit der Expansion und der Rückwendung zu Gott zusammenfällt. Auch Lucifer und die abtrünnige Geisterwelt werden dem Gottesreich erhalten (S. 128. oben), wie auch Mephistopheles im Vorspiel zu „Faust" vor dem Herrn erscheinen darf und auch er in diesem Reiche seine Verwendung findet. Das Ziel der neuen Schöpfung ist aber, da Jene abgenutzte und nur noch negative Werthe bilden, des Menschen „geeinte Zwienatur" (Faust, Werke, Bd. XIII. S. 238), der Adam, ausgestattet mit Bewußtsein und freiem Willen, aber beschränkt und deshalb bestimmt, wie jene Bramane (Werke, Bd. I. S. 279),

„Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen, Paria, dieser Erde
Niederziehende Gewalt."

Die Erlösung ist als von Ewigkeit beschlossen, als nothwendig und sich stets erneuernd gedacht (S. 128), weil die Erlösungsbedürftigkeit mit der Endlichkeit und Beschränktheit der Kreatur gegeben war, weil das obschon wesensgleiche Geschöpf geringer sein mußte als der Schöpfer. Die Erlösung durch Zwischenkunft der Gottheit war schon vor der dritten Schöpfung bestimmt (oben S. 127). Nur so konnte die Schöpfung gerettet werden, daß die Gottheit die schon verfallene Schuld selbst einlöste, selbst sich zum Opfer darbrachte. Nur das höchste denkbare Opfer war für diesen höchsten Zweck ausreichend. Daher: nichts ist natürlicher (S. 128). Die Gestalt des Menschen bot sich der Gottheit dar, als die schon vorhandne Hülle eines ihr im Wesen Gleichen. Aus der Tiefe des Gedankens, daß alle

Schöpfung nur ein Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen sei (S. 128), weshalb die vorstehenden Schöpfungen b und c nur der Anfang sind einer unendlichen Reihe, fließt von selbst die Nothwendigkeit einer stetigen Erneuerung der Erlösung. Auf die wiederholten indischen Inkarnationen Gottes verweisen daher die Worte: die Geschichte aller Religionen und Philosophien (S. 128; vergl. den Anfang von Goethe's „Der Gott und die Bajadere").

„Da die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn in armer Knechts Gestalt", um „uns die Verläugnung unser selbst" zu lehren (Welling, S. 452 und 453). Hierauf, auf Christi Vorbild, deutet Goethe mit der ethischen Wendung des Schlusses hin, auf die Pflicht, uns zu entselbstigen. In demselben Sinne heißt in den „Wanderjahren" das Christenthum eine auf die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, gegründete Religion, ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen können, nämlich „auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen" (Bd. XVIII. S. 166).

Goethe's Kosmogonie ist nicht reine Spekulation; auch die Geschichte der Religionen und Mythologien hat ihren Antheil. Um von der Gottheit zum Menschen zu gelangen, bedurfte es einer Ueberbrückung. Viele Evolutionen mußten unendliche Zeiträume und gleichsam geologische Perioden ausfüllen. Für den Menschen war zudem, zur Erklärung des Bösen, die supranaturalistische Vorstellung intelligenter böser Geister, Lucifer's und seiner Sendboten, ein Bedürfniß, im Grunde nur die mythische Projektion eines Vorganges im eignen menschlichen Bewußtsein. Goethe und seine Zeitgenossen standen mit jenen Geistern des Abfalls durch Klopstock's „Messias" auf vertrauterm Fuße als unsere Generation, Klopstock weist zurück auf Milton's „Verlorenes Paradies", und hinwieder Milton, der in Leyden studirt hatte, schöpfte aus Vondel's „Lucifer". Noch zur Zeit der Abfassung unsers Buchs wagte sich des milden Sailer Erzählung „Der Sturz Lucifer's" ans Licht, welcher Goethe, obschon erst nachträglich i. J. 1813, lebhaften Antheil zuwandte (Fr. Kölle, Erlebtes, I. S. 213 in „Deutsche Pandora, Gedenkbuch," Stuttgart 1840).

Neuntes Buch (S. 129 bis 168).

318. Goethe's biographisches Schema (Fortsetzung von Nr. 4, 46, 68, 95, 130, 167, 208 u. 257):

1770. Straßburg. — Schönes Land. — Tischgesellschaft. Juvenile. — Salzmann. — Lerse. Jung. — Herder. — Brion. — Lenz? — Zweck der Promotion. — Mediziner. — Anatomie. — Chemie. Hospitäler. — Accouchement. — Homer. — Deutschheit emergirend. — In Straßb[urg] wenig franz[ösisch] unter uns gesprochen.
(Goedeke's Grundr., II. S. 878).

---

319. Die bedeutende Stelle (S. 129), mit welcher das Neunte Buch beginnt, ist einer Rezension des berühmten Göttinger Professors Heyne, des Schülers von Christ und Gesner, im ersten Stück der Allgemeinen deutschen Bibliothek v. J. 1765 (I. S. 128 bis 131) entnommen. Sie betrifft Lindner's „Lehrreichen Zeitvertreib in Ovidianischen Verwandlungen" (Leipzig 1764). Heyne — daß es Heyne war, wußte Goethe nicht — wendet sich gegen eine der Hauptschranken der damaligen ästhetischen Kritik, die, verführt durch Horaz's Et prodesse volunt et delectare poetae, den Werth der Kunst in der unmittelbar moralischen Wirkung suchte. Breitinger's kritische Dichtkunst basirt, wie die Gottsched's, durchweg auf dem Ergetzen und der Besserung des Menschen. Dasselbe Lied hatte auch der Zeitzer Konrektor Lindner gesungen und in der Vorrede „sich angelegen sein lassen zu zeigen, was für ein fürtrefflicher Sittenlehrer Ovid sei." „Dies ist nun in der That eben das Vorzügliche dieses Dichters nicht!" entgegnete Heyne, „und auch seine Verwandlungen sollen eben keine Sittenlehre sein; nicht als wenn die Sittenlehre gar nichts dabei gewinnen könne, sondern die Sache verhält sich eigentlich so: ein mit guten moralischen Grundsätzen verwahrtes Gemüthe wird, so wie es gegen den Leichtsinn des Dichters sattsam bedeckt ist, hin und wieder vortreffliche Maximen, Sätze und Lehren antreffen, welche, weil sie poetisch-schön ausgedrückt sind, plötzlichen und tiefen Eindruck auf dasselbe machen werden; es wird staunen, wenn ihm unerwartet der Vers aufstößet:

Sors tua mortalis; non est mortale quod optas,
oder: ....sibi quisque profecto
Fit deus; ignavis precibus fortuna repugnat.

Hieran schließt sich unmittelbar die von Goethe herübergenommene Stelle an.

Von den Werken aus Wieland's zweiter glänzenden Epoche (S. 130) las Goethe die „Idris" zuerst im November 1768, „Musarion" und „Don Sylvio" schon früher und die „Dialogen des Diogenes" im Februar 1770 (Jahn, S. 122, 121, 215, und oben Anm. 267).

Mit den Kompendien (S. 130) wird an den vorletzten Satz des Heyniſchen Allegats angeknüpft. Hamlet's bedenkliches Wort kann nur das bekannte ſein (I, 5): „Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit [Philoſophie treuer in Wieland's Ueberſetzung 1766] ſich träumt."

320. Es waren die Lehren Oeſer's, mit denen Goethe dem Vater läſtig fiel (S. 131). Nach ſeinem zweiten Briefe an ſeinen Meiſter (Jahn, S. 120) übte er ſich gleich Anfangs zu Frankfurt im Architektur-Zeichnen: „wie weit ich mit dieſer Stütze [dem Lineal] in der Baukunſt und in der Perſpektiv kommen kann". Mit Oeſer hatte er alles Schnörkelweſen (S. 131) über Bord geworfen (ſ. S. 90 und Anm. 261). Die chineſiſchen Tapeten kennen wir ſchon aus dem Erſten Theile, S. 79 und 301.

321. Goethe's Briefe an die Leipziger Freunde deuteten ſchon in der Mitte des Jahres 1769 dunkel an und ſprachen dann ſeit dem Dezember klar aus, daß er zu ſeiner ferneren Ausbildung nach Straßburg und von da nach Paris gehen werde (Jahn, S. 90, 94, 95, 99, 208, und Biedermann, II. 18). Er trat die Reiſe am letzten oder vorletzten Tage des März („zu Ende des Merzens", Jahn, S. 98) mit Horn an, welcher ihm bis Mainz oder bis Oppenheim das Geleit gab. Horn erzählt dies in einem Briefe an Käthchen Schönkopf vom 9. April 1770: „Goethe iſt vor acht Tagen in Straßburg angekommen. Ich habe ihn bis nach Mainz begleitet." Die Route nach Straßburg führte nun nicht über Mainz, und die Jahrszeit konnte kaum zu einem weiteren Ausfluge einladen. Vielmehr gelangte man über Groß-Gerau und die fliegende Rheinbrücke bei Oppenheim zunächſt in dieſe oberhalb Mainz belegene Stadt. Horn's Worte geſtatten daher die Auslegung, er habe Goethe noch weiter

als Mainz, bis nach, bis oberhalb Mainz begleitet. Wie dem sei, der Reisende hatte von den beiden Straßen, der rechtsrheinischen, der alten Reichshauptstraße über Darmstadt und Heidelberg, und der linksrheinischen über Worms und Speier die letztere gewählt. Dieselbe war noch 1774 nur stellenweise chaussirt. Eine Menge Zollhäuser waren zu bestehn, der pfälzische Zoll zu Bobenhausen, der bischöfliche bei Speier u. a. m. Schon bei Germersheim überschritt man die Grenze und gelangte auf den Sandwegen des großen Bien-Waldes nach Lauterburg. Im Elsaß traf man alle Wirthshäuser der Straße noch deutsch an: Lilie, Grüner Baum, Krone, Hirsch u. s. w. (Mittheilungen, Bd. III. S. 258—262). Um 10 Uhr Vormittags am dritten Tage, dem 2. April, traf Goethe in Straßburg ein. Allerdings wäre man berechtigt, die Ankunft zwei Tage später zu setzen, da er selbst am 19. April an Limprecht schreibt: „Funfzehn Tage bin ich nun hier"; doch meinte Goethe wol allgemein zwei Wochen, mochten es auch siebzehn Tage gewesen sein.

Das Wirthshaus Zum Geist (S. 131) sah ein halbes Jahr später auch Herder und nach einem halben Jahrhunderte hervorragende Männer der deutschen Invasion in seinen Mauern, z. B. Gentz am 5. Dezember 1815 (Tagebuch, I. 435).

Die auf das Münster, nach dem Hauptportale der Thurmseite führende schmale Münster-Gasse (S. 131) und der enge Münsterplatz sind noch heute unverändert.

322. Goethe's Wirth am Fischmarkt (S. 133) hieß Schlag. Dies ergiebt sein Eintrag in das Straßburger Universitäts-Register vom Donnerstag der Osterwoche, dem 19. April, welcher lautet: „Joannes Wolfgang Goethe Moeno-Francofurtensis. Logiere bey Herrn Schlag auf dem Fischmarkt. d. 19. Aprilis." Das Haus liegt am Alten Fischmarkt Nr. 80 (Stöber, der Aktuar Salzmann, S. 20, Note 2). Der Eintrag erfolgte so spät wol aus ähnlichen Gründen wie in Leipzig (Anm. 189), indem auch in Straßburg jedes halbe Jahr Rektor und Dekane neu gewählt wurden.

323. Die Bekanntschaft mit dem frommen Klettenberg'schen Kreise vermittelte den Verkehr mit Straßburger Gesinnungsgenossen. Wie jener fromme Handelsmann (S. 133) trennte auch Goethe sich nicht von der äußern Kirche. Nie wieder schloß er sich dieser so nah an wie jetzt, freilich nur für kurze Zeit.

In der letzten Zeit zu Frankfurt hatte er nach all den theosophischen Studien noch Mendelssohn's „Phädon oder über die

Unsterblichkeit der Seele" (1767) und Plato's Phädon selbst in der Uebersetzung von Köhler (Lübeck, 1769) vergleichend studirt und einen sehr genauen Auszug daraus für seine „Ephemerides" angefertigt. Seine Briefe jener Zeit spielen überhaupt auf Mendelssohn's Schriften wiederholt an (Jahn, S. 215 u. Schöll's Aufs., S. 30).

Daß sein Herrnhutianismus, der mit solchen Studien Hand in Hand ging, mit dem in Straßburg heimischen Spener-Francke'schen Pietismus — Spener und sein Schwager Horbius waren Elsäßer — sich nicht vertragen konnte, zeigt ein für die Klettenberg bestimmtes Briefkonzept vom 26. August 1770: „Mein Umgang mit denen frommen Leuten hier ist nicht gar stark; ich hatte mich im Anfange sehr stark an sie gewendet, aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und nun meinen, das wäre Alles, weil sie sonst von nichts wissen." Ob die folgende Schilderung eines jener Leute auf den oben S. 133 aufgeführten Handelsmann zu beziehen, steht sehr dahin. Goethe nennt ihn nicht, sagt aber von ihm: „Ich habe den Mann gern; wir sind gute Freunde; aber schon als Hausvater ist er zu streng, und Sie können sich denken, was herauskommt, wenn er die feinern Pflichten der Religion von seinen jungen rohen Leuten [etwa den Lehrlingen] beobachtet haben will" (Schöll's Aufs., S. 40 flgd.).

324. Die Tischgesellschaft (S. 133), welche die Jungfrauen Lauth beköstigten, kam in der Krämergasse Nr. 13 zusammen.

325. Meyer (S. 133), von Lindau am Bodensee gebürtig, befand sich, gleich Goethe, schon in höheren Semestern. Er war Mediziner und langjähriger Schüler Lobstein's. Seine Jovialität (S. 134) und Herzlichkeit treten aus seinen bei Stöber (S. 79 bis 84) abgedruckten Briefen an Salzmann hervor, auch andre, von Goethe vielleicht zu stark hervorgehobne Züge. Wir zielen auf die Stelle seines ersten Briefs vom Oktober 1771 aus Wien: „Wollen Sie meine Lebensart wissen? Wie kann sie anders sein als liederlich? Hm! Urtheilen Sie nicht vor der Zeit!" Jung scheint ihn unter dem Tischnachbar Goethe's gemeint zu haben, den er „einen guten Raben mit Pfauenfedern" nennt. Die Charakteristik wäre jedoch sehr verfehlt. Meyer war

ein großer Freund der Musik und des Theaters, selbst Sänger, „daß meinen Nachbarn die Ohren davon gellen", und Verfasser einer Oper (L'Aveugle de Palmyre). Im Jahre 1783 ließ er sich in London nieder und gehörte dort bald zu den allergesuchtesten Aerzten.

Goethe nennt ihn ein Räzel, d. h. seine Augenbrauen stießen unmittelbar zusammen (s. Textrev.). Lessing's Laokoon (XX) enthält eine gelehrte Erörterung, ob dies als Schönheit anzusehen oder nicht: „Die Augenbraunen der Helena.... liefen nicht zusammen, sondern waren durch einen kleinen Zwischenraum abgesondert. Der Geschmack der Alten war in diesem Punkte verschieden. Einigen gefiel ein solcher Zwischenraum, Andern nicht. Anakreon hielt die Mittelstraße; die Augenbraunen seines geliebten Mädchens.... verliefen sich sanft in einem einzigen Punkte."

326. Doktor Salzmann (S. 134), unverheirathet, damals achtundvierzig Jahre alt (nicht „in den Sechzigen"), wohnte dem Rathhause (der Pfalz) gegenüber. In seine „gelbe Stube" und an seinen mit einem Silen geschmückten „Kamin" dachte sich Goethe später oft zurück; denn er und Goethe waren nach Jung's Ausdruck „Herzensfreunde" (Stöber, S. 58 und 59, und Stilling's Wanderschaft, S. 160). Von 1753 bis 1790 bekleidete Salzmann das einflußreiche Amt eines „Vogteischreiber oder Aktuarius bei einem löblichen Vogteigerichte" [Vormundschaftsgerichte]; er war der Vater der Wittwen und Waisen (S. 141). Goethe nennt ihn den Präsidenten der Tischgesellschaft (S. 134 und 140); er war es durch Stellung, Alter und Erfahrung, und, wie Jung sich ausdrückt, „sein Ort war der oberste, und wäre es auch hinter der Thüre gewesen" (a. a. O.). Bald theilte er die Herrschaft mit Goethe; denn von Diesem sagt Jung ähnlich: „er hatte die Regierung am Tische, ohne daß er sie suchte."

Die Schilderung, welche Goethe in dem erwähnten Briefkonzepte (Anm. 323) der Klettenberg von einem seiner neuen Straßburger Bekannten entwarf, kann sich nur auf Salzmann beziehn: „Herr * * *, ein Ideal für Mosheimen oder Jerusalemen (s. S. 288), ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen ist, der bei der Kälte des Bluts, womit er von je her die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt: daß wir auf diese Welt gesetzt sind, besonders um ihr nützlich zu sein, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft."

327. Unter dem Repetenten (S. 135) ist vielleicht der Elsäßer Engelbach, der schon die juristische Prüfung abgelegt hatte, zu verstehn, Derselbe, mit dem Goethe im nächsten Sommer den Ritt nach Lothringen unternahm, und der, nebst seinem Landsmanne, dem Mediziner Weyland, an der Salzmann'schen Tischgesellschaft Theil nahm.

328. Goethe mußte vor der Promotion, dem Hauptzwecke des Aufenthalts zu Straßburg, „wo ich gerne möchte meine juristischen Verdienste gekrönt haben" (v. Biedermann, II. S. 18), sich einer juristischen Prüfung unterziehn, sich examiniren lassen (S. 135). Hierauf bereitete er sich im ersten Halbjahr vor. Im August konnte er an die Klettenberg schreiben: „Die Jurisprudenz fangt an, mir sehr zu gefallen." Auch die in Straßburg fortgesetzten „Ephemerides" enthalten viel juristische Notizen. Am 10. September 1770 hatte er die Vorprüfung in dem Thomanum, dem alten Universitätsgebäude, bestanden, und Engelbach erhielt seine Hefte (S. 135) zurück. Goethe schreibt ihm an diesem Tage: „Nun hab' ich meine Rolle in der Kapitelstube [die sich in jenem Gebäude befand, später nur theologisches Examinationszimmer] auch ausgespielt. Hierbei kommen Ihre Manuskripte, die mir artige Dienste geleistet haben" (Schöll, S. 47). Dies Examen befreite Goethe von der Verpflichtung, weitere juristische Vorlesungen zu hören, und dieser Freiheit wird sich der Zögling Leipzig's um so lieber bedient haben, als der französische Einfluß sich auf die Rechtsfakultät nachtheilig geltend machte und die Lehrer Treitlinger, Reißeisen, Kugler, Silberrad in keiner Weise hervorragten (Stöber, S. 10, und Oberlin's Almanac d'Alsace). Anders war es mit der medizinischen Fakultät.

329. Die meisten meiner Tischgenossen waren Mediziner (S. 136). Außer Weyland und Meyer (Anm. 325 u. 327) sind durch Jung (Stilling's Wanderschaft, 1778, S. 146 und 159) noch drei oder vielmehr, Jung selbst eingeschlossen, vier dieser Mediziner bekannt geworden. Zunächst der Wiener Waldberg, der nach Jung „in seinem ganzen Wesen ein Genie, aber zugleich ein Herz voller Spott gegen die Religion zeigte und voller Ausgelassenheit in seinen Sitten" war. Dann der Elsäßer Melzer, „ein feines Männchen, eine gute Seele"; Jung's Tischnachbar, saß er Goethe gegenüber. Endlich Troost, der Begleiter Jung's, schon vierzigjährig, Chirurg zu Schönenthal bei Elber-

feld, hergekommen, um seine vor zwanzig Jahren gemachten Studien wieder aufzufrischen.

Zu demselben Zweck hatte sich auch Herder's Freund, der russische Stabs-Chirurg Peglow, aus noch weiterer Ferne eingefunden.

330. Auf diese älteren und jüngeren Mediziner und auf eine Menge Patienten, darunter eben Herder, übte der Anatom Lobstein die Hauptanziehungskraft. Lobstein, in der Salzmannsgasse wohnend, Professeur d'Anatomie et de Chirurgie (Oberlin's Almanac) war nach Virchow „einer der ersten Anatomen und Chirurgen der Zeit." Die Chirurgie war diejenige Disziplin, durch welche die Universität schon in den ersten Zeiten ihrer Gründung unter Maximilian II. sich hervorgethan; seitdem „finden wir hier die ersten wissenschaftlichen Chirurgen Deutschlands, deren Handbücher durch ganz Europa verbreitet wurden", und noch „in der Zeit, von der wir hier reden, wurden die Anatomen in Deutschland von Straßburg verschrieben" (Virchow, Goethe als Naturforscher, S. 54).

Bei Lobstein hörte Goethe, von juristischer Seite freier, im Winterhalbjahre Anatomie (S. 136) zugleich mit Jung. Das anatomische Theater befand sich in der ehemaligen Kapelle des alten Bürger-Hospitals, und dies Hospital lieferte dazu die erforderlichen Leichen. Der Unterricht hatte Nachmittags Statt. Dans la grande salle se donnent après-midi les leçons anatomiques en latin pour les médecins, et en allemand pour les chirurgiens en deux heures (Oberlin's Almanac pour l'année 1782). Dort fanden sich Präparate sowol in trocknem Zustande als in Spiritus, und Jung war besonders eifrig im Präpariren (Stilling, S. 172). Wir heben dies hervor, weil Goethe die hier empfangenen Eindrücke noch nach einem halben Jahrhundert für die Darstellung von Wilhelm's anatomischen Studien in den „Wanderjahren" (III. 3) verwerthet hat. Wegen Lobstein's verweisen wir auf: Eloge historique du prof. T. F. Lobstein, par C. H. Ehrmann, Strasb. 1836, und Michel, Essai sur la chirurgie de Strasbourg, 1855.

Außerdem hörte Goethe zusammen mit Jung Chemie bei Spielmann (S. 136). Dieser, der ältere Spielmann, am Münsterplatz wohnend, war Professeur de Chimie, de Botanique et de Matière médicale, zugleich auch Lehrer an dem im Nicolas-Viertel (Quartier S. Nicolas aux eaux) belegenen bota-

nischen Garten und Verfasser chemischer und botanischer Schriften (Institutiones chemiae, 1763; Prodromus florae Argentor., 1766 u. s. w.). Sein Sohn, wenige Jahre älter als Goethe, gab damals seinen Olerum Argentor. fasciculus II. 1770 heraus (fascic. I. schon 1769).

331. Die Erzherzogin Maria Antonia (S. 137) ward am 19. April 1770 zu Wien durch Prokuration mit dem Dauphin von Frankreich vermählt. Am 26sten verließ sie Wien, geleitet von dem Fürsten Starhemberg als kaiserlichem Kommissarius, mit einem Gefolge, dessen Transport auf jeder Station über dreihundert Pferde erforderte. Am 7. Mai fand der Einzug in Straßburg statt. Auf dem „langen Wörd" zwischen der großen und der kleinen Rheinbrücke lag das von Goethe beschriebene Lusthaus, in welchem die Prinzessin seitens des französischen Kommissars, des Grafen Noailles, sowie des Kardinals von Rohan und Marschalls Contade empfangen wurde. Silbermann (Lokalgeschichte der Stadt Straßburg, 1775, S. 218, Note) nennt es „ein auf italienische Manier aufgeführtes Gebäude, so fünfunddreißig Klafter zur Länge und sieben zur Breite hatte". Von da erfolgte der Einzug Nachmittags um drei Uhr durch das Metzgerthor, das spätre Austerlitzthor, welches aber zu Ehren jenes Tages bis zur Revolution Dauphine-Thor genannt wurde, sowie die einmündende bisherige Viehgasse Dauphine-Straße (Silbermann, a. a. O. S. 63). In den Auszügen, welche Frau Belli in dem Buche „Vor mehr als hundert Jahren" (Frankf. a. M. 1870) aus dem Frankfurter Journal des Jahres 1770 mitgetheilt hat, ist jenes Empfangsgebäude schon „Straßburg vom 29. April" (S. 65) beschrieben: „Das Haus, welches in einer Insel des Rheins zu dem Empfang der Madame Dauphine erbauet worden, bestehet in fünf Hauptzimmern und vielen anderen kleineren, welche alle mit kostbaren Koblenzer Tapeten behänget sind." Die Raphael'schen Teppiche befanden sich in den Nebensälen. Die Kartons zu diesen Teppichen, aus Raphael's bester Zeit, betreffen vorzugsweise die Apostelgeschichte (zu S. 138).

In einem andern Zeitungs-Artikel „Straßburg vom 9. Mai" (S. 67—71) sind alle weiteren Empfangsfeierlichkeiten und der Einzug in die Stadt durch die errichtete Ehrenpforte ausführlich beschrieben. Innerhalb der Wälle gab man der Erzherzogin nur glückverkündende Bilder, große und kleine Delphine, brennende

Herzen, goldne Kronen, Myrtenkränze und Sinnbilder der Eintracht, der Gerechtigkeit, der ehelichen Liebe zu schauen.

Abends besuchte sie die „französische Komödie" am Broglie-Platz (dem ehemaligen Roßmarkt). Dann folgte die Illumination (S. 138), Vertheilung von Wein und Brod auf den Plätzen der Stadt und Volksbelustigungen, — wie Goethe dies Alles zu Ehren des Bruders der Erzherzogin vor sechs Jahren in seiner Heimathsstadt gesehn hatte. „Sobald der Tag anfing zu dunkeln," heißt es in jenem Zeitungsartikel, „wurde der hohe Münsterthurm von der obersten Spitze an bis auf die unterste Galerie mit viel tausend Feuertöpfen und Lampen beleuchtet. Ebensobald wurden auch alle Häuser und die vornehmsten Plätze der Stadt mit allerlei schönen und sinnreichen Beleuchtungen gezieret. Se. Eminenz der Kardinal von Rohan hatte seinen Palast an der ganzen Vorderseite und an dem Bezirk der Terrasse auf das Prächtigste illuminiren lassen" u. s. w. Nachmittags den 8. Mai verließ die Dauphine auf dem Wege „von dem Bischofshof [ihrem Logis] an, bei der großen Gewerbslaube und der kleinen Metzig vorbei" durch das Zabern-Thor unter dem Lösen der Kanonen die Stadt.

Die Dauphine, deren so heitre als imposante Miene (S. 138 unten) Goethe sich zurückrief, war damals noch nicht funfzehn Jahre alt, auch noch sehr unreifen Wesens (son éducation inachevée, bei Arneth und Geffroy, I. S. XII). Aber die „unnachahmliche Anmuth in Allem, was sie thut, ihre Schönheit und feine Gestalt" werden schon damals gepriesen. Die erste ihrer Begleiterinnen war die Gräfin Noailles, ihre neue Oberhofmeisterin.

332. Die öffentliche Bekanntmachung (S. 139), welche die Noth der untern Klassen der Dauphine verbergen sollte, wird sich auch auf Bittgesuche überhaupt erstreckt haben; wenigstens durfte sie dergleichen nach der Etikette nicht annehmen. Ihre Mutter, die Kaiserin, schrieb ihr daher in einer geheimen Reise-Instruktion vor: Dans mes états et dans l'Empire vous ne sauriez vous refuser à accepter des placets. — Depuis Strasbourg vous n'accepterez plus rien, sans en demander l'avis de M. ou de Mad. de Noailles (Arneth „Maria Theresia und Marie Antoinette", 2. A. 1866, S. 4)

Goethe's Gedicht (S. 139) ist nicht erhalten. Die dafür ausgegebenen Verse in Pfeiffer's „Goethe's Friederike" 1841 (S. 13

sind ein späteres, aus Goethe's obiger Darstellung hervorgegangenes Machwerk. Im Jahre 1770 konnte Marie Antoinette nimmer „des Français l'auguste reine" genannt werden, wie es dort geschieht; aber es ist klar, der Verfasser hatte Goethe's antizipirende Bezeichnung „Königin von Frankreich" (S. 137 oben) für baare Münze genommen.

333. Das Unglück (S. 139), welches sich bei den Pariser Einzugsfeierlichkeiten in der Nacht vom 30. zum 31. Mai 1770 zutrug, ist bekannt. Die mit Steinen versperrte Straße war die Rue Royale. In den Zeitungen wurde die Zahl der Umgekommenen auf fünfhundert angegeben. Eine ausführliche Beschreibung des Unglücks aus dem Frankfurter Journal vom 11. Juni 1770 u. flgd. findet sich in dem „Vor mehr als hundert Jahren" der Frau Belli, S. 80 bis 84.

334. Der scherzhafte Ton sowol der erhaltenen Briefe Horn's aus jener Zeit als derjenige, welchen Goethe über ihn, „den Pegauer" (ein ihm in Leipzig gegebener Ekelname nach dem sächsischen Schöppenstedt), in den Briefen an Käthchen Schönkopf anschlägt, stehen ganz im Einklang mit der Erzählung von der (S. 139 u. 140) angegebenen Mystifikation. Briefe aus Mai und Juni 1770, welche jene Erzählung bestätigten, sind jedoch nicht vorhanden. Bei Schöll (Auff., S. 29—48) findet man dagegen Entwürfe einiger Goethischer Briefe aus den beiden folgenden Monaten und zwar an zwei Frankfurter Gymnasiasten Namens Hetzler, an Trapp in Worms und an die Klettenberg. Die Schreiben an die beiden Letztgenannten in Verbindung mit den mehrerwähnten Briefen an Limprecht sind die Hauptdokumente über Goethe's damalige fromme Richtung. Trapp hatte ihm mehrere Fragen vorgelegt, namentlich über die Zulässigkeit des Kartenspiels vom religiösen Standpunkt, und ob es gut sei, sich zu verheirathen. Wir notiren aus der Antwort nur solche Aeußerungen, welche jene Richtung bekunden, wie sie später von Goethe nie wieder gehört werden: „Ich lebe etwas in den Tag hinein und danke Gott dafür und manchmal auch seinem Sohne, wenn ich darf, daß ich in solchen Umständen bin, die mir es aufzulegen scheinen." „Wer nicht wie Elieser mit völliger Resignation in seines Gottes überall einfließende Weisheit das Schicksal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kameele überlassen kann, der ist freilich übel dran, dem ist nicht zu

helfen. Denn wie wollte Dem zu rathen sein, der sich von Gott nicht will rathen lassen"; vom Gebet: „eine einzige Aufwallung des Herzens im Namen Des, den wir inzwischen einen Herrn nennen, bis wir ihn unsern Herrn betiteln können, und wir sind mit unzähligen Wohlthaten überschüttet"; endlich im Rückblick auf die frühere Krankheit: „Der Himmelsarzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärkt, und Muth und Freude sind wieder da." Dies Alles vom 28. Juli; dann am 26. August, also zwei Tage vor seinem Geburtsfeste, an die Klettenberg vom Genuß des Abendmahls: „Ich bin heute mit der christlichen Gemeine hingegangen, mich an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern," und „betet mit mir, für mich, daß Alles werde, wie's werden soll". Dazu Anm. 301 zu Ende.

335. Die Schilderung S. 141 von dem Spazierengehen der Straßburger gilt von dem Nieder-Elsaß überhaupt: „Jedes Dorf und Gut und Städtchen hat seine Naturpracht und seine trefflich bestellten Wirthshäuser rings umher. Immer wird man angeregt, spazieren zu gehen, und wenn man draußen ist, setzt man sich zum würzigen Wein unter grünen Linden und Lauben und schwelgt in entzückenden Aussichten" (Franz v. Löher, Natur und Gesch. von Elsaß-Lothringen, 1871, S. 75).

Die Linden hebt Goethe auch S. 142 hervor. Ludwig XIV. hatte an Stelle der bisherigen Fruchtbäume rings um Straßburg Linden-Alleen anlegen lassen. Nach Stöber würde S. 142 unter der entfernteren Wanzenau hier die an der Ill und dem Mur-Gießen (Blumen-Gießen) belegene Ruprechtsau gemeint sein (Alsatia, 1853, S. 39, Note, u. unten Anm. 344).

336. Das Kartenspiel (S. 142) zählt Goethe in dem eben (Anm. 334) erwähnten Briefe an Trapp zu den Adiaphoris: „Wenn Sie es für eine Sünde halten, so spielen Sie nicht ... Aber ich wünschte nicht, daß Sie eine Religionssache draus machten ... denn es ist aus tausend Ursachen gut, gewisse Kleinigkeiten nicht nach den Grundsätzen der Religion, besonders öffentlich zu beurtheilen."

337. Unsere Tischgesellschaft vermehrte sich wol auf zwanzig Personen (S. 143 unten); dies geschah zu Michaelis 1770, beim Antritt des Wintersemesters (s. oben Anm. 329). Jung-Stilling, damals dreißigjährig, der mit dem um

zehn Jahre ältern Trooſt zu den neuen Ankömmlingen (S. 144) gehörte, erzählt ihren Eintritt in die Geſellſchaft aus friſcher Erinnerung (ſpäteſtens 1777): „Es ſpeiſeten ungefähr zwanzig Perſonen an dieſem Tiſch, und ſie [wir] ſahen Einen nach dem Andern eintreten. Beſonders kam Einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und ſchönem Wuchs muthig ins Zimmer. Dieſer zog Herrn Trooſt's und Stilling's Augen auf ſich; Erſterer ſagte gegen Letztern: ‚Das muß ein vortrefflicher Mann ſein.' Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß ſie Beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden anſah. Dieſes ſchloß er aus dem freien Weſen, das ſich der Student ausnahm; allein Stilling irrte ſehr. Sie wurden indeß gewahr, daß man dieſen ausgezeichneten Menſchen Herr Goethe nannte"... und... „Herr Trooſt ſagte leiſe zu Stilling: ‚Hier iſt's am Beſten, daß man vierzehn Tage ſchweigt.' Letzterer erkannte dieſe Wahrheit, ſie ſchwiegen alſo, und es kehrte ſich auch Niemand ſonderlich an ſie, außer daß Goethe zuweilen ſeine Augen herüberwälzte" (H. Stilling's Wanderſchaft, S. 158—160). Jung's veraltete Kleidungsart (S. 144) beſtand in einem ſchwarzbraunen Rock mit Manchester-Unterkleidern. Auf die Erwähnung ſeiner Haarbeutel-Perücke wurde Goethe wol durch folgende Erzählung Jung's geführt (a. a. O. S. 162 flgd.): „Es war ihm [Stilling] noch eine runde Perücke übrig, die er zwiſchen ſeinen Beutel-Perücken doch auch gern verbrauchen wollte. Dieſe hatte er einesmalen aufgeſetzt und kam damit an Tiſch. Niemand ſtörte ſich daran, als nur Herr Waldberg von Wien". Dieſer verſucht Jung deswegen zu hänſeln, wird aber von Goethe zurechtgewieſen (zu S. 145). „Von dieſer Zeit an nahm ſich Herr Goethe Stilling's an, beſuchte, gewann ihn lieb, machte Brüderſchaft und Freundſchaft mit ihm und bemühte ſich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen." Goethe's Darſtellung (S. 144) folgt ganz der von ihm ſelbſt, wenigſtens in ihrem erſten Theile, herausgegebenen Lebensgeſchichte Jung's. Dort ſind grade aus der Straßburger Zeit eine Reihe von Fällen unerwarteter Hilfe aus äußerſter Geldverlegenheit erzählt.

Unter jener ausgebreiteten Menſchenart (S. 144) ſind die frommen Separatiſten, die Stillen im Lande gemeint. Jung war in Gegenden aufgewachſen, wo Pietiſten und Myſtiker in den unterſten Volksklaſſen ihr Weſen trieben. „Seine Familie war ganz von dieſem Geiſte angeſteckt; ſein Onkel grübelte über

die Quadratur des Zirkels, sein väterlicher Großvater hatte Visionen, sein mütterlicher war ein Alchymist, sein Vater hatte viel mit frommen Leuten und er selbst in früher Jugend mit Paracelsisten und Böhmianern zu thun" (Gervinus, V. 268). Goethe und Jung hatten damals folglich viel Berührungspunkte. In den nächsten Jahren sahen sie sich noch wiederholt, kamen dann ganz außer Verbindung, bis Goethe, nachdem schon die drei ersten Theile von „Dichtung und Wahrheit" erschienen waren, Jung 1815 zu Karlsruhe aufsuchte (Boisserée, I. S. 286. Vergl. auch über ihr Verhältniß Morgenbl., 1856, Nr. 4 bis 6, u. Weim. Sonntagsblatt, 1856, Nr. 13).

338. Lerse (S. 146), Student der Theologie, war nach Jung's Charakteristik, „einer von den vortrefflichsten Menschen, Goethens Liebling, und das verdiente er auch mit Recht; denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die seltene Gabe, mit trockener Miene die treffendste Satire in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen. Seine Laune war überaus edel" (a. a. O. S. 159). Er verließ Straßburg zugleich mit Goethe. Nach Jung (S. 202): „Lerse reiste auch ab nach Versailles", als Informator. Dort blieb er bis 1773; denn noch Ausgang des Jahres 1772 schreibt Goethe an Kestner: „Ich hab auch heut einen [Brief] von Versailles vom Bruder Lersen" (Goethe u. Werther, S. 111). Im Jahre 1774 ward er dann Lehrer und Inspektor an der unter Pfeffel's Leitung blühenden Militärschule zu Kolmar. Dort wohnte Knebel dem von Lerse ertheilten italienischen und englischen Unterrichte i. J. 1780 bei (Knebel's ungedruckte Tagebücher). Nach Musculus' Namenregister wäre Lerse auch Pfeffel als Direktor nachgefolgt. Jedenfalls aber überlebte ihn Pfeffel, der in seinem Gedichte „An die Nachwelt" in Lerse den „Piloten" seines „kleinen Kahns" betrauerte (Alsatia, 1853, S. 27). Noch 1797 erhielt Goethe Lerse's Besuch zu Weimar (Goethe's „Annalen" von diesem Jahre; s. Briefe an Lavater, S. 145).

Vor zehn Jahren (1864) gelangte aus dem Nachlasse von Karl Klein (ancien clerc de notaire) zu Straßburg ein Exemplar des Othello (Othello the Moor of Venice, written by Mr. W. Shakespeare. Göttingen 1766. 8°, Nr. 838 des Klein'schen Katalogs) zur Versteigerung, aus der es jedoch, eines Gebots von 150 Franken unerachtet, zurückgezogen wurde. Das Exemplar hatte Goethe einst Lersen geschenkt. Im Innern des Deckels stand von seiner Hand: „Seinem und Schäkespears

würdigem Freund Lerſen, zum ewigſten Angedenken. Goethe" und von Lerſe's Hand darunter: „Ewig ſey mein Hertze dein, mein lieber Goethe. Lersé". Aus Verſehn iſt jene Widmung hie und da auf Lenz bezogen worden, von Stöber, Düntzer (Aus Goethe's Freundeskreiſe, 1868, S. 92) u. A. m.

Lerſe, deſſen vielſeitige Bildung unſere Notizen erkennen laſſen, ein „edles Genie" nach Jung, war auch Zeichner und Knebel's Tagebuch zufolge i. J. 1780 mit einem Gemälde nach dem Stücke ſeines Freundes beſchäftigt, in welchem ſein Name verewigt iſt (S. 147; Knebel am 18. Aug.: „Unterredung mit Lerſe. Malerei aus dem Götz von Berlichingen"). Zehn Jahre ſpäter erſchien ſeine „Reformationsgeſchichte der Stadt Kolmar" (1790 u. 1856).

339. Im Winter 1770 auf 1771 beſuchte Goethe, außer den S. 136 erwähnten mediziniſchen Vorleſungen, auch das Klinikum des ältern Doktor Ehrmann (S. 148). Dieſer war doyen perpétuel des médecins et physicien de la ville, in der Spitzengaſſe wohnhaft.

Sein Sohn (S. 148), Professeur extraordinaire en médecine et médecin de l'hôpital bourgeois, y enseignant la pratique (am Thomasplatz), ließ „nach Martini das Kollegium der Geburtshilfe anſchlagen und die Lernbegierigen dazu einladen. Stillingen war dieſes ein Hauptſtück; deswegen fand er ſich des Montags Abends [12. November] mit Andern ein, um zu unterſchreiben" (Stilling's Wanderſch., S. 164). Zu dieſen Andern, welche das hohe Honorar von ſechs neuen Louisd'or zu erlegen hatten, gehörte alſo auch Goethe.

340. Man wird ſich leicht vergegenwärtigen, wie man damals in dem elſaßiſchen Halbfrankreich über die öffentlichen Verhältniſſe geſprochen (S. 149), wenn man erwägt, daß Goethe's Aufenthalt in die letzten Zeiten der Regierung Ludwig's XV. fiel, in die der Günſtlingswirthſchaft der Dübarry, des Ausſcheidens des Herzogs von Choiſeul als Miniſter und des Emporkommens der Aiguillon und Maupeou, daß gerade damals (1770 und 1771, ſ. oben S. 186) zwei Mißernten die Unzufriedenheit und das Elend aufs Höchſte ſteigerten, daß aber die größten Hoffnungen auf den Dauphin und die Dauphine geſetzt wurden, leider ganz trügeriſche. Die erſte Theilung Polens offenbarte damals der Welt den tief geſunkenen Einfluß Frankreichs.

341. Gayot (S. 149) war nicht Intendant, d. h. der auf das flache Land und die kleinen Städte beschränkte Chef der Kameral-Verwaltung, — er fehlt in der Liste der Intendanten des Elsaßes von 1648 bis 1778 in Oberlin's Almanach —, sondern Prätor (das. S. 270), der zu Straßburg residirende höchste Civilbeamte von mehr politischer Bedeutung. Als Prätor hatte Gayot i. J. 1767, um dem Bettel zu steuern, den Bau eines Armenhauses bei dem Magistrate durchgesetzt. Eine Erinnerung an sein segensreiches Wirken ist (oder war?) der Gayot-Platz zu Straßburg. — Blondel (S. 149), berühmter Pariser Baumeister, Lehrer an der dortigen Bauakademie und Verfasser zahlreicher Schriften über neuere Architektur, war in Straßburg selbst nicht ansässig gewesen. In der Lokalgeschichte dieser Stadt finden sich Nachrichten über die vielen Bauten, namentlich Wasserbauten, welche zu Goethe's Zeit dort ausgeführt wurden. Das vermuthlich architektonische Werk, dem Goethe seine so genauen Angaben über den damaligen Bauplan der Stadt entnommen, haben wir nicht ermittelt. Auch Spach, der Gayot als Ingenieur bezeichnet, giebt keine weitere Auskunft (Oeuvres choisies, III. p. 422).

342. Das herrliche Collegium (S. 150) hatten die bald nach der Einnahme Straßburg's i. J. 1685 dort angesiedelten Jesuiten von der Erbauung 1756 bis zu ihrer Vertreibung 1764 innegehabt. Daran stieß das 1769 errichtete, damals also ganz neue bischöfliche Seminar. Goethe sagt, es habe in der Mitte ein Garten angelegt werden sollen; damit stimmt die Angabe bei Ristelhuber (Alsace ancienne et moderne, p. 511) überein, daß hier früher ein Thiergarten gelegen habe; aus dem dort errichteten Hause seien später die ersten Drucke hervorgegangen (vergl. Lorenz u. Scherer, Gesch. d. Elsaßes, II. S. 133).

343. Klinglin (S. 150) oder Klingling, wie ihn Silbermann nennt, hatte 1730 als Prätor das Straßburger Präfektur-Gebäude errichtet. Bei dem Besuche Ludwig's XV. in Straßburg 1744 bereitete er diesem einen glänzenden Empfang, verlor aber einige Jahre darauf die Hofgunst und gerieth in Untersuchung wegen einer Reihe von Amtsverbrechen (vergl. das 1752 deutsch zu Frankfurt und französisch zu Amsterdam herausgekommene Werk: Factum ou exposition simple des injustices et des cruautés inouies commises à Stras-

bourg par le préteur roial Joseph Klinglin... dressé par L. Paul Beck. Folio).

Die Familie Klinglin, aus dem östreichischen Elsaß stammend, schien in den erblichen Besitz der obersten Verwaltung gelangt zu sein, indem schon der Vater des von Goethe beklagten Prätors diese hohe Würde vor ihm seit 1705 zwanzig Jahre hindurch mit „einem unbedingt gebietenden Einfluß" bekleidet hatte (Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsaßes, 1871, II. S. 160 flgde.). Voltaire war mit der Familie, namentlich mit Marie Ursula, der Tochter jenes ersten Prätors, bekannt (Corresp. de Voltaire, Tome I. Nro. 86 v. J. 1725). Der eine Sohn war premier président du conseil supérieur, der andre folgte dem Vater von 1725 bis Anfang 1752 in der Prätorwürde nach. Seine Verwaltung machte Epoche, da er französische Grundsätze, namentlich die Verpachtung der Zölle und Steuern, ebenso eine geregelte Forstwirthschaft einführte, auch die kommerzielle Lage der Provinz in jeder Weise hob, zugleich aber einer unerhörten Korruption Thür und Thor öffnete. Schon konnte er seinem Sohne die Vertretung des Prätoramts übertragen, als seine maßlose Verschwendung, seine Gewaltthätigkeiten, Geldererpressungen und Unterschleife eine Untersuchung gegen ihn, auf Veranlassung des Finanzministers Machault, herbeiführten, während welcher er im Gefängnisse zu Besançon 1755 starb.

344. Die Person des schon S. 134 als Gast des Lauth'schen Tisches genannten pensionirten Ludwigsritters (S. 151) ist bisher nicht ermittelt. Bei Stilling kommt er nicht vor; vielleicht nahm er an jener Tischgesellschaft nur im Sommer 1770 Theil, in welchem dann die oben erzählte Geschichte sich zugetragen hätte.

Ein Büsel (S. 152 u. schon S. 137), eigentlich Biesel, betrug 3 Schilling, der Schilling 4 Sous, mithin das Biesel 12 Sous (Bergmann, Straßb. Volksgespräche, 1873, S. 62).

Ein Wirthshaus (S. 153), wie es Goethe beschreibt, mit öffentlichem Garten und Tanzplatz, lag am Wasserzoll an der Ill unterhalb der Stadt und an dem ehemaligen Mur-Gießen. Grade dort verkehrte Goethe viel mit seinen Freunden, und Lenz's an ihn 1775 gerichtete Verse: „Denkmal der Freundschaft. Auf eine Gegend bei St"[raßburg], welche an-

fangen: „Ihr stummen Bäume, meine Zeugen", feiern diesen Garten. Denn handschriftlich hat das Gedicht die Ueberschrift: „Der Wasserzoll. Denkmal der Freundschaft" (s. Werke, Bd. III. S. 394, u. Bd. V. S. 228, und Bergmann, a. a. O. S. 97). Hier, in der Ruprechtsau, war wol auch der Hain, in dessen Bäume die Freunde ihre Namen eingeschnitten (Werke, III. S. 17, XXVIII. S. 340 u. oben Anm. 335).

345. Bei der folgenden Beschreibung der Thurmfaçade des Straßburger Münsters (S. 155 bis 157) kann dem Leser nur empfohlen werden, nach dem auf der letzten Seite von Goethe gegebenen Rathe, das Gebäude, wo nicht selbst, doch Abbildungen zu Beurtheilung und Belebung seiner Aussage zu vergleichen. Auch dem Laien wird diese Beschreibung die architektonische Gliederung der Façade verdeutlichen, er wird sogar in jeder größeren Abbildung das Profil, die Seitenflächen der Stäbe der großen Rose über der Hauptthür erkennen (S. 157). Zugleich würden wir rathen, mit dieser Darstellung die ältere vom Jahre 1772 in dem oben S. 158 erwähnten Aufsatze „Von deutscher Baukunst" (Werke, Bd. XXVIII. S. 339—347) zu vergleichen, namentlich die Stelle S. 344 von der Konstruktion der Thurmseite. Der innere Zwiespalt, in welchen Oeser's Schüler, der allen „abenteuerlichen Schnörkel" (das. S. 343) zu verwerfen gelernt hatte, bei dem Anblick dieses Denkmals der gothischen Kunst gerieth, ist in jenem Aufsatze in erster Unmittelbarkeit geschildert, besonders in dem Abschnitte: „Als ich das erste Mal nach dem Münster ging" (S. 343); das Gothische war gleichbedeutend mit allem Barbarischen, wie auch Lessing das Wort braucht (Lachm. A., VIII. S. 31: „Geschmack...gothisch"); auch dort spricht Goethe von Babelgedanken (S. 340) wie hier (S. 160) von babylonischem Sinn.

Die Rückwendung zu jener Jugendschrift und überhaupt wieder zur vaterländischen Baukunst hatte Sulpiz Boisserée durch seine freundlichen Privatmittheilungen (S. 161) veranlaßt. Dieser, seit dem Jahre 1808 nur jener Baukunst, namentlich dem Studium des Kölner Domes hingegeben, hatte im Mai 1811 Goethe aufgesucht, ihm seine Ansichten, die Zeichnungen dieses Gebäudes und alle Vorbereitungen seines großen Dommerks mitgetheilt und dadurch in Goethe sowol seiner Sache als seiner Person einen treuen Freund gewonnen. Boisserée fürchtete Anfangs, aus Goethe's „jugendlicher Begeisterung" werde

„eine so recht thätige Theilnahme" nicht hervorgehen (Boisserée Bd. I. S. 117. 1862); aber er irrte sich. Goethe war von zwei Empfindungen ergriffen: die Freude, seine jugendlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Baukunst von Boisserée in großem Maßstabe aufgenommen, sein leidenschaftliches Vorausergreifen (S. 158) der Verwirklichung entgegengeführt zu sehn, war von einer Art Reue begleitet, den Werth dieser Gebäude nachher ganz aus den Augen verloren zu haben (S. 160). Als ihm diese Erkenntniß 1811 zuerst aufging, war er, nach Boisserée's Ausdrucke, „wirklich zuweilen wie ein angeschossener Bär, man sah, wie er in sich kämpfte und mit sich zu Gericht ging, so Großes je verkannt zu haben" (a. a. O.).

Als Goethe nun im folgenden Jahre seinen Straßburger Jugendaufenthalt schilderte, fand er die geeignetste Gelegenheit, offen vor der Welt sich zu Boisserée's und seiner Genossen Bestrebungen zu bekennen. Obige Darstellung hat daher den Charakter einer Konfession, soweit es sich um seine eigenen Kunstansichten handelt, und eines Manifestes zu Gunsten der Brüder Boisserée. Daher die große Lebhaftigkeit und Ausführlichkeit der Darstellung, daher die bedeutungsvolle Verwebung des zum Motto dieses Theiles erwählten altdeutschen Spruchs in dieselbe, daher das Heraustreten aus dem Rahmen der Geschichte mit einem Aufruf an die Gegenwart, in welcher diese Geschichte zuerst erschien (S. 160). Zugleich beseelte ihn eine Art Wetteifer mit Boisserée, das Bestreben, der neu entdeckten Schönheit des von Jenem vertretenen Kölner Doms die alterkannte Schönheit des Straßburger Münsters gegenüberzustellen und damit ihre Unterhaltung vom Mai 1811 (Boisserée, I. S. 117) vor aller Welt fortzuführen.

Mäkelten auch die katholisirenden Romantiker an Goethe's offner und herzlicher Parteinahme (z. B. Dorothea Schlegel in dem Schreiben an S. Boisserée vom 24. Aug. 1813; a. a. O. S. 188), so wußte Derjenige, dem sie vorzüglich galt, ihren Werth wohl zu schätzen. Dies zeigt die Stelle in Reinhard's Brief an Goethe vom 16. Dezember 1812: „Herr Boisserée, im Triumph seines Herzens, so von Ihnen in die Mit- und Nachwelt eingeführt worden zu sein, hat an mich geschrieben" (Briefw., S. 143). Goethen selbst dankte Boisserée am 20sten mit den Worten: „Sie haben, vielverehrter, großer Freund, in Ihrer Biographie bei der altdeutschen Baukunst meiner

Bemühungen dafür auf eine Weise gedacht, die mir mit tiefer Rührung alle Erinnerungen jener glücklichen Tage hervorruft, in welchen ich einen so guten Theil Ihres Herzens gewonnen. Ihre feste, ernste Liebe leuchtet mir freundlich und ermunternd im dunkel wogenden Strom der Zeit ... Solche Theilnahme bei dem Bewußtsein einer großen schönen Sache giebt Zuversicht und Hoffnung, trotz der großen Schwierigkeiten doch das Ziel zu erreichen .... und noch an mir selber ... das gute Wort zu erfahren, welches Sie von sich mit einem wahrhaft heiligen Gefühl der Verehrung für das gemeinsame Göttliche im Menschen aussprechen" (S. Boisserée, II. S. 20 u. 21).

346. Zu der kleinen Novelle des Schlusses (S. 161 bis 168) scheint jedes erklärende Wort überflüssig. Wir erinnern nur hinsichtlich des Rückblicks auf Leipzig (S. 161) an das in Anm. 235 Gesagte und verzeichnen für Diejenigen, welche den Namen des französischen Tanzmeisters (S. 162) auszuspüren wünschen, die in Oberlin's Elsäßischem Almanach angegebenen Straßburger Tanzlehrer des Jahres 1781. Möglich, daß Lucindens und Emiliens Vater sich noch darunter befand. Der Almanach (pour l'année 1782, p. 288) führt auf: Maîtres de danse. M. Beck, M. Carl (fossé des tanneurs), M. Deborde (rue des sept hommes), M. Du Camp (au marché Gayot), M. François (faubourg de pierre), M. Leconte (derrière le poêle des pelletiers), M. Lepi (près la petite boucherie) und M. Sauveur (au Broglie).

Zehntes Buch (S. 169 bis 215).

347. Das biographische Schema des vorigen Buchs (Anm. 318) umfaßt auch das gegenwärtige, welches hauptsächlich drei Begebenheiten aus drei verschiedenen Zeiten darstellt: den Aufenthalt Herder's in Straßburg vom Anfang September 1770 bis Anfang April 1771 (S. 173 bis 185 u. 195 bis 198); zweitens die Reise nach Lothringen im Juni und Juli 1771 (S. 185 bis 195) und drittens, zurückgreifend in den Herbst 1770, den ersten Besuch Goethe's in Sessenheim (S. 198 bis 215).

348. Vom „Messias" nennt Goethe (S. 170) nur die ersten zehn Gesänge, weil die letzten Gesänge, Herder zufolge, von Niemand gelesen werden (Adrastea, V. 2. S. 308). Was Goethe mit den Forderungen, die der „Messias" unbefriedigt lasse, nur andeutet, hat Schiller in der Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" (Abschn. „Elegische Dichtung") weiter ausgeführt und das Ergebniß in die Worte zusammengefaßt: „So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt." Ebenso vermißte Herder schon in Straßburg in dem Gedichte „Charakter, handelndes menschliches Geschöpf, wirksame Menschheit" (Herder's Lebensbild, III. S. 138).

349. Klopstock's erste, unerwiderte Liebe (S. 171) galt seiner Cousine Sophie Schmidt zu Langensalza, der Fanny seiner Oden. Der kurze heilige Ehestand mit Margarethe Moller, Meta (Cidli), dauerte nur vier Jahre (1754 bis 1758), der Aufenthalt in Dänemark zwanzig Jahre, von 1751 an. Der große Staatsmann (S. 171), der dänische Minister Graf Bernstorff, hatte Klopstock's Berufung nach Kopenhagen bewirkt; nach Jenes Entlassung 1770 nahm Klopstock seinen Wohnsitz in Hamburg. Dort schloß er, der Abneigung vor einer zweiten Verbindung unerachtet, eine solche im Jahre 1791 mit seiner Verwandten und langjährigen Freundin Johanna von Winthem, gebornen Dimpfel. Ein Zeugniß jener Beunruhigung Klopstock's hinsichtlich seiner ersten Liebe (S. 171) haben wir in seinen Briefen jedoch nicht gefunden.

350. Gleim's einträgliche Stelle (S. 171 unten) war die eines Kanonikus des Stifts Walbeck und zugleich die eines Sekretärs am Domkapitel zu Halberstadt, wo er wohnte und wo ihn auch Goethe im September 1783 besuchte (Von und an Herder, 1861, I. S. 96 u. 100), ohne daß sie sich näher getreten wären. Umständlicher spricht Goethe über Gleim's Wirken sich in den „Annalen" v. J. 1805 aus.

Die Aeußerung über jene Briefwechsel (S. 172 unten) rief der erst kurz zuvor (1810) aus Gleim's Nachlasse von Klamer Schmidt u. d. T. „Klopstock und seine Freunde" in zwei Bänden herausgegebne „Briefwechsel der Familie Klopstock unter sich und zwischen dieser Familie, Gleim, Schmidt,

Fanny, Meta und andern Freunden" hervor. Im Vierzehnten Buche berührt Goethe die ihrer Zeit noch anstößigeren Gleim-Jacobi'schen Briefe v. J. 1768.

351. Inwiefern die Prüfung, welcher sich der junge Goethe durch Herder ausgesetzt sah, der Zeit keineswegs gemäß gewesen (S. 173), erklärt sich aus dem Gegensatze gegen jene Korrespondenzen. Eine solche Prüfung lag nicht in der Richtung der Zeit, für Goethe persönlich war sie sehr zeitgemäß.

Herder hatte 1769 seine Stellung zu Riga aufgegeben, Holland und Frankreich bereist und dann 1770 den Dienst als Reiseprediger und -Begleiter des funfzehnjährigen Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp, Sohnes des Bischofs Friedrich August von Lübeck-Eutin und Neffen des Königs von Schweden, angenommen. Seit Mitte des Juli auf der Reise, hatte er sich im August vierzehn Tage zu Darmstadt aufgehalten, dort Merck kennen gelernt und sich am 25sten mit der dort lebenden, aus dem Elsaß gebürtigen Karoline Flachsland verlobt. In den letzten Tagen des Augusts und noch am 1. September befanden sich die Reisenden am Hofe zu Karlsruhe, um dann am 3. oder 4. September in Straßburg einzutreffen (Herder's Lebensbild, III. S. 79 u. 106, wo Herder den 12. Sept. als den achten Tag des Aufenthalts bezeichnet). Bis zum 12ten wohnte Herder selbst in dem Gasthofe, wo ihm Goethe begegnete, Zum Geist (S. 173 unten), zog dann aber in das nur vier Häuser entfernte Quartier des Prinzen, dem er, inzwischen als Konsistorialrath und Ober-Prediger nach Bückeburg berufen, am 20sten seine Trennung ankündigte (a. a. O. S. 109, 123 u. 142). In diese Zeit, in die zweite Hälfte Septembers, wird der Anfang des Verkehrs zwischen Herder und Goethe zu setzen sein. Bis zum 10ten war Letzterer durch seine juristische Prüfung in Anspruch genommen, auch schreibt Herder, daß er in der ersten Zeit dort Niemand gesehn habe (a. a. O. S. 106), und in der ersten Hälfte Oktobers war Goethe in Sessenheim.

Der in die Tasche gesteckte seidne Mantel (S. 174) bildete lange ein Kennzeichen Herder's. Er schildert seiner Braut ein halbes Jahr später selbst das Aufsehn, welches sein Aeußeres in Bückeburg erregte: „Stellen Sie sich vor, was ich für eine Figur spielte, als mich mein ehrwürdiger Kollege mitten durch die Kirche führte, mich und meinen Mantel in der Tasche", worauf Karoline Flachsland antwortet: „Ich dachte mir Ihren

Herrn Konsistorial-Assessor mit einer ehrwürdigen priesterlich schwarzen Hülle neben Ihnen und Sie mit Ihrem hohen Toupée und kleinen Mantel — so leicht, als wenn Sie ihm über den Kopf springen könnten" (Aus Herder's Nachlaß, III. S. 29 u. 45, v. Mai 1771), und noch in Goethe's Epistel an Herder vom Februar 1776 findet sich eine Erinnerung hieran in den Versen (Werke, III. S. 144):

„Dürft auch den Mantel, wie vor Zeiten,
In Sack 'nein stecken vor allen Leuten."

Der korrespondenzreiche Hausfreund (S. 174) war der Agent Schneider.

352. Herder's Augenübel (S. 175) hatte schon oft operirt werden sollen, in Königsberg durch Hamann's Vater, der Wundarzt war, — ein Versuch, der Herder's Bekanntschaft mit Hamann selbst zur Folge hatte, — dann in Riga, Paris, Nantes, immer ward die Ausführung vertagt: jetzt, an dem Sitze der berühmtesten Wundärzte, vor dem Antritte seines neuen Amtes und im Hinblick auf seine Braut (oben S. 181), wie er selbst ihr schreibt, „in der Hoffnung, daß diese kleine Kur mein Auge auch für Dich, mein holdes Kind, aufheitern und gesund machen werde", entschloß er sich ernstlich dazu. Schon im September ließ er sich durch Lobstein untersuchen (Lebensbild, II. S. 63 u. III. S. 139, 208, 212). Im Oktober begann die Kur, und etwa den 20sten ward der Nasenknochen durchbohrt (Goethe, S. 175). Herder schreibt darüber am 28. Oktober an Merck: „Meine Operation dauert länger, als ich glaubte, woran Schnupfen und Wetter Schuld sind, und ich wäre der Sache fast müde. Es war mehr Leichtsinn, daß ich mir die Nase durchbohren ließ, als Bedürfniß; ich wollte doch nicht so ganz wie ein Narr aus Straßburg gehen nnd zweifelte also, ob ich mir sollte den Narrenhut als Dr. der Theologie aufsetzen lassen oder die Nase durchbohren. Ich fand Eines so ennuyant als das Andere, das Letzte aber doch in den Folgen nützlicher; ich wählt' es also, und nun lieg' ich vor Anker" — und an demselben Tage an seine Braut: „Ich habe sechs Tage die Bleistange ... in der Nase getragen; seit gestern ist sie heraus, und es wird in die Wunde, die fast zwei Zoll tief ist, täglich zweimal eine Wicke gesteckt und gespritzt; das geht nun zwar ohne alle Schmerzen nicht ab; seit gestern Abend ist mir auch das Auge und die ganze rechte Seite des

Gesichts geschwollen; aber das Vornehmste und Gefährlichste ist doch schon vorbei, nun muß blos die Kur ausdauern" (Lebensbild, III. S. 232 u. 233).

353. Der behagliche Russe, Namens Peglow (S. 175), war nicht ein früherer Bekannter Herder's von Riga her, vielmehr lernte ihn Dieser erst in Straßburg kennen; aber er war ein Vetter von Herder's Rigaischem intimen Freunde, dem dortigen Zoll-Kontroleur Begrow. Peglow verschaffte Herdern ein Quartier in seiner unmittelbaren Nähe. Herder schreibt von ihm an Begrow, nachdem er den Hergang der Operation erzählt: „Dieser Aufschub indessen hat mir die Bekanntschaft Ihres dicken, weiblichen, wohlbeleibten Vetters verschafft, und das ist wieder gut: er ist ein braver guter Junge, der Ihre guten Seiten und Schwachheiten hat, als wenn Ihr in einer Milchform gegossen wäret . . . . Ich verzweifelte, ihn mehr in St. zu erwarten: jetzt genieße ich ihn, weil er ein fetter Rinderbraten ist, fast zu lange; er mich ebenso, weil wir uns auf die hundsf. Art kennen lernen müssen: ich als ein Augenpatient, der mit gesunden Gliedern und versauertem Herzen dasitze und schon drei Paar Pantoffeln zertreten [ein Paar rothe Pantoffeln, S. 316]; er als ein ehrbarer Stud. med., der seinen Gang nach den Kolleg. den Tag über geht, wie Lessing's Esel zur Tränke oder die Flügel an der Windmühle. Des Abends erholen wir uns, er von seinem Fleiß und ich von meiner Faulheit, durch ein Glas Bischof . . . . Ich ärgere mich ungemein, daß ich so lange hier sitzen muß, und habe daher, um Plafond und Wände wenigstens zu vertauschen, mein Quartier verändert, so daß Ihre vetterliche Liebe mich also näher zu sich gezogen"; ebenso an Karoline Flachsland schon vorher: „Ich habe mir ein Quartier schon halb und halb besprochen, oder vielmehr räumt es mir ein Andrer ein, der mir auch in meiner halben Blindheit und Einsamkeit zuweilen Gesellschafter sein wird" (Lebensbild, III. S. 213 und 268). Peglow bestand das Doktor-Examen, besuchte auf der Heimkehr Herder in Bückeburg und überbrachte einen Brief desselben an Hamann vom Dezember 1773. Darin schreibt Herder: „Peglow, russischer Stabschirurgus, war in Straßburg zur Zeit meiner Blindheit und Trübsal mein Landsmann und Nebenwohner und hat nach geendeter Reise durch Frankreich und England die Güte gehabt, mich hier in den westfälischen Moraſtbergen, Eichen- und Buchenwäldern zu besuchen und acht

Tage Dach und Brod mit mir zu theilen. . . Er hatte die Weisheit oder Thorheit gehabt, Dienst und Ruhe zu verlassen, zu lernen, zu reisen, Doktor zu werden und jetzt heimzukehren." Diesen Brief, nebst einem ganz verschimmelten Stück Pumpernickel, überbrachte Peglow an Hamann aber erst im August 1774, gestattete demselben auch Einblick in sein Reise-Journal (Hamann's Schriften, Bd. V. S. 84).

354. Goethe's erwähnt Herder in den Briefen jenes Winters nicht ausdrücklich. Doch wenn er seiner Braut in traurigster Stimmung, als seine Kur sich über Erwarten verlängerte, am 2. Dezember schrieb: „An Umgang fehlt es mir dabei nicht, weil ich fast täglich zwei oder drei Leute um mich habe, allein desto mehr an rechtem Muth, mit diesen Leuten zu leben", — so befand sich Goethe unter dieser Zahl. Sonst wissen wir nur noch von Jung, Troost, Salzmann (Nachl., I. 27) und von Goethe's Leipziger Bekannten, dem Esthländer von Reutern — der hier Anknüpfungen fand, um in das Regiment Royal Allemand als Offizier einzutreten, — daß sie Herder besuchten.

Erst später, im März 1772, als Karoline Flachsland Goethe's Bekanntschaft gemacht hatte, gedachte Herder der Besuche Desselben allerdings mit dem Tone der großen Superiorität, welche ihm Goethe (oben S. 176) zuschreibt: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte und den ich gern sah; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können" (Erinnerungen aus dem Leben Herder's ꝛc., ed. Müller 1820, I. 219, u. Aus Herder's Nachlaß, III. S. 206; vergl. das. I. S. 27 und 46—49).

Von den S. 177 erwähnten beiden damaligen Hauptschriften Herder's, welche ihn allerdings den vorzüglichsten Männern an die Seite stellten, hatte Goethe nur die zuletzt (1769) herausgekommenen „Kritischen Wälder" gelesen; wenigstens läßt sich dies aus den Worten seines Schreibens an Oeser vom 14. Februar 1769 schließen: „Er [Lessing] ist ein Eroberer und wird in Herrn Herder's Wäldchen garstig Holz machen, wenn er darüber kömmt". Die älteren Fragmente „Ueber die neuere deutsche Literatur" (1767) las Goethe dagegen erst 1772 in Wetzlar (Aus Herder's Nachlaß, I. S. 40).

355. In einem Briefe an Hamann vom 1. August 1772 sagt Herder von seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache (S. 177, nicht Sprachen): „Ich habe sie zu Straßburg geschrieben, da ich eben mit Sr. Durchlaucht dem Prinzen von Holstein nach Florenz, Paris, London u. s. w. gehen sollte“ (Hamann's Schriften, Bd. V. S. 8). In seinen Briefen aus der Straßburger Zeit selbst haben wir dagegen keine Spur jener Arbeit gefunden. Sie ist von der Berliner Akademie (bei Goedeke ist „Königsberger“ Druckfehler für „Königlichen“) keineswegs im Jahre 1770 gekrönt, wie der Titel in der Müller'schen Gesammtausgabe besagt, sondern der Preis war für dies Jahr ausgesetzt worden. Mit Rücksicht auf deren große Ausführlichkeit und Reichhaltigkeit kann Herder die Schrift in Straßburg, wo die erforderlichen Hilfsmittel sich kaum hätten auftreiben lassen, wie Goethe angiebt, nur vollendet haben. Jedenfalls mußte sie vor Ablauf des Jahres in Berlin eingesandt sein. „Meine Preisschrift ist voller Kühnheiten,“ schrieb Herder im August 1771 an Hartknoch, und er wunderte sich, daß sie trotz seiner Polemik gekrönt worden (Von u. an Herder, II. S. 18). Hamann billigte sie nicht, und er selbst war später mit ihr unzufrieden (Nachl., III. S. 178).

Die Preisaufgabe lautete:

En supposant les hommes abandonnés à leurs facultés naturelles, sont-ils en état d'inventer le langage? Et par quels moyens parviendront-ils d'eux-mêmes à cette invention?

Dazu war gesagt, worauf Herder sich am Schlusse der Arbeit bezieht: On demande une hypothèse qui explique la chose clairement et qui satisfasse à toutes les difficultés (Nouv. Mémoires de l'Académie royale. Année 1770. Berlin 1772, p. 28). Ungenau giebt Herder die Aufgabe an Lebensb., II. S. 76.

Dreißig Arbeiten, theils in deutscher, theils in französischer Sprache waren eingegangen und noch eine nach dem Termine (1. Januar 1771).

Der Referent, Sulzer, urtheilte über die Herder'sche (Nr. 29): Elle est en deux parties conformément à la division du problème. Mais dans la seconde l'auteur ne fait point d'hypothèse qui montre la chose comme possible. Il prétend montrer qu'elle a dû nécessairement arriver et qu'il étoit impossible qu'elle n'arrivât point. Il veut prouver que la première pensée de l'homme étoit un langage intérieur mais il me semble qu'il ne fait pas assez voir comment en est né le langage extérieur; il s'arrête davantage au per-

fectionnement de ce langage. La pièce est supérieurement pensée et écrite (Aus den Akten der Akademie).

Herder wurde der Preis von 50 Dukaten in der öffentlichen Akademiesitzung vom 6. Juni 1771 zuerkannt.

Goethe erwähnt Süßmilch's (S. 177), da Herder's Schrift vorzugsweise gegen dessen „Beweis, daß der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich sei" (Berlin 1766), gerichtet ist. Süßmilch vertrat den alten naiven Standpunkt der Orthodoxie, während die Sprache, nach der rationalistischen Auffassung, auf einer Konvention beruhen sollte. Schon Aristoteles hatte die Entstehung der Wörter auf eine συνθήκη zurückgeführt. Condillac wird neben Rousseau und Maupertuis von Herder nach dieser Seite bekämpft, ebenso die sich noch heute einiger Anhänger erfreuende Nachahmungs- (Klingklang-) Theorie verworfen. Herder läßt die Sprache, gleich der Vernunft, sich mit dem Menschengeschlechte zu einem Ganzen entwickeln, an dem „Nationen und Welttheile und Zeitalter gebauet". Der höhere Ursprung sei, so fromm er scheine, durchaus ungöttlich, da Gott eine ganz unentwickelte, alles höheren Ausdrucks noch ermangelnde, primitive Sprache gelehrt haben müßte, wobei Herder noch die hebräische Sprache als die älteste, die eigentlich göttliche Sprache auffaßt. Der menschliche Ursprung zeige dagegen Gott im größesten Lichte, weil sein Werk, die menschliche Seele, aus sich selbst eine Sprache schaffe und fortentwickle. So sei der Ursprung der Sprache nur dann auf eine würdige Art göttlich, obschon er menschlich sei.

Wie der Mensch aus eignen Kräften zu einer solchen gelangen könne und müsse (Goethe, S. 177), zeigt Herder — Süßmilch's circulus vitiosus, daß die Sprache nicht ohne Vernunft, die Vernunft nicht ohne Sprache denkbar sei, durchbrechend — an dem das Schaf als das Blökende schauenden Kinde: „Es erkannte das Schaf am Blöken, es war ein gefaßtes Zeichen, bei welchem sich die Seele einer Idee deutlich besann [Besonnenheit = Reflexionsthätigkeit] — was ist das anders als Wort? Und was ist die ganze menschliche Sprache als eine Sammlung solcher Worte? — Die Sprache ist erfunden, ebenso natürlich und dem Menschen nothwendig erfunden, als der Mensch ein Mensch war." Die heutige, nach-Humboldt'sche Sprachwissenschaft könnte sich bei einem, das Problem durch den Nachweis solcher einzelner empirischer Vorgänge schon als gelöst annehmenden Verfahren nicht beruhigen; sie würde die Aufgabe überhaupt

anders stellen. Und doch wurde die Ausbildung jener Wissenschaft durch Herder's Vorarbeit wesentlich befördert, wäre es auch nur, daß der Süßmilch'sche Schulmeister (Goethe, S. 177 unten) für immer seinen Abschied erhielt. Auf dem Boden der Aufklärung drang Herder über die Aufklärung hinaus, er vertiefte sie hier, wie auf allen Gebieten, und machte sie zu etwas ganz Anderm (Haym, W. v. Humboldt's Lebensbild, 1856, S. 493). Seine Spracherklärung ging aus seiner allgemeinen Ansicht der Dinge hervor, sie war ganz aus einem Stück mit seiner Offenbarungslehre (Anm. 108d), mit der Auffassung, welche in der Humanität den höchsten Inhalt der Religion erblickte, und mit seiner Auslegung der Bibel als einer Sammlung geschichtlicher Zeugnisse und asiatischer Volksdichtungen.

Goethe war durch seine herrnhutische, also dogmafeindliche Richtung, durch den Ketzerfreund Arnold, durch seine Alchymisten und Neuplatoniker, durch das Studium Plato's selbst und das Hineinblicken in Giordano Bruno ganz vorbereitet auf solche Gedanken; er mußte dem neuen Lichte die größte Empfänglichkeit entgegenbringen. Die Arbeit über die Sprache konnte ihn zwar weniger durch ihren besonderen Vorwurf als durch die darin mit verschwenderischer Hand niedergelegten geschichtlichen Nachweise fesseln. Jene Arbeit ist schon wie eine Ankündigung der „Ideen zur Philosophie der Geschichte", eine Frucht der Studien, welche Herder nach dem Zeugnisse seines Reisetagebuchs von 1769 über die Religion, Dichtung, Sprache, Sitte, Verfassung der Völker durch alle Zeiten und über die ganze Erde hin unternommen hatte. Was Goethe S. 177 das eingehüllte Streben nennt, enthielt die Keime nicht nur jener philosophisch-geschichtlichen, sondern noch weiter einer ganzen Reihe anderer Herder'scher Schriften, welche in den nächsten Jahren ans Licht traten. Wir nennen: „Von deutscher Art und Kunst", zugleich ein Denkmal der hier in Straßburg gestifteten Freundschaft beider Männer: „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts", welche Herder nach seinem Briefe an Merck aus dem Oktober 1770 (wol vom Sonntag, dem 7ten) hier bei seinen archäologisch-biblischen Studien entdeckt zu haben glaubte: „Die Plastik", nach dem Reise-Journal v. J. 1769 und dem Schreiben an Hartknoch vom 5. September 1770, auf jener Reise entworfen, hervorgerufen durch den Anblick der Pariser Antiken: „Die Volkslieder", auf welche wir zu Seite 179 zurückkommen, da Goethe hier mit eingriff, wie denn Herder's Auffassung von der Poesie für Goethe

am Fruchtbarsten werden sollte; endlich: „Vom Geist der Ebräischen Poesie", hervorgerufen durch Lowth's Prael. de sacra poesi Hebraeorum, 1753, deutsch von Michaelis 1770 (Lebensbild, II. S. 361 bis 426, u. III. S. 84 u. 198 flgd.).

356. Der dicke Chirurgus war nicht eingerichtet, über so abstrakte Materien zu denken (S. 178). Herder schildert den philosophischen Unterricht, den er Peglow ertheilen wollen: „Wir fangen an, der Quartant wird aufgeschlagen, ich streiche ihn mit einer tiefsinnigen Lehrermiene, daß er fest liegen soll: will anfangen: sehe ihn an; aber seine ehrwürdige Miene zerstört so sehr alle meine Fassung, daß ich und er loslache — das Buch wird zugeschlagen, und dabei ist's geblieben" (Lebensbild, III. S. 269). Das Kartenspiel führt auch Herder an (das. S. 273).

357. Brutus' Briefe (S. 178) mochte Herder zu seinem Drama „Brutus" benutzen wollen, das freilich erst 1774 erschien.

Herder's Deutung des Namens Goethe (S. 178) ist gewiß die früheste. Läßt man die dritte Erklärung beiseite, so kann die Wahl nur zwischen den beiden ersten schwanken. Der Schwede Cosander von Goethe (s. Loen's Schriften, I. S. 258 flgd. u. Gubitz' Gesellschafter, 1844, Nr. 123), der Berliner Baumeister, Schwiegersohn des Frankfurter Merian und selbst langjähriger Bewohner von Goethe's Vaterstadt — ist unzweifelhaft ein Gothe, ein Gothländer. Aber unsern Goethe darf man dazu nicht machen wollen, wie z. B. im Frankf. Konversationsblatt geschah (Nr. 294 v. J. 1854) und schon früher durch Klopstock. Dieser, den Gottsched stets „Klopfstock" genannt und den auch Herder oder Goethe „die Sprache klopfstocken" lassen (Goethe's Werke, Bd. III. S. 398), liebte es, wol nicht aus den edelsten Motiven „Goethe und Schiller" im vertrauten Kreise als „Gothe und Schüler" zu verspotten (Arch. f. Lit.-Gesch., 1873, Heft 3). Vielmehr haben wir in dem Namen Goethe nur eine der weitverbreiteten Abkürzungen des Namens Gottfried, in der man sich die erste Silbe mundrecht gemacht. Lappenberg (in dem Buche über die Klettenberg, S. 257) erklärte sich noch für den Gothen; doch Dr. Volger's, des Vorstandes des Frankfurter Hochstifts, Untersuchungen über diesen Gegenstand führen Goethe's Genealogie auf die in Franken verbreiteten Götz bis 1414 zurück (N. Frankf. Presse, 1874, Nr. 7). Der Götz verhält sich aber zum Gottfried wie der Fritz zum Friedrich, der

Uz zum Ulrich. Als Varianten dieses selben Namens notiren wir: Götze, Goette (Götten's jetzt lebendes gelehrtes Europa. Braunschw. 1736, 2 Thle.), Goedde (Gießen 1706), Goede (als Goedäus in Halle 1734 und als Goedius in Jena 1807), Köthe (gleichfalls in Jena), Goedeke (Diminutivform), Goethjes (in Leipzig) u. s. w. Ob der Name nun Goethe oder Göthe zu schreiben (die letztere Form war im vor. Jahrhundert die üblichere, namentlich von Goethe's Vater angewandte), kann nicht zweifelhaft sein. Goethe hat sich bestimmt für die erstere entschieden. Vergl. Lewald's Europa, 1844, Nr. 21, S. 356; Groscreuz in der Abendzeitung, 1841, Nr. 203, der die Untersuchung über Goethe's Namen gleichfalls an Herder's Brutus-Billet anknüpft, und Moltke's Deutschen Sprachwart, Bd. 8, Nr. 2, S. 74.

358. Herder kannte die Dresdner Galerie damals noch nicht, dagegen aber die Kunstschätze Frankreichs und Hollands. Von der Höhe dieser Anschauungen duldete er nicht, daß Goethe auch die seinigen geltend machte. Die Diesem so werthen biblischen Parabeln des Domenico Feti (S. 179, vergl. Anm. 279) findet man zu Dresden unter No. 96 Rückkehr des verlornen Sohnes; 97 vom verlornen und wiedergefundenen Groschen; 98 vom verlorenen und wiedergefundenen Schafe; 100 von den Arbeitern im Weinberge; 101 von dem Herrn, zu dessen Gastmahl Krüppel und Lahme geladen werden, u. a. m.

Herder ertheilte Goethen selbst jenen Malernamen, wie aus Letzteres Schreiben vom September 1771 an Herder hervorgeht. Denn darin heißt es: „Wie wird Herder geguckt haben, da er von „Dominicus Baham Feti" so reden hörte" [nämlich im Tone der Bewunderung seitens der Eltern und der Schwester Goethe's; s. Herder's Nachlaß, I. S. 33]. Der zweite Spitzname ist aus Crebillon's „Sopha" genommen, welches Romans auch Herder in seinem Reise-Journal (S. 283) gedenkt; diesem Schach Baham begegnet man bei Wieland (nach Düntzer, a. a. O.) und ebenso bei Hamann, der in dem unpaginirten Anhange des „Selbstgespräch eines Autors" (1773) als Dichtersold Friedrichs-, Augusts- und Bahamsd'ore verlangt.

359. Ein Zeugniß der im Elsaß von Goethe aufgesuchten Ueberlieferungen (S. 179 unten) sind die „Aus Herder's Nachlaß" mitgetheilten zwölf Volkslieder, von welchen Goethe aus Frankfurt an Herder schreibt: „Ich habe noch aus Elsaß

zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe" (daſ. I. S. 29 und 153—176), Lieder, die ſpäter in „Des Knaben Wunderhorn" und in Uhland's und Simrock's Sammlungen, zunächſt aber in Herder's „Volkslieder" übergingen. Aehnlich entlockte Goethe ſpäter in Weimar einer alten Frau zu Oettern, was ſie an alten Liedern wußte (Werke, Bd. V. S. 234), und entſprechend verfuhren nach einem halben Jahrhundert die Brüder Grimm, um den Schatz der alten Volksmärchen zu heben. Für Friederike Brion ſchrieb Goethe eine Reihe jener Lieder auf, und eine dritte größere Sammlung von ſeiner Hand aus der Straßburger Zeit lag Schöll vor (Briefe u. Aufſ., S. 123 bis 130). Herder, dem die nordiſch-mythiſche Poeſie auf ſeiner Seereiſe beim Anblick der ſchwediſchen Küſte lebendig entgegengetreten war (Lebensb., II. S. 19, 249, 293, u. III. 237), der Gerſtenberg's Skaldenlieder bevorzugte (daſ. III. 340), im Oſſian lebte und ihn in ſeinen „Briefen über Oſſian" (in „Von deutſcher Art und Kunſt") noch vor „Werther" verkündete (Lebensb., II. 18, 62, III. 242—251, u. Nachl., I. 31), dann in dieſen Kreis Percy's Reliques of ancient Poetry und Ramſay zog, daraus in Straßburg ſchottiſche und engliſche Balladen (Lebensb., III. S. 282—301, 318—321, u. Nachlaß, III. S. 103, 196, 205), und ebenſo aus dem Kiämpe Viiser den „Erlkönig" und den „Waſſermann", ferner wendiſche, litthauiſche, lappländiſche Lieder übertrug, welche Goethe zum Theil als Einlagen in ſeine „Fiſcherin" ſpäter benutzte (Düntzer, Morgenbl., 1855, Nr. 11, S. 247; Lebensb., III. S. 313 u. 314), dann aber die hebräiſche Dichtkunſt, wie Goethe oben bemerkt, die arabiſche (Hariri, Lebensb., II. 61) und perſiſche (daſ. 36 u. 61) vom kulturgeſchichtlichen und volksthümlichen Standpunkte ſtudirte: — Herder, ſo ausgerüſtet, ſelbſt Dichter, von dem Streben erfüllt, „Funken zu ſchlagen zu einem neuen Geiſte der Literatur" und deshalb auf dieſem Gebiete „Alles zu leſen, was unſre ſo merkwürdige Zeit liefert" (Lebensb., II. S. 293 u. S. 40), war wie kein Zweiter auf der Welt der geeignete Mann, Goethe die wahren Quellen der Poeſie zu erſchließen. Aus Herder's Krankenſtube zu Straßburg ſollte die Wiedergeburt unſrer Poeſie, nicht nur der Lyrik, hervorgehen. So ſind auch Goethe's „Ephemerides" aus jener Zeit angefüllt mit Reihen von Büchern über nordiſche Literatur; wir finden die Edda, Saxo Grammaticus, Mallet's Monumens celtiques, Ancient scottish poems, ſelbſt eine lettiſche Gramma-

tik, und von diesen Dingen handelt auch der zunächst folgende Briefwechsel mit Herder (namentlich Nr. 4 von der Vergleichung des Englischen und Celtischen). Shakespeare's haben wir hier nicht gedacht, weil der Text uns erst im nächsten Buche auf ihn hinführt; Homer aber, den das biographische Schema v. J. 1770 nennt, darf nicht fehlen. Volkslieder im Homer zu suchen, war zwar einer späteren Zeit vorbehalten; aber auch Herder ruft aus: „Leset Homer, als wenn er auf den Straßen sänge" und „o, Ihr großen Meister aller Zeit, Ihr Moses und Homere, Ihr sangt durch Eingebung" (Lebensb., II. S. 298 u. 332). Als Herder 1772 Homer wiederlas, erinnerte er sich der Straßburger Zeit. Er schreibt: „Goethe fing Homer in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leyer sieht (wenn er sehen konnte) und in seinen ansehnlichen Bart lächelt" (Merck, I. S. 44). Nach Herder's Abreise hatte Goethe den Homer mit nach Sessenheim gebracht, von wo er Salzmann meldet, daß er ihn jetzt „fast ohne Uebersetzung lese". — Zu Hamann (S. 180) vergl. oben Anm. 293, Hamann's Schriften, Bd. VI. S. 85, und Goedeke, II. S. 654, Nr. 27, 30 u. 37.

360. Unter den wenigen Wochen (S. 180) kann im Zusammenhange nur die erste Zeit von Herder's Aufenthalt gemeint sein, ehe die unglückliche Wendung der Kur eintrat. Herder's Briefe enthalten eine genaue Geschichte derselben (Lebensb., III. S. 265, 267, 273, 302, 310, 325, 329). Lobstein, der Erfinder eines eignen Instruments für die Operation der Thränenfistel (Michel, Essai sur la chirurgie, p. 46), brachte die beabsichtigte Kommunikation nicht zu Stande (Goethe, S. 180 unten), oder wie Herder schreibt: „Hinten nach findet sich's, daß demohngeachtet [des gebohrten neuen Kanals ungeachtet] der Thränensack seine Schleuse nicht in diesen Kloak lassen will." Herder zog nun „einen andern Chirurgus neben an" zu Rathe, mit Namen Busch, „der erfahrenste Chirurg, der hier zu haben ist." Dieser schlug ein neues Verfahren ein (Januar 1771); es „ward ein Faden eingebracht, der überhalb dem Ligament ein-, unter dem Ligament durch- und herausgeht und jetzt [Februar] drei Wochen täglich herausgezogen wird, mit reinigender Salbe bestrichen. An diesem Faden geht der Ausfluß sehr gut herab. Der Faden sollte gleich in die Nase gebracht werden, wie ich

wollte; da aber mein Professor immer so operirt wie bei dem Kadaver der Anatomie, so unterblieb's bis jetzt." Ueber das, was nun zu thun sei, waren Lobstein und Busch verschiedner Ansicht; Letzterer hatte „den Eigensinn in den Kopf gefaßt, man solle das Ding zugehn lassen", und damit wurde dann, wie Goethe S. 180 unten berichtet, die Kur beendigt, die jedoch Herder noch über Ostern 1771 (31. März) bis in den April in Straßburg festhielt und seine knappen Geldmittel ganz erschöpfte (S. 181).

Ob der scharfe „Nießwurzbrief", den Goethe von Herder noch in Straßburg erhielt (Nachl., I. S. 28), jene Geldangelegenheit (S. 181) berührte, läßt sich nicht erkennen. Goethe fühlte durch den Brief „sein ganzes Ich erschüttert". „Bin ich bestimmt," antwortet er, „Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern, es treu sein."

361. Zu der sich anschließenden Erörterung über Dank und Undank (S. 181 bis 183) erinnern wir an die Worte oben S. 128: „die Absonderung vom Wohlthäter ist der eigentliche Undank", und an die zahme Xenie (Werke, Bd. III. S. 268):

„Wen die Dankbarkeit genirt,
Der ist übel dran;
Denke, wer Dich erst geführt,
Wer für Dich gethan!"

Dazu Nr. 53 der Sprüche (Buch 6) des „Divan" und Nr. 199 der „Sprüche in Prosa": „Der Undank ist immer eine Art Schwäche", woran Menander's *πονηρός ἐστι πᾶς ἀχάριστος ἄνθρωπος* (V. 456 der *γνῶμαι μονόστιχοι*, nach H. Grotius: ingratus omnis homo non est, quin sit malus) in deutscher Umschreibung sich anschließt. Bei Riemer (Mittheil., I. S. 99—102) findet man eine Zusammenstellung der betreffenden Aeußerungen Goethe's.

Lessing hat sich in seiner besten Lebenszeit mehrfach über Undank ausgesprochen. Die gemeinte Stelle ist daher sicher nicht anzugeben, doch möchten wir uns für den Schluß der Fabel „Der Knabe und die Schlange" („Fabeln", B. II. Nr. 3) entscheiden: „Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschen hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es werth, . . . daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern."

Das Gutachten über Ovid (S. 183) ist der zu Anfang des vorigen Buchs mitgetheilte Auszug aus der Heynischen Rezension.

Wegen des semper aliquid haeret (S. 184, Z. 7) s. Büchmann's „Geflügelte Worte".

362. Von Götz von Berlichingen und Faust (S. 184) enthalten die „Ephemerides" noch nichts. Die Lebensbeschreibung des Erstern mag Goethe schon in der letzten Frankfurter Zeit gelesen haben: jedoch der hier nachfolgenden Stelle aus Herder's „Von deutscher Art und Kunst" (S. 112) darf man nicht entnehmen, daß Goethe, der ihm das Interesse am „Faust" verheimlichte, weil Herder einen Rückfall in die eben überwundne theosophische Epoche seines jungen Freundes gefürchtet haben würde, das Gleiche nicht hinsichtlich des „Götz" gethan habe. Dies dürfte man nur dann, wenn man die Abfassungszeit der betreffenden Stelle vor Ablauf des Jahres 1771 setzte, bevor Herder den ersten Entwurf, wie Goethe schreibt, den „Skizzo", des „Götz" erhalten hatte. Wir glauben hierzu jedoch nicht berechtigt zu sein, weil Herder's „Von deutscher Art und Kunst" doch erst 1772 gedruckt worden ist. Dabei verschlägt es nichts, daß dies Werk, wie Herder an Hamann im Juli 1773 schreibt, „alt, auf der Reise" verfaßt worden war, d. h. vor Bückeburg. Zusätze und Aenderungen sind deswegen doch noch für d. J. 1772 anzunehmen. Nachdem Herder Shakespeare's Stücke „Trümmer der Ritternatur" genannt, die immer mehr veralten würden, ruft er aus: „Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebte, wo ich ihn begreifen konnte, und wo Du, mein Freund, der Du Dich in diesem Lesen erkennest und fühlst, und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmet, wo Du noch den süßen und Deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unsern Ritterzeiten in unsrer Sprache unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen! Ich beneide Dir den Traum und Dein edles deutsches Wirken, laß nicht nach, bis der Kranz dort oben hange!" Goethe's Schreiben an Demars in Neu-Breisach mit den Worten: „Hier schick' ich Ihnen ein Drama meiner Arbeit. Sein Glück muß es unter Soldaten machen. Unter Franzosen, das weiß ich nicht" — fällt erst in den Sommer 1772, nicht, wie Stöber (Der Aktuar Salzmann, S. 51, Note 2) und Andre angenommen, in den Sommer des Jahres vorher. Endlich das Zeugniß von Goethe's Mutter über die Veranlassung des Stücks, leider ohne Zeitdaten. Sie schrieb nach dem Erscheinen des Angriffs Friedrich's des Großen auf den „Götz" in der

Schrift De la littérature allemande an ihren Freund, den Schauspieler Großmann, am 4. Februar 1781: „Meinem Sohn ist es nicht im Traum eingefallen, seinen „Götz" vor die Bühne zu schreiben. — Er fand etliche Spuren dieses vortrefflichen Mannes in einem juristischen Buch — ließ sich Götzens Lebensbeschreibung von Nürnberg kommen, glaubte, daß es anschaulicher wäre in der Gestalt, wie's vor Augen liegt, webte einige Episoden hinein und ließ es ausgehn in alle Welt" (Arch. f. Lit.-Gesch., III. S. 120. 1873). Aus dem Schreiben Goethe's an Salzmann vom 28. Nov. 1771 über den „Götz" ist sicher zu schließen, daß Diesem der Stoff noch unbekannt war.

Die „Ephemerides" enthalten mehrere auf das Faustrecht und auf die mystisch-kabbalistische Chemie (S. 184) bezügliche Notizen (Schöll's Aufs., S. 137 u. 76 flgd.), ohne daß klar zu ersehen, ob dieselben noch in Frankfurt oder in Straßburg zu Papier gebracht sind.

363. Die Mitschuldigen (S. 184) hatte Goethe mit nach Straßburg genommen. Die Bearbeitung des Stücks v. J. 1769 ist uns nur durch die von ihm Friederike Brion geschenkte Abschrift erhalten worden. Daß auch Salzmann und Jung das Stück gekannt, zeigen Goethe's Briefe an dieselben vom 28. Nov. 1771 (Stöber's Salzmann, S. 51 bis 53). Wenigstens halten wir, was darin „Comödia" und „meine Oper, der mondo alla riversa" [umgekehrte Welt] genannt wird, für jenes Stück. Die Stelle in Goethe's Brief an Herder vom September 1771 über Letzteres Besuch in seinem Vaterhause: „Es ist auch verplaudert worden, daß ich fürtreffliche Werke geschrieben habe. Meine Schwester weiß selbst nicht, warum sie sie auf Ihr anhaltendes Gesuch nicht herausgeben wollte. Es würde Ihnen nicht unangenehm gewesen sein, die Geschichte meiner Seele zu lesen und den seltsamen Standort zu kennen, von dem ich damals die Welt sah", — bezieht sich auf seine erhaltenen Leipziger Stücke, und wir möchten glauben, grade vorzugsweise auf Die Mitschuldigen, die Herder hienach in Straßburg nicht gesehn hätte (Nachl., I. S. 33).

364. Aus der Bemerkung (S. 184), daß alle Dokumente jener wunderbaren Tage verloren gegangen, müßte man schließen, daß die Herder'schen Spottgedichte (S. 178 u. 179) von Goethe aus dem Gedächtnisse nachgebildet seien, spräche nicht der Ton derselben für ihre Ursprünglichkeit.

365. Die Bemerkung über Jung (S. 185) bestätigt dieser selbst: „Diesen Winter kam Herr Herder nach Straßburg. Stilling wurde durch Goethe und Troost mit ihm bekannt. Niemalen hat er in seinem Leben mehr einen Menschen bewundert als diesen Mann. ‚Herder hat nur einen Gedanken, und dieser ist eine ganze Welt' [Citat Jung's]. Dieser machte Stilling einen Umriß von Allem in Einem, ich kann's nicht anders nennen; und wenn jemals ein Geist einen Stoß bekommen hat zu einer ewigen Bewegung, so bekam ihn Stilling von Herdern, und das darum, weil er mit diesem herrlichen Genie in Ansehung des Naturells mehr harmonirte als mit Goethe" (Wanderschaft., S. 173). Goethe lag bei Abfassung der Stelle oben (S. 185) Stilling's Buch vor Augen. Jung wandte sich auch brieflich an Herder nach dessen Abreise; aber Goethe schreibt Letzterem (Nachl., I. S. 26): „Nachdem Sie fort sind, bin ich fein [Jung's] Heiliger, und ich habe mich recht aus dem innersten Herzen heraus gebrüstet, da ich meinen Namen hinter dem Ihrigen mit einem so honorablen Ein staffirt fand. Es ist das erste Mal, daß ich dieses gelehrte Von vor meinen sechs Buchstaben sehe" [Jung hatte von Einem Herder, Einem Goethe gesprochen].

366. Die Reise mit den beiden, bereits in Anm. 327 genannten Elsäßern (S. 185) ward, zur Benutzung der Johannisferien, Samstag, den 22. Juni 1771 angetreten (Düntzer, Frauenbilder, S. 40). Diese Zeitbestimmung ergiebt sich aus dem von Schöll (Auff., S. 55) mitgetheilten Goethischen Briefkonzepte „Saarbrück, am 27. Juni" in Verbindung mit dem Umstande, daß die Reisenden sich an einem Sonntage in Pfalzburg befanden, und mit der Johanniszeit.

Einzelne Spuren zeigen zwar, daß die zu Frankfurt erlernte edle Reitkunst schon in Leipzig im Freien geübt worden war (s. oben S. 108 und 107, und den Brief an Oeser vom 14. Februar 1769); erst im Elsaß geschah dies jedoch in großem Maßstabe. Das Reiten war, zumal für jüngere Männer, damals die bequemste und schnellste, daher gebräuchlichste Art zu reisen überhaupt.

367. Zabern (S. 185 unten), die Tres Tabernae der Römer, Saverne, in der Dichtung durch Schiller's „Gang nach dem Eisenhammer" verewigt, liegt 40 Kilometer nordwestlich von Straßburg entfernt, am Fuße der Vogesen (S. 186).

Die Straße dahin führte, wie heute, über Ittenheim, Wasselonne (Wasselheim) und das Kloster Maursmünster. Eine Menge Burgen krönen die Berge bei Zabern, Groß- und Klein-Geroldseck, Hochbarr, Greifenstein, ebenso die Berge vorher auf dem ganzen Wege seit Wasselheim. In Zabern residirte der Bischof von Straßburg, der Kardinal Rohan, den Goethe bei dem Einzuge der Dauphine bereits gesehen hatte. Das bischöfliche Schloß (S. 186) war nach den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges von den Fürstenbergs, dann von den Rohans neu errichtet; es war une des résidences les plus vastes et les plus somptueuses (Ristelhuber, S. 457). Die Herrlichkeit ging in dem Brande vom 7. September 1779 zu Grunde. Der Nachfolger und Neffe des von Goethe geschilderten kleinen Kardinals, der durch die „Halsbandgeschichte" bekannte Kardinal Louis Rohan, hatte den Neubau, nach dem Muster der Wilhelmshöhe zu Kassel, noch nicht beendigt, als die Revolution hereinbrach. Der schöne Park ward zertheilt, das verwüstete Schloß als Kaserne und der große Platz vor demselben als Uebungsplatz benutzt. Der Kardinal, den Goethe speisen sah, war ein berühmter Gourmand; wie Erkmann-Chatrian erzählt, hatte er sein ganzes Küchengeräth, zur Vermeidung des Grünspans, aus gediegenem Silber anfertigen lassen, und in jenen Zeiten der Hungersnoth wurde eine seiner täglichen Schüsseln von Karpfenzungen, Trüffeln und Krebsschwänzen auf 400 Livres geschätzt.

Der Kanal (S. 186) war nicht der erst in diesem Jahrhundert ausgeführte Marne-Rhein-Kanal, sondern eine Wasserleitung (die sog. Wasserstuben), welche das der Oberstadt fehlende Wasser aus dem Flusse Zorn in eine dem Schloßplatze gegenüber angelegte Zisterne führte und (dans la longueur d'une lieue) die ausgedehnten Gartenanlagen bewässerte (Das alte Zabern, von D. Fischer. Zabern 1868, S. 154; Histoire de la Basse Alsace, selon Schoepflin, III. p. 134, 1829, u. C. G. Klein, Saverne et ses environs).

Die Zaberner Steige (S. 186), d. h. die aus dem Thale über das Gebirge auf Pfalzburg und Saarburg in einer Breite von 12 Meter westwärts führende Chaussee, ward unter Ludwig XV. in den Jahren 1728 bis 1737 durch den Ingenieur Régemorte ausgeführt. Sie war das Wunderwerk der Zeit und begeisterte die Französinnen zu einer Haartracht à la Saverne.

368. Pfalzburg (S. 186), 14 Kilometer von Zabern entfernt,

ist bereits lothringisch (1661 von den Herzögen von Lothringen an Frankreich abgetreten), in neuester Zeit viel genannt als Schauplatz Erkmann-Chatrian'scher Romane.

Die große Theurung und Hungersnoth (S. 186), die unerfreuliche Gegenwart (S. 188) versetzen ganz in das Jahr 1771 und dessen sehr nassen Sommer. Die Theurung war eine allgemeine, auch in Preußen, Sachsen, Thüringen (Eichstädt, In memor. Amaliae), in Württemberg u. s. w. Die Folgen zeigten sich in starker Auswanderung, namentlich aus Schwaben, und in der allgemeinen Einführung des Kartoffelbaues, vorzüglich auf Anregung Friedrich's d. Gr. (vergl. Belli-G., VI. 3 u. 6).

369. Am Sonntag, dem 23. Juni, Abends, wol noch bei guter Zeit, gelangten die Reisenden zurück über Zabern, dann in der Ebene, das schöne Gebirg zur linken Hand, auf dem kurzen Wege (15 Km.) über Steinburg und Hattmatt nach Buchsweiler, welches Städtchen sie auf der letzten Anhöhe bei Imbsheim im Thalgrunde vor sich liegen sahen. Weyland und Engelbach waren Beide aus Buchsweiler gebürtig, der Hauptstadt der Grafschaft Hanau-Lichtenberg.

In der Beschreibung dieses Städtchens (S. 187) vereinigte Goethe sicherlich die Eindrücke mehrfach wiederholter Besuche. Nach dem Schreiben an Engelbach (Stöber's Salzmann, S. 47 u. 48) aus Straßburg vom 10. September 1770: „erinnern Sie auch meine Freunde [also die in Buchsweiler], daß ich noch bin und Euch lieb habe", wird man mit Düntzer (Frauenb., S. 39) zur Annahme berechtigt sein, daß diesem Schreiben bereits ein Besuch in Buchsweiler vorangegangen war.

In Lehmann's „Urkundl. Gesch. der Grafschaft Hanau-Lichtenberg" (Thl. II. S. 501—514. 1863) wird die glückliche und verdienstvolle Regierung des letzten Grafen, Johann Reinhard's III. (S. 188), im Einzelnen gewürdigt. J. J. 1736 war das Land an seinen Schwiegersohn, den damaligen Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, den späteren Ludwig VIII. gelangt, Denselben, dessen Zusammentreffen mit dem Kaiser Franz i. J. 1764 Goethe im Ersten Theile geschildert hat. Die Verwaltung des Ländchens blieb nach wie vor gesondert; jedoch nahm der seit 1768 regierende Ludwig IX. seinen Wohnsitz in Pirmasens. Die Stadt von etwa 4000 Seelen ist nach einer Beschreibung v. J. 1828 größtentheils in Holz unregelmäßig gebaut. Das alte gothische Schloß (S. 187) ward nach den Verwüstungen der

Revolutionszeit zu Anfang dieses Jahrhunderts abgebrochen. An der Stelle desselben und der Gärten sind öffentliche Spaziergänge und ein großer Marktplatz angelegt, der Mairieplatz. Die schöne Orangerie schenkte Napoleon der Stadt Straßburg. Die Fasanerie, südlich der Stadt, auf dem Wege nach Niedheim, befindet sich im Privatbesitz. In der „Mondnachtsoirée im Reiherwald" hat Stöber Reinhard's III. schöne Schloßanlagen anschaulich geschildert (Els. Neujahrsblätter f. 1843).

Die Stadt liegt am Fuße des 487 Meter hohen Bastberges (S. 187), der in der Geschichte der elsäßer Sagen eine große Rolle spielt. „Vom Bastberge herab genießt man der herrlichsten Rundschau, einerseits nach dem Panorama der Vogesen von Zabern bis Lützelstein und weiter, mit der Gebirgsfeste Lichtenberg, andrerseits nach der reichen elsäßischen Ebne mit dem Straßburger Münsterthurm am fernsten Horizont. Der Volksglaube assimilirt ihn dem Blocksberge, als Sammelplatz von Hexen und Geistern, wie überhaupt die ganze Umgegend von Buchsweiler ein ergiebiges Feld für den Sagenforscher darbietet" (A. Stöber, Die Sagen des Elsaßes, S. 266 flgd.; Alsatia, 1856 und 1857, S. 138„Der Spielmann auf dem Bastberg", u. Alsatia, 1851, S. 10 „Der Buchsweiler Weiberkrieg"). Zu Goethe's Zeit war auch das alte Nationalkostüm in Buchsweiler völlig erhalten.

Der Bastberg ist ferner durch seine geognostische Bildung und durch seine auch von Goethe im folgenden Buche erwähnten Versteinerungen merkwürdig. Unter einer Süßwasser-Schicht findet man eine zweite aus Meerwasser abgelagerte Formation. Wir folgen hierbei der unten angegebenen Schrift von D. Deiß (Seite 5). Er sagt von der ersten Schicht: Dans ce terrain on trouve beaucoup de pétrifications appartenant à l'ordre des Conchifères et à l'ordre des Céphalopodes tels que les Bélemnites, des Ammonites etc. und von der zweiten: on y trouve des pétrifications appartenant à l'ordre des Céphalopodes et à l'ordre des Conchifères, tels que des Mya, Lutraria, Cardita, Arca etc.

Die Abtei St. Johann (S. 187 unten) ist das nördlich von Zabern, also in der Richtung nach Buchsweiler am Fuße der Vogesen belegene, i. J. 1127 gegründete große Kloster St. Jean des Choux.

Die schwäbischen Gebirge (S. 188), d. h. der Schwarzwald.

Die Quellen des Bastberges, die Stadt bewässernd, ergießen sich in die Moder, den Nebenfluß des Rheins.

Ueber Buchsweiler s. Ristelhuber, p. 66 — 68; D. Deiss, Essai d'une topogr. de la ville de Bouxviller, Strasb. 1828; Th. Klein, Das Städtchen Buchsweiler und die Bergveste Lützelstein, Mülhausen 1858, u. Hist.-geogr. Orts-Lexikon des niederrh. Depart. Mülhausen, 1865, S. 37 bis 39.

370. Lützelstein (S. 188) oder Lützelburg (Fort La Petite Pierre), Pfalz-Zweibrücken gehörig, erreichte man über Obersulzbach beim Eintritte in die Vogesen, um, das Gebirge quer durchschneidend, bei Bockenheim („Buchenhain" nach Böckh, Bouquenom, Saar-Union) zur Saar hinabzusteigen. Neu-Saarwerden, dem französischen Bockenheim gegenüber, war damals nassau-weilburgisch (Ristelhuber, S. 631). Man betrat das Westrich (S. 188) oder Westreich, d. i. den auf der Abendseite der Vogesen und des Hardtgebirges belegenen Landstrich an der Saar, Blies und andern Zuflüssen der Saar (Berghaus, Deutschland vor 100 Jahren. 1860, II. S. 258). Der Name ist noch heute im Volksmunde lebendig. Man gelangte hier in eine Enklave „Reichsland" und dann erst wieder vor Saaralbe, zur Löwenstein-Werthheim'schen Herrschaft Püttlingen gehörig, in das spätere französische Mosel-Departement.

Zu den Worten waldigen Lande (S. 189) ist zu bemerken, daß noch jetzt der Boden von Deutsch-Lothringen 25 Prozent Wald enthält.

371. Saarbrück (S. 189) erreichten die Reisenden, wie es scheint, jetzt nur Goethe und Weyland, am 26. Juni (1771). Das von Schöll (S. 55 flgd.) mitgetheilte Briefkonzept aus Saarbrück vom 27sten enthält die Stellen: „Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei, und wir kamen eben aufs lothring'sche Gebirg [linker Hand von Saargemünd ab], da die Saar unten vorbeifließt" [rechter Hand], und „da ich diesen schönen Weg hierher machte und alle Abwechselungen eines herrlichen Sommertags in der süßesten Ruhe genoß". Der Himmel hatte sich also nur vorübergehend getrübt (S. 188); aber in dem Briefe heißt es wieder: „Heute regnet's."

Weyland's Schwester war an den nassau-saarbrück'schen Regierungsrath Schöll, den Vater des bekannten diplomatischen

Schriftstellers, verheirathet, in dessen Hause Goethe Aufnahme gefunden haben wird.

Bei der Familie von Günderode bedurfte er, als ein Frankfurter, keiner besondern Empfehlung (s. Anm. 385)

Der Fürst Friedrich Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrück war am 24. Juli 1768 verstorben und ihm sein ältester Sohn, der nicht am Orte befindliche (S. 189), damals sechsundzwanzigjährige Fürst Ludwig in der Regierung nachgefolgt.

372. Der Weg, den die Reisenden an einem der letzten Tage des Juni von Saarbrück aus durch die nordöstlich in der Richtung auf Neunkirchen sich erstreckenden Bergwerks- und Hüttendistrikte (S. 189 bis 192) einschlugen, über Duttweiler, die Alaunhütte, den seit etwa 1740 brennenden Berg, das um 1760 neu angelegte Harzwerk (S. 192, Z. 3) des Herrn Stauf, oder vielmehr nach dem Kirchenbuche Staudt, bei Sulzbach bis nach Friedrichsthal und den dortigen Glashütten (S. 192), folgt der Mannheim-Saarbrücker Eisenbahn, jedoch stets am rechten Ufer des Sulzbaches, wendet sich von dort aber in östlicher Richtung direkt nach Neunkirchen. Die Neukircher Hütte liegt zur rechten und die Neue Schmelze (S. 192) zur linken Hand unmittelbar vor dem Städtchen.

Die Worte: „wie vor einigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten“ (S. 192), finden sich genau wieder in dem mehrerwähnten Briefkonzept aus Saarbrück vom 27. Juni: „wie um die dunklen Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen, da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend.“

Die Sensenschmiede (S. 190) möchte mit dem unmittelbar bei Saarbrück auf dem linken Saarufer angelegten „Sensenwerk“ identisch sein. Bei dem Drahtzug (das.) erinnern wir an die spätern Verse (Bd. III. S. 358) von einem solchen:

Uns gab sie [die Geometrie] erst den Hebel in die Hand,
Dann ward es Rad und Schraube dem Verstand,
Ein leiser Hauch genügt der steten Regung,
Aus Füll' und Leere bildet sie Bewegung.

373. In Neukirch (S. 192) suchte Goethe noch das an der Straße nach Spiesen südlich auf einer heute „Schloß-

berg" benannten Höhe gelegene fürstlich nassauische Jagdschloß auf. Halbmondförmig blickte es mit der Front über Berg und Wälder nach Südosten, also nach Homburg und Zweibrücken hin, in der Richtung des sogleich einzuschlagenden Rückwegs.

An der Stelle des 1793 von den Franzosen zerstörten, dann wiederhergestellten, später abgebrannten und abgetragenen Schlößchens ist jetzt ein Wirthshaus „Zum Schloß" errichtet; die Terrassen des Gartens hinter dem Schlosse (S. 193 oben) sind noch erkennbar und Einzelnes der übrigen alten Umgebung erhalten: die alten Linden vor dem Schlosse, ein Theil der Ringmauer, das Wohnhaus des fürstlichen Oberjägermeisters und ein Theil der Ställe. Mit Waldhörnern (S. 193) pflegten die Jäger das Wild aus den Feldern in den Wald zu scheuchen.

374. Zweibrücken (S. 193) war die Residenz des kinderlosen Pfalzgrafen Christian VI.; seine Neffen Karl Theodor und Maximilian succedirten ihm in Zweibrücken, Letzterer — der Stammvater des gegenwärtigen bairischen Hauses — zugleich den Hauptlinien des Hauses in Kurpfalz und Baiern. In Zweibrücken lebte damals der Goethen noch unbekannte Maler Müller und wol auch sein Leipziger Freund Gervinus.

Der Hornbach begleitete die Reisenden rechter Hand von Zweibrücken südlich bis unfern Bitsch; ehemals eine eigene Reichsgrafschaft, war Bitsch zugleich mit Lothringen Frankreich einverleibt. Auch im letzten Kriege hat die Festung sich als uneinnehmbar bewährt.

Von hier mit den nach dem Rhein zu abfallenden Bächen wurde nicht die direkte große Straße nach Niederbronn, sondern der Weg durch das ihr parallel laufende, westlichere Bärenthal (S. 194) eingeschlagen. Dasselbe wird in einem neuern französischen Werke geschildert: Parallèlement à la pittoresque vallée qui relie Niederbronn à Bitche et dans laquelle passe la grande route qui conduit d'Alsace en Lorraine, court la vallée agreste et sauvage du Baerenthal, où le promeneur rencontre, au sein d'une nature grandiose, les forges de Mutterhausen et les usines de Baerenthal, qui fabrique les fers et les aciers, destinés principalement à la belle manufacture d'armes de Mutzig. Ces monts élevés, cette suite d'étangs, qui se succèdent dans presque toute la longueur de la vallée ..., toute cette industrie humaine, le bruit des forges,

le retentissement des martinets, contrastent d'une manière si frappante avec ces grandes solitudes et ces rudes aspects (Souvenirs de Niederbronn, par A. Dupuy, 1854, p. 20).

Goethe nennt jene Urwälder dicke (S. 194) im Sinne von dicht, nach der 5ten Bedeutung des Worts bei Grimm (II. Sp. 1075: dicker Wald, dicke Hecken, dick Gesträuch). Sanders (unter dick) bezieht den Ausdruck dicker Wald auf die Menge der Bäume, dichter Wald auf deren örtliche Nähe.

375. Der Name von Dietrich ist einer der geachtetsten des Elsaß. Spach hat sowol dem Straßburger Ammeister Dominik Dietrich, dem Urheber der Kapitulation der Stadt an Frankreich v. J. 1681, als dessen Urenkel, dem Baron Friedrich von Dietrich, Biographien gewidmet, welchen Trauttwein von Belle „ebenso viel Pietät als Anmuth und Gründlichkeit" zuschreibt (S. 24 des Vortrags: Das Elsaß im 17. und 18. Jahrh., Berlin 1865). Der Enkel des Ammeisters Johann Dietrich hatte, Goethe's Angabe entsprechend (S. 194), von mehreren Zweigen der Grafen von Leiningen-Dabo den dritten Theil der Herrschaft Oberbronn und ein Sechstel der Herrschaft Niederbronn (1761 bis 1764) und von dem Lothringer, Kaiser Franz, einen Rest seines ehemaligen Herzogthums, die Herrschaft Reichshofen (S. 195 oben), 1761 käuflich an sich gebracht. In dem Jahre, von welchem Goethe schreibt, erwarb er noch das berühmte Steinthal (le Ban de la Roche) hinzu. Ces acquisitions, sagt Spach, avaient une raison d'être; car, sur ces domaines mêmes, le nouveau baron donnait du pain à quinze cents familles ouvrières, employées dans quatre hauts fourneaux, et dans les vastes forêts exploitées pour livrer le combustible à ces forges (Oeuvres choisies, Tome I. Biographies alsaciennes, 1866, p. 193, und besonders 1857). Dessen berühmterer Sohn Friedrich ward dann der erste Maire von Straßburg. Jener Besitz ist der Familie zum Theil erhalten geblieben (Ristelhuber, S. 626).

376. Schöpflin hat in seiner Alsatia illustrata (Thl. I. S. 147 flgd.) die römischen Alterthümer der Niederbronner Bäder (S. 194) beschrieben. Zu Ende des 16. Jahrhunderts hatte man beim Aufgraben der alten Badebecken auf deren Boden mehrere Hunderte einst als Opfer hineingeworfener römischer Münzen aus den letzten Zeiten der Republik und aus der Kaiserzeit und dann dem Jupiter gewidmete Säulen, Fragmente

eines der Minerva geweihten Basreliefs, Inschriften (ex voto eines Centurio der 8. Legion), Gefäße, Metallwerkzeuge und ganze Altäre aus jenen Zeiten in einer Tiefe von 2½ Meter im Boden aufgefunden. Nach Goethe's Beschreibung muß man hierher die Entstehung seines Gedichts „Der Wandrer" verlegen, welches er im folgenden Winter begann und in Wetzlar vollendete.

Von der Wasenburg zwischen Nieder- und Oberbronn (S. 194), einer Burgruine, zu der man durch den schönsten Wald aufsteigt, überblickt man — sofern nicht die nächsten Bäume wie vor zwanzig Jahren die Aussicht verdecken, — die fruchtbaren Ebenen des Nieder-Elsaßes bis zu dem im Nebel der Ferne sich verlierenden Straßburger Münster.

Die im Jahre 1583 entdeckte Inschrift, berühmt, weil das Adjectiv tegulicius, von tegula, Ziegel, nur in ihr vorkommt, lautet: Deo Mercurio attegiam teguliciam compositam Severinius Satullinus C. F. [Caji Filius] ex voto posuit l. l. m. [laeta lubente mente].

(Dupuy, a. a. O. S. 8, 13 u. 14, u. Ristelhuber, S. 310; bei Letzterem S. 311 findet man eine weitläufige Literatur über Niederbronn und seine Bäder.)

Von Niederbronn führt jetzt die große Straße und die Eisenbahn an dem Schlachtfelde von Wörth bei Reichshofen vorbei durch die Hagenauer Reichsforst direkt nach Hagenau; Goethe wandte sich etwas südlicher auf die Buchsweiler Straße bei Nieder-Modern (S. 195), von da auf dem rechten Ufer der Moder nach Hagenau und dann auf Waldwegen über Schirheim und Schirhofen nach Sessenheim.

377. Oliver Goldsmith's Landpriester von Wakefield (S. 195 bis 198), am 26. März 1766 zuerst erschienen (die 2. Aufl. im Mai, die dritte im August), war schon im folgenden Jahre von dem durch seine Fehde mit Mendelssohn bekannten Leipziger Joh. Gottfr. Gellius ins Deutsche übertragen worden (Leipzig 1767). Herder, der, von einer gewissen Abneigung gegen alles Französische erfüllt, zur Zeit seines Straßburger Aufenthalts viel Englisch studirte, in Sterne lebte, die Richardson'schen Romane seiner Braut empfahl, hatte dorthin auch den berühmten Dr. Primrose mitgebracht (vergl. Lebensbild, III. S. 84 u. 85, 116, 140, 180, 195, 276, 279, 363, u. Nachl., III. S. 39). In der Zeit, als Busch zur Operation zugezogen wurde und Herder Abends mit Goethe und Peglow oft zu den Karten

griff, im November 1770, las er ihnen den englischen Roman vor. Zum Vorlesen besaß er besonders Talent; in Eutin, „wo Prinz und Hofdamen" die Nase über Lessing's „Minna" gerümpft, brachte er es durch seine Recitation des Stücks dahin, daß sie es spielten; auch in Darmstadt hatte er aus Klopstock, Kleist, den Minnesängern vorgelesen (Lebensb., III. S. 138 und 127). So machte er auch in Straßburg für Goldsmith's Roman durch Vorlesen die beste Propaganda. Er schreibt seiner Braut im November 1770: „Haben Sie den Landpriester von Wakefield gelesen? Ich lese ihn jetzt wol schon zum vierten Male. Er ist eins der schönsten Bücher, die in irgend einer Sprache existiren und sehr, sehr gut übersetzt! ... So frug ja jener ehrliche Mann alle Leute: Habt Ihr den Propheten Baruch gelesen? Und so mach' ich's beinahe mit meinem Landpriester von W. Er ist von der Seite der Laune, der Charaktere, des Lehrreichen und Rührenden ein rechtes Buch der Menschheit" — und im nächsten Briefe: „Für den Landpriester von W. bin ich gut, daß er die paar Groschen, die er kostet, so ersetzet und werth ist als kein Buch von der Größe. Als Roman hat er viel Fehlerhaftes, als ein Buch menschlicher Gesichter, Launen, Charaktere und, was am Schönsten ist, menschlicher Herzen und Herzenssprüche will ich für jede Seite so viel geben, als das Buch kostet." Zugleich stellt er eine eigene Uebertragung der darin enthaltenen Romanze vom „Wanderer" in Aussicht, welche früher publizirt war und den Druck des Ganzen nach sich gezogen hatte. In der feinen Charakteristik erblickte Herder daher, wie Irving und B. Auerbach (in den „Deutschen Abenden") das Hauptverdienst des Romans, durch welchen, nach Irving, ein Ruheloser zum Lobredner des häuslichen Herdes wird, ein Hagestolz das vollkommenste Gemälde einer guten Ehe liefert und ein von den Frauen Mißachteter die weibliche Liebenswürdigkeit in ihren feinsten Abschattungen zur Geltung bringt.

378. Indem Goethe jetzt (S. 198) zu dem dritten und letzten Abschnitte dieses Buchs übergeht, welcher erst im folgenden seinen Abschluß erhält, zu der Idylle Sesenheim, „verwechselt er die Zeiten wundersam", jedoch ohne die Wahrheit seiner dichterischen Erzählung zu beeinträchtigen. Goethe schildert nicht, wie man erwarten sollte, den Besuch, welchen er auf der Rückreise von der Pfalz und aus Lothringen im Juli 1771 in Sessenheim abstattete (oben S. 195), sondern seinen ersten Besuch.

Dieser fällt aber, wie erhaltene Briefe zeigen (Stöber's Salzmann, S. 61), in den Oktober 1770. Wenn derselbe daher der Bekanntschaft des Dichters mit Goldsmith's Romane voranging, so hat Goethe, indem er den ersten Besuch als eine Folge dieser Bekanntschaft darstellte, das Ganze tiefer erfaßt, einen vorhandenen Kausalnexus, der ihm inmitten des Lebens vielleicht unklar geblieben war, bewußt ausgesprochen, in der Wirklichkeit verschlungene Fäden zu einem klaren Gewebe geordnet und das Ursächliche eben auch zeitlich vorangestellt. Was Goethe eigentlich erlebte, die Wiederspieglung der Dichtung in der Wirklichkeit, das erfahren wir so am Besten, und der Vergleich mit Burchell ist wahr (S. 204), wenn ihn auch Weyland niemals oder doch nicht zu der Zeit hat machen können.

Goethe's Vergnügen an Verkleidungen (S. 199) ist schon in Anm. 238 berührt; Jupiter's Verwandlung kannte er aus Ovid's Metamorphosen, Heinrich's IV. Inkognito aus dessen Lebensgeschichte und aus Hiller's und Weiße's Operette „Die Jagd" nach der Komödie von Collé: La partie de chasse de Henri IV. (wonach Schwan's Lustspiel: Die Jagdlust Heinrich's IV. 1769).

Daß Weyland (S. 198) Goethen in Sessenheim einführte, hatte seinen guten Grund. Er war dadurch, daß ein Bruder der Frau Brion, der oben in Anmerkung 371 genannte Regierungsrath Schöll in Saarbrücken, seine Schwester geheirathet hatte, mit dem Brion'schen Hause verschwägert, und es wird uns dadurch verständlich, daß die Unterhaltung in Sessenheim sich anfänglich auf diese persönlichen Verhältnisse bezog (S. 201 u. 202 „Onkeln und Tanten, Vettern, Basen", u. 203 „Land- und Familienkreis").

Weyland und sein Begleiter, der lateinische Reiter (s. Anm. 117), hatten auf der, Letzterem von der Herreise schon bekannten Rheinstraße über Wanzenau, Herrlisheim und den großen hessen-darmstädtischen Flecken Drusenheim (von etwa 1700 Seelen) 33½ Kilometer, etwa 5 Meilen, bis Sessenheim zurückzulegen. Sie hielten zu Drusenheim in dem jetzt nicht mehr vorhandenen Klein'schen Gasthofe „Zur Post" an. Hinter dem Orte, in der fruchtbaren Ebene, an Gärten und Hopfenfeldern vorbei, biegt man links von der Straße vor dem Eintritte in den Eichwald, der sich bis dicht vor Sessenheim erstreckt, in den Fußpfad über Wiesen ein (S. 200), um durch Busch und Wald den Weg etwas abzukürzen.

Sessenheim gehört zu den größern Dörfern. Pfarrer Lucius daselbst (Aus der Geschichte eines alten Pfarrhauses, o. O. u. J. [1871], im Selbstverlag des Verfassers) giebt die Pfarrgemeinde auf 1000 Mitglieder an, Protestanten und Katholiken. Der ganz von Bäumen und Gärten eingeschlossene Ort, hauptsächlich aus einer langen Straße bestehend, welche sich um die große, steinerne, geweißte, mit einem achteckigen Thurm gezierte Simultan-Kirche nach dem Bürgermeister-Amt und der, der Kirche gegenüberliegenden protestantischen Pfarre zu herumbiegt, trägt mit seinen, meist den Giebel der Straße zuwendenden Fachwerk-Häusern und den Baumgärten zwischen den Gehöften einen ächt deutschen, dörflichen Charakter. Der Lärm der mehr als fünf Minuten entfernten Landstraße dringt nicht in die allgemeine Stille hinein. Das Wirthshaus „Zum Roß" (S. 200) steht rechter Hand an der Einbiegung der Straße. Von da hatte Goethe nur wenige Schritte zum Pfarrhofe. Scheune und Stall desselben sind noch heute vorhanden. Das Pfarrhaus selbst ist dagegen i. J. 1834 abgebrochen und ein neues zweistöckiges massives Wohngebäude von fünf Fenstern Front, gelb abgeputzt, mit schönen Tannen davor und wohlgepflegten Blumen, an Stelle des in Lucius' Schrift getreu abgebildeten niedrigen, wenn auch zweistöckigen, grünumrankten, hölzernen Fachwerk-Hauses errichtet. Zur Rechten und zur Linken des mit einem Vorgitter bis zur halben Höhe geschlossenen Einganges hatte das Haus nur je ein Fenster, im zweiten, äußerst niedrigen Stockwerke deren drei mit kleinen Scheiben und in dem mit nur einem Schornstein gekrönten Dache den Taubenschlag vorn hinaus.

Grundherr von Sessenheim war damals der Kardinal Prinz Rohan-Soubise in Zabern, als Besitzer der Herrschaft Fleckenstein, zu deren Amte (bailliage) Roppenheim außer Sessenheim auch die Nachbarorte Dalhunden, Dengelsheim, Reschwog u. a. m. gehörten (Ristelhuber, S. 627).

379. Die Familie Brion (S. 200 bis 203) bildeten damals sieben Mitglieder:

a. Der evangelisch-Lutherische Pfarrer Johann Jakob Brion, ein Straßburger, dreiundfunfzig Jahre alt, vor zehn Jahren von der zwei Stunden entfernten Pfarre zu Niederrödern hieher in ein Kirchspiel von sechs Gemeinden und mehr als 1500 Parochialen befördert, klein von Statur, freundlichen Wesens, überaus wohlthätig und gastfrei und als Theologe zur Orthodoxie neigend;

b. seine Gattin, eine geborne Schöll, aus dem Baden-Durlach'schen, damals sechsundvierzigjährig. Die Grabsteine beider Ehegatten findet man an der Südwand der Kirche außen angelehnt.

Von den zehn Kindern des Pfarrers lebten damals noch fünf, und zwar:

c. Katharina Magdalena, etwa zweiundzwanzig Jahre alt, Gattin des Pfarrers Gockel zu Eichstetten im Baden'schen, welche Goethe nie gesehen zu haben scheint;

d. Maria Salomea, etwa zwanzig Jahre alt, 1782 an den Pfarrer Marx zu Diersburg in Baden, einen Straßburger, verheirathet, bei Goethe die älteste Tochter, Olivie (S. 201 u. 211);

e. Friederika Elisabetha, zwei Jahre jünger, unvermählt geblieben;

f. Jacobea Sophia, etwa vierzehn- oder funfzehnjährig, eben konfirmirt, gleichfalls unvermählt geblieben, deren Goethe nicht gedenkt;

g. der Benjamin der Familie, Christian, ein Sessenheimer Kind, geboren am 18. März 1763, also erst sieben Jahre alt, ergriff den Beruf des Vaters, war ihm 1786 adjungirt, 1787 Pfarrer zu Rothan im Steinthal, wohin auch seine Schwestern Friederike und Sophie zogen, 1792 zu Gries, 1807 zu Niederbronn und 1816 zu Barr. Er ist Goethe's Moses (S. 203).

Lucius, dem diese Notizen entnommen sind, bemerkt, daß das Sessenheimer Kirchenbuch nur die Konfirmationszeit der Geschwister ad c bis f (Ostern 1762, 1764, 1766 und 1770) ergebe, und daß aus dem in dortiger Gegend herkömmlichen Einsegnungsalter von 14 Jahren das Lebensalter dieser vier Brion'schen Töchter sich, wie geschehen, annähernd bestimmen lasse. Sie sind sämmtlich zu Niederrödern geboren, das dortige Kirchenbuch aber ist von dem 1793 flüchtenden Orts-Pfarrer Hasselmann den Flammen übergeben worden (Geschichte e. alten Pfarrhauses, S. 10).

Daß die Sessenheimer Stelle einträglich gewesen (S. 200), ergiebt sich aus dem Umfang der Parochie und der Größe des Pfarrlandes von etwa 160 Morgen (32 Hektaren), des Feldes (S. 200), und des zu den Pfarreinkünften gehörenden Feld- und Blut-Zehnten; die noch erhaltene geräumige Pfarrscheune hieß daher die „Zehnerscheuer".

380. Die deutsche Tracht, die Nationaltracht (S. 201) behauptete „aller Kleiderordnungen der Provinzial-Intendantur und des Straßburger Magistrates ungeachtet ihr wohlerworbenes Gewohnheitsrecht" bis zu St. Just's Proklamation vom 15. Nov. 1793: Les citoyennes de Strasbourg sont invitées de quitter les modes allemandes, puisque leurs coeurs sont français (Trauttwein von Belle, Das Elsaß ꝛc., S. 17).

Ebenso die Elsaßerliedchen (S. 202); Goethe brachte „die alten Melodien, wie sie Gott erschaffen hat", nach Frankfurt mit. Auch Herder's Braut liebte es, mit ihrer Schwester diese Volkslieder zu singen. Wenn Goethe jedoch schreibt, er habe „die Lieder aus den Kehlen der ältesten Mütterchen aufgehascht; ein Glück! denn ihre Enkel singen alle: ‚Ich liebte nur Ismenen'" —, so bezeichnet er damit wol eine der zärtlich-traurigen Arien, welche Friederiken gar nicht gelangen (S. 202; vergl. Aus Herder's Nachlaß, I. 29, u. III. 189). Noch im Oktober 1815 rezitirte Goethe, als er in Karlsruhe mit Hebel zusammentraf und Dieser seine allemannischen Lieder vortrug, ein elsäßer Liebeslied (S. Boisserée, I. S. 288).

381. Der Wirthssohn in der Post zu Drusenheim, (S. 206) George Klein (zuerst genannt in Näke's „Wallfahrt nach Sesenheim", 1840, aus dem Jahre 1822, als Klein noch lebte), ist als Revierförster (nicht Forstinspektor, wie er wol vom Volke genannt wurde) zu Drusenheim verstorben. Er war bis zuletzt ein einfacher „Bauernbursche" (nach an Ort und Stelle ermittelten Nachrichten des Freiherrn von Biedermann). Die Wöchnerin (S. 207) war, wie das Folgende ergiebt, Klein's Schwester.

Wegen des Räzels (das.) s. oben Anm. 325.

„Hoffart muß Noth (oder Zwang) leiden" ist sprichwörtliche Redensart (Wander's Sprichw.-Lex., „Hoffarth" Nr. 74, ebenso 16, 73, 77, 79, 104).

Der Bach (S. 207), den schon Näke 1822 nicht mehr auffand, ist zu Anfang dieses Jahrhunderts abgeleitet worden, an einigen Stellen sein Bett aber noch erkennbar (Lucius, S. 17).

Goethe sagt: Ich war nicht weit gesprungen; die durch den Wald zurückzulegende Wegstrecke erforderte aber doch immer eine gute Stunde Zeit.

382. Die Bank vor der Thüre (S. 208) hatte, den Abbildungen des Hauses zufolge, der Eintretende zur rechten Hand.

An einer Buche des hier von Goethe Friedrikens Ruhe (S. 209), im Orte selbst „Nachtigallenwäldl" benannten Gehölzes ward später eine Tafel angeschlagen mit den Namen der Brion'schen Familienmitglieder und der Freunde, zuletzt dem Goethe's (Werke, Bd. III. S. 17). Wie Sophie Brion (Anm. 379 f) i. J. 1835 an Heinrich Kruse erzählte, „waren vier schöne Buchen dort gewesen, so dicht verwachsen, daß man beim Regen darunter nicht naß wurde" (Morgenblatt, 1840, Nr. 213, mitgetheilt von Fr. Laun, Pseudonym von Fr. Aug. Schulz). Die Stelle ist jetzt nicht mehr erkennbar; aber eine Erderhöhung einige Hundert Schritte vom Dorfe, auf dem Felde südlich desselben, wird dafür angesehen (s. „Abstecher nach Sesenheim" in der Beil. von Nr. 172 der N. Preuß. Zeitung 1874). Von da aus würden die waldigen Rheininseln (S. 209) mit dem Schwarzwalde im Hintergrunde in östlicher, die Vogesen gegenüber in südwestlicher, Drusenheim — in Wirklichkeit nicht sichtbar — mit dem Straßburger Münster im Hintergrunde in südlicher und das Dorf und der Kirchthurm in nördlicher Richtung liegen.

Tiefes Athemholen (S. 210, Zeile 2 und Zeile 27) findet sich bei Goethe oft als Zeichen großer Gemüthsbewegung; z. B. Bd. XVIII. S. 113 und oben S. 207, Z. 7 v. u.

Riekchen (S. 210) ist auch im Elsaß als Diminutivform üblich; Friederike selbst nannte später ein von ihr erzogenes Mädchen „Rickchen" (Lucius, S. 28); ebenso ist Goethe's: „Du bist ein excellenter Junge" (S. 211) dem Leben entnommen, wenigstens legt Jung zur selben Zeit Goethen selbst diese Worte in den Mund (Stilling's Wanderschaft, S. 201). Auch variirt Olivie S. 212 bei ihrem Scherze mit Goethe die bekannte volksthümliche Redensart: „Hast Vögel unter der Mütz?" — wie deren mehrere in den Text verwebt sind, z. B. oben S. 208 des Erasmus Necessitas magistra, das ebenso von der Liebe gilt (s. Wander, a. a. O. „Noth" Nr. 207, ebenso 17, 40, 48, 179, 223 flgde., und „Liebe" Nr. 475 u. 493).

383. Das Märchen Die neue Melusine (S. 213 u. 214) ist in der Gestalt, wie Goethe es in seiner Jugend erzählte, nicht aufgeschrieben oder doch nicht bekannt. Daß er in jener Zeit Märchen gedichtet, ergiebt eine Briefstelle vom Ende des

Jahres 1768 (Jahn, S. 77 u. 157). Die jetzt vorliegende Form der „neuen Melusine" stammt erst aus dem Sommer 1807; diese hatte Goethe S. 214 im Sinne; im Drucke erschien sie erst in Cotta's „Taschenbuch für Damen" a. d. J. 1817 (S. 1 bis 24) und 1819 (S. XIX bis XXXVI), eingeleitet mit den Worten: „Man hat das Märchen verlangt, von welchem ich zu Ende des zweiten Bandes meiner Bekenntnisse gesprochen. Leider werde ich es jetzo in seiner ersten unschuldigen Freiheit nicht überliefern; es ist lange nachher aufgeschrieben worden und deutet in seiner jetzigen Ausbildung auf eine reifere Zeit, als die ist, mit der wir uns dort beschäftigten" (Werke, Bd. XVIII. S. 323—343 u. S. 445—447). Das Grundmotiv, daß nämlich, wie in der „Wunderbaren Geschichte von der edlen und schönen Melusina, welche eine Tochter des Königes Helmus [von Albanien] und ein Meerwunder gewesen ist", eine Wasserfee in die Menschenwelt eintritt und einen Ritter liebt und heirathet, hier das Gleiche der Tochter des Zwergenkönigs, einer Pygmäe, einer Bergfee widerfährt, so daß nun die Phantasie mit den menschlichen Größenverhältnissen, wie in Gulliver's Reisen, spielen kann, — dies wird, da es sich aus dem Titel ergiebt, in der ältern Fassung unverändert und nur die Durchführung verschieden, weniger kunstvoll, aber reich an persönlichen Beziehungen und scherzhafter gewesen sein. E. v. Bülow ging (Frankf. 1849) mit einer „allerneusten Melusine" noch über Goethe hinaus.

384. Den Doktor Gall (S. 215) hatte der Dichter im August 1805 zu Halle kennen gelernt und dessen dortige kraniologische Vorlesungen mit großem Genusse besucht, wie er in seinen „Annalen" v. J. 1805 ausführlich erzählt. Auch die obige Aeußerung finden wir dort wiederholt: „Er [Gall] scherzte über uns Alle und behauptete, meinem Stirnbau zufolge: ich könne den Mund nicht aufthun, ohne einen Tropus auszusprechen, worauf er mich denn freilich jeden Augenblick ertappen konnte. Mein ganzes Wesen betrachtet, versicherte er ganz ernstlich, daß ich eigentlich zum Volksredner geboren sei. Dergleichen gab nun zu allerlei scherzhaften Bezügen Gelegenheit, und ich mußte es gelten lassen, daß man mich mit Chrysostomus in eine Reihe zu setzen beliebte."

385. Zum Schlusse bringen wir zu S. 189 aus dem Werke von A. Köllner, „Gesch. der Städte Saarbrücken und St. Johann" (2 Bde. 1865), noch Einiges nach.

Die Stadt Saarbrücken ward unter Fürst Wilhelm Heinrich, nach Entfernung der Thore und Mauern, beinahe völlig neu erbaut (Köllner, I. S. 383). Sie zählte etwa 3000 Einwohner (daſ. S. 410). Die Lutheriſche Kirche, ſeit 1762 im Bau, erſt 1775 vollendet, war Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. Anſehnliche Gebäude, das Gymnaſium, das Waiſenhaus, das reformirte Pfarr- und Schulhaus, umgaben den „Neuen Kirchenplatz“ (daſ. I. 377 u. II. 381). Das fürſtliche Schloß, 1738 bis 1748 neu erbaut, erhob ſich auf der Oſtſeite unmittelbar über der Saar und der 500 Fuß langen Brücke, auf ſteilen Felſen. Zur Anlage des Schloßgartens und eines Quai's ward der Fluß in ein andres Bett geleitet. „Ferner wurden die Bollwerke und die alten Mauern abgetragen . . . ., die Felſen weggeſchrotet, Terraſſen und Treppen zur Tiefe des Gartens angelegt“, Alles in der Epoche von 1760 bis 1765, unter der Leitung des Gartendirektors Köllner. Auf den Ruinen des i. J. 1793 ganz verwüſteten und niedergebrannten Schloſſes ſind ſeit 1809 Privatgebäude errichtet (daſ. I. 365, 384, 454 u. II. 261 flgd.). Dem lebensluſtigen Beſitzer, nach Köllner „dem unvergeßlichen Fürſten“, verdankten Stadt und Land allgemeinen Wohlſtand; aber Goethe fand 1771 eine „kaiſerliche Adminiſtrations-Kommiſſion“ zur Regulirung der vielen hinterlaſſenen Schulden am Orte vor (I. 378 u. 398). An der Spitze der Regierung ſtand (ſchon 1766, bis 1777) der von Goethe genannte Geheime Rath und Regierungs- und Kammer-Präſident Freih. v. Günderode, Mitglied des Hauſes Alten-Limpurg; ſeine Gattin war eine Frankfurterin v. Stalburg (Anm. 19d); ſie bewohnten „das Eckhaus rechts an der Brücke und am Quai neben dem Oberamt“. — Schöll (Anm. 371) war bis 1774 zweiter Regierungsrath (I. 369, 378, 383, 397 u. 403).

Das Schloß zu Neunkirchen (S. 193) hieß „Schloß Jägersberg“ (Köllner, I. 388 u. ſonſt).

Author Goethe, Johann Wolfgang von 13580 LG G599

Title Werke. Vol. 20-21.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 30 15 09 007 4